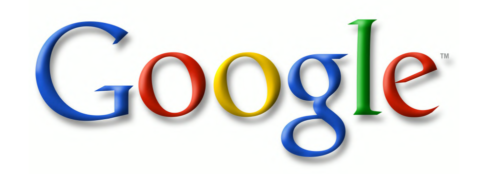


Centralblatt

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben

von

Dr. med. et phil. G. Buschan.

I. Jahrgang 1896.

Breslau 1896.

J. U. Kern's Verlag.

(Max Müller.)

Inhalt.

Centralblatt
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von Dr. phil. et med. G. Buschan.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

1. Jahrgang. Heft 1. 1896.

Vorwort.

Dem gewaltigen Aufschwunge, den die „wissenschaftliche Anthropologie“ seit ungefähr zwei Dezennien genommen hat, seitdem sie sich von den Fesseln mehr oder minder verwandter Disziplinen losgelöst und zur selbständigen Wissenschaft ausgebildet hat, ist eine so bedeutende Zunahme der litterarischen Produktion auf diesem Gebiete — wie im übrigen bei jeder frisch aufblühenden Wissenschaft — gefolgt, dass es für den Einzelnen recht schwierig, wo nicht gar ganz unmöglich erscheint, sich bei den überaus zahlreichen Publikationen, die ausserdem oft genug noch in nicht fachschriftlichen Zeitschriften erscheinen, einen Gesamtüberblick zu verschaffen und so auf dem laufenden zu bleiben. Die übrigen Wissenschaften, vor allem die verschiedenen Zweige der Medizin und Naturwissenschaft, besitzen zu diesem Zwecke jede ihr Centralblatt. Die anthropologische Wissenschaft hat ein solches nicht. Wer wissenschaftlich thätig ist, wird diesen Mangel als einen grossen Übelstand empfunden haben. Unter den vorhandenen Fachzeitschriften befindet sich kein Organ, das über den Inhalt der Neuerscheinungen auf anthropologisch-urgeschichtlichem Gebiete möglichst schnell und kurz berichtet, zugleich aber auch durch einen annehmbaren Abonnementspreis zahlreichen Interessenten zugänglich gemacht ist.

Bei verschiedenen Zusammenkünften bezw. brieflichem Meinungsaustausch wurde von Seiten der Fachgenossen diesem Bedürfnis Ausdruck gegeben. Als bei einer solchen Gelegenheit der Unterzeichnete von verschiedenen Seiten ermuntert wurde, ein solches Fachblatt ins Leben zu rufen, setzte er sich mit einer Reihe maassgebender Persönlichkeiten in Verbindung, holte deren Ansicht hierüber ein, und, da diese durchweg günstig und ermutigend lautete, entschloss er sich,

die Gründung und Leitung eines Centralblattes für Anthropologie zu unternehmen. Die auf die Versendung des ersten Prospektes im August des vorigen Jahres dem Herausgeber zugegangenen zahlreichen, das Unternehmen durchgehends überaus sympathisch und als recht zeitgemäss begrüssenden Zuschriften, sowie die stattliche Anzahl der Mitarbeiter, die ihre Kraft bereitwilligst dem Centralblatt zur Verfügung stellten, sind Beweis dafür, dass mit der Gründung desselben einem wirklichen Bedürfnisse entsprochen wird.

Das Centralblatt
für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

hat sich zur Aufgabe gestellt, möglichst schnell, kurz und objektiv über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf den in seinem Titel angeführten Gebieten auszugsweise zu berichten und gleichzeitig eine bibliographische Übersicht zu geben. Es soll also hauptsächlich Referatszwecken dienen. Ferner soll diese Berichterstattung sich nicht allein auf die Litteratur in deutscher Sprache beschränken, sondern auch sich auf die wichtigsten Erscheinungen der amerikanischen, bosnischen, czechischen, dänischen, englischen, finnischen, französischen, griechischen, holländischen, italienischen, norwegischen, polnischen, russischen, schwedischen, spanischen und ungarischen Litteratur erstrecken. Das Centralblatt erhält hierdurch einen internationalen Charakter.

Wenngleich es nicht unbedingt in dem Wesen eines Centralblattes liegt, Originalartikel zu bringen, so wird dennoch beabsichtigt, um den Wünschen verschiedener Fachgenossen gerecht zu werden, jeder Nummer eine ganz kurze Originalarbeit (von 2—3 Seiten) beizugeben. Die Auswahl des Themas soll nach Möglichkeit so getroffen werden, dass von demselben zu erwarten steht, dass es von allgemeinem Interesse sein wird.

Schliesslich soll das Centralblatt auch noch Personalien, kurze Berichte über wissenschaftlich-anthropologische Versammlungen des In- und Auslandes, wie überhaupt Beiträge zur Tagesgeschichte bringen.

Der Inhalt soll eine strenge Einteilung nach den im Titel angegebenen Fächern erfahren.

Unter der Rubrik „Anthropologie“ sollen die Gesichtspunkte: Stellung des Menschen in der Natur, Transformismus, Ursprung des Menschen, Vererbung, Deformation, Anomalien am Skelett, Mess- und andere Untersuchungsmethoden, Theorien der Craniometrie,

Degenerationsanthropologie u. a. m., soweit es für die allgemeine Anthropologie von Wert ist, Berücksichtigung finden.

Unter der Rubrik „Ethnologie“ soll der Völkerkunde im allgemeinen, der Rassenkunde und ihrer Klassifikation, sowie der Völker-Physiologie, Psychologie und Pathologie im besonderen Beachtung geschenkt werden.

Unter der Rubrik „Urgeschichte“ sollen die prähistorische Forschung (auch Zoologie und Botanik), vorgeschichtliche Altertümer, Einteilung der Vorzeit und die Paläoethnologie behandelt werden.

Die verschiedenen Theorien in der Anthropologie und Urgeschichte haben in den Mitarbeitern ihre Vertreter gefunden; Polemik jedoch soll in dem Centralblatte nicht zum Austrag gebracht werden.

Ihre gütige, zum grössten Teil regelmässige und ständige Mitarbeiterschaft haben bereits zugesagt

für das anthropologisch-ethnologische Fach die Herren:

Dr. Achelis-Bremen — Dr. Alsberg-Cassel — Prof. Dr. Anutschin-Moskau — Dr. A. Bertillon-Paris — Dr. F. Boas-Berlin — Dr. H. Bresler-Freiburg — Prof. Dr. G. Brinton-Philadelphia — Dr. Collignon-Paris — Dr. Dedichen-Dronthjem — Dr. Sören Hansen-Kopenhagen — Dr. Hovorka Edler von Zdéras-Janjina — Dr. Hultkrantz-Stockholm — Dr. Alex. Iwanowski-Moskau — Dr. ten Kate-Scheveningen — Dr. Koch-Kopenhagen — Prof. Dr. Kollmann-Basel — Dr. Kurella-Brieg — Dr. Laloy-Paris — Dr. Lehmann-Nitsche-Gocanowo — Dozent Dr. R. Martin-Zürich — Prof. Dr. Manouvrier-Paris — Dr. Mies-Köln a. Rh. — Prof. Dr. Mingazzini-Rom — Prof. Dr. L. Moschen-Rom — Dr. Myers-London — Dr. Näcke-Hubertusburg — Generalarzt Dr. Ornstein-Athen — Dr. Rasch-Potsdam — Dr. J. Sasse-Zaandam — Prof. Dr. Scheppich-Kiel — Konservator Dr. Schmeltz-Leyden — Prof. Dr. Emil Schmidt-Leipzig — Dr. Schumann-Löcknitz — Dr. Scipio-Stettin — Prof. Dr. Sergi-Rom — Wirkl. Staatsrat Prof. Dr. Stieda-Königsberg — Prof. Dr. v. Török-Budapest — Oberstabsarzt Dr. Weisbach-Sarajewo — Prof. Dr. Zuccarelli-Neapel;

für das prähistorische Fach die Herren:

Museumskonservator Dr. Beltz-Schwerin i. M. — Museumsassistent Dr. J. Böhlau-Kassel — Museumsassistent Dr. Bulle-München — Museumsassistent Dr. Deichmüller-Dresden — Museumsassistent Dr. Götze-Berlin — Geh. Rat Dr. Grempler-Breslau — Museumskonservator Gustafson-Bergen — Mag.

phil. Hackmann-Helsingsfors — Museumsdirektor, Prof. Dr. Hampel-Budapest — Dozent Dr. Heierli-Zürich — Dozent Dr. Hörnes-Wien — Dr. W. Hoffmann-Washington — Dr. J. Jankó-Budapest — Prof. Dr. Jentsch-Guben — Museumsassistent Dr. Kumm-Danzig — Dr. Victor Loret-Lyon — Museumsdirektor Dr. Marchesetti-Triest — Dr. Matiegka-Prag — Museumsdirektor Fr. J. Mestorf-Kiel — Prof. Dr. Montelius-Stockholm — Prof. Dr. Moser-Triest — Prof. Dr. Nehring-Berlin — Dr. Orsi-Syrakus — Prof. Dr. Jos. L. Pič-Prag — Prof. Dr. Schrader-Jena — Museumsdirektor Dr. Schwartz-Posen — Museumsassistent Dr. Seger-Breslau — Dr. Hjalmar Stolpe-Stockholm — Museumsassistent Dr. Szombathy-Wien — Museumsdirektor G. Teglás-Déva (Siebenbürgen) — Mr. Fr. de Villenoisy-Paris — Prof. Dr. Walter-Stettin — Dr. Wehrmann-Stettin — Prof. Dr. Woldřich-Prag.

Die stattliche Anzahl und die Namen der Mitarbeiter bürgen für eine gedeihliche Entwicklung des Centralblattes. Der Unterzeichnete verspricht, nach Kräften darnach zu streben, allen an das neue Unternehmen gestellten Hoffnungen und Wünschen gerecht zu werden.

Quod felix, faustum fortunatumque sit.

Stettin, 1. Januar 1896.

G. Buschan.

A. Originalarbeit.

Der Ursprung und die Verbreitung des mittelländischen Stammes,

von Prof. Dr. G. Sergi in Rom.

Der Ursprung der ältesten mittelländischen Kultur, die im 10. Jahrhundert vor Christo ihre Blütezeit gehabt hat, und die heutigentags den Namen der mykenischen, oder ägeischen führt, beschäftigt seit kurzem die Archäologen in hohem Grade. Die Schuld, warum es zu Zeiten noch an der richtigen Erklärung für dieselbe fehlt, liegt meines Erachtens in der vorgefassten Meinung vom Indogermanismus, die die Köpfe verwirrt hat, da sie bisher fälschlicherweise für den Schlüssel aller Erklärungen gehalten wurde. Ich glaube hingegen, dass diese Frage nur dann einer Lösung entgegen gehen kann, wenn die anthropologische Aufgabe der Mittelmeervölker gelöst sein wird. Mit dieser Aufgabe nun habe ich mich seit einigen Jahren beschäftigt. Ich bin dabei zu dem Resultate gekommen, dass die Familie der mittelländischen Völker aus vier Hauptzweigen mit komplexiven ethnischen Namen bestanden hat, den Ligurern, Pelasgern, Lybiern und Iberern, Völkerschaften, die wir später in der Geschichte wegen ihrer Abteilungen und Unterabteilungen unter verschiedenem Namen, wie Italiker, Etrurier, Ägypter etc. wiederfinden. Diese Völkerschaften hatten sich längs des ganzen Mittelmeerbeckens niedergelassen, östlich und westlich, nördlich und südlich, in Klein-Asien, Afrika und Europa.

Woher stammt nun dieser mittelländische Stamm und welcher Gruppe gehört er an? Für den ersten Augenblick erscheint uns die Beantwortung dieser Frage schwierig; wenn wir aber von anderen Gesichtspunkten ausgehen, ergiebt sich ihre Lösung von selbst.

Die ägyptischen Monumente überliefern uns, dass die Ägypter vom Lande „Punt“ hergekommen sind. Trotz mancher Widersprüche scheint dieses Land „Punt“ Äthiopien, das Land der Somâli und einen Teil von Süd-Arabien eingeschlossen zu haben. Die Anthropologen von Morton bis Hartmann und Hamy haben die Überzeugung ausgesprochen, dass die Ägypter afrikanischen Ursprunges

waren, und heutigentags dürfte darüber kein Zweifel mehr bestehen. Ich habe die Köpfe der alten Ägypter mit denen der Äthiopen und Somâlis verglichen und bei allen die gleichen Schädelformen gefunden. Wie bekannt, heisst dieser Stamm mit seinem biblischen Namen der hamitische und wird von den eigentlichen Semiten unterschieden. Aber es hält anthropologisch sehr schwer, zu bestimmen, wer die Semiten eigentlich waren.

Die Anthropologie der mittelländischen Völker ist seit vielen Jahren von Broca, Quatrefages und Hamy eingehend studiert worden. Diese Autoren haben nachgewiesen, dass die älteste Bevölkerung Frankreichs, die sich uns in den Skelettresten von Vezère, Homme-Mort, Solutré repräsentieren, dem gleichen Stamm angehört hat, der im Besitze von Nord-Afrika und den kanarischen Inseln (Lybien im weitesten Sinne) war. Das Gleiche ist auch für die iberische Halbinsel festgestellt. Endlich habe ich selbst eine Identität dieses Stammes mit den Bewohnern des östlichen Afrika herausgefunden. Durch diese Argumente glaube ich beweisen zu können, dass das Land „Punt“ als die Wiege der lybischen Bevölkerung zu betrachten ist. Schwieriger gestalten sich die Nachforschungen über die drei anderen Zweige der gleichen Völkerfamilie, d. h. über die Iberer, Ligurer, Pelasger, die auch heutigentags noch den Grundstock der modernen Völker Spaniens, Italiens und Griechenlands ausmachen. Die ältesten Überreste aus Spanien und Portugal, die wir in den Schädeln von Argar, Casa de Moura u. a. m. besitzen, zeigen uns deutlich ihre Verwandtschaft mit dem östlichen und westlichen Stamme, und dementsprechend auch mit den Ägyptern. — Dasselbe gilt für die Ligurer. Wie für die Iberer, so wird auch für diesen Volksstamm der afrikanische Ursprung durch sehr alte Skelettreste, die in Ober-Italien, von Mentone bis zu Finalmarina hin gefunden worden sind, bewiesen. Diese Skelette, die den Anthropologen genügend bekannt sein dürften, lehren die Einheitlichkeit des Stammes und seine Zugehörigkeit zu den alten Bewohnern von Frankreich und Spanien.

Die Pelasger endlich gelten allgemein für ein unerklärbares und dunkles Volk; die Archäologen haben bisher grosse Schwierigkeit gehabt, ihre Herkunft zu ermitteln, die so dunkel ist, wie die der Etrusker, des berühmtesten und ruhmvollsten Zweiges dieses Stammes. In den von Pelasgern bewohnten Ländern, wie in Troas und Etrurien, hat man Skelette gefunden, deren Schädelformen die nämlichen Typen aufweisen, wie sie in Ägypten, Iberien, Ligurien und Ostafrika gefunden werden. Das pelasgische Volk dürfte, hiernach zu urtheilen, desselben Ursprungs, wie das iberische und ligurische, gewesen sein.

Der wichtigste und zwingendste Beweis für meine Hypothese ist aber die Thatsache, dass die moderne Bevölkerung von Italien, Griechenland und der iberischen Halbinsel fast noch dieselben primitiven ethnischen Elemente trotz der verschiedenartigsten Einflüsse zur historischen Zeit bewahrt hat, dass also jetzt noch der grosse mittelländische Stamm die gleichen Mittelmeergebiete bewohnt und beherrscht, die er schon in der vorgeschichtlichen Zeit inne hatte.

Ich behaupte nun, dass diese Völkerfamilie mit ihren vier Unterbezeichnungen (Pelasger, Lybier, Ligurer und Iberer) einen gemeinsamen Ursprung und Ausgangspunkt im östlichen Afrika vom Somâliland an bis zum heutigen Äthiopien gehabt hat, dass sie von dort ausgewandert ist und zuerst von Ägypten, dann weiter in östlicher Richtung von Syrien und Klein-Asien, in westlicher von dem nördlichen Afrika bis zum atlantischen Ozean hin und von den Kanarischen Inseln Besitz ergriffen hat, sowie, dass sich von Afrika aus von ihr auch die Völkerschaften, die Italien, Griechenland und Spanien besiedelt haben, abzweigten. Ich behaupte ferner, dass die Ausbreitung der grossen afrikanischen Völkerfamilie keineswegs in den Mittelmeergebieten ihre Grenze erreichte; eine grosse Anzahl von Beweisen liegt vielmehr dafür vor, dass dieselbe noch von Frankreich, Grossbritannien, der Schweiz und dem südlichen Russland Besitz ergriffen hat. — Indessen wurde dieser Verbreitung bereits zur neolithischen Zeit durch das Hereinbrechen einer anderen mächtigen und zahlreichen Völkerfamilie, der Kelten, eine Schranke gesetzt. Diese brachen in Frankreich ein, drängten die Mittelländer über die Loire zurück, setzten darauf nach England über und vertrieben hier die ersten Bewohner nach dem Westen und Süden zu; in der Schweiz rotteten sie die bis dahin Ansässigen vollständig aus, in Italien endlich nur im Pothale. Bis zu dieser Zeit ist der mittelländische Stamm der Gebieter des Mittelmeeres und eines grossen Teiles von Europa gewesen. Es ist somit anzunehmen, dass dieser zahlreiche mächtige Stamm sicherlich eine ältere Kultur gehabt hat, als der andere europäischen Ursprunges.

Im ganzen genommen, stellt sich der mittelländische Stamm als eine braune, nicht weisse oder schwarze, auch in seinen Elementen nicht aus einer Mischung von Schwarzen und Weissen hervorgegangene Varietät dar. Seine Hautfarbe wechselt sehr in der Intensität von Afrika bis zum mittleren Europa, vom blassbraunen oder gelblichweissen Colorit bis zum rotbraunen oder rötlichen Farbenton; die Farbe der Augen schwankt zwischen Schwarz und dunklem Kastanienbraun; die Farbe der dichten, welligen, manchmal auch krausen Haare variirt vom Schwarz bis zum hellen Kastanienbraun, wie man mitunter solche noch in Äthiopien und

Abessynien und unter den Somâlis antrifft. — Der Körper erscheint gut gebaut, das Gesicht oval, die Nase leptorrhin oder messorrhin. Die Augenöffnungen stehen horizontal, die Lippen sind dünn, manchmal auch ein wenig fleischig. Die Stirne steht fast senkrecht und ist glatt, ohne sonderlich starkes Hervortreten der Augenbrauenbogen. Die Jochbeine springen nicht hervor und stehen nicht allzuweit voneinander ab. Das Gesicht erscheint nicht niedrig, vielmehr in seinem medianen und proopischen Teile prominent; es besteht kein Prognathismus. Unter den Schädelformen überwiegen die Ellipsoiden, die Ovoiden und die Pentagonalen, also alles längliche oder dolicho-mesocephale Schädelformen. Der Schädel erscheint harmonisch wegen seiner symmetrischen Kurven und des Fehlens übertrieben starker Knochenansätze.

Es ist dies der schönste Stamm unter den menschlichen Varietäten.

B. Referate.

I. Anthropologie.

a. Allgemeines, Methoden, Mensch in der Natur etc.

1. Havelock Ellis: Mann und Weib. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Kurella. Leipzig, G. H. Wigand. 1894. 408 Seiten.

Der Übersetzer hat sich durch Herausgabe dieses Buches ein grosses Verdienst erworben. Das Werk von Ellis ist zwar nur kompilatorisch — eigene Untersuchungen fehlen fast ganz —, aber ist so geistreich, klar und ohne Voreingenommenheit geschrieben, dass es wohl das beste Buch über die körperlichen und seelischen Unterschiede von Mann und Weib darstellt. Nicht bloss die Anthropologie findet sich hier berücksichtigt, sondern auch die Ethnographie, Psychologie und in einigen Kapiteln auch die Neurologie und Psychiatrie, und nicht am wenigsten sind die sociologischen Betrachtungen als geistvoll, originell und weitsehend hervorzuheben. Die Ausstattung ist bis auf die sehr schematischen Figuren eine vornehme, das Buch durchaus preiswert, daher allen angelegentlichst zu empfehlen. In den einzelnen Kapiteln wird die primitive Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern besprochen, die Probleme der sekundären Geschlechtsmerkmale, die Grösse und Proportion des Körpers, das Becken, der Kopf, das Gehirn, die Sinne, die Bewegungsfunktionen, der Intellekt, der Stoffwechsel, die inneren Organe, die Menstruation, die hypnotischen Erscheinungen und Verwandtes, die Emotivität des Weibes, die künstlerische Begabung, die psychopathischen Erscheinungen und die Variabilität des Mannes dargestellt. — Die Quintessenz ist, dass von einer Superiorität eines

Geschlechts über das andere nicht die Rede ist, dass beide sich notwendigerweise ergänzen, dass die Frau durchaus nicht, wie Lombroso und andere wollen, einen unentwickelten Mann darstellt, ja dass in mancher Beziehung der menschliche Fortschritt eine Annäherung an den weiblichen Typus darstellt. *Dr. Näcke-Hubertusburg.*

2. Abr. Clod. Hansen: Mand og Krinde. IV + 205 Seiten. Kopenhagen 1895.

Eine Darstellung der sekundären Geschlechtskaraktere mit besonderer Rücksicht auf die Bewegungsphysiologie im weitesten Sinne. Als Beitrag zur somatischen Geschlechtsanthropologie hat das Buch kein besonderes Interesse, enthält aber eine Fülle von sehr wertvollen Beobachtungen und Bemerkungen über Gymnastik, Plastik, Mimik etc. der beiden Geschlechter, die eine weitere Ausführung verdienen. Hervorzuheben sind die Untersuchungen über die Entwicklungsfähigkeit des Weibes, die in vorurteilsfreier Weise behandelt ist und viel Neues darbietet.

Dr. Sören Hansen-Kopenhagen.

3. Henry Meige: L'infantilisme, le féminisme et les Hermaphrodites antiques. L'Anthropologie. Bd. VI. 1895. S. 257, 414 und 529.

Es existieren in der Natur mehrere körperliche Bildungen, bei welchen die morphologischen Merkmale des Mannes mit denjenigen des Weibes auf einem und demselben Individuum verbunden sind. Diese Bildungsanomalien rühren von einer kongenitalen Veränderung der tropischen Centren des Geschlechtsapparates her. Sie zerfallen in die drei folgenden Klassen, welche Verf. ausführlich studiert und mittelst lehrreicher Abbildungen und Krankengeschichten erläutert.

I. Im Infantilismus bleibt der Organismus auf einer kindlichen Bildungsstufe: die Geschlechtsorgane sind zeitlebens diejenigen eines 10—12jährigen Knaben; die sekundären Sexualmerkmale (Stimme, Körperhaare, männliche Körperbildung und Gemütsstimmung u. s. w.) entwickeln sich nicht. Oft bestehen pathologische Zustände, wie Hysterie, Fallsucht, Idiotie, Fettleibigkeit, Bildungsanomalien der Geschlechtsorgane. Bei gewissen Idioten kann sogar der Organismus auf einer fötalen Entwickelungsstufe zurückgeblieben sein.

II. Interessanter ist der Feminismus. Die Sexualorgane sind, wie bei der vorigen Gruppe, klein und in ihrer Bildung gehemmt. Aber, zur Zeit der Geschlechtsreife, entwickeln sich mehr und mehr beim jungen Knaben die Merkmale des anderen Geschlechts. Die Gesichts- und Körperhaut bleibt mehr oder weniger haarlos; die Schultern sind schmal, das Becken breit, der Bauch vorstehend, die Gliedmaassen rundlich und schön geformt. Das Fettpolster ist stark entwickelt, besonders in der Kreuzgegend, an den Hinterbacken, Schenkeln und der Schamgegend. Die Scham-

haare gelangen nie bis zum Nabel, sondern sind durch eine quere Furche oberhalb der Schambeine begrenzt. Die Brüste sind mehr oder weniger entwickelt, aber besitzen immer die charakteristisch weibliche Form. Die Gemüthsstimmung ist immer eine rein weibliche; diese Individuen haben keine echten Geschlechtstriebe, sondern werden öfters zu verschiedentlichen geschlechtlichen Ausschweifungen benützt. Der Feminismus ist oft mit Fettleibigkeit, Hysterie, Epilepsie oder Infantilismus verbunden.

III. Der Maskulismus ist die umgekehrte Bildungsanomalie: die männlichen sekundären Sexualmerkmale (Bart, Körperbildung, Gemütsstimmung, Stimme u. s. w.) entwickeln sich bei einem Weibe. Solche Mannweiber werden öfters in den Jahrmärkten ausgestellt. Man darf sie aber nicht mit den echten männlichen Individuen verwechseln, bei denen eine Bildungsanomalie der äusseren Geschlechtsteile die Bildung des andern Geschlechts vortäuscht.

Die Griechen und Römer haben uns Darstellungen von Zwittern überlassen. Diese Bildsäulen oder Gemälde veranschaulichen die Vereinigung der männlichen und weiblichen Schönheit an einem und demselben Individuum. Nach Verf. Ansicht wären viele derselben einfach Nachahmungen des in der Natur existierenden Feminismus. Besonders lehrreich in dieser Hinsicht sind die in Myrina (Kleinasien) aufgefundenen thönernen Bildnisse, von denen die vorliegende Abhandlung vortreffliche Abbildungen bringt.

Dr. L. Laloy-Paris.

4. **Dr. Eduard Seligson, kais. russ. Staatsrat: Willkürliche Zeugung von Knaben oder Mädchen.** München, Seitz und Schauer. 1895. 108 Seiten. Pr. 3,60 M. **Derselbe: Entstehung und willkürliche Hervorbringung des Geschlechtes.** Ebendas. 1895. 60 Seiten. Pr. 1,50 M.

Das Problem der willkürlichen Erzeugung des Geschlechtes ist eins der interessantesten, aber zugleich auch der dunkelsten in der Wissenschaft vom Menschen.

Zahlreich sind bereits die Hypothesen, die seit Hippokrates bis in die Neuzeit hinein über dieses nicht nur wissenschaftlich, sondern auch national-ökonomisch wichtige Thema geäussert worden sind, ohne indessen genügend Aufschluss hierüber zu gewähren.

Verfasser giebt in den vorliegenden Abhandlungen, von denen die zweite nur einen Auszug der ersten darstellt, eine anscheinend erschöpfende Darstellung der hierüber existierenden Theorien, prüft dieselben auf ihren Wert und ihre Berechtigung und bringt, da ihm dieselben durchweg wertlos erscheinen, eine eigene neue Theorie herbei, die darauf hinausgeht, dass die rechtsseitigen Geschlechtsdrüsen die Keime für männliche Nachkommen, die linksseitigen für weibliche enthalten. Er begründet diese seine Behauptung durch Thierexperimente, die klinischen Erfahrungen nach gynäkologischen operativen Eingriffen und zahlreiche empirische Be-

obachtungen aus seiner Klientel. Trotzdem hält er seine Erfahrungen für noch nicht abgeschlossen und fordert zu weiteren Beobachtungen und Nachforschungen in diesem Sinne auf.

Die Darstellung ist eine streng sachliche und zeugt von grosser Beschlagenheit des Verfassers in der Litteratur.

Dr. Buschan-Stettin.

5. Gustav Retzius: Ueber die Vererbung erworbener Eigenschaften. (Schwedisch.) Ymer. Zeitschrift, herausgegeben von der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie. Jahrg. XV. 1895. S. 24—39.

Nach einer kurzen Übersicht über den jetzigen Standpunkt der Lehre von der Vererbung und über die Untersuchungen von Thomson, Manouvrier u. a. über die Platycnemie, die Retroversion des Schienbeins und die Gelenkflächen am Sprungbeinhals, bespricht Verf. etwas ausführlicher die Arbeiten von Havelock Charles über die Eigentümlichkeiten in der Form der unteren Extremitätengelenke bei den Panjabiten und ihre Bedeutung für die Frage von der Vererbung erworbener Eigenschaften. Die Angaben von H. Ch. über das Vorkommen dieser Eigentümlichkeiten bei den panjabitischen Föten und Neugeborenen veranlassten Verf., die Knie- und Fussgelenke an einer Anzahl schwedischer Embryonen vom dritten Monat an bis zur Reife zu untersuchen. Eine Retroversion der Tibia und Konvexität ihrer äusseren Gelenkflächen wurde konstant gefunden, sehr oft auch Gelenkfacetten am Vorderrand des unteren Schienbeinendes und am Sprungbeinhals, ebenso wie eine Vergrösserung der inneren Malleolenfläche des Sprungbeins. Die Resultate der Arbeit von Hueter über die Extremitätengelenke der Neugeborenen (1863), die dem Verf. bei seiner Untersuchung noch nicht bekannt waren, werden also von ihm in dieser Hinsicht vollständig bestätigt und auf frühere Stadien ausgedehnt. Verf. teilt aber nicht die Ansicht Hueters, dass sich diese Eigentümlichkeiten rein mechanisch aus dem verschiedenen Drucke während der fötalen Entwickelung erklären lassen, sieht sie vielmehr als atavistische Merkmale an, von früheren Stadien der phylogenetischen Entwickelung her vererbt. Die postembryonale Umbildungsfähigkeit der Gelenkflächen bei den Europäern wäre dagegen als eine durch die Lebensweise allmählich erworbene, jetzt erbliche Eigenschaft aufzufassen. *Dr. Hultkrantz-Stockholm.*

6. Henry Herbert Donaldson: The growth of the brain. London, Walter Scott. 1895. 374 Seiten.

Die Arbeit des gelehrten amerikanischen Neuropathologen stellt sich nicht, wie manche vermuten könnten, als ein Kapitel der gewöhnlichen Lehrbücher über die allgemeine Anthropologie dar, in dem mit vielen Zahlen das Resultat der über die Vergrösserung des Gehirns gemachten Erfahrungen vorgetragen wird, sondern der Verfasser hat seine Arbeit aus einem viel allgemeineren

Gesichtspunkte ins Auge gefasst. Derselbe breitet sich nicht allein über das Gewicht des Gehirns (und des Rückenmarks) in Beziehung auf die Schädelkapazität, die Geschlechter, das Alter und die Geisteskrankheiten aus, sondern er behandelt auch die Entwickelung und Bedeutung der Hirnwindungen und der einzelnen Elemente, welche den Bau des Centralnervensystems, speziell der Nervenzellen, ihre Fortsetzungen und die Tangentialfasern zusammensetzen.

Es folgen einige interessante Kapitel über die physiologischen Veränderungen, die in den Nervencentren, besonders unter der Wirkung der Ermüdung und des Alters stattfinden.

Am Schlusse lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit auf den Nutzen und die Aufklärung, welche die genaue anatomisch-physiologische Kenntniss der Gehirnentwickelung der Pädagogik leisten könnte.

Das Buch sei aufs wärmste empfohlen. *Prof. Dr. Mingazzini-Rom.*

7. **Roshdestwenski, A. G.: Zur Frage über die Kopfgrösse des Menschen.** „Iswjestija der kaiserl. Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie.“ Bd. 90. 1895. (Russisch.)

Schon längst wurde die Aufmerksamkeit verschiedener Forscher (Quetelet, Liharzik, Rochet, Roberts, Welcker, Schadow, Deniker u. a.) auf die Veränderung der Kopfgrösse des Menschen in der Abhängigkeit vom Alter zugewendet, aber von keinem derselben wurde die Frage über die Abhängigkeit dieser Grösse vom Wuchs mehr oder weniger gründlich betrachtet, obwohl jeder Autor auf dieselbe hinwies, indem er sagte, dass die Grosswüchsigen relativ die kleinste Kopfgrösse besitzen. In unserem Buche*) „Die Mongolen-Torgonten“ haben wir diese Frage einer detaillierten Untersuchung (bezüglich der Mongolen) unterzogen, welche die aprioristische Behauptung früherer Autoren mit genauen Ziffern belegt hat, und gefunden, dass, während die absolute Kopfgrösse (Entfernung in vertikaler Projektion zwischen Scheitel und unterem Kinnrand) bei grosswüchsigen Individuen die grösste (234 mm) und bei kleinwüchsigen die kleinste (228 mm) ist, die relative dagegen bei kleinwüchsigen die grösste (14,51 Prozent) und bei grosswüchsigen die kleinste (13,61 Prozent) ist. Jüngst erschien eine sehr gründliche Untersuchung zur gegebenen Frage von einem der Schüler des Professor Anutschin, des Dr. A. G. Roshdestwenski. Autor hat die ganze vorhandene Litteratur (welche mehr als 50 Völkerschaften der ganzen Erde umfasst) über die Kopfgrösse des Menschen berücksichtigt, selbst Kopfmessungen an 1600 Grossrussen verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechts angestellt und dieses umfangreiche Material einer vortrefflichen Bearbeitung unterzogen, indem er die Abhängigkeit der Kopfgrösse des

*) Iswjestija d. Kais. russ. Gesellsch. etc. Bd. 71. 338 Seiten. Moskau, 1893. (Russisch.)

Menschen von Wuchs, Alter, Geschlecht und Rasse beleuchtet hat. Autor konstatiert vor allem die Thatsache, dass sowohl die absolute, wie die relative Kopfgrösse des Menschen vom Wuchse abhängt und dass das Geschlecht und das Alter dieselbe nur insofern beeinflussen, als der Wuchs selbst durch diese Faktoren verändert wird. Bei grosswüchsigen Personen, Männern und Frauen, ist die absolute Kopfgrösse am grössten. Bei den grosswüchsigen Männern ist sie gleich 212 mm und bei den Frauen 203 mm, bei den kleinwüchsigen Männern aber 205 mm und bei den Frauen 196 mm. Bei Männern ist also diese Grösse bedeutender als bei Frauen. Das Maximum der absoluten Kopfgrösse erreichen die Männer früher als die Frauen: bei den ersteren mit 20, bei den letzteren mit 25 Jahren. Aber im hohen Alter wird eine Überschreitung dieses Maximums beobachtet, die vielleicht von der Erschlaffung der Muskelkraft, welche den Unterkiefer unterstützt, herrührt. Die relative Kopfgrösse ist, der absoluten gegenübergestellt, bei den grosswüchsigen Individuen beiderlei Geschlechts die kleinste und bei den kleinwüchsigen die grösste. Bei grosswüchsigen Männern ist sie gleich 12,52 Prozent und bei den Frauen 12,95 Prozent, aber bei kleinwüchsigen Männern 12,88 Prozent und bei Frauen 13,20 Prozent. Es ist also die relative Kopfgrösse der Frauen grösser als die der Männer (bei den ersteren beträgt sie durchschnittlich 13,07 Prozent, bei den letzteren 12,71 Prozent), dabei steht die Grösse des Verhältnisses bei den kleinwüchsigen Männern dem bei den grosswüchsigen Frauen fast gleich. Das Maximum des Verhältnisses herrscht im Kindesalter. Bei Neugeborenen macht diese Kopfgrösse den vierten, bei Zweijährigen den fünften und bei Erwachsenen den achten Teil des ganzen Wuchses aus. Die Verkleinerung der Verhältnisse der Kopfgrösse zum Wuchse nach Altersstufen hängt von der schnellen Entwickelung des Wuchses selbst und von der verhältnismässig langsamen Zunahme der absoluten Kopfgrösse ab. Bei Frauen erreicht das Verhältnis sein Minimum bedeutend später als bei Männern. Im hohen Alter wird wieder eine Vergrösserung der Verhältnisse bemerkt, was wahrscheinlich von dem Rückgange des Wuchses und von der Zunahme der absoluten Kopfgrösse abhängt. Was die Kopfgrösse als Rassenunterschied anbelangt, so ist der Autor zu dem Schlusse gekommen, dass dieselbe, angesichts ihrer bedeutenden Schwankungen sowohl unter den verschiedenen Völkerschaften, als auch innerhalb einer und derselben Völkerschaft als ein anthropologisches, eine gegebene Rasse charakterisierendes Merkmal nicht dienen kann.

Dr. Alexis Iwanowski-Moskau.

8. Dott. L. Moschen: Il metodo naturale in craniologia. Monitore zoologico italiano. 1895. Nr. 5. Mai.

Nach einer kurzen Wiedergabe der Versuche, welche von Retzius und Kollmann behufs einer Klassifikation der Schädelformen unternommen worden sind, weist der Verfasser an einigen ausgewählten Beispielen nach,

dass, wenn die Schädel, ihren kraniometrischen Indices nach, auch einem und demselben Typus angehören, sie dennoch durch ihre Struktur deutliche Unterschiede aufweisen können, die nicht als einfache individuelle Variationen aufgefasst werden dürfen. Daher genügen die Schädelindices, die nur das Verhältnis der Länge zur Breite, und nicht die Form zum Ausdruck bringen, nicht, um die Varietäten oder Typen des Menschengeschlechtes zu unterscheiden und zu bestimmen, sondern es muss auch die Architektur der Schädelkapsel, die sich aus den Konfigurationen der verschiedenen Normen, der Beschaffenheit der Stirn, des Hinterhauptes, der Basis etc. ergiebt, Berücksichtigung finden. Die Klassifikation der Schädel hat nach denselben Grundsätzen, wie sie sonst in der Naturgeschichte üblich sind, zu geschehen.

Im Anschluss hieran erläutert Verfasser sein Verfahren, das er bei einer gegebenen Schädelserie einschlägt, um homogene elementare Gruppen zu erhalten, und zeigt, in welcher Weise bereits Sergi diese Methode nutzbringend verwerthet hat. *Dr. Buschan-Stettin.*

9. S. Bianchi: La presenza della sutura orbito-maxillo-frontale non è condizione normale nel cranio degli antropoidi. Atti della R. Accad. dei fisiocritici. Sitzung vom 30. April 1895.

Regnault hatte behauptet, dass bei den Anthropoiden ein vollständiges Schwinden der Sutura ethmoido-lacrymalis auftrete, oder dass, mit anderen Worten ausgedrückt, die Sutura orbito-maxillo-frontalis als konstante Bildung vorkomme. Verfasser dagegen kam infolge von zahlreichen Untersuchungen an 44 Anthropoiden zu der Überzeugung, dass bei diesen Primaten sich das Os lacrymale gewöhnlich mit dem vorderen Rande des Os planum ethmoidis verbindet. *Dr. G. Mingazzini-Rom.*

10. S. Bianchi: Sulle divisione dell' os planum dell' etmoide nel cranio dell' uomo e degli antropoidi etc. Atti della R. Accad. dei fisiocritici. S. IV. Vol. VII. 1895.

Der Verfasser setzt auf Grund von genauen Untersuchungen an menschlichen Schädeln und solchen zahlreicher anderer Säugetiere die folgenden Varietäten der Art und Weise, in welcher das Os planum ethmoidis sich beim Menschen teilt, fest:

1. Teilung in zwei Teile durch eine vertikale Naht,
2. Teilung in drei Teile durch zwei vertikale Nähte,
3. Teilung in mehrere Lamellen durch mehrere vertikale Nähte,
4. Vorhandensein einer schrägen Naht, welche eine Ecke der lamina papyracea abtrennt; zu dieser letzten Varietät gehören die Ossicula ethmoido-lacrymalia, welche sich in der Sutura ethmo-lacrymalis entwickeln.

Bei den Männern ist die Teilung des Os planum häufiger als bei den Frauen. Bei den Geisteskranken beträgt dieselbe 6,8 Prozent, während

sie bei den Normalen 4,5 Prozent ausmacht. An den Primatenschädeln findet sie sich häufiger als an den menschlichen Schädeln.

Der Autor fasst diese Anomalien nicht als atavistische Erscheinung, sondern als Folge einer Entwickelungsstörung der Massae laterales ethmoidis auf. *Dr. G. Mingazzini-Rom.*

11. Bianchi: Sull' interpretazione morfolica della prima vertebra coccigea nell' uomo. Atti della R. Acc. dei fisiocritici. Siena 1895. Ser. IV. vol. V.

Eine lange und sorgfältige Arbeit, die auf dem Studium von 116 kompletten Wirbelsäulen von Normalen, Geisteskranken und Verbrechern beruht. Die Schlussfolgerungen, die sich hieraus ergeben, lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die Caudalregion der menschlichen Wirbelsäule wird durch die Wirbelsegmente dargestellt, die sich an die drei ersten Sacralwirbel anschliessen (sacro accessorio Broca).

2. Dieser Teil der Wirbelsäule ist auf dem Wege der regressiven Metamorphose begriffen, sowohl hinsichtlich der Zahl der Wirbel — beim Embryo ist dieselbe grösser als beim Erwachsenen —, als auch hinsichtlich der Form der einzelnen Wirbel.

3. Die letzten Spuren dieses regressiven Prozesses finden sich an dem 2. und auch 1. Caudalsegment in der fehlenden Vereinigung ihrer Wirbelkörper.

4. Die Zusammensetzung eines Os pseudo-sacrum caudale (mit dem sich in auffälliger Häufigkeit der erste Steissbeinwirbel der Autoren verbindet) ist auf die aufrechte Stellung der Wirbelsäule und auf den Einfluss zurückzuführen, den die Bänder und Muskeln, die die aufrechte Haltung bedingen, auf die caudalen Wirbel ausüben.

5. Der Befund eines ersten Steissbeinwirbels, der zu einem os pseudosacrum caudale gehört, findet keinen Vergleich in einer embryonalen Anlage, noch in den normalen Verhältnissen der Anthropoiden, aber er beruht gleichfalls auf der aufrechten Haltung und auf der Thätigkeit der Muskeln und Ligamente.

6. Der Befund eines ersten Steissbeinwirbels, der vollständig mit dem Sacrum verschmolzen ist, stellt ein Merkmal der Vervollkommnung des menschlichen Kreuzbeins dar.

7. Der erste Steissbeinwirbel ist fast konstant durch eine Intervertebralscheibe vom zweiten getrennt, hingegen verschmelzen die darüber und darunter liegenden Stücke normaler Weise miteinander.

8. Ein Kriterium für eine Teilung der Caudalregion der menschlichen Wirbelsäule in ein Os pseudo-sacrum caudale und ein Steissbein ist die Persistenz der Beweglichkeit zwischen dem ersten und dem zweiten Steissbeinstück. *Dr. Mingazzini-Rom.*

12. Dr. R. Lehmann-Nitsche: Beiträge zur physischen Anthropologie der Bajuvaren: **Über die langen Knochen der südbayerischen Reihengräberbevölkerung.** S. A. aus den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns". Band XI. 1894. Heft 3 u. 4. München, 1895.

Eine vorzügliche und gründliche Arbeit, die in einigen Punkten für die Osteometrie der Extremitäten grundlegend bleiben wird. Das Material, auf das sich dieselbe stützt, stammt aus den südbayerischen Reihengräberfeldern von Allach, Dillingen, Fischen, Gundelfingen, Memmingen und Schretzheim, im ganzen aus ca. 195 Gräbern.

Die zahlreichsten Reste stammen aus dem Allacher Gräberfeld, das vermutlich von den ersten Besiedlern bajuvarischen Stammes dieser Gegend im 5.—7. Jahrhundert n. Chr. angelegt wurde.

Auf die speziellen Verhältnisse der einzelnen Knochen kann hier nicht eingegangen werden: dieselben reihen sich im grossen und ganzen den Resultaten an, die von der modernen europäischen Bevölkerung bekannt sind. Ausführlicher, als dies bis jetzt von irgend einem Autor geschehen, wurde die Clavicula behandelt, überhaupt das Maassschema für die einzelnen Knochen erweitert und die angewandte Technik genau angegeben. Speziell sei auf die Berechnung des Rotationswinkels von Collum und Caput femoris und den zu diesem Zweck konstruierten Apparat hingewiesen.

Die aus den langen Extremitätenknochen nach den Manouvrierschen Tabellen rekonstruierte Körpergrösse der bayerischen Reihengräberbevölkerung ergab für die Männer im Mittel = 1 m 68, für Frauen = 1 m 54.

Docent Dr. Martin-Zürich.

13. Prof. Sir William Turner: On M. Dubois' description of remains recently found in Java, named by him Pithecanthropus erectus. Journ. of anat. and phys. Vol. 29. 1895 S. 424.

Dubois hat in seiner bekannten Arbeit über seinen Pithecanthropus erectus, das „missing link" zwischen Simiidae und Hominidae, die Merkmale dieser neuen Spezies in folgender Weise gekennzeichnet:

1. Das Cranium besitzt eine Kapazität, zwei Drittel von derjenigen des Menschen. Seine Form ist lang, eiförmig. Die supraorbitalen Wülste, die Glabella und die Stirnhöhlen sind stark entwickelt. Das Schädelgewölbe ist viel niedriger, als am Europäerschädel, jedoch höher als das der Anthropoiden. Im Vergleich mit den Anthropoidenschädeln ragen die Arcus supraorbit. nicht so stark hervor; hingegen ist die Linea nuchae anter. super. des Hinterhauptbeines deutlicher. Zum Vergleiche lagen Herrn Dubois nur 3 Anthropoidenschädel vor; er beruft sich daher auf die Arbeiten von Owen, Bischoff und Hartmann. Owen hat folgende Angaben gemacht:

	Alter	Geschlecht	Länge	Breite	Postorbitalbreite	Kapazität
Chimpanse	Erwachsen	♂	132	98	70	350
=		♂	130	98	69	360
Orang		♂	131	100	62	440
=		♀	120	98	62	360
Gorilla		♂	190	113	72	480
=		♂	182	113	68	470
=		♂	205	105	73	520
=		♂	217	106	67	590
=		♀	153	100	66	420
Menschlicher Schädel von Aberdeen		♂	196	150	98	?
Menschlicher Schädel von Neanderthal		?	185	130	90	?1000
Menschlicher Schädel von Irland		♂	189	144	97	1390
Menschlicher Schädel von Queensland.......		♂	177	130	94	1135
Menschlicher Schädel von New-South-Wales		♁	164	118	84	930
Javaschädel	?	?	185	130	90	1000?

2. Die Maasse des einzelnen Zahnes sind: Länge der mittleren Wurzel 13 mm, der lateralen 15 mm; Querdurchmesser der Krone 15,3 mm; ihr grösster Sagittaldurchmesser 11,3 (beim Gorilla die beiden letzten Maasse 13 und 11). Der Zahn ist der eines Affen.

3. Den Femur kennzeichnen als menschliche Eigenschaften eine Linea intertrochanterica, die Form des Kopfes, der Linea aspera und der Fossa intercondyloidea, die niedrige Artikulationsfläche und die Ansatzstelle des M. glutaeus maximus. Als Abweichungen vom menschlichen Typus nennt Dubois das Fehlen des Angulus medius, die Wölbung an der Stelle der gewöhnlichen Hohlrinne der inneren Fläche, die Unbestimmtheit der popliteaien Oberfläche und die konkave Beschaffenheit der Linea intertrochanterica.

Prof. Turner meint nun, dass die obigen Eigenthümlichkeiten nichts weiter als menschliche Abnormitäten seien, denen man in umfangreichen Skelettsammlungen oft genug und leicht begegne. Was den Schädel betrifft, so führt er eine ganze Reihe von menschlichen Schädeln an, die teils durch die Form der Sagittalkurve, teils durch ihre geringe Höhe, teils auch durch ihre schwache Kapazität dem Javaschädel sehr nahe stehen. Als Mittel an 24 Australiern hat er 1286 ccm und an 12 Weibern

derselben Herkunft 1106 ccm erhalten; ein männlicher Schädel hatte darunter ein Minimum von nur 1044 ccm; von den 12 Weiberschädeln hatten 5 eine Kapazität unter 1100 und 3 eine solche von nur 998—930 ccm. — Den Zahn hält er für einen solchen eines grossen Orang und den Oberschenkelknochen für genügend menschlich aussehend.

Dementsprechend glaubt Turner, dass die fraglichen drei Fragmente drei verschiedenen Skeletten angehören. Der Aufenthalt des Orang dehnte sich in früherer Zeit zweifelsohne bis nach Java hin aus; heute beschränkt er sich jedoch auf Sumatra. *Dr. C. S. Myers-London.*

14. L. Manouvrier: Discussion du „Pithecanthropus erectus" comme précurseur présumé de l'homme. Bullet. de la Soc d'anthrop. de Paris 1895. Jan. 5. S. 12.

Verf. entwickelt seine eigene Auffassung von dem Funde Dubois' auf Java.

Femur. M. bestreitet, dass die von Dubois als tierisch angegebenen Bildungen solche wirklich vorstellen; sie lassen sich auch an menschlichen Femora nachweisen. Der fragliche Unterschenkelknochen macht ganz den Eindruck eines menschlichen. Besonders ausschlaggebend hierfür ist der Index pilastrique, den M. auf 109,1 berechnet (beim Menschen variirt derselbe zwischen 80,7 und 131,9, bei den Anthropoiden zwischen 71,7 (beim Gorilla) und 93,0 (beim Chimpansen). — Indessen da auf Java ein Hylobates vorkommt, dessen Femora sich durch ihre Länge von denen der übrigen Anthropomorphen deutlich unterscheiden, so lässt sich die Annahme schlechterdings nicht abstreiten, dass der Java-Femur einer Gibbonart von ausnahmsweise hoher Körpergrösse angehöre, deren Femora unter dem Einflusse des Bipedenganges menschliche Eigenschaften angenommen hätten. — Die Excrescenz am Java-Schädel scheint, nach der Photographie zu urteilen, der aussergewöhnlich stark entwickelte Ansatz der Mm. adductor magnus und pectineus zu sein.

Zahn. Auffällig erscheint an demselben sein grosses Volumen und die antero-posteriore Stellung seiner Krone. M. hat auf das Vorhandensein solcher Bildung hin die Schädelsammlung im Museum Broca durchgemustert und nur einen einzigen Schädel, den eines Neukaledoniers herausgefunden, der in seinem Unterkiefer (!) ein ähnliches Verhalten darbot. Der fragliche Javazahn dürfte daher entweder von dem Repräsentanten einer ausgestorbenen Menschenrasse oder von einem Anthropoiden herstammen.

Schädel. Die eigentümliche Beschaffenheit des suborbitalen Teiles des Stirnbeines (disposition en visière) und das Volumen des Schädels machen es sehr wahrscheinlich, dass derselbe einem gut entwickelten Skelette angehört hat. Demnach ist mit ziemlicher Sicherheit auszuschliessen, dass das fragliche Individuum den heutigen Pygmäenrassen nahe gestanden hat. Es dürfte also ein Geschöpf mit einem für seine hohe Körpergrösse ausser-

ordentlich klein entwickeltem Gehirne, also mit idiotenhafter Intelligenz gewesen sein. Die übrigen Eigenschaften am Schädel widersprechen solcher Auffassung nicht. — Auf ein Merkmal legt M. besonderes Gewicht. Es ist dies eine Anschwellung der unteren und hinteren Partie der Scheitelgegend, eine Anschwellung, die sich nach hinten in die Crista occip. super. und nach vorn in die Crista submastoidea fortsetzt. Diese Bildung trifft man am Schädel der Anthropoiden an, am ausgeprägtesten am männlichen Gorillaschädel; sie entsteht durch Zug der Nackenmuskulatur. M. hat dieselbe bisher nicht an den normalen Schädeln der Spezies Mensch, selbst nicht einmal an denen der ozeanischen Rassen, finden können, nur in abgeschwächtem Grade an zwei mikrocephalen Schädeln. — Eingehend beschäftigt sich M. sodann mit der Crista temporalis, deren Annäherung an die Medianlinie (stärkere oder geringere Entwicklung des Schläfenmuskels) bekanntlich in Beziehung zur Entwicklung des Unterkiefers steht. Er meint, dass, wenngleich in dem vorliegenden Falle der verhältnismässig weite Abstand besagter Crista von der Sagittallinie darauf hinweise, dass die Temporalismuskulatur und dementsprechend der Unterkiefer wenig voluminös entwickelt gewesen sein können, der aufgefundene Zahn möglicher Weise also gar nicht dazu gehöre, dennoch die Annahme gestattet sein möge, dass der Unterkiefer des Javaschädels und sein Molarzahn ausnahmsweise voluminös entwickelt gewesen sind, da derselbe tiefe Schläfengruben besessen haben dürfte.

Drei Möglichkeiten bieten sich Manouvrier zur Deutung der fraglichen Fundstücke. Das fragliche Individium war 1. ein Gibbon von einer enormen Körpergrösse und einer im Vergleich zu den Affen hoch entwickelten Intelligenz (Duboissche Hypothese), oder 2. der nicht pathologische Repräsentant einer bereits verschwundenen Menschenspezies, die in intellektueller Hinsicht noch unter den niedrigsten modernen Völkern stand (individuelle Imbecillität), oder 3. der pathologische Repräsentant einer an sich nichts Abweichendes darbietenden Rasse (pathologische Mikrocephalie i. e. Idiotie). Unter der Voraussetzung, dass die drei fraglichen Stücke zusammengehören, würden die beiden ersten Hypothesen die gleiche grösste Wahrscheinlichkeit für sich besitzen, die dritte indessen sehr unwahrscheinlich sein. Lässt man aber den Femur ausser Spiel — es lässt sich die Zusammengehörigkeit der drei Stücke weder abstreiten noch mit Sicherheit behaupten —, so ergeben sich die meisten Chancen zu gunsten der zweiten Möglichkeit. Die dritte wird noch unwahrscheinlicher, die erste verliert an festem Boden, weil jetzt kein zwingender Grund mehr für die Annahme vorliegt, dass das fragliche Individuum sehr gross gewesen sein muss.

Die definitive Entscheidung zwischen den angeführten Hypothesen ist nicht möglich, so lange ein so spärliches Material vorliegt.

Dr. Buschan-Stettin.

15. Dr. Rud. Martin: Kritische Bedenken gegen den Pithecanthropus erectus Dubois. Globus Bd. LXVII, 1895. Nr. 14.

Nach einer kurzen Schilderung der Fundverhältnisse wendet sich Verf. gegen die Ausführungen Dubois. An dem Schädel bemängelt er zunächst, dass die Messungen nicht einwandsfrei sind. Der Längendurchmesser ist ungenau genommen, der Querdurchmesser unrichtig, und der Höhendurchmesser erweist sich als ganz illusorisch. Er kommt sodann eingehend auf den Vergleich des fraglichen Schädels mit denen des Troglodytes und Hylobates zu sprechen. Der enorme Grössenunterschied lässt sich nicht wegleugnen. Dagegen ist die Höhenentwickelung des Fossils und die Wölbung in der Stirnregion eine viel beträchtlichere als bei den beiden Anthropoiden, während die Arcus superciliares schwächer ausgebildet sind, als beim Schimpansen. Alle diese Merkmale sprechen sehr für einen menschlichen Typus. Noch mehr wird diese Vermutung gerechtfertigt durch einen sorgfältigen Vergleich des Verlaufes der Schläfenlinie — „die beiden Lineae semicirculares ziehen sich in beträchtlicher Entfernung von der Pfeilnaht nach hinten, während dieselben beim weiblichen Schimpansen sehr nahe neinander rücken und beim Männchen sich sogar 60—90 mm hinter der Glabella auf dem Scheitel vereinigen“ —, durch die verschiedene Formung der seitlich und hinter den Augenbrauenbögen gelegenen Schädelpartie, die Krümmung der Jochbögen, die Neigung der Nackenfläche des Planum nuchae und vor allem durch die Kapazität. — Wie andere Autoren, stellt auch M. sehr in Frage, ob das von Dubois angewandte Verfahren bei der Bestimmung des Schädelinhaltes einen reellen Wert besitzt. Er warnt dringend davor, eine so approximative Abschätzung zur Basis weitgehender Spekulationen zu machen. Weiter betont M., dass man im vorliegenden Falle nicht die Mittelzahlen, sondern die physiologischen Minima der menschlichen Schädelkapazität heranziehen müsse; unter dieser Voraussetzung biete der vorliegende niedrige Schädelinnenraum nichts Auffälliges.

Den Zahn hält der Verf. für einen menschlichen; die fast ganz fehlende Abnützung der Kaufläche scheint ihm gegen eine Zusammengehörigkeit von Zahn und Schädel (altes Individuum) zu sprechen.

Desgleichen kann er an dem Femur nichts Anthropoides herausfinden; alle von Dubois angeführten Unterschiede hat er an dem Materiale der Züricher Sammlungen als beim Menschen vorhanden nachweisen können.

Dr. Buschan-Stettin.

16. Über den Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Übergangsform aus Java

entspann sich im Anschluss an ein von Prof. K. Krause erstattetes Referat eine recht bemerkenswerte Erörterung (Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. 1895. XXVII. S. 78 u. f.).

Die Zusammengehörigkeit der drei Skeletteile wird von Virchow als nicht bewiesen, aber möglich hingestellt. Krause hält die

Vermutung, dass der Zahn von dem Schädel, dessen Dach gefunden wurde, oder doch einem ganz ähnlichen herstammt, für wohlberechtigt, erklärt sich aber gegen die Zusammengehörigkeit dieser Stücke und des Oberschenkelbeins, welche auch Waldeyer als nicht gesichert erscheint. Dagegen zweifelt v. Luschan vorläufig nicht daran, dass der Oberschenkelknochen und das Schädeldach zusammengehören. — Das Schädeldach hat nach der Ansicht von Krause, Virchow und Waldeyer am meisten Ähnlichkeit mit den allerdings viel kleineren Schädeln der noch lebenden Arten des Hylobates oder Gibbon. v. Luschan hat den Eindruck empfangen, als ob dasselbe „eben so gut oder noch besser an manche andere Formen (? Ref.) angeschlossen werden könnte, als gerade an Hylobates", da seine Schläfenlinien nur ganz schwach angedeutet seien, während beim Gibbon das vom Schläfenmuskel bedeckte Planum temporale stets durch eine scharfe und hohe Knochenleiste begrenzt werde. Letzteres wird aber von A. Nehring, dem erfahrenen Kenner tierischer Knochen, entschieden bestritten. Dem Schädel, dessen Nähte verstrichen sind, fehlen auch die anderen, oft mächtigen Knochenkämme, die wir bei allen ausgewachsenen menschenähnlichen Affen beobachten.

Virchow hat an den Abbildungen eine Schädellänge von 180 (grösste Länge) bezw. 168 (Intertuberallänge) und eine Breite von 134 mm (Dubois 185 : 130 mm) herausgemessen und unter Zugrundelegung von 168 mm Länge einen Cephalindex von 79,7 berechnet; hiernach würde das Schädeldach als mesocephal, beinahe brachycephal zu bezeichnen sein. Auf Messungen an drei anderen Gibbonschädeln sich stützend, erklärt Virchow „die typische Schädelform des Hylobates überhaupt für brachycephal".

Das von Dubois eingeschlagene Verfahren, aus der Länge und Breite des Schädeldaches durch Vergleich mit den entsprechenden Maassen und der Kapazität eines Schimpansenschädels die Grösse der vorliegenden Hirnkapsel zu berechnen, verurteilt Virchow scharf. Er hätte es für richtiger gehalten, wenn Dubois zunächst den Rauminhalt des Schädelfragmentes bestimmt und dann auf Grund des an ähnlichen Schädeln zu ermittelnden Verhältnisses zwischen der in einer bestimmten Ebene abgesägten Hirnschale und dem Schädelinnenraum die Grösse der ganzen Hirnkapsel abgeschätzt hätte.

Der Zahn ist für Krause „ohne allen Zweifel ein Affenbackenzahn". Virchow, v. Luschan und Waldeyer geben kein Urteil ab. Das Oberschenkelbein wird von Krause für ein menschliches gehalten, denn die von Dubois angegebenen Unterschiede beobachtete man auch am Femur des Menschen. Waldeyer schliesst sich dieser Auffassung an. Virchow weist auf die gestreckte Form der Diaphyse hin, durch die das Fundstück sich dem Femur des Gibbon nähere, welches es allerdings an Grösse bedeutend übertreffe. Das könnte aber „höchstens eine andere Spezies oder Rasse, nicht ein anderes Genus anzeigen." Im übrigen erhebt Virchow dagegen

Einspruch, einen einzelnen Schädel oder ein Bruchstück eines solchen oder einen anderen Knochen als Typus für eine neue Art oder Gattung hinzustellen. *Dr. Mies-Köln.*

17. Rud. Virchow: „Der Pithecanthropus vor dem zoologischen Kongress zu Leyden.“ Die Nation, Nr. 4 vom 26. Oktober 1895.

Über die Besprechung der höchst merkwürdigen Knochen, die Dubois auf Java fand und in der von den berühmtesten Geologen und Anatomen besuchten Versammlung zu Leiden vorlegte, erstattete Virchow einen zusammenfassenden Bericht, aus dem ich unter Bezugnahme auf das vorstehende Referat nur einige Punkte herausgreife. Zunächst wurde noch nicht entschieden, ob die Fundschicht dem ältesten Pleistocän oder dem jüngsten Pliocän (Tertiärformation) angehöre. — Den Oberschenkelknochen hält Rosenberg aus Utrecht ebenso wie die Mehrzahl der europäischen Sachverständigen für einen menschlichen. Abgesehen davon, dass die vier Eigentümlichkeiten, welche Dubois als unterscheidende Merkmale hervorhob, gelegentlich auch beim Menschen vorkommen, passte er mit Rücksicht auf seine grosse Länge ganz gut zu den Oberschenkelknochen, die Virchow von den drei im Leidener Reichsmuseum aufbewahrten Australierskeletten hatte herbeischaffen lassen. Trotzdem aber könnte es sich nach der Ansicht Virchows auch um eine riesige Gibbonart handeln, da man im Reiche der lebenden und namentlich der ausgestorbenen Tiere Rassen und Arten kenne, welche gewaltige Grössenunterschiede aufweisen. Als Hauptgrund aber für die Möglichkeit, dass der javanische Oberschenkelknochen von einem Affen, und zwar einem Hylobatiden, stamme, führte Virchow wiederum die gestreckte, gerade Gestalt des ganzen Schaftes an. Auf diese allgemeine Form, durch die das Fundstück sich dem Oberschenkel eines Gibbon mehr nähert, als dem eines Menschen, legt Virchow den Schwerpunkt seiner Betrachtung, während er die von Dubois aufgestellten kleinen Einzelmerkmale als „blosse Varianten“ ausser Acht lässt. Die von Virchow in der Berl. anthropol. Gesellschaft ausgesprochene Vermutung, dass der Knochenauswuchs an dem javanischen Oberschenkelbein mit einer Knocheneiterung zusammenhänge, hat sich bestätigt. Denn die unter Virchow weltberühmt gewordene Sammlung im Berliner pathologischen Institut enthält zwei ganz ähnliche Stücke. Bei dem einen hat Virchow mittelst der Geschichte des betreffenden Falles festgestellt, dass die Knochenwucherung durch den Reiz des Eiters, der von einer erkrankten Stelle der Wirbelsäule aus sich bis zum Oberschenkel gesenkt hatte, entstanden war, zugleich aber den Stillstand der Wirbelerkrankung anzeigte. Der Umstand, dass das Wesen, welchem der javanische Oberschenkelknochen angehörte, ein so schweres und grössere Bewegungen verhinderndes Leiden glücklich überstanden hat, spricht, wie Virchow zu-

giebt, sehr für die Auffassung, dass es ein Mensch gewesen sei, der eine gute Pflege genossen habe. Trotzdem möchte er dies aus den angeführten Gründen nicht bestimmt behaupten.

Dubois hatte ausser dem von ihm schon beschriebenen Weisheitszahne noch einen zweiten Backzahn vorgelegt, der nachträglich in der Nähe des früheren gefunden worden war. Beide werden von Virchow und anderen Sachverständigen für Affenzähne gehalten. Der eine (zuerst gefundene) hat eine wenig abgenutzte Krone, woraus man geschlossen hat, dass er zu dem Schädeldach, dessen Träger ein höheres Alter erreicht haben muss, nicht gehöre. Die Krone des anderen aber „zeigt eine tiefe, bräunliche, glänzende Ausreibungsfläche.“ Es ist daher möglich, dass beide Zähne von zwei verschiedenen Tieren herstammen. Allerdings kommen, wie Dubois an Affenschädeln aus der Leidener zoologischen Sammlung nachwies, so verschieden aussehende Backzähne auch an einem und demselben Tiere vor. Ausser der von Virchow hierfür gegebenen Erklärung: „die entsprechenden Zähne im Ober- und Unterkiefer hatten eine verschiedene Stellung, so dass die Krone des Oberkieferzahnes die gegenüberliegende Kaufläche des Unterkieferzahnes nicht erreichte,“ könnte man auch daran denken, dass der fehlende Weisheitszahn, welcher dem nur wenig abgeschliffenen Zahne gegenüberstand, frühzeitig erkrankt und ausgefallen sei, was gerade bei diesem Zahne ziemlich häufig vorkommt.

Aus der Ähnlichkeit des Neanderthaler mit dem javanischen Schädeldach haben die meisten Forscher „eine Art von Rassenzusammenhang abgeleitet.“ Gegen diese Ansicht wendet sich Virchow, indem er darauf aufmerksam macht, dass beim javanischen Schädeldach, wie bei den Affenschädeln, die stark entwickelten soliden Wülste um die Augenhöhlen herum durch eine tiefe Einschnürung in der Schläfengegend von dem eigentlichen Gehirnschädel getrennt sind, während der Neanderthaler diese Bildung nicht zeigt, sondern eine unten breite Stirn und eine verhältnismässig volle Schläfengegend, aber grosse Stirnhöhlen, besonders über der Nasenwurzel hat. Ohne zu erörtern, was Virchow damit meinen könnte, wenn er von dem vorhin erwähnten Merkmal des javanischen Schädeldaches sagt, dass es die Affenschädel von allen normalen Menschenschädeln unterscheidet, bemerke ich nur noch, dass derselbe das Fundstück, wie von Anfang an, für einen Affenschädel erklärt.

Dr. J. Mies-Köln.

18. Dr. Hugo Hieronymus Hirsch. Die mechanische Bedeutung der Schienbeinform. Mit besonderer Berücksichtigung der Platyknemie. Ein Beitrag zur Begründung des Gesetzes der funktionellen Knochengestalt. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rudolf Virchow. Berlin 1895. Verlag von Julius Springer, 128 Seiten mit 24 Figuren und 3 Tafeln.

Verf. sucht in vorliegender Arbeit den Nachweis zu liefern, dass lediglich funktionelle mechanische Wirkungen: die an den beiden Gelenkflächen angreifenden Druckkräfte und die von den Ansatzpunkten der Muskeln und Bänder aus einwirkenden Zugkräfte, nicht aber ausserdem noch Druckwirkungen anliegender Weichteile die Form eines Knochens beeinflussen, d. h. sie feiner detaillieren, nachdem dessen erste Anlage und Grössenwachstum nach dem Gesetz der Vererbung bereits vorgezeichnet war — dass also ausschliesslich das biologische Gesetz der Anpassungsfähigkeit der Zelle, speziell der Knochenzelle gegenüber funktionellen Reizen zur Wirkung kommt und nicht ein grob mechanischer Vorgang, etwa ein Zurechtpressen, stattfindet, oder dass, entsprechend der inneren Struktur der Spongiosa, von der es schon lange bekannt war, der Knochen auch in seiner äusseren Form den zweckmässigsten funktionellen Aufbau zeige: die funktionelle Knochengestalt also ein Gesetz sei.

Im ersten Teil wird nun die Unmöglichkeit einer Druckwirkung von anliegenden Weichteilen auf den Knochen nachgewiesen. Bei seiner Kontraktion kann sich der Muskel infolge der Elastizität der Haut ja frei vorwölben, ohne einen Druck auf seine Unterlage (den Knochen) ausüben zu müssen; wäre dies der Fall, so müsste er sich übrigens selbst schädigen und sich selbst zur Atrophie bringen. — Ferner sei die Beobachtung, dass Tumoren bei ihrem Wachstum durch permanenten oder intermittierenden Druck den Knochen usurieren, kein Analogon: man könne nicht Substanzverlust mit einer Substanzverschiebung vergleichen, die ja stattfände, wenn wirklich die anliegenden Weichteile den Knochen zurechtdrückten; ausserdem übten die Tumoren nur einen schwachen Druck, wodurch gerade der Knochen zerstört wird, weil der „trophische Reiz der Funktion" fehlt, der nur bei starkem Druck, z. B. bei dem Druck des ganzen Körpers auf einen Bierschen Unterschenkelstumpf, stattfände und den Knochen erhalte. — Rinnen- und furchenförmige Vertiefungen der Knochenoberfläche seien keine „Eindrücke" der Endsehnen, sondern entständen vielmehr dadurch, dass die seitlich davon befindliche Knochenmasse infolge angreifender Zugkräfte stärker oder schwächer hervortrete: im Gegenteil, nicht die Knochen, vielmehr die Sehnen müssten einen starken Druck von Seiten der Knochen aushalten, sodass zu ihrer Unterstützung an Stellen des stärksten Druckes Sesambeine eingeschaltet seien. — Zu guterletzt spräche auch die physiologische Erscheinung dagegen: Muskeln, die wirklich einen Druck hervorzurufen und vice versa auszuhalten hätten, die sog. Hohlmuskeln (z. B. der Magen- und Blasenwandung) beständen aus glatten Muskelfasern.

Im zweiten Teil geht Verf. nun speziell auf die funktionelle Gestalt des Schienbeins ein. Er analysiert zunächst streng mathematisch seine mechanische Inanspruchnahme in den drei wesentlichsten Stellungen (Stehen auf einem im Knie gestreckten und gebeugten und auf beiden im Knie ge-

streckten Beinen) und findet, dass es auf zusammengesetzte Festigkeit (Druck- bezw. Strebe-, Torsions-, Schub- und Biegungsfestigkeit) beansprucht wird. Zur Erklärung seiner Formeigentümlichkeit (rechtwinklig-dreieckiger Querschnitt im distalen Teile, proximalwärts zu Gunsten des Tiefendurchmessers erfolgende Umfangszunahme) kommen aber, da für die übrigen der kreisförmige Querschnitt der zweckmässigste wäre, nur die Biegungsbeanspruchungen in Betracht, die in zwei sich kreuzenden Ebenen erfolgen: I. die in frontaler Ebene einwirkenden Kräfte, die schwächeren, streben das Schienbein lateralwärts auszubiegen (Beweis: mathematische Analyse, vom Verf. angestellte Versuche, wonach sich die Tibia nach innen leichter (um $^3/_4$) als nach aussen brechen lässt, Rhachitis); gegen diese Kraft bietet, wie mathematisch gezeigt wird, gerade die Dreiecksform ein möglichst grosses Widerstandsmoment und einen Querschnitt von gleicher Festigkeit. II. Die in sagittaler Ebene einwirkenden Kräfte, die stärkeren, erstreben eine Ausbiegung abwechselnd nach vorn und nach hinten; ihr Moment wächst proximalwärts: daher nimmt der Tiefendurchmesser und die vordere und hintere Wandstärke des Knochens proximalwärts zu, damit die Biegungsfestigkeit die gleiche bleibt; andererseits bietet auch hier wiederum die Dreiecksform ein möglichst grosses Widerstandsmoment.

Je nach ihrer Inanspruchnahme bezw. mechanischen Leistungsfähigkeit zeigen nun die Schienbeine graduelle Unterschiede, zu deren Charakterisierung nach Verf. zwei Punkte genügen: der Breiten-Tiefen-Index und die Stärke der vorderen und hinteren Querschnittswandung an der Grenze von oberem und mittlerem Drittel. Schienbeine, welche diese zwei Punkte in erhöhtem Grade aufweisen, sind „platycnem". Die Ursache zur Platycnemie liegt also in gesteigerter Thätigkeit der unteren Extremität, wie umgekehrt ein platycnemes Schienbein dazu geeigneter ist als ein nicht oder weniger platycnemes; die extremsten Grade, die nur bei Naturvölkern angetroffen werden, sind also auf ganz aussergewöhnliche Inanspruchnahme der unteren Gliedmaassen zurückzuführen, auf die wilden Tänze dieser Völker.

Mit wohlthuender Klarheit und Schärfe hat Verf. das schwierige Thema zu behandeln verstanden und streng mathematisch Satz für Satz aufgebaut wenn auch der Ton weniger apodiktisch hätte sein können. Dass z. B. die Platycnemie kein prinzipieller, nur ein gradueller Unterschied ist (S. 108), war auch vordem jedermann bekannt. Mit der Bezeichnung: „seitlich zusammengedrückte Form" (S. 97) wollten frühere Autoren doch nur die blosse Gestalt des Knochens anschaulich machen, ohne damit die Entstehung derselben erklären zu wollen. Zur genaueren Ermittelung der Zunahme der vorderen und hinteren Wandungsstärke wären direkte Messungen angebracht gewesen. Jedenfalls aber hat Verf. das unbestreitbare Verdienst, mit klarer Schärfe einen der Faktoren, nach seiner Meinung den

einzigen, welche die Gestalt eines Knochens bedingen, analysiert zu haben, die mechanische Funktion; in wie weit die Vererbung speziell bei der Platycnemie, die er also lediglich als eine individuell erworbene Eigenschaft ansieht, eine Rolle spielt, lässt er unberücksichtigt, und doch muss man bei der Platycnemie wohl auch an Vererbung denken, da mit ihr zusammen ähnliche graduelle Verschiedenheiten auch an anderen Knochen vorkommen, die mit der Tibia in gar keinem funktionellen Zusammenhang stehen. Ref. konnte ein Zusammentreffen von Platycnemie mit einer „Abflachung" des Humerusschaftes (Platybrachie) gelegentlich konstatieren (Beitr. z. Anthrop. u. Urgesch. Bay. Bd. XI, S. 212, 239.),

Das von Virchow mit einem Vorwort versehene Werk bildet somit eine ausserordentlich wertvolle Bereicherung der anthropologischen Litteratur.

Dr. Lehmann-Nitsche-Gocanowo.

19. Dr. S. Weissenburg: Über die Formen der Hand und des Fusses. Zeitschr. f. Ethnologie. 27. Jahrgang. 1895. S. 82.

Verf. bedauert, dass einzelne Autoren sich auf Grund eines ungenügenden Beobachtungsmaterials zu voreiligen Schlussfolgerungen über die Stellung des Menschen zur Tierwelt, im besonderen zu den höheren Affen, hinreissen liessen. Dieses Vorgehen trifft u. a. auch für Hand und Fuss zu.

Jetzt, wo das Material besonders auch über aussereuropäische Völkerschaften in reichlicherem Maasse vorliegt, hält Verf. eine Revison der diesbezüglichen Fragen für zeitgemäss. — Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den Verhältnissen der Endteile von Hand und Fuss. Auf Grund der darüber existierenden Litteratur und eigener Beobachtungen (68 Baschkiren, 15 Meschtscherjaken, 11 Griechen, 27 Griechinnen, 574 Juden und 81 Jüdinnen) kommt Verf. zu folgendem Hauptergebnis:

1. Die Verhältnisse zwischen dem zweiten und vierten Finger, sowie diejenigen zwischen der ersten und zweiten Zehe, können nicht als Ausgangspunkte zur Vergleichung zwischen Mensch und Affe dienen.
2. In Beziehung auf die relative Finger- und Zehenlänge lassen sich niedere und höhere Rassen nicht unterscheiden.
3. Die Verschiedenheiten in den relativen Finger- und Zehenlängen sind wenigstens nach dem bis jetzt vorliegendem Material, keine Rasseneigentümlichkeiten, sondern
4. dieselben sind nur als individuelle Besonderheiten zu betrachten.
5. Der Spalt zwischen der ersten und zweiten Zehe, sowie ein gewisser Grad der Beweglichkeit dieser Zehen ist der gesammten Menschheit angeboren, beide können durch Übung vergrössert werden, was bei einigen Völkerschaften als konstantes Merkmal auftritt.
6. Verschiedene, an den Fingern und Zehen oft auftretende Besonderheiten, wie z. B. Schwimmhautbildung, Kleinheit des Daumens u. dgl., sind nicht gleich als Rassen — oder sogar, wenn ähnliche

Bildungen auch bei den Affen vorkommen, als niedere anthropoide Merkmale zu bezeichnen. In solchen Fällen kann es sich um pathologische oder um zufällige Befunde, die überall einmal angetroffen werden können, handeln. *Dr. Schumann-Löcknitz.*

20. Haliburton, K. G.: Survivals of dwarf races in the new world. Proceedings of the American Association for the advancement of Science. Vol. XL, 1894.

Das Vorkommen von Pygmäen wird für verschiedene neue Orte in dieser kurzen Mitteilung wahrscheinlich gemacht;

1. für Europa und zwar für die östlichen Pyrenäen im Vallée de Ribas (Provinz Gerona, Spanien). Die Pygmäen werden von den hochgewachsenen Leuten als Nanos oder Nanus bezeichnet, was deshalb interessant ist, weil Virchow schon vor bald 50 Jahren für die Kleinköpfe die Bezeichnung Nannocephalen in die Litteratur eingeführt hat;
2. für Afrika speziell für das weite Gebiet zwischen der Sahara und dem Grossen Atlas, und zwar sind Pygmäen in der Nähe von Marrokko zu finden;
3. für Amerika und zwar zunächst für British-Honduras. Die dortigen Pygmäen seien sehr geschickt in der Herstellung von Matten aus Esparto-Gras, und die weltbekannten Panamahüte würden eigentlich von ihnen hergestellt. Auch in Yucatan werden von Haliburton nach mehrfachen Anzeichen Pygmäen vermuthet, ebenso weiter südlich an den Seen von Uruguay, an den Quellen des La Plata und im Süden von Brasilien.

Wichtig ist für diese Angaben, dass Virchow in dem grossen Werk: Crania ethnica americana (mit 26 Tafeln. Berlin 1892) mehrere nannocephale-Schädel aufführt aus alten Gräbern des südlichen Chile, vom Golf von Venezuela u. s. w. und hervorhebt, dass unter den Peruanern schon Morton die Kleinheit ihrer Köpfe aufgefallen ist.

Prof. J. Kollmann-Basel.

21. Mac Ritchie, David: Dwarf types in the Eastern Pyrenees. Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. VIII. 1895. 4°. Mit 5 Figuren im Text.

M. R. hat die von Haliburton erwähnten Zwerge in den Pyrenäen Spaniens aufgesucht, in wenigen Tagen elf angetroffen, jedoch festgestellt, dass mehrere pathologisch, offenbar auf Einflüsse des Cretinismus zurückzuführen sind. Ein paar Individuen scheinen ihm jedoch Vertreter der Pygmäenrasse Europas zu sein. Eine erneute Untersuchung dieser Gebiete ist wohl unerlässlich und zwar in Begleitung von Naturforschern, die mit dem Wesen des Kretinismus vertraut sind; denn dieser Zustand erzeugt viele wech-

selnde Formen. Die Verhältnisse liegen in der Provinz Gerona jedenfalls schwieriger als in Sizilien, wo jeder Verdacht von Zwergen auf pathologischer Grundlage ausgeschlossen ist, soweit es sich um die von Mantia und Sergi gesammelten Beweisstücke (Schädel) handelt.

Prof. J. Kollmann-Basel.

b. Degenerations-Anthropologie.

22. Arndt: Biologische Studien II. Artung und Entartung. Greifswald, Abel, 1895. 312 Seiten.

Verf., der früher ein geistreiches Lehrbuch der Geisteskrankheiten geschrieben hat, das leider wenig Anklang bei den Fachleuten fand, hat es hier unternommen, unterstützt durch grosse Kenntnisse in Botanik, Zoologie, Anthropologie und Geschichte, die Artung und Entartung der organischen Welt an der Hand vieler Beispiele zu schildern. Das Buch ist fesselnd geschrieben, voll von geistreichen und neuen Aperçus, für den Laien bestechend, leider aber vom fachmännischen Standpunkte aus vielfach zu bemängeln. Die Urteile sind oft einseitig oder unbewiesenerweise zu sehr verallgemeinert, besonders ist aber der Einfluss des Milieus gegenüber dem der Individualität und der Wert der Degenerationszeichen überschätzt und viele Begriffe, wie: Chloraemie, Neurasthenie, Entartung, Degenerationszeichen, Paranoia, Moral insanity etc. zu weit gefasst, sodass schliesslich kaum noch etwas übrig bleibt, was als halbwegs normal zu bezeichnen wäre! Nur die Landbevölkerung findet noch einigermaassen Gnade vor den Augen des Verf. — Streng in Darwinischer Auffassung werden die Pflanzen, Tiere und Menschen abgehandelt, zuerst in ihren Artungen, dann in ihren Entartungen. Jene erzeugt vornehmlich das Milieu, insbesondere die Bodenerhebung, welche im allgemeinen die Gliedmaassen und die Kauwerkzeuge verkürzt, Brachycephalie schafft, Änderungen in Behaarung, Pigmentierung, Fettansatz, Charakter etc. herbeiführt, und dies Alles durch Veränderung der Konstitution. Wird diese immer widerstandsunfähiger, so entstehen schliesslich Entartungen und die sie charakterisierenden morphologischen und funktionellen Stigmata, bis zum schliesslichen Zerfall. Durch kräftigende Momente jedoch kann ein Rückschlag in alte Typen, eine Regeneration, besonders bei Pflanzen, stattfinden. Das verbreitetste Entartungswesen aber ist die Chloraemie, die stets mit Neurasthenie verbunden ist und zu Hysterie, Epilepsie, Psychose etc. führen kann. Ein Zeichen von Entartung sind Genie und Talent, die moderne Frauenbewegung, die Religions-, Klassen- und Parteikämpfe, Revolutionen, die Vereinsmeierei etc. Entartet mehr oder minder sind alle Städter. Die Entartung zeigt sich auch in allerlei Schattierungen, von den Instablen zu den Imbecillen, Kretinoiden, Halbkretins und Kretins ansteigend.

Dr. Näcke-Hubertusburg.

23. G. Humphry: Notes on the microcephalic or idiot skull and on the macrocephalic or hydrocephalic skull. Journ. of anat. and physiol. 1895. January.

Auf Grund seiner Untersuchungen an 19 mikrocephalen und 10 makrocephalen Schädeln stellt H. folgende Merkmale als charakteristisch für beide Formen auf.

Der Mikrocephale ist an allen seinen Teilen verkürzt, und zwar am Gewölbe mehr als an der Basis, am vorderen Abschnitt mehr als am hinteren. Die Margines supraciliares und die Condyli occipitales springen stark vor. Die Decke der Orbitae ist stark gewölbt, die Fossa ethmoïdalis eng, die Fossa temporalis tief. Die Stirnhöhlen sind breit. Die Unterkieferhälften bilden einen mehr stumpfen Winkel. Der Gesichtsschädel ist absolut klein, relativ aber gross. Die Prognathie betrifft hauptsächlich die Partie der oberen Schneidezähne. Die Löcher an der Schädelbasis sind zumeist verengt.

Hingegen zeigt der Makrocephale vergrösserte Formen; namentlich trifft dies für das Schädelgewölbe zu. Die Margines supraciliaris und die Condyli springen nicht vor. Die Decke der Orbitae ist abgeflacht und steht abnorm tief; die Fossa temporalis ist flach. Die Stirn hängt über. Der Gesichtsschädel ist absolut oft vergrössert, relativ aber klein. Prognathie ist nicht vorhanden.

Bei beiden Schädelformen springt das Kinn stark hervor, und bei beiden besteht Neigung zur Hyperossification.

Dr. Buschan-Stettin.

24. F. Regnault: Les Microcéphales. Le Naturaliste. 1895. März 1.

Verf. wendet sich gegen die bekannte Theorie C. Vogts über das Wesen der Mikrocephalie. Er hält diesen Zustand für einen pathologischen. Denn, wie er nachweist, zeigen die Mikrocephalen zahlreiche Krankheitserscheinungen. Ihr Schädel bietet ferner nichts Spezifisches, nichts mit dem Affenschädel Gemeinsames. Beim Gorilla und Schimpansen vereinigen sich Os frontale und Maxilla superior und trennen dadurch Os lacrimale und Planum ethmoïdale von einander. Auch bei den niederen Rassen besteht diese Anordnung, jedoch in abgeschwächtem Maasse. Hingegen existiert sie nicht bei den Mikrocephalen. Hier ist eine Sutura lacrimo-ethmoidalis konstant vorhanden und in demselben Grade entwickelt, wie an dem Schädel der weissen Rasse. Ebenso verhält es sich mit der Sutura pterygoïdea.

Ausserdem weist das Mikrocephalengehirn immer eine Entwickelungshemmung auf.

Dr. Buschan-Stettin.

25. F. Regnault: Forme du crâne dans l'hydrocéphalie. Bullet. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Sitzung vom 7. Februar.

Ob am hydrocephalen Schädel die Grössenzunahme mehr in der Richtung des Längs- oder Querdurchmessers erfolgt, darüber gehen die Ansichten der Autoren (D'Epine-Picot, Sanné, Duplay-Reclus) auseinander. Zur Klärung dieser Frage hat R. die in den Museen Dupuytren und Broca befindlichen hydrocephalen Schädel untersucht und dabei gefunden, dass sämmtliche 29 Schädel (bis auf einen mit Index 73,1) stark brachycephal waren, und dass diese Form des Schädels um so ausgeprägter war, je früher und je intensiver die Hydrocephalie das betreffende Individuum befallen hatte. Er schliesst aus diesem Verhalten, dass Hydrocephalie in stärkerem Grade zu einer Vergrösserung des Schädels im Querdurchmesser als im Längsdurchmesser führt. Da die Scheitelbeine durch den zunehmenden Druck besonders in ihrer hinteren Partie voneinander entfernt werden, so wird der grösste Querdurchmesser mehr nach oben und hinten verlegt.

Zu ähnlichem Resultat sind auch Bourneville und Noir bei ihren diesbezüglichen Untersuchungen jüngst gekommen. *Dr. Buschan-Stettin.*

26. Bianchi: Sulla frequenza delle anomalie vertebrali nello scheletro dei normali e degli alienati. Atti della R. Accad. dei Fisiocrit. Siena 1895. Ser. IV. vol. V.

Verf. hat 100 Skelette von normalen Menschen (50 Männer und 50 Frauen) untersucht und mit den Skeletten von Verbrechern, die Tenchini untersucht hat, sowie mit 30 Skeletten von Geisteskranken (10 Männer, 20 Frauen) verglichen. Seine Resultate sind folgende:

1. Numerische Anomalien der Wirbelsäule kommen an normalen Individuen (aus Siena) ungleich häufiger vor, als die Autoren bisher angegeben haben.
2. Sie sind um einen grossen Teil häufiger an den Männern, als an den Frauen vorhanden.
3. Die numerischen Anomalien der Wirbelsäule per defectum (mit oder ohne Ersatz an einer anderen Stelle) sind häufiger als die per excessum.
4. Diese numerischen Anomalien trifft man in grösserer Häufigkeit bei Geisteskranken, als bei Normalen und Verbrechern an, und zwar mit der gleichen Häufigkeit bei beiden Geschlechtern (Unterschied von normalen Individuen).
5. Der Prozentsatz, den man für die numerischen Variationen am männlichen Geschlechte der Normalen erhält, übertrifft den von Tenchini für das gleiche Geschlecht der Verbrecher gefundenen.

Dr. G. Mingazzini-Rom.

27. S. Bianchi: Sulla sutura etmoido-lacrimale e su un osso sopranumerario della parete interna dell' orbita. Atti della R. Accad. dei Fisiocritici. Sitzung vom 27. März 1895.

Ottolenghi hat behauptet, dass die Kürze der Sutura ethmoido-lacrimalis eine degenerative Erscheinung darstelle. Der Verfasser bekämpft diese Interpretation, sich besonders auf die Resultate der vergleichenden Anatomie stützend. *Dr. G. Mingazzini-Rom.*

28. Dott. Motti Giovanni: Anomalie degli organi interni nei degenerati. L'Anomalo. VI. 1894/95. Nr. 4—6. S. 132.

In derselben Weise wie an den äusserlich sichtbaren Körperteilen der Geisteskranken und Verbrecher, finden sich auch an den inneren Organen sehr häufig atavistische, teratologische oder pathologische Anomalien. Dieselben beziehen sich nicht nur auf die Form und das Volumen (Atrophie, Hypertrophie, Verdoppelungen, Teilungen etc.), sondern auch auf die Asymmetrie dieser Organe und ihre abnorme Reaktion auf anatomisch-pathologische Prozesse.

Vergleich der Gewichte innerer Organe von 230 Geisteskranken und Verbrechern und der entsprechenden Gewichte Geistesgesunder (in gr):

	Gehirn		Hemisphäre		Kleinhirn		Pons	Herz		Lungen		Leber		Milz	Niere		Hoden	
	♂	♀	rechts	links	♂	♀		♂	♀	rechts	links	♂	♀		rechts	links	rechts	links
Geisteskranke	1178	1137	514	524	147	111	16	338	228	583	507	1303	1204	160	127	128	20	20
Maximum	1646	1403	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Minimum	867	798	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verbrecher	1363	—	569	565	140	—	19	259	—	792	754	1285	—	260	125	125	20	17
Normale	1331	1189	541	568	143	126	16	285	235	680	620	1530		183	131	150	21	21

Auf Grund seiner Beobachtungen kommt der Verf. zu der Überzeugung, dass die Degeneration oft einen einfachen Atavismus darstellt, dass sie aber meistens nur den Ausdruck einer verminderten Resistenz des Keimes für eine normale Entwickelung ist. Er glaubt sich ferner zu der Auffassung berechtigt, dass, wenn ein psychisch-degenirtes d. h. abnormes Individuum bei Lebzeiten keine äusserlichen organischen oder funktionellen Anomalien darbietet, man sicher sein kann, dass sich solche an den inneren Organen bei der Obduktion nachweisen lassen. *Dr. Buschan-Stettin.*

29. Mondio Guglielmo: Nove cervelli di delinquenti. Contributo allo studio delle circonvoluzioni cerebrali. Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia, vol. XXV, fasc. 1° e 2° 1895.

9 Verbrechergehirne werden erst jedes für sich in Bezug auf Windungen und Furchen genau beschrieben, alsdann die einzelnen Befunde tabellarisch gesichtet und kritisch beleuchtet. Als wichtig glauben wir Folgendes hervorheben zu dürfen: Kommunikation des vorderen Astes der Fissura Sylvii mit dem Sulcus praecentralis kam 11 mal vor, und zwar 4 mal beiderseits, 3 mal nur rechts; einmal fand sich beiderseits Kommunikation des genannten Astes mit dem Sulcus front. int. Ersteren Befund hält Verf. (mit Giacomini) für einen normalen anstatt für eine Varietät. 4 mal fand Verf. den vorderen Ast nicht in zwei Zweige (Ram. ant. horiz. und vert.) gespalten, sondern ungeteilt enden. Er hält dies für eine Hemmungsbildung in Rücksicht darauf, dass Valenti dieses Verhalten bei 160 Gehirnen von Nichtverbrechern nur einmal beobachtet hat. Der hintere Ast der Fiss. Sylv. kommunizierte 8 mal mit dem Sulc. centr., 8 mal mit dem Sulc. postcentr., 4 mal gleichzeitig mit beiden, einmal mit dem Sulc. temp. sup. — Sulc. central.: in zwei Fällen einseitige Duplizität desselben; in sechs Fällen Kommunikation mit dem Sulc. praecentr., in sechs anderen mit dem Sulc. postcentr. Derartige Kommunikationen fand auch Benedikt häufig an Verbrecherhirnen. — In vier Fällen konstatierte M. (jedoch jedesmal nur auf einer Hemisphäre) das Vorhandensein von vier Frontalwindungen, also Anlehnung an den Windungstypus bei den niederen Affen, bei welchen die mittlere Stirnhirnwindung aus zwei getrennten Windungen besteht. — Unterbrechung des Gyrus praecentralis und entsprechende Kommunikation der Sulci fand Verf. 10 mal, eine Häufigkeit, die mit den Beobachtungen anderer Forscher übereinstimmt. — Sulc. praecentr.: sehr häufige Trennung (in einen oberen und unteren Teil). Sulci frontales: dasselbe und infolge dessen Anastomosenbildung der Gyri front. — Sulci transversi des Stirnlappen waren in drei Fällen vorhanden. — Sehr häufig fand Verf. den Sulc. postcentr. kommunicierend mit der Fissura parietalis (ähnlich die Befunde von Tenchini und Mingazzini bei Verbrecherhirnen). — Sulci temp.: häufige Kommunikationen des Sulc. sup. mit dem Sulc, occ. transversus; desgleichen mit der Fissura parietal. — Ein zwar nur andeutungsweise vorhandenes, aber doch unverkennbares Operculum occipitale fand Verf. bei den 18 Hemisphären 2 mal (links) — bei 112 von anderen Forschern untersuchten Verbrecherhirnen wurde es 5 mal angetroffen. — Kommunikation des lateralen Teiles des Sulc. parieto-occipitalis mit der Fissura interpariet. wurde 4 mal beobachtet; sie erinnert an ein ähnliches Verhalten dieser Furchen bei den Primaten. — Die Insula Reilii war in fünf Fällen von der lateralen Seite sichtbar ohne Entfernung der entsprechenden Hirnteile (Entwicklungshemmung). — Das Gewicht der neun Gehirne erreichte im allgemeinen nicht die entsprechenden Durchschnittszahlen.

Dr. Bresler-Freiburg.

30. De Boeck: Enquête sur l'Etat anthropologique, physique et psychique des pensionnaires de la maison du travail de Bruxelles. Extrait du bull. de la Soc. d'anthrop. de Bruxelles, tome XIV, 1895/96. 74 Seiten.

Verf. giebt in dieser tüchtigen Arbeit die Resultate genauer anthropologischer und psychiatrischer Untersuchungen an 30 Insassen der Brüsseler Anstalt für Arbeitslose. Er konnte keinen Verbrechertypus finden, trotzdem die meisten irgendwie vorbestraft waren. Er fand nur wenig mehr Entartungszeichen als bei Normalen, wohl aber im allgemeinen Herabsetzung der taktilen Sensibilität, der Lichtempfindung, häufig Störungen der Farbenempfindung, auch Muskelschwäche (am Dynamometer) und bei den Meisten intellektuelle und moralische Schwäche. Zum Mindesten waren 60 Prozent mehr oder minder erblich belastet, 33 Prozent stammten von alkoholischen Eltern, 80 Prozent waren Alkoholiker. Viele hatten oft mit dem Gewerbe gewechselt, hatten fremde Kriegsdienste gesucht, was in Belgien auch für eine frühe Form der Vagabondage gilt. Eine Reihe richtiger Bemerkungen finden sich in der Arbeit verzeichnet, z. B. dass manche sog. Degenerationszeichen nur ethnisch bedingt sind, dass Tättowierung durchaus keine Sensibilitätsstörung voraussetzt, am wenigsten ein Atavismus ist, dass alle Stigmata nur einen relativen Wert haben, die Untersuchungsergebnisse mit dem Aesthesiometer und Dynamometer nur sehr vorsichtig zu verwerten sind etc. Der Vagabund ist ein Neurastheniker. Gute Nahrung und physische Arbeit in einer nicht staatlichen Arbeitsanstalt sind hier geboten.

Dr. Näcke-Hubertusburg.

2. Ethnologie und Rassenkunde.

a. Allgemeine Ethnologie.

31. G. Lagneau: Influence des milieux sur la race; modifications mésoliques des caractères ethniques de notre population. Bullet. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Sitzung vom 7. März.

In derselben Weise, wie dies bereits für die Haustiere nachgewiesen ist, darf man für den Menschen annehmen, dass gewisse äussere Einflüsse seine Entwickelung begünstigen oder aufhalten, seine Konstitution stärken oder schwächen, ohne jedoch das Ensemble der ethnischen Merkmale zu verändern. Im besonderen ist wiederholt ein Rückgang der Körpergrösse von den Militärärzten bei den Aushebungen beobachtet worden, der sicherlich hiermit in Zusammenhang zu bringen ist. — Genügende Ernährung, auch wenn sie grob ist, oder nicht über das Maass hinausgehende Arbeit, hindern nicht die körperliche Entwickelung, wohl indessen führen gewisse topographische, alimentäre, professionelle oder soziale Bedingungen einen

Zustand physiologischer Misère herbei, der auf die Entwickelung, im besonderen auf das Wachstum der Körperlänge, von Einfluss ist. L. rechnet hierzu vor allen die Unfruchtbarkeit des Bodens, den morbigenen Einfluss gewisser Lokalitäten (Fieber, endem. Kropf) und übermässige Anstrengung oder ungesunde industrielle Thätigkeit (Fabrikarbeit, Minen, ungesunde Räume, sitzende Lebensweise, städtischen Aufenthalt).

In der Diskussion führt Collignon aus, dass im allgemeinen die Bewohner der Gebirgsgegenden kleiner sind, als die der Ebene (zum Teil Einfluss der Rasse, zum Teil sowohl dieser als auch Unfruchtbarkeit des Bodens), dass man aber auch das gerade Gegenteil beobachten könne. In Italien z. B. sind die Völkerschaften der Ebene relativ gross, in einer Höhe von 200—900 m konstant etwas kleiner und in den höheren Regionen (über 900 m) wiederum grösser (Livi). — Für Frankreich weiss C. über ähnliche Verhältnisse zu berichten. In den Pyrenäen hat er beobachtet, dass in den an die Berge angrenzenden Kantons die Ziffer für die Körpergrösse eine höhere ist als in den der Ebene näher gelegenen. Er giebt zu, dass hieran zum Teil die Rasse die Schuld trägt. Denn hauptsächlich trifft diese Erscheinung für die baskischen Gebiete zu; die baskische Rasse ist aber eine grosse, sogar sehr grosse. Für die übrigen Kantons vermag er keine genügende Erklärung abzugeben. Er meint, dass es sich hier vielleicht um günstigere hygienische Bedingungen, z. B. Aufenthalt in reiner Luft, handeln mag, hat indessen den persönlichen Eindruck gewonnen, dass hier gerade ärmliche Verhältnisse obwalten.

Dr. Buschan-Stettin.

32. A. Bastian: Ethnische Elementargedanken in der Lehre vom Menschen. Zwei Abteilungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1895.

Die litterarische Thätigkeit des Altmeisters der Ethnologie in Deutschland, der nächstes Jahr seinen 70. Geburtstag feiern wird, übersteigt jeden sonst landläufigen Maassstab; nach dem Monumentalwerk über Indien („Ideale Welten nach monographischen Provinzen") — der ersten grossen Arbeit nach der letzten Reise — ist schon wieder eine ganze Reihe von monographischen Untersuchungen erschienen, während wir es diesmal nicht mit einer systematischen Arbeit zu thun haben. Freilich ist ja bei Bastian Theorie und Material nie scharf getrennt, vielmehr wird es in bunter Fülle gemischt, so dass wir immer für die Grundzüge der sozialen Entwickelung die Belege aus dem Völkerleben vor Augen haben. Das vorliegende Werk entspricht nun insbesondere den charakteristischen Anschauungen, durch welche der Nestor der Völkerkunde seiner Wissenschaft einerseits die echt naturwissenschaftliche induktive Basis und andererseits die hoch erhabene philosophische Perspektive verliehen hat. Gegenüber der verhängnisvollen Verheerung, welche die moderne Zivilisation unter den spärlichen Originalen der

Naturvölker unter unseren Augen tagtäglich anrichtet, kann man wohl den stets wiederholten ernsten Mahnruf Bastians verstehen, rechtzeitig, ehe es zu spät geworden, dieser vernichtenden Sturmflut die kostbaren Schätze zu entreissen, aus denen dereinst, wie unser Gewährsmann sich gern ausdrückt, der Tempel der Menschheit errichtet werden kann. So finden wir, wie bemerkt, auch diesmal wiederum ein reiches, nach den verschiedensten Seiten hin sich erstreckendes Material vor, ganz besonders das weite Gebiet des Animismus umfassend. Und dieses empirische Material ermöglicht nun, wie überall im induktiven Verfahren, die weitreichendsten Schlüsse und Folgerungen. Nur ein Beispiel statt vieler wollen wir herausheben. In der Entfaltung des religiösen Bewusstseins zeigen sich die auffallendsten Übereinstimmungen, und zwar auch bei den stammfremdesten Völkerschaften, die noch dazu in keiner kulturhistorischen Gemeinschaft stehen. Um hier den Anfang einer wahren vergleichenden Religionsgeschichte, wie wir sie bislang noch nicht kennen, anzubahnen, hat Bastian an dem Schluss seiner Darstellung eine schematische Übersicht über diese verschiedenen organischen Entwickelungsstufen gegeben; mit unzweideutiger Klarheit tritt uns dabei die Wahrheit der sozialpsychologischen Perspektive, welche für die Völkerkunde maassgebend ist, entgegen: die Maori begegnen sich in der Bildung derselben Ideen mit den Brahminen und Buddhisten, westafrikanische Neger mit Gnostikern, Hellenen mit Samoanern und Fijiern u. s. w. Wie gesagt, in diesem Prozess, der sich mit naturgesetzlicher Notwendigkeit vollzieht, dokumentiert sich die Tragweite des Völkergedankens, wie Bastian sich ausdrückt, höchst anschaulich. Deshalb soll auch das vorliegende Buch ein Beitrag zu der induktiven (nicht auf metaphysische Trugbilder sich stützenden) Erkenntnis des Menschen sein, um eine erschöpfende, jede Notwendigkeit und alle Varietäten umfassende Gedankenstatistik anzufertigen als empirisches Material für eine „naturwissenschaftliche Psychologie“, diesem jüngsten Zweige der psychischen Anthropologie.

Dr. Achelis-Bremen.

33. A. H. Post: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz. 2. Band. Spezieller Teil. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1895.

Es ist dem kürzlich verstorbenen scharfsinnigen vergleichenden Rechtsforscher noch vergönnt gewesen, das Fazit seiner früheren weitverzweigten Untersuchungen in dem vorliegenden systematischen Handbuch zu ziehen. Nichts ist bezeichnender für die Vielseitigkeit der Ideen, welche die moderne Völkerkunde einschliesst, dass gerade die ethnologische Jurisprudenz berufen ist, die sozialpsychologische Perspektive gleichsam ad oculus zu demonstrieren; diesen Beweis hat auch Post erbracht, indem er die Entfaltung des Rechts nach den verschiedensten Seiten hin bis zu der heutigen Gestalt an der Hand des zuständigen Materials verfolgt. Am Anfang aller

sozialen Gebilde steht die uns so seltsam anmutende, vielfach auf kommunistischen Anschauungen beruhende primitive Geschlechtsgenossenschaft, gestützt auf das Blutsband, am Ende der Entwickelung die komplizierte, dem Individuum einen möglichst freien Spielraum gewährende Struktur des modernen Staates. Demnach versteht es sich auch von selbst, dass gleichfalls die individuelle Persönlichkeit, mit bestimmten Pflichten und Rechten ausgestattet, wie wir sie heutzutage kennen, ein Entwickelungsprodukt unendlich langer Vorstadien ist, die wir nur vermöge der Völkerkunde zu überschauen im stande sind.

Dr. Achelis-Bremen.

b. Rassenkunde.

34. Dr. J. Beddoe, F. R. S.: On the Northern Settlements of the West Saxons. Journ. of the Anthrop. Institute. Vol. 25. 1895. p. 5.

Verfasser hat unter Zuhilfenahme seiner bekannten Skala für die Haar- und Augenfarbe die präsächsischen und sächsischen Typen unter den Dorfbewohnern von Moreton-on-Marsh, Cirencester, Jairford, Cricklade und Bradford-on-Avon in Wiltshire und Gloucestershire untersucht. Die Bewohner in Moreton-on-Marsh sind sehr blond, gerade wie in den anderen sächsischen Gegenden, z. B. in einem Teile von Flandern, Friesland, Westfalen u. s. w. Es scheint, dass ihre Schädel denjenigen der Reihengräbertypen und den Batavaischen Typen von Gildemeister gleichen.

Nicht so bestimmt ausgeprägt ist der sächsische Bestandteil der Bevölkerung von Cirencester. In der ruhigen Weberstadt Bradford-on-Avon hat kein moderner Fremdeneinfluss (mit Ausnahme einiger Handwerker von Flandern) stattgefunden. Hier ist der Nigrescenz-Index viel grösser, d. h. hier giebt es weniger Blonde. Die vorstehenden und noch andere Beobachtungen bestätigen die Ansicht, dass die Walliser unverändert in dem Thale des Bristol-on-Avon noch lange ansässig geblieben sind, nachdem der westsächsische Volkstypus sich an den Themseufern schon niedergelassen hatte.

Dr. C. S. Myers-London.

35. H. von Hölder: Untersuchungen über die Skelettfunde in den vorrömischen Hügelgräbern Württembergs und Hohenzollerns. Fundber. aus Schwaben, 1895, II. Jahrg., Ergänzungsheft.

An eine allgemeine Übersicht über die Verbreitung der Hügelgräber in den einzelnen Teilen des behandelten Gebietes schliesst sich die eingehende Beschreibung derselben nach Kulturperioden, in welchen die Grabhügel nach Bau und Inhalt kurz charakterisiert und die Maasse der Skelette, soweit es deren Inhaltungszustand ermöglicht, angegeben werden. Die

Grundlage für die ethnologische Stellung der Skelette bildet deren Vergleichung mit dem als „germanischer Typus“ bezeichneten der alemannischen Reihengräber von ganz Mitteleuropa.

Unter den vom Verfasser untersuchten 114 Schädeln sind 86 Prozent dolichocephale und mesocephale mit allen wesentlichen Eigenschaften des germanischen Typus und nur 14 Prozent brachycephale vertreten. Erstere sind von derselben Art, wie sie den alemannischen Reihengräbern Württembergs eigentümlich ist; es haben also in vorrömischer Zeit hier die gleichen Volkselemente gewohnt, wie sie später, von Mittel- und Norddeutschland kommend, das Land von der Römerherrschaft befreiten. Die Beimischung der brachycephalen Elemente erklärt sich aus der Jahrhunderte langen Berührung des im Lande von Urzeiten an heimischen germanisch-dolichocephalen Volksstammes mit dem der benachbarten brachycephalen Zone, die um so stärker wird, je näher die einzelnen Grabhügelgruppen der Zeit der Besetzung des Landes durch die Römer liegen, mit welchen die Hauptmasse der Brachycephalen ins Land kam und in gleichem Maasse der dolichocephale Typus verschwindet.

Aus den Angaben griechischer und römischer Schriftsteller glaubt der Verfasser mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, dass die vorrömische Bevölkerung des Landes mit dem Teil des germanischen Volksstammes identisch ist, welcher durch jene unter dem Namen Kelten, Sueven, Markomannen bekannt geworden ist.

Dr. J. Deichmüller-Dresden.

36. Dr. A. Weisbach: Die Salzburger. Mitteilungen d. Wiener anthrop. Gesellschaft. XXV. 1895.

Als Fortsetzung der gleichen Untersuchungen in Nieder- und Ober-Österreich wurden 670 Soldaten aus Salzburg in Bezug auf Körperlänge, Farbe der Haare, Augen und Haut, ferner rücksichtlich der grössten Länge und Breite des Kopfes untersucht.

Die Salzburger Männer — durchaus Deutsche — sind demnach im allgemeinen mittelgross (1676 mm), selten klein, häufig aber gross, haben vorwiegend dunkles (45 Prozent) und hellbraunes Haar (33 Prozent), selten blondes (20 Prozent); ihre Augen sind meistens licht (54 Prozent), öfters grau (34 Prozent) als blau (18 Prozent) und auch öfters graubraun (26 Prozent), als dunkel (21 Prozent); die Haut meistens weiss (64 Prozent), nicht selten gelblich (21 Prozent), auch bräunlich (15 Prozent).

Der reine helle (15 Prozent) und dunkle Typus (14 Prozent) kommt nur in geringer Zahl vor; weit häufiger sind die Mischtypen (70 Prozent), besonders der hellbraune und graubraune.

Ihr Kopf ist 185 mm lang, 153 mm breit, also brachycephal (827 Index), gleichwie auch im einzelnen die Brachycephali (Indices von 820 an

aufwärts, 60 Prozent) viel häufiger als die spärlichen Dolichoiden (Indices von 799 an abwärts, 18 Prozent) vorkommen; im südwestlichen Zipfel (Zell am See) finden sich bedeutend mehr Dolichoiden (29 Prozent) und weniger Brachycephale (49 Prozent) als in den drei übrigen Bezirken.

Die Dolichoiden sind etwas grösserer Statur (168 cm) als die Brachycephalen (167 cm), und es giebt unter dem hellen Typus weniger Dolichoide und mehr Brachycephale als unter dem dunklen.

Wird die deutsche Bevölkerung von Nieder-, Oberösterreich und Salzburg zusammen genommen, so zeigt sich dieselbe im allgemeinen von mittlerer Statur, besitzt viel öfter dunkle als lichte Haare; in Nieder-Österreich sind die lichthaarigen grösser, in den zwei anderen Ländern kleiner als die dunkelhaarigen.

Ihre Augen sind vorherrschend licht, in Nieder-Österreich blau, in Salzburg grau, und deren Zahl nimmt von Ost nach West zu, jene der dunklen Augen ab, wie auch nördlich der Donau mehr lichte Augen als südlich derselben vorkommen.

Ihre Hautfarbe ist weit überwiegend weiss, bei circa ein Drittel gelblich bis selbst braun, und die Zahl der Dunkelhäutigen steigt von Ost gegen West.

Die reinen Typen (heller und dunkler) sind überall in der Minderzahl gegenüber den Mischtypen; der helle Typus nimmt von Ost nach West und von Süd nach Nord an Zahl zu, der dunkle ab.

Die Männer des hellen Typus sind in Nieder-Österreich höheren, in Salzburg niedrigeren Wuchses als jene des dunklen, in Ober-Österreich beide gleicher Statur.

Ihr Kopf ist brachycephal (Index 82) durch das ganze Gebiet, jedoch finden sich überall auch lange Formen, Dolichoide, deren Anzahl sich von Ost gegen West aber beträchtlich vermindert; überall herrschen die Brachycephalen vor, die an Zahl von Ost gegen West ansehnlich zunehmen, aber an den Ufern der Donau minder als in den uferfernen Landschaften vertreten sind.

Die Dolichoiden sind immer höheren Wuchses als die Brachycephalen, ausserdem in Nieder-Österreich die lichthaarigen Dolichoiden grösser als die dunkelhaarigen, in Ober-Österreich und Salzburg umgekehrt.

Unter dem reinen dunklen Typus finden sich mehr Dolichoide als unter dem hellen.

Nach diesen somatischen Merkmalen kann man annehmen, dass die zwei reinen Typen in Salzburg und Nieder-Österreich verschiedenen Ursprungs sein müssen, also höchst wahrscheinlich ursprünglich nicht den gleichen Völkern angehörten.

Autoreferat.

37. Národopisný Sborník okresu Hořického v. Hořicíd. 1895. 8⁰. 423 Seiten. (Sammlung von ethnographischen Abhandlungen aus dem Bezirke Hořic in Böhmen.)

Konform dem Programme der ethnographischen Ausstellung in Prag veröffentlichte die ethnographische Sektion in Hořic ein Sammelwerk, in welchem, neben einem reichhaltigen ethnographischen Materiale, eine Übersicht der prähistorischen Funde, und das Resultat einer ausführlichen Messung und Beschreibung von Kindern und Erwachsenen des Bezirkes sich anreiht, aus welcher unter anderem folgt, dass der blonde Typus mit 75 Prozent überwiegt. Konform diesen Resultaten behandelt der Konservator L. Šnajdr in einem längeren Artikel „Palaeethnologische Aphorismen" in der Zeitschrift Česky Lid (Böhmisches Volk) das verhältnismässige Vorkommen des blonden und dunklen Typus in Böhmen und kommt durch Vergleich mit den umliegenden Ländern zu dem Schluss, dass der böhmische Typus, und namentlich die nördliche Elbegegend, die historischen Chorvaten, blond gewesen sind. Im auffallenden Gegensatze zu dieser statistischen Deduktion steht jedenfalls der Schädel von Radim aus dem XI. bis XII. Jahrhunderte, der stark brachycephal ist mit dunklem gekraustem Haar (im böhmischen Museum), was wieder im Einklange steht mit den alten Chronisten, denen als Prototyp der böhmischen Schönheit und Manneskraft schwarzes Haar und Bart und Augen gilt, namentlich als Gegensatz zu den blonden Sachsen. *Prof. Dr. Píč-Prag.*

38. Capus: Sur la taille en Bosnie. Bullet. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Sitzung vom 7. Februar.

Während seines Aufenthalts in Sarajewo fand Verf. Gelegenheit, die Aushebungslisten aus dem Jahre 1893 einzusehen. Auf Grund dieser verteilt sich die Körpergrösse der 20jährigen Bosniaken auf die verschiedenen Distrikte der centralen Landesteile und auf die verschiedenen Religionen wie folgt:

im Bezirk	Cajnica	Foca	Fojnica	Rogatica	Sarajewo (Land)	Visoko	Visegrad	im Mittel
350 Muselmänner	1693	1705	1707	1725	1710	1724	1709	1711
305 Orthodoxe . .	1711	1714	—	1714	1734	1708	1695	1713
118 Katholiken . .	—	—	1701	—	1717	1701	—	1706
ohne Unterschied der Konfession	1704	1710	1704	1720	1721	1711	1712	1710

Der Unterschied, der zwischen den einzelnen Konfessionen besteht, ist zu gering, als dass man daraus auf einen entfernten ethnischen Einfluss oder auf eine verschiedene Lebensweise schliessen dürfte.

Der Prozentsatz der einzelnen Körpergrössen stellt sich folgendermaassen:

	unter den Muselmännern	Orthodoxen	Katholiken
Leute von hohem Wuchs (1700 und darüber) fanden sich in 63,9 pCt. . .	61,4 pCt.	64,7 pCt.	65,7 pCt.
Leute von über Mittelgrösse (1650 bis 1690) fanden sich in 22,2 pCt. . . .	25,7 „	19,4 „	21,7 „
Leute von unter Mittelgrösse (1600 bis 1640) fanden sich in 9,6 pCt.	9,7 „	10,4 „	8,7 „
Leute von niedrigem Wuchs (unter 1600) fanden sich in 4,3 pCt.	3,4 „	5,4 „	4,0 „

Es zeigten demnach 86,1 Prozent eine höhere Statur als das Mittel, 13,9 Prozent eine niedrigere als dasselbe. Die durchschnittliche Körpergrösse der Bewohner des centralen Bosnien stellt sich auf 1710 mm. — Die Bosniaken sind demnach gleich gross wie die Schotten (Gould), Skandinavier (derselbe), Finnen (Hjet), die Kurgenrasse Russlands (Bogdanoff); sie sind kleiner als die Livonen (1730 nach Waldauer). Sie sind ferner höher als die folgenden Völkergruppen, die mit ihnen mehr oder weniger in verwandtschaftlicher Beziehung stehen: die ausgewachsenen Dalmatiner (1690 Weissbach), Grossrussen (1650 Tikhomiroff), Esthonen (1640 Grube), Ruthenen (1640 Meyer und Koperniçki), Ungarn (1630 Bernstein), Polen (1620), Toskaner (1650), Piemontesen (1620), heutigen Griechen (1650).

Die Distrikte Sarajewo und Visoko scheinen die grössten Leute zu besitzen; dieselben sind im Vergleich zu den übrigen auch die reichsten und fruchtbarsten Landstrecken. *Dr. Buschan-Stettin.*

39. Dr. A. Weisbach: Prähistorische Schädel von Glasinac. (Prehistoričke Lubanje sa Glasinca). Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini. VII. 1895, 1.

Es werden 37 Schädel von dieser bekanntlich so reichhaltigen Fundstätte beschrieben, und zwar von Citluci 11, Mlagj 5, Potpečine 2, Boroosko 6, Vrlazije 7, Rudine 1 und Rusanović 5 Schädel.

Alle entstammen Tumulis mit Steinsetzungen und hatten mehr oder minder zahlreiche Beigaben von Schmuck- und Gebrauchsgegenständen aus Bronze, Eisen und Thon. Nach Fiala gehören diese Gräber der jüngeren Hallstadt-Periode an.

Die meist sehr schlecht erhaltenen Schädel gruppieren sich nach ihrem Breitenindex derart, dass Indices unter 700 (63—69) vier, von 700—749 sieben, von 750—799 vierzehn, schliesslich von 800 an aufwärts bis 940 zehn Schädel aufweisen. Daher giebt es unter ihnen 29 Prozent Dolicho- (11), 37 Prozent Meso- (14), also zusammen 66 Prozent Nicht-Brachycephali oder Dolichoide, und nur 34 Prozent Brachycephali (10). Bei den letzteren überwiegen ausserdem noch die Formen minderen Grades (Index

80—82 bei 7 Schädeln), da blos 2 der Hyperbrachycephalie angehören, während bei den Dolichoiden die extremen langen Formen zahlreich sind.

An den einzelnen Fundorten ist jedoch die Verteilung dieser verschiedenen Schädelformen sehr ungleich, indem bald nur Dolichoiden, bald nur Brachycephale, bald wieder beide im verschiedenen Verhältnisse vorkommen.

Ob diese Schädel von den antiken „Illyriern" herrühren, ist darum zweifelhaft, weil die als deren Nachkommen geltenden Albanesen ausgesprochen brachycephal sind.

Eher liesse sich an eine Einwanderung dieser prähistorischen Bevölkerung von Westen her denken, von woher zur See sowohl die Römer als auch die Griechen leicht gelangen konnten.

Dafür spräche auch das Vorkommen so vieler dolichoider Schädel, was nach Nicoluccis Angaben recht gut mit den antiken Römern (70 Prozent Dolichoid., 19 Prozent Brachyc.), minder mit den antiken Griechen (92 Prozent Dolichoide, 8 Prozent Brachyc.) übereinstimmt.

Diese prähistorische, vorherrschend dolichoide Bevölkerung steht im vollen Gegensatze zur jetzigen, durchaus südslavischen, unter welcher im Kreise Sarajewo, wohin die Hochebene Glasinac gehört, bloss 18 Prozent Dolichoide, aber 81 Prozent Brachycephale vorkommen, welche demnach weit überwiegend brachycephal ist. *Autoreferat.*

40. Dr. P. Lorenz: Die Ergebnisse der sanitarischen Untersuchungen der Rekruten des Kantons Graubünden (Schweiz) in den Jahren 1875—1879. Mit 4 Karten. Bern, 1895.

In ausserordentlich gewissenhafter und vielseitiger Weise hat Verf. das Material benutzt, das ihm die Rekrutierungstabellen des Kantons Graubünden lieferten, sich dabei allerdings auf diejenigen Jahrgänge beschränkend, an deren Untersuchung er selbst teilgenommen.

Die Arbeit erstreckt sich auf im ganzen 3173 Mann, die in den Jahren 1856 bis 1860 geboren sind und als Neunzehnjährige zur Aushebung gelangten. Von anthropologisch wichtigen Daten enthalten die zu militärischen Zwecken ausgefüllten Tabellen eigentlich nur: Körpergrösse, Brustumfang und Sehschärfe, was um so mehr zu bedauern ist, als der Kanton Graubünden durch die Eigenart seiner geschichtlichen und orographischen Verhältnisse vorzugsweise zu einer anthropologischen Erforschung geeignet wäre.

Die mittlere Körpergrösse des gemessenen Individuums war 164,5 cm bei einem mittleren Brustumfang von 83,2 cm, so dass letzteres Maass die halbe Körpergrösse in den Mittelzahlen also übertrifft. Innerhalb des ganzen Gebietes zeigen sich aber beträchtliche Differenzen: im Bündner Oberland herrschen mittlere, im Gebiet von Albula, Julia und in beiden Engadinen

vorwiegend grössere Ziffern vor, während in Churwalden, im Hinterrhein- und Rheinthal neben vielen Kleinen auch viele Grosse und Sehrgrosse vorkommen, also ein ungleichmässiger Menschenschlag lebt. Seine Zahlen mit denjenigen aus andern Kantonen vergleichend, kommt Verf. zu folgenden Sätzen: „Wir sehen einen Kreis mit grossen Leuten vom Genfersee an durch den Jura nach Basel, dann Unterklettgau nach Graubünden ziehen und hier in den Bezirken Albula, Maloja, Inn, Hinterrhein und zum Teil Glenner seinen Abschluss finden. Im Innern der Schweiz gehört dann noch Nidwalden dazu. Unterbrochen wird dieser Kreis im Norden zwischen Basel und Schaffhausen durch einen Mittelschlag und im Nordosten durch den kleineren Schlag von Appenzell und St. Gallen, in welchen nur die Stadt St. Gallen noch Zahlen von 164,1—165,4 aufweist."

„Ausgenommen die Bezirke Schwarzenburg und Appenzell I.-Rh. verteilt sich der kleine Menschenschlag auf vier nach Nord offene Thäler der Westalpen und drei nach Süd und Südost sich öffnende Thäler der Ostalpen." (S. 68.)

Was den Brustumfang anlangt, so zeigt es sich, dass er seine definitive Grösse später erlangt als die Körpergrösse.

Eine sorgfältige Untersuchung haben auch die bei den Ausgemusterten vorgefundenen Degenerationszeichen gefunden. An dieser Stelle dürfte vor allem Vorkommen und Verbreitung des Kropfes interessieren und besonders inwieweit sich die behauptete Beziehung von Gebirgsformation zu kretinistischen Krankheitszuständen für Graubünden erweisen lässt. Die Resultate des Verf. lauten: „1. Die grösste Anzahl der Fälle liefern allerdings diejenigen Orte und Thäler, die auf marinen Ablagerungen gebaut sind. 2. Es kommen jedoch auch solche Orte zahlreich vor, die, obwohl auf marinen und Triasbildungen stehend, nur sehr wenige und vereinzelte Fälle aufweisen. 3. Die wenigsten Fälle haben Orte auf Urgestein und andern, nicht marinen Gesteinsformationen, wie Verrucano, obwohl auch solche keineswegs davon frei sind, so besonders Puschlaf und Brusio, Oberengadin u. a. 4. Es sind auch eine Anzahl Orte festgestellt, die Kröpfe haben und ihr Trinkwasser aus kristallinischen Gesteinsformationen beziehen." (S. 93.)

Hinsichtlich aller weiteren Details muss auf die interessante Arbeit selbst, die als Beilage zum Jahresbericht der Naturforscher-Gesellschaft Graubündens in Chur, Band XXXVIII, erschienen ist, verwiesen werden.

Dr. R. Martin-Zürich.

41. G. Sergi: Origine e diffusione della stirpe mediterranea; induzione antropologiche. Con 30 figure nel testo ed una carta per la primitiva distribuzione geografica della stirpe. Roma, 1895. Soc. editrice Dante Alighieri. 144 Seiten.

Die vorstehende Schrift, die nur einen synthetischen Auszug aus einem in Vorbereitung befindlichen umfangreicheren Werke über das gleiche Thema

darstellt, ist die Frucht der langjährigen Studien des Verfassers über die Kraniologie der Mittelmeervölker. Inhaltlich ist sie eine ausführlichere Wiedergabe der diesem Hefte voranstehenden Originalarbeit Sergis. Sie enthält eine Ergänzung und Begründung der von S. in dieser vertretenen Behauptungen und Ausführungen. Mit vielem Geschick und grosser Umsicht sucht der Verfasser seine Hypothesen zu stützen.

Dr. Buschan-Stettin.

42. Giuseppe Sergi: Studi di antropologia laziale. Bullett. della R. Accademia medica in Roma. Anno XXI. 1894/95. Fasc. 1.

Zahlreiche Autoren (Sandifort, Vrolich, van der Hoeven, Carus, Blumenbach, Morton, Retzius, His-Rütimeyer, Ecker, Vogt, Davis-Thurnam, Maggiorani, Nicolucci u. a.) haben sich bereits mit der Charakteristik des Römerschädels beschäftigt und sind sämtlich zu dem Resultate gekommen, dass demselben besondere Eigenschaften zukommen, die ihnen mit den Schädeln anderer Völkerschaften nicht gemeinsam sind und deshalb zu der Annahme eines Spezialtypus berechtigen. — Sergi ist hingegen zu einem abweichenden Resultat gekommen. Er hat nach seiner Methode 127 Schädel untersucht; 28 derselben sind alter Herkunft, d. h. stammen aus Gräbern, die zum Teil älter als die Mauer des Servius Tullius, zum Teil gleichaltrig mit dieser sind; der Rest von 99 Schädeln rührt aus Gräbern her, die in die Periode vom Ende der Republik bis in den Anfang des 2. Jahrhunderts des Kaiserreichs fallen.

Die erste Serie — 1 Schädel ausser Betrachtung gelassen wegen unklarer Form — zeigt nur 6, die zweite 11 Varietäten, jede wieder mit verschiedenen Subvarietäten. Diese Thatsache berechtigt nicht dazu, einen einzigen Typus des römischen Volkes anzunehmen, sondern führt zu der Annahme von multiplen Typen. Wie Sergi nachweist, finden sich die gleichen Varietäten nicht nur in Italien, sondern auch auf den italienischen Inseln, wie überhaupt in den Ländern am Mittelmeere. Es sind dieses die Varietäten Acmonoides (1 mal unter den 126 Schädeln vertreten), Byrroides (1), Cuboides (5), Cylindroides (1), Ellipsoides (24), Ooides (26), Parallelepipedoides (2), Pentagonoides (14), Platycephalus (19), Rhomboides (1), Sphaeroides (11), Sphenoides (21).

Das lateinische (römische) Volk gehörte also — so schliesst Sergi — und gehört auch jetzt noch der grossen Familie der Mediterranier an, wie das etruskische, ägyptische, griechische (pelasgische), mit denen es die gleichen ethnischen Elemente, wenn auch in verschiedenem Prozentsatze, gemeinsam hatte. *Dr. Buschan-Stettin.*

43. G. Sergi: Crani antichi di Sicilia e Creta. Atti della Soc. Rom. di Antrop. 1895. II, 2.

a. 7 Schädel aus neolithisch-sikulischen Gräbern (Castelluccio und Cozzo del Pantano) zeigen die Varietäten Ellipsoides, Ooides, Pentagonoides, Sphenoides.

b. 2 Schädel aus Gräbern, die Orsi als „barbarische“ bezeichnet, zeigen die Varietäten Ellipsoides und Opisthosphaeroides.

c. 4 Schädel aus dem Grabmal zu Erganos auf Kreta (mykenische Periode) zeigen die Varietäten Ooides und Platycephalus.

Dr. Buschan-Stettin.

44. Dr. Bordier, A.: Enquête sur la couleur des cheveux et des yeux dans le département de l'Isère (avec tableau). Bullet. de la Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. T. II. Nr. 2. 1895. Juli.

Mittels Fragebogens, den man an die Lehrer der Gemeindeschulen des Departements Isère versandte, wurde eine Erhebung über die Farbe der Haare und Augen angestellt. Die eingelaufenen Antworten betreffen 25 208 Erwachsene und 15 629 Kinder beiderlei Geschlechtes.

Das Resultat war folgendes:

blonde Haare wurden gezählt unter den Kindern 26 Prozent, den Frauen 22 Prozent, den Männern 20 Prozent;

rothe Haare wurden gezählt unter den Kindern 7 Prozent, den Frauen 6 Prozent, den Männern 6 Prozent;

hellbraune Haare wurden gezählt unter den Kindern 50 Prozent den Frauen 50 Prozent, den Männern 51 Prozent;

dunkelbraune Haare wurden gezählt unter den Kindern 17 Prozent, den Frauen 22 Prozent, den Männern 23 Prozent.

Im Hinblick auf die Gemeinden, in denen die Blonden das numerische Übergewicht haben, bemerkt der Verf., dass diese Gemeinden im allgemeinen in dem Verlaufe der alten römischen Strassen gelegen sind. Er glaubt, dass auf diesen Wegen zerstreute blonde Stämme, wahrscheinlich Burgunder, in das Land zu einer bestimmten Periode eingedrungen sind und sich hier festgesetzt haben.

Hingegen mit Rücksicht auf die Verteilung der Gemeinden, in welchen die schwarzen Haare vorherrschen, meint Bordier, dass die Pigmentirung der Haare in Grande-Chartreuses-Allevard vielleicht auf maurisch-hispanischen Einfluss, in Trièrees auf ligurischen Einfluss zurückzuführen ist.

Professor Dr. L. Manouvrier-Paris.

45. Dr. E. Eyssautier: Distribution géographique de la carie dentaire en France de 1837—1886 avec carte. Bullet. de la Soc. dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. tome I. 1894. S. 226—235.

Eine Analyse der bei der Einstellung von Rekruten aufgenommenen Tabellen hinsichtlich der Verbreitung der Zahncaries in Frankreich. Aus denselben geht hervor, dass diese in jenen Gegenden, wo die keltische Bevölkerung, die zur neolithischen Zeit einwanderte, noch jetzt das Über-

gewicht hat, sehr selten ist, bei der ibero-ligurischen Bevölkerung dies schon weniger ist und in der kymrischen Völkergruppe häufig vorkommt.

Fr. de Villenoisy-Paris.

46. H. Kaarsberg: Same, Nordens sidste Nomade. Ugeskrift for Löger. 5 R. 2 Bd. 1895. p. 217, 241, 269. 39 Seiten.

Der Verf. hat eine Sommerreise in Lappland gemacht und einige statistische Daten über die nomadisierenden Lappländer gesammelt. Dieses Material ist an und für sich nicht ohne wissenschaftlichen Wert, und die Schlussfolgerungen des Verf. im ganzen richtig, insofern er behauptet, dass die Lappländer als Volk nicht degenerieren, sondern vielmehr ausgelöscht werden, dadurch, dass der Renntiernomade ansässig wird. Auch die allgemeinen nosologischen Bemerkungen sind lesenswert, obwohl sie wenig neues enthalten, wie überhaupt die Anthropologie der Lappländer viel besser durchgearbeitet ist als der Verf. glaubt. *Dr. Sören Hansen-Kopenhagen.*

47. N. W. Giltschenko: Die kubanischen Kosaken. Anthropologische Skizze. „Arbeiten der anthropologischen Abteilung der kaiserlichen Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie.“ Bd. XVIII, Heft II, S. 77 in 4⁰. Moskau, 1895. (Russisch.)

Der physische Typus der Kleinrussen ist noch sehr wenig studiert. Das obige Buch erscheint als eine wichtige Ergänzung zu den existierenden Daten: von Prof. Anutschin — Über die geographische Verteilung des Wuchses der männlichen Bevölkerung Russlands (St. Petersburg, 1889), von Diebold — Ein Beitrag zur Anthropologie der Kleinrussen (Dorpat, 1886), von Emme — Die Anthropologie und die Medizin (Poltawa, 1882), von Krasnow — Über anthropologische Typen des Kreises und der Stadt Charkow (Charkow, 1891) und von Talko-Grynzewitsch — Physische Charakteristik des Volkes der Ukraina (St. Petersburg, 1892). Der Autor hat 61 Kosaken von Kuban gemessen. Die Messungen der verschiedenen anthropometrischen Dimensionen haben folgende absolute und relative Zahlen ergeben:

Grössen	Minimum	Maximum	Durchschnitt	Verhältnis zum Wuchs
Wuchs	1576	1835	1701	—
Rumpflänge (vom Man. sterni bis zur Symph. pubis)	476	598	524	30,7
Brustumfang	820	967	894	52,5
Schulterbreite (zw. Acromion)	340	420	379	22,3

Grössen	Minimum	Maximom	Durch-schnitt	Verhältnis zum Wuchs
Beckenbreite	242	295	262	15,4
Länge des Armes	689	841	759	44,6
„ „ Oberarmes	299	365	331	19,0
„ „ Vorderarmes	257	313	284	16,6
„ der Hand	177	221	194	11,3
„ des Beines (vom Troch. major)	810	965	894	52,7
„ „ Oberschenkels	386	476	439	25,8
„ „ Unterschenkels	354	440	396	23,3
„ „ Fusses	230	280	257	15,1
Horizontalumfang des Kopfes	523	583	551	32,3
Grösste Länge	172	199	185	10,8
„ Breite	141	168	152	8,9
Kopfindex	75,0	88,4	82,1	—
Kleinste Stirnbreite	97	114	106	6,2
Gesichtsindex	72.1	87,3	79,6	—
Interorbitalbreite	27	42	33	1,9
Nasenlänge	41	67	49	2,9
Nasenbreite	29	42	34	1,9
Nasenindex	49,2	84,7	69,6	—

Nach den Schlussfolgerungen des Autors ist der physische Typus der kubanischen Kosaken dem der Kleinrussen ganz analog, und beide zeigen eine bedeutende Beimischung des türkischen Blutes.

Dr. Al. Iwanowski-Moskau.

48. J. J. Schendrikowski: Materialien zur Anthropologie der Burjaten (an der Iselenga). S. 136 + 21 in 16°. St. Petersburg, 1894. (Russisch.)

Vor dem Erscheinen des obigen Buches von Schendrikowski hat die Anthropologie nur dürftige Daten für die Kraniologie der Burjaten besessen, anthropometrische Thatsachen aber bezüglich dieses interessanten Volkes fehlten vollkommen. Die Arbeit von Schendrikowski bietet den ersten und einzigen Versuch dar, eine auf anthropometrische Angaben gestützte Charakteristik des physischen Typus einer von den sehr zahlreichen Gruppen der fremden Bevölkerung Sibiriens zu geben. Als Objekte der anthropometrischen Untersuchung haben 186 Individuen von Burjaten an der Iselenga gedient. Die Schlussfolgerungen, zu welchen der Autor auf Grund seiner umständlichen Untersuchungen gelangt, sind im Auszuge folgende:

Die Burjaten sind mittelgross gewachsen (1631 mm), mit mehr Neigung zur Grosswüchsigkeit als zur Kleinwüchsigkeit. Der Kopf ist relativ gross, in die Länge und Höhe mässig, dagegen in die Breite bedeutender entwickelt, so dass die Burjaten nach dem Kopfindex (88,43) als Hyperbrachycephalen erscheinen. Die Gesichtsteile sind ebenfalls in die Länge mässig, in die Breite stark entwickelt. Nach dem Gesichtsindex (81,92 nach Broca) sind die Burjaten Platyprosopen. Die Länge der Nase ist relativ kurz (56 mm), die Breite aber sehr beträchtlich (36 mm), und nach dem Nasenindex (64,07) erscheinen die Burjaten als Hyperplatyrrhinen; dabei ist die Nase an der Basis stark plattgedrückt, und die Interorbitalbreite ist der Nasenbreite gleich. Die Länge des Rumpfes (als Abstand des Manubrii sterni von der Raphe perinaei gemessen) hat im Durchschnitt 561 mm, d. h. 34,39 Prozent des Wuchses. Die Schulterbreite (der Abstand der Acromien) ist 363 mm (22,25 Prozent des Wuchses) und die Beckenbreite 275 mm (16,86 Prozent) gleich. Der Brustumfang (884 mm oder 51,75 Prozent des Wuchses) ist bei den Burjaten ganz befriedigend entwickelt. Was den Umfang der Taille (775 mm = 47,59 Prozent des Wuchses) betrifft, so ist er im Durchschnitt um 69 mm kleiner als der absolute Brustumfang, mit anderen Worten, der Umfang der Taille ist gleich 91,82 Prozent des Brustumfanges. Für die Länge der oberen und der unteren Extremitäten giebt der Autor folgende absolute und relative Werte: die Länge des ganzen Armes 700 mm (42,92 Prozent), des Oberarmes 290 mm (17,81), des Vorderarmes 224 (13,71) und der Hand 186 mm (11,4 Prozent); die Länge des Beines (durch die Abrechnung der Sitzhöhe des Individuums vom ganzen Wuchs erhalten) 761 mm (46,67 pCt.), des Oberschenkels 346 mm (21,24) und des Fusses 251 mm (15,33 Prozent). Im Bau der burjatischen Arme und Beine (wie auch im Bau der von uns gemessenen Mongolen-Torgouten) ist charakteristisch, dass ihre oberen Teile (d. h. die Oberarme und die Oberschenkel) gross, die unteren aber relativ klein erscheinen. Zum Schluss seiner Untersuchungen konstatiert der Autor gewisse anthropologische Merkmale, welche auf eine zweifellose Mischung des burjatischen Volkes hinweisen.

Dr. Al. Iwanowski-Moskau.

49. N. A. Aristow: Ein Versuch, die ethnischen Bestandteile der Kirghis-Kosaken der Grossen Horde und Karakirghisen auf Grund der genealogischen Sagen und der Nachrichten über die existierenden Stammteilungen und über die Stammeszeichen (Tamga), sowie auch auf Grund der historischen Daten und der anthropologischen Untersuchungen zu erklären. S. 96 in 8°. St, Petersburg, 1895. (Russisch.)

Wir begrüssen mit besonderer Freude das Erscheinen des genannten Buches. Der Versuch des Autors erwies sich als ein sehr glücklicher.

Die in Rede stehende Frage ist sehr ausführlich und allseitig bearbeitet, und ich glaube, dass dieselbe durch diesen Aufsatz ihrer Lösung viel näher gerückt ist, als in irgend einer anderen historischen oder anthropologischen Arbeit. Die Schlussfolgerungen, zu welchen der Autor gelangt, können unter folgende Thesen zusammengefasst werden: 1. Das Volk der Karakirghisen entstand aus einem Teile der Jenissei-Kirghisen, welcher in die centrale Mongolei auswanderte und zusammen mit einem Teile der einheimischen türkischen Stämme von anderer Abkunft als die Kirghisen den ussunischen Bund bildete, der gegen Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christi den westlichen Tjan-schan und die im Norden angrenzenden Steppenteile in Besitz nahm. 2. Die Grosse Horde entstand hauptsächlich aus den Stämmen, welche dem Kangly- und Dulat-Volke angehörten; dieselben vermischten sich später mit den karakirghisischen Stämmen und besonders mit dem sogen. Ssary-ujssun-Stamm. 3. Da die Jenissei-Kirghisen eine Mischung von Türken mit Dinlinen darstellen, so ist das karakirghisische Volk aus einem Stamme Ssary, dinlinischer Herkunft, entstanden. 4. Die Teile der türkischen Stämme, welche sich den Kirghisen in der Mongolei angeschlossen haben, waren den Dulaten verwandt. 5. Dulaten und Kangly sind zwei besondere türkische, mit den Karakirghisen nicht verwandte Stämme; aber es ist Grund vorhanden, bei den Dulaten eine prähistorische Beimischung eines den Vorfahren der Kirghisen, nämlich den Dinlinen, verwandten Stammes anzunehmen; diese Beimischung war aber so unbedeutend, dass die Dulaten sich von den übrigen türkischen Stämmen durch jene helle Farbe, auf welche die chinesischen Chronikenschreiber noch im 7. Jahrhunderte nach Christo bei den Jenissei-Kirghisen hinwiesen, nicht unterscheiden liessen.

Dr. Al. Iwanowski-Moskau.

50. E. Chantre: Observation anthropologique sur les crânes de la nécropole de Sidon. Bulletin de la Soc. d'anthropologie de Lyon. Sitzung vom 3. Februar 1894.

Verfasser hat 6 Schädel studiert, die aus der Königsmetropole zu Sidon (entdeckt und beschrieben von Hamdy-Bey und Theodore Reinach) stammen. Vier von diesen Schädeln, deren einer dem Könige Tabuith angehört, sind subdolichocephal; ihr Index variirt zwischen 76,75 und 77,26. Sie zeigen die Haupteigenschaften, die Dr. Bertholon für die Phönizierschädel aufgestellt und beschrieben hat: Rhomboïde Form, niedrige, abgerundete und schmale Stirn, deutliche Verbreiterung des Schädels im Niveau der Parietalhöcker, wenig ausgeprägte Glabella, schmale Nase, runde Augenhöhlen. — Die beiden anderen Schädel haben einen Index von 84,23 und 86,11, was sie gewissen syrischen Schädeln des Museums in Lyon nähert. — Diese Variationen dürfen nicht Wunder nehmen bei so heterogenen Völkerschaften, wie die der fraglichen Gegenden es sind.

Dr. G. Papillault-Paris.

51. R. Virchow: Neue anthropologische Beobachtungen aus Ost-, Süd- und Südwest-Afrika. Verhandl. der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. 1895. XXVII, S. 59.

Mit bekannter Sorgfalt beschreibt Virchow zunächst unter Beigabe zweier Schädelansichten das etwa 1522 mm hohe und zierliche Skelet eines Mhehe (nordöstlich von Nyassa). Nach Mitteilung gehörte das Knochengerüst einem Manne an und zwar von jugendlichem Alter, wie der in der unteren Stirngegend etwas weiblich gebildete Schädel erkennen lässt. Dass der Schädel trotz normaler Knochenstruktur nur 631,5 gr wiegt, dürfte (nach Ansicht des Ref.) zum Teil mit dem sehr kleinen Innenraum (1055 ccm) zusammenhängen. Letzterem entsprechend sind die drei Umfangsmaasse der Hirnkapsel gering. Im Vergleiche zu seiner Länge ist der Hirnschädel schmal und hoch (hypsidolichocephal). Höhe und (Joch-) Breite des Gesichts stehen in einem mittleren Verhältnis zu einander, wie bei den Mesoprosopen. Die Augenhöhlen sind gross, in Bezug auf ihren Index mesokonch. Die Nase tritt stark hervor und hat eine ungewöhnlich grosse, besonders breite Öffnung, wodurch ein hyperplatyrrhiner Index zu Stande kommt. Durch das starke Vortreten vom Alveolarfortsatz des Ober- (Gesichtswinkel 73°) und Unterkiefers bei zurückweichendem Kinn entsteht eine Andeutung von Schnauze. Die Mahlzähne nehmen von vorn nach hinten an Grösse ab. Der Schädel, an welchem mehrere Nähte vorzeitig verstrichen sind, hat noch einige andere Merkmale niederer Menschenrassen. So zeigt er auf beiden Seiten einen Stirnfortsatz der Schläfenschuppe, welcher sich rechts durch eine 8, links 9 mm lange Naht mit dem Stirnbein vereinigt. Da dieser Fortsatz excessiv bezw. (S. 72) einer der grössten bekannt gewordenen genannt wird, darf Ref. vielleicht daran erinnern, dass Ranke (Beiträge zur phys. Anthrop. der Bayern) 19 Stirn-, Schläfenbein - Nähte von 10—27,5 mm Länge angegeben hat. Ausserdem hebt Virchow das auffallend lange und ebenso wie der Schädelgrund schiefe Hinterhauptsloch hervor, an dessen vorderem Rande ein dritter Gelenkhöcker sitzt. — Während der Schädel viele Merkmale einer niederen Entwickelung aufweist, sind die anderen kräftig ausgebildeten Knochen mit solchen nicht behaftet und stehen, was die Länge der Wirbelsäule, der Arme und Beine angeht, in nicht ungünstigen Verhältnissen zu einander. Indem Virchow die Schädelmaasse dieses Mhehe mit den Ergebnissen der vom Grafen Schweinitz an 16 lebenden Wangoni ausgeführten Messungen vergleicht, erkennt er eine nicht geringe Ähnlichkeit dieser von Stuhlmann in eine Reihe gestellten Zulustämme (Wahehe und Wangoni) an.

Ferner macht Virchow genaue Angaben über die von Oskar Neumann gesandten Schädel zweier Wassandaui aus Kwa Kokue bei Kwa Mtoro, zwei Tagemärsche westlich von Irangi. Die der Bantu-Gruppe nicht angehörenden Wassandaui sprechen wie die Hottentotten eine an Schnalz-

lauten reiche Sprache, die von den Sprachen der umwohnenden Stämme gänzlich verschieden ist. Beide Schädel stammen, obwohl mehrere ihrer Nähte verknöchert sind, von ziemlich jungen Männern. Sie haben einen geringen Hirnraum (I 1250, II 1265 ccm), an dessen Begrenzung vorwiegend das Stirnbein beteiligt ist. Im Verhältnis zu ihrer Länge sind sie schmal, während ihre Längen und Höhen in einem mittleren Verhältnis stehen (orthodolichocephal). Beide Gesichter sind länglich (leptoprosop), die Augenhöhlen in der senkrechten Richtung länglichrund (hyperhypsikonch). Das Verhältnis zwischen Höhe und Breite ihrer Nasen ist ein mittleres (mesorrhin). Ebenso haben beide einen länglichen Gaumen, vorspringende Oberkiefer und eine fast wagerecht stehende Unterschuppe des Hinterhaupts. Nr. II ist der erste zweifellos afrikanische Kopf, an welchem Virchow einen 127 mm breiten und 38 mm hohen Inkaknochen fand. An diesem Schädel haben die grossen Keilbeinflügel nach hinten sehr verlängerte Spitzen (alae elongatae); bei Nr. I sind dieselben stark eingefaltet, wodurch eine Schläfenenge entstanden ist. Nr. I hat ferner, wie der Schädel eines Mhehe, einen dritten Gelenkhöcker am Hinterhauptsloch, ausserdem eine durchlöcherte, scheinbar verdickte Stelle in jedem Augenhöhlendach und zwei tiefe, lange Gefässfurchen auf dem Stirnbein.

An dritter Stelle wird ein Schädel aus einer Höhle auf der Grenze von Transvaal und dem Oranje Vrystaat beschrieben. Derselbe gehörte einem älteren Hottentotten an, wie Virchow auf Grund seiner an solchen Schädeln gemachten Messungen erklärt. Seine Form ist orthodolichocephal wie bei den Wassandaui. Von den Schädeln derselben unterscheidet er sich durch seine viel grössere (1442 ccm) und hauptsächlich parietal entwickelte Hirnkapsel, sowie namentlich durch das breite Gesicht, dessen Plattnase die für Afrikaner bemerkenswerten mesokonchen Augenhöhlen weit auseinander drängt. Dabei sind die Nasenbeine sehr klein und schmal, die Stirnfortsätze des Oberkiefers aber hoch und breit. Die Schädelbildung spricht daher gegen eine Verwandtschaft der Hottentotten mit den Wassandaui, an die man wegen des Reichtums beider Sprachen an Schnalzlauten vielleicht denken könnte. Erwähnenswert ist an diesem Hottentottenschädel noch Schläfenenge auf der rechten Seite und ein Schaltknochen der linken Schläfenfontanelle.

4. Der Schädel eines Hereró von einem alten Schlachtfelde in Südwest-Afrika. Wie u. a. aus der teilweisen Verknöcherung der Hauptnähte hervorgeht, gehörte er einem älteren, kräftigen Manne an. Der Schädelinnenraum ist gross (1640 ccm). Gleich den unter 1—3 erwähnten Schädeln ist er dolichocephal. Besonders in Bezug auf die breite Nase hat er Ähnlichkeit mit dem Transvaal-Schädel, von welchem er sich durch die verhältnismässig grössere Höhenausdehnung seiner Hirnkapsel (hypsicephal) und seiner Augenhöhlen (ultrahypsikonch) unterscheidet. Der Zahnhöhlen-Fortsatz des Oberkiefers ist lang und steht schräg vor, wo-

durch der Gesichtswinkel sehr klein wird (62°). Ausserdem ist Schläfenenge vorhanden.

5. Ein Massai-Knabe von ungefähr 12 Jahren, mit Namen Massikira (aus der Gegend des Meruberges). Derselbe ist gut genährt; sein Gesäss hat eine halbkugelige Form, welche an die zuerst bei Buschmännern beobachtete Steatopygie erinnert. Wie schon früher, so weist Virchow auch diesmal darauf hin, dass etwas Ähnliches bei den Neugeborenen unserer Rasse sich zeige, und dass die massige Fettanhäufung in dem betreffenden Körperteil, welche man nicht nur bei den Frauen der Buschmänner, sondern auch bei diesen selbst und ihren heranwachsenden Söhnen sehen könne, als Bewahrung einer kindlichen Eigenschaft, nicht als besondere Eigentümlichkeit aufzufassen sei. — Massikira hat ziemlich lichtbraune Haut, schwarzes, loses, in wenig dichten Rollen angeordnetes Kopfhaar und eine hellbraune Regenbogenhaut. Die Körperhöhe (1418 mm) ist 107 mm kleiner als die Klafterweite. Kopf gross (Horizontalumfang 520), Hals kurz, Rumpf gedrungen, Hände und Füsse sehr gross. Der Körper ist nur 5,8 mal so lang wie der Fuss. Die Kopfform bezeichnet Virchow als dolichocephal, wenngleich an der Grenze zur Mesocephalie. Streng genommen müsste es umgekehrt heissen, da nach der internationalen Einteilung der Schädelindices die Mesocephalie mit der in diesem Falle vorhandenen Verhältniszahl 75,0 beginnt. Dass der Kopf im Verhältnis zu seiner Länge niedrig ist, betrachtet Virchow als eine individuelle, wenn nicht als eine kindliche Erscheinung. Das als mesoprosop bezeichnete Gesicht (Index 85,8) ist nach der vom Ref. auf der Anthropologen-Versammlung zu Kassel vorgeschlagenen Einteilung noch rundlich (strongyloprosop). Die Nase ist nicht breit und tritt mässig vor, unterscheidet sich also wesentlich von der hottentottischen Plattnase und gleicht den Nasen der Wassandaui, aus deren Nachbarschaft dieser Knabe stammt. Auch unter 16 vom Grafen Schweinitz gesammelten Massai-Schädeln fand Virchow keinen mit einer wirklichen Plattnase. Von dem Knaben wird noch bemerkt, dass die mittleren Schneidezähne im Unterkiefer ausgeschlagen sind und das Kinn stark zurücktritt. *Dr. Mies-Köln.*

52. Liotard: Les races de l'Ogooué, Notes anthropologiques.
L'Anthropologie. tome VI, 1895, pag 53.

Den sehr interessanten Auseinandersetzungen des Verf. entnehmen wir nur einige somatisch-anthropologische Daten. Die Stämme, welche die französische Kolonie Gabûn bevölkern, sind untereinander sehr verschieden. In erster Linie finden wir die M'Pongwé und die Orungu, deren Körperlänge eine ziemlich bedeutende ist (1,67 m bei 4 gemessenen Männern, 1,59 m bei 6 Frauen); der Cephalindex hat einen mittleren Wert von 77.

Die Galoa sind etwas kleiner und gedrungener als die Orungu; Hände und Füsse sind sehr klein. Die Körperlänge beträgt 1,62 m, der Längen-

breitenindex 76 (8 Fälle); sie sind also mehr dolichocephal als die vorhergenannten Stämme. Die Juanga ähneln wieder mehr den Orungu; bei 7 gemessenen Männern war die mittlere Körperlänge 1,67 m und der Längenbreitenindex variirte von 75 bis 82.

Ferner findet man noch in Gabûn Vertreter der Zwergvölker Afrikas. Leider hat Verf. keine Akoa messen können. Diejenigen, welche er gesehen hat, waren sehr klein; ihre Hautfarbe glich der des leicht gerösteten Kaffees. Auf dem Körper, besonders auf den Extremitäten, sitzen feine, 5 mm lange, braune Haare. Das Kopfhaar ist schwarz und in kleinen Haufen angeordnet.

Die Bulu sind mehr mit den M'Pongwé vermischt und grösser als die Akoa: Körperlänge 1,64 m, Cephalindex 78 (6 Fällle). Das Verhältnis der Klafterweite zur Körperlänge beträgt beinahe 109 (beim Pongwé-Typus nur 106).

Die Fan sind von Osten gekommen und verdrängen allmählich die anderen Völkergruppen. Die Körperlänge derselben (14 Fälle) variirt von 1,58 m bis zu 2 m, der Ccphalindex von 74 bis 84. Das Verhältnis der Klafterweite zur Körperhöhe beträgt nur 105.

Dr. L. Laloy-Paris.

53. Dr. E. T. Hamy: Considération générale sur les races jaunes. Leçon d'ouverture du Cours d'Anthropologie du Museum, faite le 23 Mars 1895. L'Anthropologie. tome VI, 1895, p. 241.

In dieser Eröffnungsrede fasst der Verf. die wichtigsten morphologischen Züge der verschiedenen gelben Rassen zusammen und versucht diese in rationelle Gruppen abzuteilen. — Die erste ist die eigentlich mongolische. Dieser Volksstamm bildet eine Masse von 2 bis 3 Millionen Menschen, welche zwischen Sibirien und China, Manschurei und Turkestan leben. Bei ihnen sind die Merkmale der gelben Rassen in einem nahezu übertriebenen Grade vorhanden. Ihr Schädel ist hyperbrachycephal (Längenbreitenindex = 87); zugleich ist er sehr niedrig und wird von Hamy als platybrachycephal bezeichnet.

Der türkische Stamm, da wo er nicht durch Blutmischungen verfälscht ist, zerfällt in eine nördliche (Jakuten) und eine südliche Gruppe (Turkmenen). Der Schädel ist hier höher, kürzer und schmäler als der der wahren Mongolen (Längenbreitenindex nur hypobrachycephal).

Unter der Bezeichnung Indo-Mongolen fasst Hamy die Tibetaner, die Bevölkerung von Birmah, Siam, Annam u. s. w. zusammen. Anthropologisch betrachtet sind diese Stämme von den Chinesen ganz unabhängig. Sie sind alle hypobrachycephal.

Nach diesen Völkern kommt eine Gruppe, welche die Koriaken, Kamtschadalen, Tschuktschen, Aleuten umfasst. Der Kopfindex

dieser Völker ist an der Grenze der Mesocephalie (79, 9). Die Tungusen sind rein mesocephal und bilden, mit den Ghiliaken, den Übergang zu den Eskimos, die, wie bekannt, dolichocephal sind.

Die Chinesen nehmen unter den Gelben eine ganz besondere Stellung ein. Ihr Schädel ist verhältnismässig länger und höher als der der verwandten Rassen. Der Längenbreitenindex ist hypodolichocephal (77,24). Das Gesicht ist nicht sehr breit, die Backenknochen sind hochgestellt und vorspringend, die Kinnladen bilden einen schmalen und langen Prognathismus.

Die Koreaner und Japaner gehören nicht zum rein kontinentalen gelben Typus; wenn einige von ihnen den Tibetanern ähneln, so macht sich bei den anderen wieder ein malaiischer Einfluss bemerkbar. Die Aïnos lassen sich bis jetzt unmöglich in eine rationelle Klassifikation einreihen.

Das sind die Hauptgruppen, welche Hamy unterscheidet (das Studium des malaischen und des amerikanischen Stammes wird für die Zukunft vorbehalten). Aber einige kleinere Gruppen bilden den Übergang zwischen den rein gelben und anderen Stämmen: so die Uzbeg, Kirghisen, Baschkiren zwischen den Türken und Mongolen; andere zwischen den Türken und Finnen, zwischen den Türken und Kaukasiern, Slaven, Griechen, Arabern. Andere Stämme (Samojeden, Komier) führen vom Mongolen zum Lappen, andere wieder vom Lappen zum Finnen und vom Finnen zum Slaven, sodass die wissenschaftliche Grenze zwischen den gelben und weissen Rassen sehr schwierig aufzufinden ist.

Dr. L. Laloy-Paris.

54. Dr. Al. Iwanowski: Die Mongolei. Ethnographische Skizze. Leipzig, Druck von Jüstel & Göttel. 1895. 27 Seiten.

Eine interessante ethnographische Studie, in welcher der Verf. aus eigener Anschauung die Zusammensetzung der Bevölkerung der Mongolei, ihre Sprache, Religion, Verwaltung, Wohnung, Kleidung, Nahrung, ihr Leben und Treiben und ihre Industrie in anziehender und klarer Darstellung schildert. *Dr. Buschan-Stettin.*

55. Duncan Greenless: Insanity among the natives of South Africa. Journ. of ment. science. 1895. January.

Während des 19 jährigen Bestehens der Irrenanstalt zu Grahamstown in Südafrika kamen im Ganzen 473 Schwarze aus den östlichen Provinzen und den Nordgebieten des Kaplandes zur Aufnahme. — Unter den Psychosenformen hatte die Manie bei weitem das Übergewicht = 67 pCt.; hingegen kam Melancholie höchst selten zur Beobachtung = 8 pCt. — Genuine Epilepsie war so gut wie unbekannt unter den eingeborenen Rassen; die Fälle, die zur Kenntnis gelangten, verdanken ihre Entstehung dem Einflusse der Civilisation. Die meisten Epilepsiefälle waren traumatischen Ursprunges. — Ebensowenig kommt die allgemeine Paralyse vor; G. erklärt

dies durch den hier fehlenden Kampf ums Dasein und die einfachen Lebensverhältnisse. — Im übrigen bilden die Bastarde gerade die moralisch verkommenste Rasse.

Die Ursachen der Geisteskrankheit scheinen hauptsächlich die stark verbreitete Trunksucht, das Rauchen der narkotisierenden Dagga und die Masturbation zu sein.

Dr. Buschan-Stettin.

56. Dr. Chr. Rasch: Über die Amok-Krankheit der Malaien. Neurol. Centralbl. 1895 Nr. 19.

Verf. hat bereits in einer früheren Abhandlung (eod. loco 1894 Nr. 15) eine eingehende Schilderung der den Malaien ausschliesslich eigentümlichen, als Amok bezeichneten Psychose auf Grund eigener Anschauungen und der einschlägigen Litteratur gegeben. An dieser Stelle versucht er eine Erklärung für das Zustandekommen dieser Affektion.

Die von Ellis vertretene Ansicht, wonach dieselbe als psychische Epilepsie aufzufassen sei, weist er aus verschiedenen Gründen zurück und neigt sich der Auffassung zu, dass dem Amok eine Art suggestiver Beeinflussung oder imitativer Wirkung der Suggestion zu Grunde liegt. Er erinnert an ähnliche psychopathische Zustände bei anderen Rassen, das Jumping in Nordamerika, die Myriachit in Sibirien, das Mali-mali der Tagalen, der Latah der Malaien, die Baktschī der Siamesen etc.

Dr. Buschan-Stettin.

3. Urgeschichte.

a. Allgemeines.

57. Neumayr: Erdgeschichte. 2. Band. II. Auflage. Neu bearbeitet von Uhlig. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1895.

Flüssige, verständliche Darstellung, klare Anordnung des Materials und möglichste Enthaltung von Polemik. Gegenüber der allgemeinen Geologie des ersten Bandes wird uns hier eine wirkliche Beschreibung der einzelnen Vorgänge geboten, welche zur Bildung der heutigen Erde geführt haben (historische Geologie, Bestimmung des Alters der Tiere und Pflanzen und andere prähistorische Probleme mehr), von den älteren paläozoischen Ablagerungen bis zum Diluvium; dann folgt die topographische Geologie (verschiedene Formation der Gebirge, und insbesondere die Schilderung dieser einzelnen Erhebungen) und endlich den Beschluss macht die von Uhlig verfasste Untersuchung über die nutzbaren Minerale. Das Werk kann auch ausserhalb des eigentlich fachgenössischen Kreises warm empfohlen werden, und sei es auch nur zu Nachschlagezwecken.

Dr. Th. Achelis-Bremen.

58. A. v. Török (Budapest): Über die neue paläethnologische Einteilung der Steinzeit. Correspondenzblatt für Anthropologie. 1895. Nr. 3.

Verf. meint, dass es an der Zeit wäre, innerhalb der grösseren Zeitabschnitte der prähistorischen Ära eine ausführlichere Gliederung anzustreben. Er weist auf den von Philipp Salmon (Âge de la pierre; division palaeethnologique en six époques. Bullet. de la Soc. Dauphinoise d'Ethnologie etc. Grenoble 1894) gemachten Versuch hin, in dem es gelungen sei, für Frankreich den Nachweis von enganschliessenden Übergangsformen der Steinwerkzeuge zwischen den einzelnen Epochen der paläo- und neolithischen Zeitperiode zu liefern.

Salmon unterscheidet für das ganze Steinzeitalter in Bezug auf die Steinwerkzeugekultur im ganzen sechs paläethnologische Epochen mit drei Zwischen- (Übergangs-) Phasen.

A. Quaternäre paläolithische Periode.

I. Chellessche Epoche. Chelles (Seine-et-Marne), Abbeville, Amiens, Saint-Acheul — in den tieferen Lagerschichten. Charbonnières, Cerisiers, Vaudeurs, die Gegend von Othe, das Thal von Charente. Steinwerkzeuge vorwiegend an ihren beiden Flächen grob ausgeschlagen, in Form einer Spitze (pointe) oder in Mandelform (forme d'amande).

Ia. Chelles-Moustérsche Übergangsphase. Abbeville, Amiens und Saint-Acheul, der Wald du Rocher, das Plateau von Vienne, Goudenans, L'Herm et Clermont etc. Geschlagene Steinwerkzeuge mit kleinen Schlagwerken an beiden Flächen von Katzenzungen- (langues de chat) und Faustkeil-(coups de poing) Form. Beginn der Ausnützung von Schlagsplittern zur Fabrikation von Faustkeilspitzen und Schabern (racloirs).

II. Moustérsche Epoche. Le Moustier, das Becken der Somme, der Seine, die Gegend von Othe, das Becken der Rhône, Loire, Garonne, Dordogne, Charente, Adour. In Belgien Spy, Mons, Mesvin. — Vorherrschen von geschlagenen Steinwerkzeugen in Form von breiten Klingen mit Retouchirungen an der einen Fläche. Spiessspitzen (pointes d'épieu), Schaber, Wurfscheiben (disques de jet), Schaberscheiben (disques racloirs). Auftreten von Sticheln (burins). Steinkeile aus den Schlagsplittern verfertigt.

IIa. Moustér-Magdalenische Übergangsphase. Solutré, Saint-Martin d'Excideuil, Nemours, Menchecourt, Arcy-sur-Cure, Badegols. Abnahme der Breite und Zunahme der Länge der Silexklingen. Erscheinen (aber nur von kurzer Dauer) von steinernen Lanzenspitzen in Form des Lorbeerblattes. Korb-Pfeilspitzen (point de flèches à cran) von Silex. Verschwinden der Faustkeile.

III. Magdalenische Epoche. La Madelaine; das Thal der Vézère, Corrèze, Tardoire; das Becken der Seine, Rhône, Loire, Garonne, Dordogne Charente, Adour. Belgien und Schweiz. — Vorherrschen von geschlagenen

schmalen und verlängerten Steinklingen (lames). Schmale Stichel sehr zahlreich. Hackenmeissel (becs de perroquet). Konvexe und konkave Kratzer (grattoirs). Bohrer (perçoirs). Sägen (scies). Zweifache Instrumente. Kleine Pfeilspitzen mit abgehacktem Rücken.

B. Mesolithische Periode.

Magdalenische - Campignysche Übergangsphase. Délémont, Long-Rocher de Fontainebleau, Allondans, Châtaillon, Rochedane, Villarodin-Bourget, Manneville-sur-Risle, Yport, Le Mans-d'Azil, Sordes, Kjökkenmödding von La Torche, Palue. — Die verlängerte Magdalenische Industrie, welcher die grossen Schneideinstrumente (Messer, tranchets) sich beizugesellen beginnen.

C. Neolithische Periode.

IV. Campignysche Epoche. Le Campigny, Cerisiers, Vandeurs, die Gegend von Othe, das Feld Barbet und von Catenoy, die Basis der Grotte von Nermont, Champignolles, Commercy, die grosse Werkstätte von Vienne. In Belgien Ghlin und Spiennes. — Abnahme der Magdalenischen Industrie. Überbleiben der Stichel. Starke Entwickelung der Fabrikation von Messern (coupoirs), Scheeren, Falzbeinen. Spitzhauen (pics). Grobe, unbestimmte Instrumente. Äxte, Beile behufs der Polierung verfertigt, sie selbst aber ohne Polierung gebraucht.

V. Chassey-Robenhausensche Epoche. Chassey, Bagnères-de Luchon, Champigny, Londinières, Semur; Torfmoore zum Teil, Vallon, Pompignan et Sauve, Mireval, Robenhausen. Vervielfältigung der Anzahl von Werkzeugen; verschiedenes Rohmaterial. Dolche. Grosse, unbewegliche Poliersteine (polissoirs). Gekerbte und hohlgemeisselte Sägen (scies à coches et gouges). Kegelförmige Bohrung und Sägung. Konvexe und konkave Kratzer. Totschläger mit centraler Durchbohrung. Entwickelung der Polierung; seltenes Vorkommen polierter Messer. Projektile geschlagen zubereitet.

VI. Carnacsche Epoche. Carnac und Umgebung; alle Stationen mit megalithischen Bauten, offenen Galerien, künstlichen Begräbnissgrotten, Dolmengrotten von Fonvieille, Collorgues, Auvernier, Tourinne. — Artistische Form der Äxte von grossem und sehr kleinem Format. Durchbohrte Dillenäxte, sehr fein gearbeitete Pfeil- und Lanzenspitzen, sowie Dolche, kleine Messer zur Entfleischung der Knochen und Herrichtung von Pfeilbogen. Verwendung von glänzenden und pretiösen Substanzen, Jadeït, Chloromelanit, rother Quarz, Steatit, Bernstein etc. Allgemeine Anwendung der Polierung, grosse Silexklingen.

Ausser durch die Steinindustrie charakterisieren sich die einzelnen Epochen nach Salomon auch noch durch Wohnung, Aufenthalt, Begräbniss, Fauna, Handwerk resp. Kunst u. a. m. In Betreff dieser Punkte sei auf das Original verwiesen. *Dr. Buschan-Stettin.*

59. Dr. J. Matiegka: Uměle deformovaná lebka z Budyně i Cechách (der künstlich deformierte Schädel von Budyně in Böhmen). Rorpravy české Akademie. třída II. v. II. Praha, 1894. 8°. 16.

Der Verfasser beschreibt eingehend einen in dem Knochenhause von Budyně unter anderen Schädeln gefundenen und jetzt in dem anatomischen Institute der böhmischen Universität deponierten Schädel und erläutert seine Beschreibung durch Abbildungen. Er kommt zu dem Schlusse, dass ein annularer Typus einer fronto-syncipito-parieto-occipitaler Deformation vorliegt; durch Analogie geleitet, meint der Verfasser, dass der betreffende Schädel der Völkerwanderungszeit angehört. *Prof. Dr. Pič-Prag.*

60. Prof. D. N. Anutschin: Ein Amulett aus einem Knochen eines menschlichen Schädels und die Trepanation von Schädeln in alten Zeiten in Russland. Mit 3 phototypischen Tafeln und 13 Abbildungen im Text. Moskau, 1895. (Russisch.)

Das Tragen von verschiedenen Teilen des menschlichen Körpers (von Haaren, Zähnen, getrockneten Fingern, Unterkiefern, selbst ganzen Schädeln und anderen Knochen) als Anhängsel, Amulette oder Talismane ist bekanntlich unter verschiedenen wilden Völkerstämmen Australiens, Polynesiens, Amerikas u. s. w. gebräuchlich. Die Sitte der Trepanation von Schädeln und des Gebrauches der aus Schädelknochen des Menschen gemachten Anhängsel wurde zum ersten Mal in den 70er Jahren konstatiert, als Dr. Prunier bei Ausgrabungen von Dolmen (in Frankreich, Departement Lozère) bearbeitete Schädelknochen des Menschen und gleichzeitig damit auch die Schädel selbst, welche Spuren einer künstlichen Trepanation zeigten, gefunden hat. Weitere Funde haben das Vorherrschen dieser Sitte in Frankreich in der neolithischen und gallischen Periode bestätigt. Ähnliche Funde wurden nachher in alten Grabhügeln in Thüringen und in den Vereinigten Staaten gemacht. Trepanierte Schädel sind auch in peruanischen Grabhügeln aufgedeckt worden. Neulich sind derartige Funde auch in Russland gemacht worden, und zwar vier: zwei Schädelknochenanhängsel (Gouvernements Kostroma und Wjatka) und zwei Schädel, ein vollkommen trepanierter (Gouvernement Kiew) und der andere nur mit den Spuren einer angefangenen, aber nicht beendigten Trepanation (im nördlichen Kaukasus, im Terekgebiete). Einer wissenschaftlichen Erläute rung dieser seltenen und interessanten Funde ist die obige Arbeit des Professors Anutschin gewidmet. Bezüglich der Bestimmung der Schädelanhängsel spricht der Autor die Meinung aus, dass „sie nicht bloss als Schmuck dienten, sondern eine tiefere Bedeutung besassen, indem sie wahrscheinlich als religiöse Talismane, Amulette Verwendung fanden“. Die allgemeine Verbreitung dieser in Rede stehenden, bis jetzt an Zahl

noch geringen Fundobjekte über einen weiten Raum, sowie das Interesse der Gelehrten der Neuzeit für sie lassen hoffen, dass sowohl die prähistorische Archäologie, wie auch die vergleichende Ethnographie infolge des anwachsenden Materiales vielfache Bereicherung erfahren werden.

Dr. Al. Iwanowski-Moskau.

61. Dr. J. Böhlau: Zur Ornamentik der Villanovaperiode. Festschrift der deutschen anthropologischen Gesellschaft zur 26. allgemeinen Versammlung, gewidmet von der Residenzstadt Kassel. Kassel, 1895. Th. G. Fischer u. Co. S. 89—110.

Mit dem bedeutungsvollen Aufsatze von A. Conze, zur Geschichte der Anfänge der griechischen Kunst 1870 war der erste Schritt zu einer Annäherung der klassischen Archäologie und der vorgeschichtlichen Studien gethan. Conze wies nach, dass die ältesten Vasen auf griechischem Boden nicht die „orientalisierenden“, sondern die mit einem System regelmässiger Liniendekoration, dem „geometrischen Stile“, versehenen seien. Da dasselbe Dekorationsprinzip in der Keramik der mitteleuropäischen Bronzezeit herrscht, so kam Conze zu der Anschauung, dass in dem geometrischen Stile eine Geschmacksrichtung der noch ungetrennten Urvölker vorliege, welche sowohl Griechen wie Italiker bei ihrer Trennung mit in ihre neue Heimat genommen hätten. Zum Beweise der letzteren These würde eine genauere Analyse der geometrischen Stile in den einzelnen Ländern und eine Feststellung der Abhängigkeit derselben von einander nötig gewesen sein. Auf diesem Gebiete ist aber bisher nichts geschehen, und wir begrüssen die vorliegende gehaltreiche Arbeit als einen der ersten Schritte auf diesem Wege. Die nordische Archäologie ist in ihren chronologischen Ansetzungen durchaus von den Untersuchungen im Gebiete der Mittelmeervölker abhängig; jeder Gewinn über alte Kulturbeziehungen der Völker, der hier gemacht wird, kommt auch uns zu gute. So z. B. der Ausgangspunkt der Untersuchungen des Herrn Böhlau. Ganz im Gegensatz zu Conze sieht er in dem Villanovasystem nicht einen „gräkoitalischen“ Stil, sondern eine Übertragung von griechischem Boden nach Italien. Sein Argument, dass der Mäander, ein Hauptbestandteil der Villanovadekoration, dem geometrischen Stile ursprünglich fehle, ist hier durchschlagend. Dem Einflusse nachzugehen, den das ältere griechische Handwerk in der italischen vorgeschichtlichen Zeit geübt hat, ist das Ziel der Untersuchung. Die Form der Villanovagefässe ist alt-italisch (Terramarakultur), die Verzierung hat keine einheimischen Vorläufer, sie erscheint als ganzes auf einmal in einem wirren Reichtum von Formen, die zum Teil missverstanden sind, in Mäander-, Quadrat- und Dreiecksmotiven, muss also ihren Ursprung wo anders haben. Alle jene Motive finden sich rein und einfach in der altgriechischen Keramik, speziell dem sog. „Dipylonstile“, der zeitlich die „mykenische“ Keramik ablöst. Hier liegen auch die Wurzeln des Villa-

novastils, welcher die griechischen Motive vergrössert und vergröbert wiedergiebt.

Eine Lokalisierung dieser vorauszusetzenden griechischen Vorbilder ist noch nicht gelungen; zeitlich fällt die Übertragung in das zehnte, spätestens neunte Jahrhundert. Der Weg dieser Beeinflussung Norditaliens durch griechische Waare ging wahrscheinlich durch Süd- und Mittelitalien; wenigstens erscheinen die in Villanova schon entstellten griechischen Zierformen (speziell der Mäander) weiter südlich in wesentlich reinerer Form.

Ein zweiter Abschnitt behandelt die Ornamentik der auf die alte Villanovaperiode folgenden Zeit. Vom achten Jahrhundert an herrscht in Etrurien eine Streifenornamentik, besonders auf Metallgegenständen, deren Typen der Verfasser auf griechische, nicht phönikische, Vorbilder zurückführt. Gleichzeitig erscheint in der oberitalischen Keramik die Ornamentierung durch über einander laufende Bänder, auf denen kleine Ornamente sich wiederholen. Dass in ihnen eine Nachahmung von Metallgegenständen liegt, ist allgemein anerkannt. Verfasser sucht die Heimat dieser jüngeren Bologneser Ornamentik. Von den erwähnten etrurischen Sachen ist sie ohne weiteres nicht abzuleiten; sie unterscheidet sich von diesen durch einen beträchtlichen Bestandteil von geometrischen Linearornamenten, welche jetzt in Reihen auftreten, sich aber so wesentlich von den älteren geometrischen Villanovaformen (Mäandervariationen, Quadrate u. s. w.) unterscheiden, dass der nahe liegende Gedanke einer Weiterbildung aufzugeben ist. Dagegen findet sich auf griechischem Boden eine schlagende Analogie in den rhodischen Pithoi, wobei allerdings das Fehlen der in Norditalien stark vertretenen Buckelornamentik in Rhodos und umgekehrt des auf Rhodos häufigen Mäander in Norditalien Bedenken erregt. Verbindet man aber damit die fernere Beobachtung, dass in der Ornamentik der Hallstattperiode, die man auch als Buckelornamentik bezeichnen kann und deren allgemeine Verwandtschaft mit den besprochenen italischen Funden allgemein bekannt ist, sich Motive finden, die auf den orientalisierenden rhodischen Vasen als Füllornamente erscheinen, so wird damit wahrscheinlich gemacht, dass die Ornamentik der Gefässe der jüngeren Villanovaperiode unter dem Einflusse importierter rhodischer Metallwaare in Italien entstanden ist. Neben diesem Import ist die Einwirkung einer anderen, sicher griechischen, aber bisher heimatlosen Ornamentik erkennbar, welche durch schwimmende Wasservögel und eigenartige S-förmige Spiralen gekennzeichnet wird. Dass dieser Import im Gegensatz zu dem in der älteren Villanovazeit auf dem Seewege stattgefunden hat, wird schon durch die Verschiedenheit der nord- und mittelitalischen Keramik in dieser Periode wahrscheinlich gemacht.

Soweit die eindringende und scharfsinnige Betrachtung des Verfassers. Den Einwirkungen der besprochenen, ursprünglich griechischen Ornamentik in der mitteleuropäischen Bronzezeit nachzugehen, ist Aufgabe der deutschen

Prähistorie; hingewiesen sei nur auf die S-förmigen Spiralen z. B. auf den nordischen Hängebecken und dem Wismarischen Horn, Gefässen, an denen auch eine Streifenornamentik auftritt.

Die vorliegende Abhandlung regt zu der Frage an, ob und wie weit hier eine Einwirkung südlicher Dekorationsformen vorliegt.

Dr. Beltz-Schwerin.

b. Prähistorische Zoologie.

62. **Prof. Dr. A. Nehring: Über fossile Menschenzähne aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar.** Naturw. Wochenschr. 1895. Nr. 31.

Die Koexistenz des Menschen mit der Säugetierfauna des älteren Diluviums an der bekannten Fundstätte zu Taubach ist bisher immer noch in Frage gestellt worden. Ein jüngst von Weiss nachweislich in der paläolithischen Schicht gemachter Fund eines menschlichen vorderen Milchbackenzahnes des linken Unterkiefers eines etwa 9jährigen Kindes dürfte nunmehr allen Zweifel hierüber beseitigen. — In der vorliegenden Abhandlung giebt Nehring eine detaillierte Beschreibung dieses fossilen Zahnes und hebt an ihm hervor, dass er im Vergleich mit den Gebissen moderner Europäer einige bemerkenswerte Abweichungen aufweist (auffallend schräger Abfall der vorderen Partie der Aussenwand der Zahnkrone und Spaltung derselben in die beiden Wurzeln nicht an dem sog. Halse, sondern weiter abwärts), die demselben ein pithecoïdes Aussehen verleihen. Zum Vergleich zieht N. einen entsprechenden Zahn aus dem Funde von Předmost heran und findet, dass dieser in seinen Hauptpunkten dem Zahn von Taubach gleicht.

Ein zweiter Zahn, der N. aus Taubach vorgelegen hat, der erste wahre Molar-Zahn eines menschlichen linken Unterkiefers, ist seiner Herkunft nach zwar nicht so sicher beglaubigt als der obige, dürfte indessen auch paläolithischen Alters sein. N. hebt als Haupteigentümlichkeit an ihm hervor, dass die Kaufläche eine auffallende Menge von kleinen Vertiefungen, Höckern und Falten der Emailledecke aufweist, eine Erscheinung, die man auch am Chimpansen beobachtet.

Dr. Buschan-Stettin.

63. **Dr. Carlo Marchesetti (Triest): L'Ursus ligusticus Iss. nelle Alpi Giulie.** Extr. dagli Atti de Museo Civ. di Storia natur. di Trieste. IX. 1895.

Verf. beschreibt ausführlich einen von ihm in einer diluvialen Knochenhöhle am Tribussaflusse (bei St. Lucia) aufgefundenen Höhlenbärenschädel. Er legt dar, dass derselbe sich durch eine Reihe von Eigenschaften von dem gewöhnlichen Ursus spelaeus, desgleichen vom Ursus arctos deutlich unterscheidet, dagegen völlige Übereinstimmung mit der von Issel aus den

ligurischen Höhlen beschriebenen Spezies Ursus ligusticus bietet. Eine ausführliche Wiedergabe der Maasse und zwei Lichtdruckbilder dienen zur Illustration. *Dr. Buschan-Stettin.*

c. Prähistorische Botanik.

64. Dr. Georg Buschan: Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- und Nutzpflanzen der alten Welt auf Grund prähistorischer Funde. XII. 266 S. Breslau, 1895. J. U. Kerns Verlag.

Ein mit grossem Fleisse gearbeitetes Werk liegt uns vor, in dem der in der Litteratur zerstreute Stoff mit den eigenen Untersuchungen des Verfassers zusammengestellt ist. Wir kennen B. ja schon aus mancher Schrift ähnlichen Inhaltes. Seine eigenen Sammlungen, wie die von Museen und Fachgenossen sind hier verwerthet worden. Was den Inhalt des Werkes betrifft, so sind darin 52 Pflanzenfamilien vertreten, von denen Reste in alten Ansiedelungen, Gräbern etc. gefunden worden sind. Den Hauptteil bilden natürlich die Gramineen; wir sehen, dass bereits in diesen fernliegenden Zeiten sieben Weizenarten benutzt wurden. Verf. führt bei jeder Pflanze die einzelnen Fundorte aus der neolithischen, Bronze- und Eisen-Periode an, lässt aber auch spätere Zeiten nicht unberücksichtigt, wobei die sprachlichen Forschungen angeführt werden. Ein Anhang enthält die vorhandene Litteratur, und gerade hier zeigt sich die grosse Belesenheit des Verfassers. Ein zweiter Anhang giebt ein Verzeichnis der Fundorte mit vorgeschichtlichen Kulturpflanzen. Wir wünschen dem Werke einen zahlreichen Leserkreis; jeder, der sich mit der vorgeschichtlichen Forschung beschäftigt, wird das Buch nicht entbehren können.

Prof. Dr. Winkelmann-Stettin.

65. C. Schröter (Zürich): Über die Pflanzenreste aus der neolith. Landansiedelung von Butmir in Bosnien. Separatabdruck aus „Die neolith. Station von Butmir bei Sarajevo in Bosnien", herausgeg. v. bosn.-herzeg. Landesmuseum. Wien, 1895. Ad. Holzhausen.

Verf. hat die in der bekannten Station Butmir aufgefundenen Pflanzenreste einer Durchsicht unterzogen und folgende Spezies bestimmt: Einkorn, Trit. monococcum L. (kleinkörnig, jedoch von modernen Formen nicht gerade abweichend); Zwergweizen, Trit. compactum Horst. (Körner im Mittel kleiner als beim heutigen Weizen, in der Grösse übereinstimmend mit denen von Lengyel und Hissarlick); Gerste, Hordeum vulg. L. (Körner auffallend klein; viel kleiner als die der Pfahlbautengerste); Linse, Ervum lens. L. var. microsperm. (kleinere Samen als die von der Petersinsel und Lengyel); Apfelspalten, Pyrus malus L. (relativ grosses Kerngehäuse); Haselnüsse, Corylus avell. L.; Trespe, Bromus secalinus L.; Weisstanne, Abies pectinata L.; Vogelknöterich, Polygonum avic. L.

Sämtliche Samen sind im verkohlten Zustande bereits in die Erde gekommen. Nur die Gerste scheint durch den Verkohlungsprozess eine leichte Formveränderung erfahren zu haben, wie Verf. durch Versuche an modernen Körnern herausgefunden hat. *Dr. Buschan-Stettin.*

d. Funde.

α. Die nordischen Länder.

66. Aarsberetning for 1893 fra foreningen til Norske fortidsmindeswerkers bevaring. Jahrbuch des Vereins für Bewahrung norwegischer Altertümer. Christiania, 1894 (1895 erschienen), 190 + XIX S. 8° mit 4 Tafeln und Illustrationen im Texte. Dabei „Kunst og haandverk“ II. 1, 10 planschen mit kurzem Texte, in Folio.

Der nunmehr fünfzigjährige Verein — in 1894 konnte sein Halbsaekulumjubiläum gefeiert werden — giebt jährliche Berichte, die auch das prähistorische und mittelalterliche Norwegen behandelnde Aufsätze bringen. Speziell bemerkenswert ist es, dass hier der jährliche Zuwachs aller archäologischen Sammlungen des Landes detaillirt verzeichnet wird. Das ganze archäologische Material Norwegens wird demnach den archäologischen Forschern sofort zugänglich. Obschon dieses bei der relativen Spärlichkeit norwegischer Funde leichter durchführbar ist — der jährliche Zuwachs geht doch (die Ausgrabungen ausgenommen) bis 4—500 Funde hinauf — als in reicheren Ländern, würde es gewiss nicht unmöglich sein, auch in anderen Ländern kurzgefasste, vollständige Fundlisten jährlich zu publizieren.

Im vorliegenden Bande finden sich also die Zuwachslisten der Museen, von den Museumsdirektoren mitgeteilt, und zwar Christiania (Prof. O. Rygh), Bergen (G. Gustafson), Trondhjem (K. Rygh), Tromsó (O. Nicolaissen), Stavanger und Arendal. Im Christiania-Berichte werden zum ersten Male in Norwegen gefundene Gefässe mit Mäanderornamenten erwähnt. Sie sind mit „römischen“ Fibeln (ungefähr wie Hostmann, Darzau VIII, 9) gefunden, wodurch die Zeit sehr gut bestimmt wird. Derselben Periode gehören solche Gefässe auch in Dänemark an. Einige andere, noch frühere Funde sind vorrömisch, und dann, bei der grossen Seltenheit solcher Sachen in Norwegen, von speziellem Interesse. Aus dem Bronzealter wird ein Schwertgürtelhaken mit schöner Spiralverzierung zum erstenmale erwähnt und abgebildet. Aus dem Museum in Bergen sind einige Gräberfunde aus dem Bronzealter bemerkenswert, und speziell einer aus sehr früher Zeit mit Fibel und Dolch in einer Steingrabkammer neben einer unverbrannten Leiche. — Ein Schwert aus der Völkerwanderungszeit mit schönem Knopfe von Silber mit goldenen Verzierungen ist abgebildet, gleichwie ein irisches Beschlagstück aus vergoldeter Bronze mit reicher Tierschlingen-Ornamentik, in einem Wikingergrabe gefunden.

Nicolaissen und Bendixen berichten von ihren Ausgrabungen (67 Gräber in Telemarken und Sotersdalen und 10 in Röldal bei Hardanger), und der erste giebt auch geographisch geordnete kleinere Mitteilungen, die indessen zumeist von kirchlicharchäologischem Inhalt sind. Das übrige bezieht sich auf das Mittelalter, sowie Vereinsangelegenheiten. — Der zugehörige Atlas bringt Abbildungen älterer norwegischer Bauernhäuser.

Dr. Gabriel Gustafson-Bergen.

67. Prof. Dr. Sophus Bugge: Norges Indskrifter med de oldre runer. Die Einschriften Norwegens mit den älteren Runen. Drittes Heft. Christiania, 1895. 4⁰. 112 Seiten.

In einem Exkurse, der dieses Heft als Fortsetzung des vorigen einleitet, führt Verf. die Vermuthung aus, dass die Einwohner der schwedischen Insel Gotland, die sich noch heute „Gutar“ nennen, gotischen, also ursprünglich nicht skandinavischen Stammes sind. Einige sprachliche Verhältnisse, die dafür zu sprechen scheinen, werden angeführt; Verf. lässt aber die Frage noch offen.

Er behandelt sodann 11 Inschriften und zwar 8 auf Steinen, 2 auf Gold-Brakteaten und 1 auf einem Gegenstande aus Knochen (Amulett?), alle dem 6. und 7. Jahrhundert angehörig.

Hier alles anzuführen, was Verf. interessantes und neues nach verschiedenen Richtungen hin giebt, ist leider unmöglich. Das Werk ist eine wenn nicht endgültige, so doch vom heutigen Standpunkte der linguistischen und archäologischen Wissenschaften aus erschöpfende Behandlung dieser wichtigen Inschriften, ein grossartiges Urkundenbuch, wo alles auf diesen Gegenstand Bezügliche gesammelt und durch vorzügliche Abbildungen illustriert und eingehend behandelt wird. — Mehrere der Steine mit älteren Runen sind bekanntlich in Norwegen in und bei prähistorischen Gräbern gefunden worden; die übrigen Gegenstände sind archäologische Objekte. In archäologischen Fragen hat der Verf. den Vorteil gehabt, stets die Meinung seines Kollegen, Prof. Dr. O. Rygh, Direktor der grossen archäologischen Sammlung in Christiania, einholen zu können.

Bezüglich der vorzüglichen Illustrationen ist es vielleicht von Wert, darauf hinzuweisen, dass bei kleinen Gegenständen, bei welchen die Inschrift, wenn sie in natürlicher Grösse wiedergegeben wäre, allzu minimal und undeutlich erscheinen würde, die Reproduktion der dreimal vergrösserten photographischen Aufnahme sehr gut gelungen ist.

Um die Steininschriften beim Entziffern stets bei der Hand haben zu können, wendet man in Christiania seit längerer Zeit das sonst auch bekannte Papierabklatschen an. Als recht zweckmässig hat sich eine Art Löschpapier gezeigt, das von einer Buchhandlung in Christiania geliefert und nunmehr auch ausserhalb Norwegens benutzt wird. Das Papier wird angefeuchtet und mittelst einer Bürste auf die Inschriftzüge fest angedrückt,

und wenn es trocken ist, vorsichtig gelöst, und kann dann zusammengerollt und durch die Post versandt werden ohne Verwischung der Schriftzüge. Nur muss es natürlich immer vor Wasser und Feuchtigkeit geschützt werden. *Dr. G. Gustafson-Bergen.*

68. O. Montelius: Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? Archiv für Anthropologie. XXIII. Bd. 1895. 3. Heft.

Wie aus verschiedenen Ländern der alten Welt, so kennt man auch aus Schweden eine Anzahl von Gegenständen aus reinem Kupfer, die einer Zeit entstammen, welche zwischen der reinen Stein- und der eigentlichen Bronzezeit liegt. Unter den von Montelius beschriebenen und zum Teil abgebildeten 47 Geräten aus Kupfer oder zinnarmer Bronze befinden sich 17, die sicher aus ungemischtem Kupfer hergestellt sind, zumeist Äxte ohne Schaftloch. Einige derselben haben unverkennbare Ähnlichkeit mit solchen der österreichisch-ungarischen Länder und mögen wohl von da importiert sein; ob hingegen alle Kupfergegenstände von auswärts eingeführt sind oder ein Teil im Lande selbst angefertigt wurde, dürfte schwer zu entscheiden sein. Für den letzteren Fall muss, da zur damaligen Zeit das Vorhandensein von Kupfer auf der skandinavischen Halbinsel nicht bekannt gewesen sein kann, wenigstens sein Import des Rohmaterials angenommen werden, höchstwahrscheinlich ebenfalls von Österreich-Ungarn her, dessen Erzreichtum bereits zur Zeit des Gebrauchs kupferner Werkzeuge ausgebeutet wurde. Auch findet sich der beträchtliche Nickelgehalt des dortigen Kupfers ebenso häufig und in gleicher Menge in den schwedischen Kupfergeräten wieder. Die Verbreitung der letzteren ist auf den südlichsten Teil Schwedens, auf Schonen, beschränkt; die Kenntnis des Metalls muss dahin gedrungen sein, bevor der Gebrauch des ungemischten Kupfers in Südeuropa aufgehört hatte, nach Montelius ungefähr zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr.

Das Studium der Analysen und der Formen der Äxte ohne Schaftloch hat dem Verf. die Überzeugung gebracht, dass an eine bestimmte Axtform auch ein gewisser Zinngehalt des verwendeten Metalls gebunden ist. Er stellt 6 Typen von Schaftcelten auf, die sich in zeitlicher Reihenfolge auseinander entwickelt haben, und zeigt, dass ein nur wenig jüngerer Typus als der den Steinäxten unmittelbar aus reinem Kupfer nachgebildete aus sehr zinnarmer Bronze (0,5—3 Prozent) hergestellt ist, und dass noch jüngere, aber immer noch der ersten Periode des Bronzealters angehörige Formen aus einer zinnreicheren Legierung (3—7 Prozent) bestehen, ohne jedoch den für die Blütezeit des Bronzealters charakteristischen Zinngehalt von 10 Prozent zu erreichen. Aus Axtfunden in verschiedenen Gegenden Europas geht hervor, dass diese Thatsache nicht nur für Schweden, sondern auch für andere Länder in Nord- und Mitteleuropa gilt, und dass

es auch für die Mittelmeerländer eine Periode gab, in welcher zinnarme Bronze verarbeitet wurde.

Dr. J. Deichmüller-Dresden.

β. Deutschland.

69. Hagen, Karl: Holsteinische Hängegefässfunde der Sammlung vorgesch. Altert. zu Hamburg. Aus dem Jahrb. d. Hamb. Wissensch. Anstalten. XII. Hamburg, 1895. Mit 6 Abbildungen und 4 Tafeln.

Bei Kronshagen, unweit von Kiel, wurde 1894 in einem irdenen Gefäss ³/₄ m tief ein Bronzefund gehoben, bestehend aus 17 Stücken, von denen 3 Hängegefässe nebst glockenförmiger Handhabe bedeutsam sind; dabei 2 Halsringe mit flachen Plattenenden und übergreifenden Haken, 7 manchettenförmige offene Armbänder mit je 2 Ösen und 1 Ring, 1 aus einem dünnen Bronzeblech bestehendes „Diadem", das wie die Gefässe mit gepunzten Verzierungen versehen ist, u. a. Anlässlich dieser Bereicherung der Hamburger Sammlung wird auf den daselbst befindlichen Fund von Oldesloe zurückgegriffen, der zwei Hängegefässe mit Handhabe enthält, hierauf eine Vergleichung der einzelnen Fundstücke mit solchen aus analogen Funden angestellt, die besonders auf Dänemark, Mecklenburg, Pommern und Teile von Nord-Deutschland kommen. Die Ähnlichkeit ist eine unverkennbare und erstreckt sich nicht nur auf die Gefässe, sondern auch auf die Haupttypen der begleitenden Gegenstände, wodurch das bisher bekannte Verbreitungsgebiet solcher Hängebecken von neuem bekräftigt wird unter besonderem Hinweis auf die Ausführungen von Beltz. Das angeschlossene Verzeichnis von Funden ähnlicher Zusammensetzung ist absichtlich kurz gefasst, doch erscheint infolgedessen das Vorkommen der Hängegefässe im allgemeinen minder reichlich als in den doch wohl zu Grunde liegenden ausführlicheren Angaben bei Sophus Müller (Die nordische Bronzezeit, S. 27 ff.) und Montelius (tids bestämning inom bronsaldern, S. 239 ff.); besonders auch für Pommern ist ein reicherer Bestand anzunehmen, vgl. u. a. den reichen Depotfund mit etwa 60 Stücken von Schwennenz (Berl. Verh. 1894, S. 435). Was nun das Ergebnis der Vergleichung betrifft, so wird unter Anerkennung der deutlich erkennbaren Entwickelung dieser Gefässe von älteren, dosenförmigen zu grösseren, gewölbten jüngern Datums die schon von anderen Forschern bekämpfte Meinung Müllers von östlichen und westlichen Gruppen auch durch diese Hamburger Beispiele widerlegt, und mit Virchow die ganze Gruppe dieser Hängegefässe hochentwickelter Form dem Ende der Bronzezeit zugewiesen. Der Gebrauchszweck ist noch immer nicht sicher festzustellen: nur Schildbuckel sind es jedenfalls nicht gewesen! Die Meinung Giesebrechts, dem das Verdienst gebührt, im 11. Band der Baltischen Studien 1845 zuerst

auf diese Gefässe hingewiesen zu haben, ist schon aus dem Grunde unhaltbar geworden, dass er sie wegen ihrer Ornamente dem slavischen Götterkult zuwies und vornehmlich zur Regenbeschwörung benutzt wissen wollte. Doch ist noch heute wahrscheinlich, dass sie nicht profanen Zwecken gedient, sondern beim Kultus etwa als Räuchergefässe Verwendung gefunden haben. Ihre Herkunft endlich wird im Gegensatz zu Virchow und Hostmann nicht auf südlichen Import zurückgeführt, da sich im Süden wohl ähnliche universelle Ornamente finden, andere dagegen so gut wie die Hängegefässe selbst lediglich auf das Gebiet um den Südwesten der Ostsee beschränkt sind; hier ist selbständiger Bronzeguss nachgewiesen, und so könnte wohl wegen der Häufigkeit der einschlägigen Funde Dänemark als Fabrikationscentrum angesehen werden. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

70. **Mestorf, J.: Die Hacksilberfunde im Museum vaterl. Altertümer zu Kiel.** Archiv f. Anthropol. u. Geologie Schleswig-Holsteins und der benachbarten Gebiete.*) I. Bd., 1. Heft. Mit 2 Abbildungen.

Das Hacksilber, im Tauschhandel für allerlei Waaren importierte und im Bedarfsfalle lediglich nach dem Gewicht zerschnittene Silberschmuckstücke, ist im 9.—11. Jahrhundert massenhaft von der Wolga besonders in die Länder um die Ostsee herum eingeführt. Vergrabene Schatzfunde dieser Art bezeugen die weite Verbreitung dieses Handels und eine fortschreitende Entwickelung desselben, da anfangs morgenländische, später abendländische Münzen neben den Schmucksachen vorwiegen. Aus Schleswig-Holstein sind im ganzen 11 Funde dieser Art bekannt, von denen acht — wenn auch mehrfach nur restweise — in das Kieler Museum gekommen sind. Sie waren zumeist in Thongefässen geborgen, mehrfach in älteren Grabhügeln oder bei Ringwällen; einmal waren 2 Urnen mit je einem Silberring um den Hals versehen, und die eine enthielt verbrannte Knochenreste (Nr. 5).

---

*) Unter diesem Titel erscheint seit Mitte vorigen Jahres (1895) im Verlage von Lipsius u. Tischer-Kiel eine neue Zeitschrift. Abgesehen davon, dass durch diese Gründung der Zerstreuung der anthropologischen Litteratur, die man nach Möglichkeit auf die schon bestehenden Fachzeitschriften zu konzentrieren bestrebt sein sollte, noch mehr Vorschub geleistet wird, halten wir die Verbindung von Anthropologie und Geologie für eine zum mindesten unwissenschaftliche. Zwei Fächer miteinander zu vereinigen, aus dem einfachen Grunde, weil beide ihr Untersuchungsmaterial unter der Erde hernehmen, — übrigens trifft dies doch nur für einen kleinen Zweig der viel umfassenden Wissenschaft vom Menschen, nämlich für die Prähistorie zu — erscheint uns nicht mehr berechtigt als die Herausgabe eines Journals für Luftballonfahrten und Sternkunde. Das vorliegende 1. Heft enthält ausser den hier besprochenen Arbeiten noch einen Jahresbericht des anthropologischen Vereins für Schleswig-Holstein 1893/94 und eine umfangreiche (S. 35—136) Studie von Dr. E. Stolley: Die cambrischen und silurischen Geschiebe Schleswig-Holsteins und ihre Brachiopodenfauna (I. Theil). D. Red.

Die Menge ist oft beträchtlich, die Münzen zählen mitunter nach Tausenden, und gelegentlich sind die Bruchstücke zu Barren eingeschmolzen. Neben ihrer numismatischen und handelsgeschichtlichen Bedeutung regen diese Funde die Frage nach ihrer Herkunft an: man neigt jetzt der Ansicht zu, sie nicht mehr lediglich als importiert anzusehen, sondern sie auch teilweise als heimische Fabrikate zu erklären, deren Nachahmungen im Filigranschmuck der Landbewohner noch bis in unsere Zeit erkennbar sind. Doch sind andererseits verschiedene Muster von Ringen oder Geflechten so kunstvoll und den Funden der betreffenden Länder so ähnlich, dass fremder Ursprung gewisser Schmucksachen nicht abzustreiten ist. Vermutlich weisen sie auf das Wolgagebiet mit seiner hochentwickelten Drahtindustrie hin. Trotz ihrer verhältnismässig geringen Zahl deuten diese Funde sichtlich auf die Gegend der im 11. Jahrhundert wichtigen Handelsplätze Schleswig und Oldenburg hin, die dem berühmten Wollin an der Odermündung kaum nachstanden. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

71. Splieth, W.: Zwei Grabhügel bei Schleswig. Archiv f. Anthrop. und Geologie Schleswig-Holsteins. I. Bd. 1 Heft. S. 13. Mit 7 Abbildungen.

Die beiden bei Schuby, unweit von Schleswig, untersuchten Grabhügel haben Aufschlüsse gegeben, die über die Resultate sonstiger Einzelgrabungen hinausgehen. Zunächst erwies sich die über den einen gehende Volkssage, in ihm sei ein enthaupteter Krieger beigesetzt, als thatsächlich richtig, so dass die Tradition bis in vorgeschichtliche Zeiten hinaufreicht. Sodann ergab sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen gewissen Bestattungsformen des Stein- und des Bronzealters und eine zeitlich genauere Bestimmung einer Reihe ähnlicher Fundstücke des Kieler Museums. Die Hügel sind zu verschiedenen Zeiten als Grabstätten benutzt und enthielten in ihren untersuchten Resten 3 bezw. 13 Beisetzungen, von denen die auf dem Urboden stehenden steinzeitlich sind. Im ersten Hügel, der mit einem Steinkreis umsetzt war (darunter 2 Schalensteine), enthielt eine Steinkammer neben einem Diorithammer ein Beil und einen Meissel aus Flint, ein aus kleineren Steinen errichteter Bau eine Pfeilspitze aus Flint: beide aber keine Leichenreste mehr. Das dritte Grab lag $1\frac{1}{2}$ m über dem Urboden und verdient besondere Beachtung. Zu unterst in der Steinpackung fand sich ein Skelett, schräg darüber ein anderes mit dem Kopf zu Füssen und einem Flintspeer auf der Brust, daneben ein dritter Schädel auf einem Knochenhaufen, rings herum steinzeitliche Scherben — diese drei Beisetzungen in ihrer höchst seltsamen Lage sind doch sicher gleichzeitig, während oben auf den Steinen Reste einer bronzezeitlichen Bestattung und darüber noch eine ähnliche zu Tage traten. Auch im anderen Hügel befand sich eine Grabkammer ohne Leiche, aber mit Flintspeer zu unterst, daneben unter schrägem Block ein Schädel auf einem Knochenhaufen; darüber drei Stein-

haufen mit Skeletten, beim untersten Stein-, beim obersten Bronzebeigaben, die auch an anderen Stellen des Hügels wie in den Urnen unter der Oberfläche vorkamen. Solche flache Gräber aus Geröllsteinen mit Leichenbestattung reichen also aus dem Ende des Stein- in das Bronzealter, und dem ersteren werden darum die sonst gefundenen ähnlichen Flintwerkzeuge zugewiesen, von denen das Kieler Museum noch 18 besitzt. Die Gräber dieser Form sind jünger als die Grabkammern und werden auch im Bronzealter noch eine Zeit lang beibehalten, nur dass dann bisweilen eine sargartige Umhüllung der Leiche hinzukommt.

Prof. Dr. Walter-Stettin.

72. Heinrich Kemke: Bericht über Ausgrabungen in Scharnick bei Seeburg. Schrift der physik.-ökonom. Gesellsch. z. Königsberg i. Pr. 1895. 35. Jahrg. Sitzber. S. 42—46.

Die Ausgrabung erstreckte sich auf zwei Hügelgräber, von denen das eine eine Steinpackung, das andere eine grosse Steinkiste enthielt. Gefunden wurden Holzkohlen und Scherben von frei geformten, wenig oder gar nicht ornamentierten Gefässen. Die Anlage der Gräber wird nach Tischlers Untersuchungen über die ostpreussischen Hügelgräber an das Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. gesetzt. *Dr. Seger-Breslau.*

73. Hollack: Ausgrabungen auf der Kurischen Nehrung. Mit Bemerkungen von Prof. Bezzenberger. Sitzungsber. d. Altertumsgesellschaft Prussia. Königsberg, 1895. Heft 19, S. 146 bis 161. 12 Textabbildungen.

Verf. hat im Juli 1894 die von Schiefferdecker und Tischler zwar schon untersuchten (Schriften der physik.-ökon. Gesellschaft XIV, S. 46. XVI. Sitzungsber. S. 39, XVIII. S. 261, XXIII. S. 19), aber noch nicht erschöpften sog. vier Hügel bei Nedden einer erneuten Durchforschung unterzogen und hierbei noch einen fünften Hügel entdeckt, der, wie die übrigen, Scherben in zahlloser Menge, wüst über- und nebeneinander liegend, jedoch von weit grösserer Mannigfaltigkeit und Schönheit der Ornamentik, enthielt. Besonders merkwürdig war aber bei diesem Hügel die ungeheure Menge von Fischschuppen, Gräten und Tierknochen, von denen die erstgenannten in Töpfe gefüllt waren. Die Bedeutung der Hügel hat Tischler durch Annahme von Opferplätzen zu erklären versucht, da es unwahrscheinlich sei, dass die Menschen der Steinzeit ihre Scherben und Abfälle weithin auf einen privilegierten Gemüllhaufen zusammengetragen haben. Diesem Argument stimmt Hollack bei, möchte aber die Tischlersche Hypothese nicht eher zu der seinigen machen, als bis wir über den etwaigen religiösen Kultus des Steinzeitmenschen der Kurischen Nehrung einigermaassen unterrichtet sind.

Der Verf. hat ferner auf dem südlich von den fünf Hügeln gelegenen Kupsenterrain Anstiche vornehmen lassen, wenngleich zwischen Düne und

Vordüne bisher noch niemals Funde gemacht worden waren. Durch Scherbenfunde ermutigt, versuchte er — ein Novum auf der Kurischen Nehrung — eine regelrechte Ausgrabung und fand unterhalb des Sandes im Urwaldboden, zum Teil in beträchtlicher Tiefe ganze und zerbrochene Thongefässe, darunter eine Wanne, die als Lampe gedeutet wird, ausserdem Steinkeile, Feuersteinschaber, Küchenabfälle und tierische Knochen (besonders Seehund). Diese Fundstelle trägt Hollack kein Bedenken für eine steinzeitliche Wohnstätte zu erklären, und zwar müsse dieselbe, ebenso wie die Funde des fünften Hügels, erheblich älter sein, als die von Tischler dem jüngeren Steinzeitalter des Ostbalticums zugeschriebenen, an der Oberfläche der heutigen Nehrung gefundenen Gegenstände. Von den Scherben werden die wichtigsten abgebildet. Sie zeigen Stich-, Schnitt-, Strich-, Schnur- und Kreis-Ornamente, Finger- und Nägeleindrücke. Die Dekoration ist aber eine streng geometrische. Hieraus schliesst der Verf. mit Berufung auf Milchhöfer, dass man in diesen Gefässen einheimische, echt indogermanische Arbeiten zu sehen habe, welche mit den Anfängen der griechischen Kunst in engem geschichtlichen Zusammenhang stehen.

Dr. Seger-Breslau.

74. Prof. Dr. Heydeck: Das Gräberfeld von Daumen und ein Rückblick auf den Anfang einer deutsch-nationalen Kunst. Mit 19 Tafeln. Sitzungsbericht der Altertumsgesellschaft Prussia. Königsberg, 1895. 19. Heft, S. 41—80.

Dieses wichtige, am Zusammenfluss des Pissaer mit dem Daumer See gelegene Gräberfeld ist im Herbst 1894 in seiner ganzen Ausdehnung durch den Verf. wissenschaftlich untersucht worden. Es umfasste etwa 350 Beisetzungen in Urnen oder kesselförmigen Brandgruben, darunter 153, die als zusammengehörige Funde je eines Grabes nachzuweisen waren. Die hauptsächlichsten Typen sind auf 9 Tafeln abgebildet, die Inventare der einzelnen Gräber unter Hinweis auf die Abbildungen in Tabellenform zusammengestellt. Unter den zahlreich gefundenen Fibeln nehmen die mit grosser halbkreisförmiger oder viereckiger Kopfplatte und rautenförmigem Fuss den ersten Platz ein. In Verbindung mit den silberbelegten scheibenförmigen Fibeln, den zahlreichen Riemenbeschlägen, Riemenzungen und Schnallen geben sie dem ganzen Gräberfelde den Charakter des 5. Jahrhunderts. Der Verf. hält es für unzweifelhaft, dass diese Formen rein germanischen Ursprungs sind, und da aus der Urgeschichte der Gothen bekannt ist, dass dieselben einst auf dem östlichen Teil der baltischen Südküste gesessen haben, so glaubt er nicht fehlzugehen, wenn er jene hier gefundenen Fibeln als gothische bezeichnet. Für die Entwickelung der Fibelformeln bietet Daumen ein reiches Material. Die Armbrustfibeln haben nur noch die äussere Form bewahrt, während der Mechanismus, aus dem sie hervorgegangen sind, vollständig aufgegeben erscheint.

Als neuer Typus tritt die Sprossenfibel in mehreren Entwickelungsphasen auf. Um auch die Art der Befestigung zu zeigen, hat der Verf. eine Anzahl Kunstdenkmäler des 5. und 6. Jahrhunderts, wie das Halberstädter Diptychon, das Mosaikbild Justinians in St. Vitale zu Ravenna u. a. reproduziert. Weitere 9 Tafeln bringen Fundstücke aus den verschiedensten Gegenden zur Darstellung, die zum Vergleich mit den Daumer Funden dienen sollen. Der Verf. ist hierbei in der Auswahl etwas weit gegangen, denn manche von den Vergleichsobjekten liegen, wie z. B. die Zwei- und Dreirollenfibeln von Sacrau, um Jahrhunderte ab. Am bedenklichsten ist aber die Heranziehung der altitalischen und dänischen Hausurnen zum Vergleich mit den Daumer - Gefässen. Ob unter den letzteren sich wirkliche Hausurnen befinden, lässt sich bei deren fragmentarischem Erhaltungszustand bloss auf Grund der Abbildungen nicht entscheiden. Dass aber die bekannte Hausurne von Albano nicht, wie Lindenschmit vor 40 Jahren annahm, in die Zeit der Gothenkriege, sondern weit über ein Jahrtausend früher anzusetzen ist, kann heute wohl als erwiesen gelten. Der im Titel angekündigte Rückblick auf den Anfang einer deutsch - nationalen Kunst besteht hauptsächlich aus Citaten von Lindenschmit und Janitschek, sowie in Hinweisen auf Schnitzwerke an littauischen, ermländischen und norwegischen Häusern. *Dr. Seger-Breslau.*

75. Prof. Dr. Bezzenberger: Ergebnisse einer Studienreise durch das russische Littauen und einen Teil Kurlands. Ebenda. S. 130—136. Mit 3 Tafeln.

Mitteilungen über den Hausbau des bezeichneten Landstrichs an der Hand von Abbildungen. Untersuchung dreier Hügel mit Skelettgräbern (Römische Kaiserzeit?) in Küpre bei Popsel. *Dr. Seger-Breslau.*

76. Prof. Dr. Conwentz: XV. amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1894. Danzig 1895. 5. vorgeschichtliche Sammlung, S 21.

Anknüpfend an die neuen Erwerbungen des Museums berichtet Verf. über die wichtigsten Ausgrabungen des Vorjahres innerhalb der Provinz.

Von allgemeinerem Interesse ist hiervon die Aufdeckung steinzeitlicher Kjökkenmöddinger bei Putzau (Putziger Wick), die eine völlige Übereinstimmung mit den 20 Jahre früher von G. Berendt bei Tolkemit am frischen Haff entdeckten ergaben und den dänischen Abfallhaufen analog sind. Die bisher dort angestellten Nachgrabungen haben bereits mehr als 300 verzierte Thonscherben, dazu verschiedene Feuerstein- und Knochengeräthe, Fisch- und Säugetierreste zu Tage gefördert, und es ist zu hoffen, dass sich bei der fortzuführenden Untersuchung das Resultat noch erheblich günstiger

gestalten wird. — Von anderen Funden aus der Steinzeit sei ein südlich von Smolong, Kreis Pr.-Stargard, in einem Skelettgrabe gefundener Schmuck von 42 durchbohrten Tierzähnen erwähnt. Die Bronzezeit ist u. a. durch einen 178 gr schweren Bronzeklumpen vertreten, der insofern ein besonderes Interesse beansprucht, als er nach Helm's Analyse statt des Zinnes 13, 14 Teile Antimon enthält. Da dieses Vorkommnis in Westpreussen keine vereinzelte Erscheinung ist, so schliesst Helm hieraus auf Handelsverbindungen mit einem Lande, wo antimon- und kupferhaltige Erze vorkamen, und meint, dass dies wohl Siebenbürgen-Ungarn gewesen sein könne. — Eine ganz ausserordentlich grosse Zahl von Funden entstammt den Steinkistengräbern der Übergangszeit von der Bronze zum Eisen.

Das bemerkenswerteste Stück darunter ist eine bei Lindebuden gefundene Gesichtsurne mit der Darstellung eines Wagens mit zwei Pferden und Wagenlenker und eines Reiters. — Dem Anfang der römischen Periode gehört ein Skelettgräberfeld bei Pelplin an, von dem Custos Dr. Kumm bis jetzt 16 Gräber aufgedeckt hat. Unter den Beigaben sind Thongefässe, Glas-, Email- und Bernsteinperlen, sowie Bronze, Eisen- und Knochengeräte vertreten. Hervorzuheben ist ein 45 cm langes Gürtelschloss von Bronze mit durchbrochenem Mittelstück und plattenförmigen Seitenteilen, dessen Nieten mit der für die Latènezeit charakteristischen Doppeldreieckzeichnung verziert sind. Eine nicht minder reiche Ausbeute hat das bekannte slavische Gräberfeld am Fusse des Lorenzberges bei Kaldus, Kreis Kulm, geliefert. Endlich sind auch noch verschiedene Burgwälle der Provinz mit Erfolg untersucht worden. *Dr. Seger-Breslau.*

77. E. Friedel u. E. Bahrfeld: Die brandenburgischen Hacksilberfunde. Brandenburgia. Monatsschr. d. Gesellsch. f. Heimatskunde der Provinz Brandenburg. IV. Jahrgang. Nr. 1. S. 14—19.

Mitteilungen über den grossen Hacksilberschatz von der Leissower Mühle bei Göritz a. O., Kreis Frankfurt-Lebus. Derselbe enthielt etwa 2100 gr Hacksilber, 1900 gr Schmuckstücke und 6000 gr Münzen. Der Schmuck bestand aus 13 geflochtenen Halsringen, einem massiven Armring, verschiedenen Schläfen-, Finger- und Ohrringen, Schliessteilen von Gürteln, Filigranarbeiten, Drahtgeflechten, Tierköpfen, Pferdchen u. s. w. Die ältesten Münzen sind Denare von Domitian, Marc Aurel, Lucius Verus und Crispina, also aus der Zeit von 81—192, die jüngsten sind von Heinrich II. als König (1002—1014) und zeitgenössischen Regenten. Die Vergrabungszeit wird danach mit ziemlicher Sicherheit in das zweite Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts gesetzt. Die Hauptstücke des Fundes sind auf 4 Lichtdrucktafeln abgebildet. Zwei weitere Tafeln enthalten die gleichfalls im märkischen Provinzial-Museum aufbewahrten Silberfunde von Tempelhof, Kreis Soldin und Niederlaudin, Kreis Angermünde. Eine ausführliche Arbeit über die Hacksilberfunde wird demnächst von den beiden Referenten gemeinsam publiziert werden. *Dr. Seger-Breslau.*

78. **Lissauer: Das Gräberfeld am Haideberg bei Dahnsdorf, Kr. Zauche-Belzig, und „glockenförmige" Gräber insbesondere.** Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 97.

Nach einer Übersicht über verschiedene frühere Funde aus dieser Gegend berichtet L. ausführlich über ein von ihm untersuchtes Gräberfeld mit Leichenbrand. Jedes Grab ist mit einer festen Packung von Thongefäss-Scherben, gewissermaassen mit einer Scherbenkiste von rundem oder elliptischem Grundriss, umgeben. In der Mitte steht die Knochenurne mit einer Schale oder einem anderen Gefäss zugedeckt, um sie herum mehrere leere Beigefässe. In einigen Gräbern findet sich über die Knochenurne ein sehr grosses glockenförmiges Gefäss, mit dem Boden nach oben gestülpt, in letzteren ist ein Loch („Seelenloch"?) gebohrt. Von Metall wurden nur zwei kleine Bronzeringe gefunden. Die Thongefässe sind dem Lausitzer Typus nahe verwandt und werden von L. zeitlich an das Ende dieser Gruppe gesetzt. Den Schluss bildet eine Übersicht über die „Glockengräber" in Preussen und Posen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

79. **A. Grunow: Dorf und Gräberfeld Mühlenbeck, Brandenburgia.** Mntschr. d. Gesellsch. f. Heimatsk. d. Prov. Brandenburg. 1895. Jahrg. III. Nr. 10. S. 240—245.

Enthält u. a. einen populär gehaltenen kurzen Bericht über eine vom Verfasser geleitete Ausgrabung, bei der 43 Gräber aus der Hallstattzeit aufgedeckt wurden. Die Funde hat das Märkische Provinzial-Museum erhalten. *Dr. Seger-Breslau.*

80. **Schlesische Fundchronik. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift.** Ztschr. d. Ver. f. d. Museum schlesischer Altertümer, herausgeg. v. Dr. W. Grempler und Dr. H. Seger. Breslau, 1895. Bd. IV. Heft 3. S. 169—178. Mit einer Tafel.

Bericht über alle vorgeschichtlichen Funde der Provinz, über welche der Museumsverwaltung im Laufe des Jahres 1894 Nachrichten zugegangen sind. Drei Bronzen von hervorragender Seltenheit: ein aus Steinau stammender „triangulärer" Dolch von 30 cm Länge und 8,5 cm Breite aus der älteren Bronzezeit, und ein derselben Periode angehörender Hammer von einer anscheinend spezifisch schlesischen Form nebst einem Kragencelt aus Karschau, Kreis Nimptsch, sind abgebildet.

Dr. Seger-Breslau.

81. **Dr. H. Seger: Ein schlesischer Begräbnisplatz des 3. Jahrhunderts n. Chr. bei Köben an der Oder. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift.** Bd. IV. S. 179—186. Mit 2 Tafeln.

Verf. betont die Wichtigkeit dieses Fundes, da bisher in Schlesien auffallender Weise Gräber aus der römischen Kaiserzeit äusserst spärlich (in

Einzelfunden) nachgewiesen sind, während solche aus vorrömischer zu Hunderten vorkommen. Im vorliegenden Falle handelt es sich um drei bis vier nicht allzuweit von einander gelegene Gräber. Das Inventar besteht bei allen vier aus eisernen Waffen und Werkzeugen, wie Lanzen- und Speerspitzen, Schildbuckeln und Schildgriffen, Messern, Scheeren, Schlüsseln, Feuerstahlen, Gewandspangen u. s. w., daneben aus Thongefässen von sehr eigentümlicher Form und Verzierungsweise. Die Bestimmung der Zeit macht dank der dabei gefundenen Fibeln keine Schwierigkeit. Von den drei Fibeltypen, die in den Köbener Gräbern vertreten sind, kommt die erste unter anderem in drei silbernen und einem goldenen Exemplare in den Sacrauer Funden vor, die nachgewiesenermaassen dem letzten Drittel des 3. Jahrhunderts entstammen. Die zweite Fibelform kommt in ostpreussischen Gräberfeldern ausserordentlich häufig zusammen mit römischen Münzen aus der Zeit der Antonine und des Commodus vor. Die dritte endlich ist in Exemplaren, die den Köbenern völlig gleichen, in dem Gräberfelde von Reichersdorf, Kreis Guben, gefunden worden, als dessen zeitliche Grenze das 3. Jahrhundert oder spätestens der Anfang des vierten angesehen wird. Wir gelangen also von verschiedenen Seiten her zu dem Schlusse, dass die Köbener Funde dem dritten Jahrhundert, und zwar vermutlich der zweiten Hälfte desselben zuzuweisen sind. Schwieriger gestaltet sich die Frage, welchem Volksstamme wohl die in Köben bestatteten Krieger angehört haben. Um dieselbe einer Lösung näher zu bringen, wird vor allem das Verbreitungsgebiet dieser Art von Funden festgestellt. In Schlesien selbst sind nur etwa 50 Fundplätze der Kaiserzeit bekannt, die sich über die ganze Provinz — ihren südöstlichsten Teil und das südliche Niederschlesien ausgenommen — verteilen. Sie haben im ganzen einen sehr einheitlichen und den Köbener Funden durchaus ähnlichen Charakter. Im Vergleich zu den im Westen und Norden Deutschlands gemachten Funden derselben Periode weisen sie aber scharf ausgeprägte Eigentümlichkeiten auf. Dahin gehören namentlich die keramischen Beigaben, die als „Pseudo-Latènefibel“ bezeichnete Fibelform und das häufige Vorkommen von Scheeren, Schlüsseln und Schlossbeschlägen. Analoge Erscheinungen bieten nur die angrenzenden Teile von Posen, Polen und der Niederlausitz. Auf Grund dieser Eigentümlichkeiten kann man annehmen, dass Schlesien mit seinen Nachbargebieten zu jener Zeit eine kulturelle Einheit gebildet habe, deren Centren an den Ufern der Oder zu suchen sind. Träger dieser Kultur müssen nach den Angaben altrömischer Autoren vandalische Völkerschaften gewesen sein.

Dr. Seger-Breslau (Autoreferat).

82. C. Rademacher: Zwei prähistorische Begräbnisstätten in der Eifel und an der Lippe. Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 26.

Zunächst wird über zwei Gräber auf dem Eichelsberge bei Maxweiler berichtet, ein, soweit sich aus der Beschreibung entnehmen lässt, der vorrömischen Metallzeit angehörendes Plattengrab und ein in den Felsen gearbeitetes römisches Grab. Es folgen Notizen über verschiedene prähistorische Denkmäler (Wallburgen, Grabhügel etc.) an der unteren Lippe.

Dr. A. Götze-Berlin.

83. M. Schlosser: Über die prähistorischen Schichten in Franken. Korrespondenz-Blatt für Anthrop. etc. 1895. XXVI. Nr. 1.

Verf. hat sich der mühevollen Arbeit unterzogen, nachzuforschen, ob in Franken sich eine bestimmte Gliederung der pleistocänen und neolithischen Schichten nachweisen liesse, ähnlich wie am Schweizerbild bei Schaffhausen. Er ging hierbei in der Weise zu Werke, dass er an verschiedenen Stellen (in der Gegend von Rabenstein, Oberailsbachthal, Rabeneck, Wiesenthal) senkrecht zur Felswand angelegte Gräben bis auf den Felsgrund aufzuheben und das Vorhandensein eines wirklichen Profils zu erforschen suchte. — Er kam hierbei zu der Überzeugung, dass, wenn auch in Franken nirgends ein geschlossenes Profil beobachtet wird, wie am Schweizerbild, sich dennoch durch Rekonstruktion eines solchen aus dem Vorkommen gewisser charakteristischer Arten mit ziemlicher Sicherheit annehmen lässt, dass auch in Franken die Reihenfolge der fünf verschiedenen Ablagerungen die nämliche wie am Schweizerbild ist.

Schichtenfolge von oben nach unten.

Schweizerbild.	Franken.	
Humus.	Humus.	meist vor den Höhlen.
Neolithische Schicht.	Neolithische Schicht	
Obere Nagerschicht — Steppennager.	Steppennager	in den Höhlen.
Paläolithische oder Renntierschicht.	Rentier	
Untere Nagerschicht, subarktisch und arktisch.	Arktische Nager	

Dass die Ablagerungen der drei tiefsten fränkischen Schichten ausschliesslich auf die Höhlen sich beschränkt haben, ist kaum anzunehmen; vielmehr ist sehr wahrscheinlich, dass solche auch ausserhalb derselben an geschützten Stellen der Flussthäler ursprünglich vorhanden waren, aber durch äussere Ursachen, vor allem durch die Hochfluten, deren Wirkung sich noch an anderen Erscheinungen nachweisen lässt, entfernt worden sind.

Dr. Buschan-Stettin.

γ. Die österreichischen Länder.

84. J. Felcman und v. Schmidt: Slanská hora a jegí předhistoriétí obyvateli (der Schlaner Berg und seine prähistorischen Bewohner). Památky archaeologické. XVI. 1895. Nr. 10.

Felcman stellte sich zur Aufgabe, das sogenannte Georgsthal zwischen Schlan und Kralup archäologisch zu durchforschen. Die letzte Serie seiner Berichte betrifft den Schlaner Berg, einen Burgwall, der in seinen unteren oder älteren Schichten eine Aschenschichte nebst Kulturgruben mit ziemlich spät-neolithischer Keramik, Knochen- und Steinartefakten, sowie Bronzesachen und hockenden Skeletten ergab; die obere Schichte gehörte dem Burgwalltypus an. *Prof. Dr. Píč-Prag.*

85. R. Virchow: Konferenz in Sarajevo. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 38.

a. Die neolithische Station von Butmir. Es handelt sich um eine Bodenschwellung in der Ebene, welche aus übereinander gelagerten Kulturschichten mit Herdstellen und neolithischen Einschlüssen besteht. Entgegen der von Pigorini und Munro gegebenen Deutung der Stelle als Terramare muss man sie mit Virchow, Radimský und Mortillet wohl als Ansiedelung oder als Fabrikationsplatz für Steingeräte betrachten. — In der Diskussion über die aus Thongefässscherben, Thonfigürchen, Steingeräten und organischen Überresten bestehenden Funde wird besonders die als Ornament häufig verwendete Spirale hinsichtlich ihrer geographischen Ausbreitung und chronologischen Bedeutung behandelt; von Interesse sind auch die kleinen Thonidole von menschlicher Gestalt mit scheinbar deformierten Köpfen.

b. Bei Sobunar besuchten die Kongressteilnehmer Ansiedelungsstellen, welche nach Fiala von der reinen Bronzezeit bis in die erste Eisenzeit reichen (grosse Hängegefässe mit kugeligem Boden und mehrfachen Henkeln, bronzene Bogenfibeln mit Anhängern, Pfeilspitzen, eine zweischleifige Eisenfibel etc., ein Töpferofen).

c. Ausflug nach dem Glasinać. Bei Russanovići wurden drei Grabhügel mit Skeletten, Bronzen und Thonscherben geöffnet; die Zahl der Tumuli (Skelett- und Brandgräber) auf dem Glasinać schätzt man auf 20000. Die von Fiala gegebene Übersicht der Funde erweist deren Zugehörigkeit grösstenteils zur Hallstattperiode, einige seien älter, einige jünger (römische und Völkerwanderungszeit). In den 30 Wallburgen des Glasinać wurden Hallstatt-Gefässe gefunden.

Dr. A. Götze-Berlin.

86. Radimský: Weitere Ausgrabungen in Butmir. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 298.

Die Fortsetzung der für die jüngere Steinzeit höchst wichtigen Ausgrabung, über deren ersten Teil bereits ein ausführlicher Bericht vorliegt, hat wieder das Fehlen jeglicher Spur von Metall ergeben. Bemerkenswert ist die Beobachtung, dass die Spiralornamente und die Thonidole nur in der untersten Schicht vorkommen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

87. A. Voss: Siebenbürgische und Bosnische Funde (Tordosch und Butmir). Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 125.

Vorausgeschickt wird eine Zusammenstellung der Litteratur über die Tordoscher Funde. Die am Ufer des Marosch gelegene Fundstelle von Tordosch hat eine Ausdehnung von etwa 1 km Länge und $^1/_2$ km Breite bei einer Mächtigkeit der von Aschenschichten und Herdgruben durchsetzten Kulturschicht von $^1/_2$—2 m. Letztere enthält ausser verhältnismässig wenigen Metallgegenständen solche aus Knochen und Stein, besonders aber keramische Produkte.

Die Thongefässe von Tordosch gehören zum grössten Teil der neolithischen Bandkeramik an, einer bis Böhmen, Provinz Sachsen und Anhalt verbreiteten Gefässgruppe mit eigentümlichen bandartigen Ornamenten. Tordosch und Butmir bilden bis jetzt ihre Grenzstationen nach SO und S. Eine ausführliche Vergleichung der Ornamente, auf welche im einzelnen einzugehen hier zu weit führen würde, ergiebt eine Übereinstimmung bis ins Detail.

Diese wird bestätigt durch das gleichartige Vorkommen von Tier- und Menschenfiguren aus Thon, von schuhleistenförmigen Steinbeilen u. a. m.

Dr. A. Götze-Berlin.

88. R. Virchow: Bearbeiteter Bernstein vom Glasinać (Bosnien). Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 299.

Die aus Gräberfunden stammenden Perlen erwiesen sich nach Helms Untersuchung als Succinit (6,2 Prozent Bernsteinsäure). Obgleich an verschiedenen Orten Succinit gefunden wird, z. B. in Galizien, Schlesien, Russland, kommt für den in prähistorischen Zeiten verarbeiteten Bernstein als Fundort wahrscheinlich nur die Ost- und Nordseeküste in Betracht. Als neuer Fundort von Succinit in Russland ist Kiew zu nennen.

O. Olshausen bemerkt hierzu, dass der diluviale Geschiebemergel sich bis in die Nähe von Kiew erstreckt. *Dr. A. Götze-Berlin.*

89. R. Virchow: Ein poliertes Steinbeil vom Kloster Seben in Tirol. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 326.

Das Stück, ein Einzelfund, besteht nach Prof. Tenne aus Serpentin. Steinbeile gehören in Tirol zu den grössten Seltenheiten.

Dr. A. Götze-Berlin.

90. Dr. Carlo Marchesetti: La grotta azzurra di Samatorza. Estr. dagli Atti del Museo Civico di storia natur. di Trieste. Vol. IX. 1895.

Nach einleitenden Bemerkungen über die Veranlassung zu dieser Arbeit geht der Verf. zu der Schilderung der zwischen Nabresina und Samatorca

(so die slovenische Schreibweise!) in 270 m über dem Meere, am Grunde einer Thalmulde gelegenen, grossartigen Höhle (Länge annähernd 220 m) über, welche ihrer besonderen Lichtreflexe wegen von ihm als „blaue Grotte" genannt wird, obschon dieselbe bei der slovenischen Landbevölkerung die Bezeichnung „Večina jama na Leskoucah" führt.

Unter einem Trümmerhaufen von Steinen stiess M. auf die über 1 m mächtigen Aschenschichten. Unter den Kulturüberresten waren am zahlreichsten Gefässreste verschiedener Grösse und Stärke vertreten. Die grösseren dickwandigen Gefässe mit erhabener Linienverzierung haben eine bauchige Form. Bemerkenswert ist der Fund eines grossen Gefässbruchstückes mit schwarzen und roten Streifen und dazwischen liegenden Rippen, welches nach des Verf. Ansicht als Vorbild der in der Nekropole von Sa. Lucia so häufig vorkommenden gegürteten Ossuarien gelten könnte. Die kleineren Gefässe, bauchig, mit ebenem Boden und Linienverzierung, haben einen meist aufrechten, seltener nach auswärts gebogenen Rand, letzterer oft verdickt und oberhalb eben.

Die Verzierungen dieser aus freier Hand gearbeiteten Gefässe zeigen keine grosse Mannigfaltigkeit. Ihre Oberfläche ist entweder mit dem Spatel geglättet oder rauh und weist Verzierungen von sich kreuzenden Linien unter dem Rande auf, der nicht selten durch Fingereindrücke verziert ist.

Die aufgesammelten Henkelformen zeigen gleichfalls keine grosse Mannigfaltigkeit, aber alle sind in der Mitte eingeschnürt.

Aus den obersten Schichten erwähnt Verf. Amphorenreste römischer Provenienz, die sich durch die Beschaffenheit des Materials und deutliche Drehscheibenarbeit von den besprochenen Gefässresten aus den tieferen Schichten wohl unterscheiden.

Die Steinartefakte sind in nur geringer Anzahl vertreten. Ausser einigen Steinkernen erwähnt der Verf. noch Flintmesser und Späne, Schleifsteine aus Sandstein, Stössel mit stark abgenutzter Oberfläche und glatte Kalkgeschiebe (Kinderspielzeug). — Häufiger kommen Knochenartefakte vor: u. a. dolchartige Knochenspitzen, grössere Mengen geglätteten, geschnittenen Hirschgeweihes etc. Auch einen Knochenkamm aus den oberen Schichten erwähnt der Verf., welchen er jedoch der spätrömischen Zeit (Völkerwanderung) zuschreibt.

Recht zahlreich sind die Knochenabfälle der Mahlzeiten (teils gespalten, teils verkohlt). Unter den Nahrungstieren ist am häufigsten die Ziege vertreten, weniger das Schaf, auch Rind und Schwein; von wilden Tieren der Hirsch (überaus grosse Geweihe) und der Hase (ein Unterkiefer). Es fehlen der Hund und das Reh, das sonst in allen Karsthöhlen gefunden ist.

Zu diesen Tierresten gesellen sich noch die Reste der Molluskenfauna des nahen Meeres (Monodonta tuberculata und articulata, Patella aspera, scutellaris und tarentina, Mytilus galloprovincialis, Ostrea edulis als geglättete und abgerundete Schalen, und Spondylus gaederopus).

Fischzucht scheinen die Höhlenbewohner von Samatorca nur in geringem Grade betrieben zu haben. Von den wenigen darauf bezüglichen Funden erwähnt der Verf. den Schwanzstachel eines Rochen und den Wirbelkörper einer nicht näher zu bestimmenden Fischart.

Das Ergebnis seiner Ausgrabungen fasst der Verf. unter folgende Schlusssätze zusammen:

„Wir haben somit in der Höhle von Samatorca eine andere Station, welche durch lange Zeit hindurch dem neolithischen Menschen als Wohnsitz gedient hatte. Das Fehlen irgend einer Metallspur lässt annehmen, dass die Höhle nicht mehr in späterer Zeit bewohnt wurde, obgleich sie damals als zeitweiliger Zufluchtsort gedient hatte, wie es die Gegenwart der römischen Amphoren und das Bruchstück des Knochenkammes zeigen."

Auffallend bleibt es, dass dem Verf. jene grossen Haufen von verkohlten Früchten von Cornus mas und Eicheln entgangen sind, wie Ref. sie bei seinen wiederholten Besuchen am 17. und 24. Juli und 4. August 1892, also vor der Inangriffnahme der Ausbeutung der Höhle durch M., angetroffen hat. Als weitere Funde möchte Ref. noch grössere Bruchstücke des Gehäuses von Pinna squamosa, und ein mit zwei tiefen Parallel-Striemen versehenes gehacktes Rippenstück seiner Sammlung erwähnen. Es ist zu bedauern, dass die Ausgrabungen des Verf. sich nur auf einen kleinen Teil der Höhle erstreckten, und es ist zu wünschen, dass es demselben auch hier nicht an der nötigen Ausdauer fehlen wird, um die Grabungsarbeiten zu Ende zu führen und dies um so mehr, da ihm ja jährlich so bedeutende Ausgrabungsfonds zur Verfügung stehen.

Prof. Dr. K. Moser-Triest.

δ. Schweiz.

91. B. Reber: Vorhistorische Anzeichen im Turtmannthal und Nachträge aus dem Wallis. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. VII. 1895. S. 410—413.

Der Verf. hat in den letzten Jahren speziell den Schalen- und Zeichensteinen im Kt. Wallis seine Aufmerksamkeit gewidmet und viele derselben beschrieben. An einigen Orten, wie z. B. in Salvan unfern Martigny und in Grimentz im Val d'Anniviers fand er diese Monumente in ganz bedeutender Anzahl. Im Mund des Volkes werden sie mit Feen und Zwergen, oft auch mit den Urbewohnern der resp. Gegenden in Beziehung gebracht. Anzeichen, dass auch im Turtmannthal (Wallis) derartige Steine zu finden sein werden, hat Reber im vorstehend genannten Artikel zur Sprache gebracht und fügt daran den Bericht über einige Schalensteine bei Vissoye (Einfischthal), welche er entdeckte.

Dr. J. Heierli-Zürich.

92. B. Reber: Verschwundene Schalensteine auf dem Alvier. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. VII. 1895. S. 413 bis 414.

Schon Dr. F. Keller hatte einen jetzt zersprengten Schalenstein ob Mels im St. Galler Oberlande (unfern Ragaz) beschrieben. Der Verf. berichtet nun von drei ebenfalls verlorenen Schalen- (Skulpturen-) Steinen auf dem Alvier, der sich nördlich von Sargans, Mels gegenüber, erhebt und heute ein vielbesuchter Punkt ist. Reber macht darauf aufmerksam, dass die Schalen- und Zeichensteine wie im Wallis, so auch hier an Bergpässen zum Vorschein kamen. *Dr. J. Heierli-Zürich.*

93. J. Heierli: Die neuesten Ausgrabungen in Baden. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. VII. 1895. S. 434 bis 441 und 2 Tafeln.

In dem bereits von Tacitus erwähnten Baden (Aargau) wurden schon oft römische Altertümer gefunden, römische Gebäude ausgegraben und römische Strassenzüge konstatiert. Nördlich des Kurhausparkes hat Notar Meyer seit 1894 eine Ausgrabung veranstaltet, die zwar noch nicht beendigt ist, aber bereits die Grundmauern eines weitläufigen römischen Gebäudes erkennen liess, in dessen Innern zahlreiche Antiquitäten zum Vorschein kamen. Die Ausgrabungen wurden sorgfältig nach den Ratschlägen und unter der Aufsicht von Fachleuten durchgeführt.

Werkstücke sind bis jetzt selten; dagegen wurden zahlreiche römische Kleingeräte gefunden. Unter diesen ist natürlich die Keramik am besten vertreten, besonders in Schalen und Schüsseln aus terra sigillata, die oft mit Reliefs geschmückt sind. Etwa 50 Töpfernamen weisen auf die Verfertiger. Interessant sind gelblich-grüne, glasierte Gefässe, die aus unverletzten römischen Schichten stammen sollen. Fast ebenso häufig wie die terra sigillata ist Glas. Aus den Scherben liessen sich einige schalenartige Gefässe rekonstruieren; daneben erscheinen Glasperlen, sog. Lacrymatorien, Henkel von Urnen, deren einer einen Stempel aufweist.

Für die Chronologie sind bekanntlich die Fibeln wertvoll; die Ausgrabungen in Baden haben deren viele geliefert, worunter einige, die noch der La Tène-Periode zuzurechnen sind. Die Mehrzahl der Fibeln gehört dem 1. und 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an.

Ausserdem erscheinen Gürtelbeschläge, Mantelhaken, mehrere Eisenmesser, eine dolchartige Eisenspitze, Bleistücke zum Schutz von Pferdehufen, mehrere Mühlsteine, Getreide, Tierknochen u. s. w.

Interessant sind medizinische Geräte, die als Salbenlöffelchen, Sonden, Pincetten und Katheter zu erklären sind. Auch skulptierte Stücke kamen zum Vorschein: Fragmente von menschlichen Statuetten, ein Beingriff mit einem Leopardenkopf, ein Bronzebeschlag mit Bärenkopf, eine Art Henkel

mit Hundskopf etc. Münzen fehlen natürlich auch nicht. Sie weisen wie die Fibeln auf die ersten 2 Jahrhunderte nach Christo und bestehen aus Erz oder Silber.

An mehreren Stellen des Ausgrabungsfeldes lassen sich deutlich zwei etwa 1 m von einander getrennte Brandschichten erkennen, ein Beweis, dass zu verschiedenen Zeiten zwei römische Gebäude hier gestanden. Da die Ausgrabungen fortgesetzt werden, so sind weitere Berichte zu hoffen, die vielleicht Klarheit bringen über den Zweck dieser Gebäude.

Prof. J. Weber-Zürich.

94. Jul. Stitzenberger: Beschreibung der Fundstelle der von der Nordostbahn 1892 in Etzgen ausgegrabenen römischen Schrifttafel. Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. VII. 1895. S. 441—442.

Im Jahrgang 1893 hatte Prof. Pick einen sehr interessanten römischen Inschriftstein aus Schwaderloch (Kt. Aargau) beschrieben. Der Verf. weist nun nach, dass der a. a. O. (pag. 269) angegebene Fundort des Steins unrichtig bezeichnet ist und bringt ausserdem eine Anzahl von Bemerkungen, die auf eine römische Warte bei Etzgen schliessen lassen.

Dr. J. Heierli-Zürich.

95. F. Reichlen: Archéologie fribourgeoise. IIIe livraison: Période post-romaine. Fribourg (Suisse), Libr. de l'Université. 1895.

In den ersten zwei Lieferungen hatte der Verf. die vorrömische und die römische Periode behandelt, und so folgt in der kürzlich erschienenen 3. Lieferung die alamannisch-fränkische Zeit. Der erste Abschnitt behandelt die Gräber, den Schmuck, Waffen und Münzen, sowie die Geschichte der Burgundionen und Alemannen, sodann ihre Niederlassungen und ihre Religion; im zweiten Abschnitt werden die einzelnen bisher bekannt gewordenen Fundorte aus dieser Periode besprochen, soweit sie den Kt. Freiburg betreffen. Da der Verf. speziell das Museum in Freiburg studiert hat, so kommen z. B. die Gräberfelder, aus denen die Funde anderswo liegen, wie z. B. Champagny (vgl. l. Liefer.), nicht zu der Berücksichtigung, die sie verdienen. Sehr erfreulich ist es aber, aus der „Archéologie" Reichlens zu sehen, dass auch in diesem Teil der Schweiz die urgeschichtliche Arbeit, die seit dem Tode Grangiers fast ganz geruht hatte, wieder aufgenommen wurde.

Dr. J. Heierli-Zürich.

ε. Frankreich.

96. K. Möbius: Photographien der megalithischen Monumente bei Carnak und Locmariaquer (Bretagne). Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 118.

M. spricht die Vermutung aus, dass die Dolmen von Locmariaquer vielleicht Gräbersteine der bei Cäsar (bell. gall. III. 8—16) erwähnten Veneter seien.

Im Anschluss hieran weist Bartels auf einen Bericht des Alex. Logau über einen Besuch (1825) in Carnak hin. *Dr. A. Götze-Berlin.*

ζ. Spanien.

97. F. Jagor: Ein prähistorischer Fund von Ciempozuelos. Verhandlungen d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 119 und 240.

Unweit der Eisenbahnstation C. zwischen Madrid und Aranjuez wurden Thongefässe, Menschenknochen, eine Pfeilspitze und ein Pfriem aus Kupfer gefunden. Die Thongefässe haben die Form von Näpfen, Bechern und Schalen, ihre tief eingestochenen oder eingedrückten Ornamente sind mit einer weissen Masse, nach Analyse der Spanier Gyps, inkrustiert. Dieser in Spanien neue Gefässtypus gehöre der Kupferzeit an (ausführlicher Bericht im Boletin de la Real Academia de la Historia, Madrid, Dezember 1894, S. 436).

Hierzu bemerkt A. Voss: Es handelt sich um eine ziemlich seltene, aber durch einen grossen Teil Europas verbreitete Gefässgruppe, den von ihm schon früher so benannten „Branowitzer Typus". Derselbe ist bisher konstatiert worden in Sizilien, Portugal, Süd-Frankreich, Bretagne, Drenthe, England, Württemberg, Anhalt, Provinz Sachsen, Schlesien, Mähren, Böhmen und Ungarn. Er berührt sich wohl in manchen Gegenden mit der Steinzeit, gehört aber im grossen und ganzen doch schon der Metallzeit an. Dieser „Branowitzer Typus" ist nicht identisch mit den „geschweiften Bechern" Tischlers, wie es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen könnte; letztere bestehen aus sehr heterogenen Elementen, welche zum Teil schon den älteren neolithischen Perioden angehören, wie z. B. die Thüringer Schnurbecher, während der erstgenannte Typus eine in sich geschlossene, wohl charakterisierte Gruppe mit nur geringen lokalen Unterschieden bildet.

R. Virchow und O. Olshausen knüpfen hieran Bemerkungen über die Beschaffenheit weisser Einlagen in Tiefornamenten — die später von Salkowski vorgenommene Untersuchung ergab, dass im vorliegenden Falle die weisse Masse Schwefelsäure und Kalk enthält und dass sie gegen Lösungsmittel das Verhalten von Gyps zeigt — und über ihre Anwendung zu verschiedenen Zeiten und Orten. *Dr. A. Götze-Berlin.*

η. Italien.

98. Serafino Ricci: Oggetti ornamentali provenienti dal territorio di Golasecca. Bullet. di paletn. ital. Jahrg. XXI. 1895. Nr. 4—6.

Das Altertumsmuseum in Turin erwarb kürzlich folgende Gegenstände aus Golasecca (aber aus einer nicht näher zu bezeichnenden Stelle).

1. Ein Halsband aus 48 kleinen Bronzespiralen und 46 flachen spindelförmigen Bernsteinperlen, die abwechselnd aufgereiht als Verschlussstück eine längere Spirale besitzen; in der halben Höhe der Kette geht eine kleinere Verbindungskette von derselben Zusammensetzung aus. Verf. vergleicht diesen Schmuck mit solchen ähnlichen Charakters und setzt ihn in die zweite Periode von Golasecca, vielleicht auch schon in die erste. — 2. Ein zweites Halsband von ähnlicher Form (auch spiraliges Schlussstück), aber aus bronzenen Ringgliedern bestehend; von dem mittleren Teile desselben hängen ausserdem noch 5 kleinere Kettchen, am Ende mit einem Bronzeknopf verziert, herab. — 3. Ein Kopfschmuck aus Bronzedraht. An den Enden von drei excentrisch zu einander gestellten halbkreisförmigen Drahtspangen sitzt je ein kleineres Gebilde aus drei wiederum excentrisch ineinander geschachtelten runden Drahtringen; auf dem obersten (kleinsten) Halbkreise ist eine Perle aus einer vergoldeten Glaspaste, auf den beiden unteren eine solche aus Bronze aufgereiht; an der letzteren wieder hängt ein ähnliches Gebilde wie an den Enden der Halbkreise. Dieser Schmuck fand sich mit Nr. 1 zusammen. — 4. Zwei kleinere Ohrringe. — 5. Ein massiver Schmuck von 260 gr Gewicht. An drei an den Enden spiralig umgerollten Bronzeösen sitzt eine Bronzeplatte, von der wiederum zwölf mit einem Klöpfel am Ende verzierte Bronzestäbchen herabhängen.

Dr. Buschan-Stettin.

99. Pigorini: Le terremare Rovere di Caorso e Castellazzo di Fontanellato. Bullett. di paletnol. ital. Jahrg. XXI. 1895. Nr. 4—6.

Beschreibung zweier Terramaren. Besonders eingehend wird die zweite dieser beiden Niederlassungen beschrieben und durch einen Grundrissplan erläutert. Wir erhalten hierdurch ein recht anschauliches Bild von der ganzen Anlage dieser Terramara und ihrem Aufbau. Interessant ist es von P. zu erfahren, dass wir hier die ersten Anfänge des römischen Castrum mit seinen Thoren, Brücken und Wegen vor uns haben.

Dr. Buschan-Stettin.

100. Orsi: Vasi siculi della provincia di Girgenti. Bullett. di paletn. italiana. Jahrg. XXI. 1895. Nr. 4—6.

Auf dem Monte Sara bei Cattolica Eraclea wurde eine Grabkammer von der bekannten Form der siculischen tombe a forno (backofenförmige Kammer von 1 m Höhe und ca. 2 m Durchmesser, zu der der Eintritt durch eine schmale Öffnung führte) aufgedeckt, deren Inhalt Skelettreste und 8 Gefässe aus Thon bildeten. Die Gefässe gleichen in der Technik, Form, Verzierung (grade Linien nach geometrischem Motiv) und Bemalung der siculischen Keramik der Nekropolen im Südosten der Insel, hauptsächlich den Gefässen aus Castelluccio. Es ist hierdurch also der Beweis erbracht, dass auch im Westen siculische Kultur vorhanden gewesen ist.

Die weitere Annahme liegt sehr nahe, dass hier ebenfalls Siculer in der vorhellenischen Zeit ansässig gewesen sind und dass möglicherweise Siculer und Sikaner zu einem und demselben ethnischen Elemente gehört haben.

Dr. Buschan-Stettin.

ϑ. Finnland. Russland.

101. A. Hackman: Två svärdsknappar från folkvandringstiden. (Zwei Schwertknäufe aus der Völkerwanderungszeit.) Finskt Museum. Finska Fornminnes föreningens Månadsblad. 1895. Nr. 1—2. S. 1—9.

Verf. beschreibt zwei vergoldete bronzene Schwertknäufe von eigentümlicher Form, der eine von einem mutmaasslichen Begräbnisplatz der Völkerwanderungszeit im Kirchspiele Wesilaks (südlich von Tommerfors), der andere von einem Begräbnisplatz mit Leichenbrand aus derselben Periode im Kirchspiele Wörå (nordöstlich von Wasa). Beide haben die Form eines stilisierten zusammengekauerten Tieres mit gesenktem und zwischen den Vordertatzen ruhendem Kopfe. Der eine derselben ist bereits bei Aspelin, Antiquités du Nord Finno-ougrien, Fig. 1255 abgebildet. Ihr Typus ist ein skandinavischer oder allgemein germanischer, obgleich ganz ähnliche Schwertknäufe sich weder aus Skandinavien noch anderen während der Völkerwanderungszeit von Germanen bewohnten Ländern nachweisen lassen. Sie zeigen nämlich in ornamentaler Beziehung eine nahe Verwandtschaft mit der tierförmigen Fibel von Bornholm, abgebildet bei Vedel, Bornholms Oldtidsminder, Fig. 340, und mit skandinavischen Schildkrötenfibeln vom Typus Montelius, Antiq. suédoises, Fig. 434. Die beiden Schwertknäufe dürften etwa gleichzeitig mit den berühmten schwedischen Funden von Ultuna und Vendel in Upland sein, mit welchen sie auch in ornamentalen Einzelheiten viele Ähnlichkeit haben. In Bezug auf die Zeitstellung der schwedischen Funde schliesst sich Verf. Montelius chronologischer Übersicht an, nach welcher dieselben aus dem 7. Jahrhundert stammen.

Mag. phil. Hackman-Helsingfors.

102. Samlingarnas tillväxt. (Der Zuwachs der Sammlungen des historisch-ethnographischen Museums in Helsingfors.) Finskt Museum. 1895. Nr. 1—2, S. 12—14. Nr. 3—4, S. 28—32. Nr. 7—8, S. 63/64.

Aus der Liste der neu erworbenen Gegenstände sind hervorzuheben eine Bronzedolch, der nebst dem unteren Endbeschlage des Schaftes im Haapajärvisee im Kirchspiel Jisalmi gefunden wurde, bemerkenswert als der erste bronzezeitliche Fund im nördlichen Sawolaks, sowie ein Hohlcelt aus Bronze von skandinavischem Typus, gefunden in einem Acker im Kirchspiel Norrmark bei Björneborg. Die Gesamtzahl aller bekannten, in Finn-

land gefundenen Gegenstände aus der Bronzezeit beträgt nur 32 (30 Bronzegegenstände und 2 Gussformen für Hohlkelte).

Mag. phil. Hackman-Helsingfors.

103. Ur Reinholms samlingar. Forngrafvar. (Aus Pastor Reinholms Aufzeichnungen. Vorgeschichtliche Gräber.) Finskt Museum. 1895. Nr. 7—8, S. 61—63.

Kurze Notizen über Skelettgräber ohne Erhöhung und Steinhügelgräber mit Leichenbrand und Skeletten (?) in verschiedenen Landschaften Finnlands. *Mag. phil. Hackman-Helsingfors.*

104. J. R. Aspelin: Über Opfersteine. (Finnisch.) Suomen Museo. (Finnisches Museum.) 1895. Nr. 1—2.

Verf. lenkt die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das Vorkommen von sog. Opfersteinen (Näpfchensteinen) in Finnland und vergleicht dieselben mit ähnlichen Steinen in Europa und Asien (Sibirien).

Mag. phil. Hackman-Helsingfors.

105. Hj. Appelgren: Nyfunna fornminnen. (Neue Funde von Altertümern.) Finskt Museum. Nr. 7—8, S. 58—61.

Auf einer felsigen Anhöhe im Kirchspiel Bjerns (Gouvernement Åbo) fand Verf. einige Hügelgräber und 15 rechteckige Steinsetzungen. Die letzteren maassen von 2,30×2,70 m bis 6×8,7 m. Bei der Untersuchung einer der grössten Steinsetzungen stiess Verf. unter der Steinschicht auf Kohle, Asche und verbrannte Knochen. In der östlichen Ecke lag ein eisernes Messer und in der entgegengesetzten Ecke ein Bruchstück eines weberschiffförmigen Steines (ähnlich Montelius, Antiq. suéd., Fig. 270). Unweit dieser Gräber waren in eine Felswand 53 näpfchenförmige Vertiefungen von 4 bis 8 cm Durchmesser und 2—4 cm Tiefe eingehauen. Bisher sind solche runde Vertiefungen in Finnland nur an kleineren Steinblöcken wahrgenommen worden. Auf der Kuppe eines Felsens, der gegenüber dem obenbeschriebenen Berge lag, fand Verf. ebenfalls einige näpfchenförmige Vertiefungen. Auch hier lagen drei Steinhügelgräber in der Nähe.

Mag. phil. Hackman-Helsingfors.

106. Zaborowski: Du Dniestre à la Caspienne; esquisse palethnologique. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Sitzung vom 21. Februar.

Das europäische Russland lässt sich in zwei grosse, geographisch verschiedene Gebiete einteilen; das eine derselben umfasst das Centrum, den Norden und den Nordwesten (Waldbildung), das andere den Süden (kein Wald, aber Steppe). — Das erstere Gebiet war vor der neolithischen Zeit

noch unbewohnt; denn Russland war bis Ende der Quaternärzeit vergletschert. Die schwedisch-russischen Gletscher bedeckten den Nordwesten, Norden und das Centrum beinahe vollständig und reichten bis ziemlich zu den Gestaden des schwarzen Meeres herab. Die südliche Grenze bildeten der Styr-Fluss in Wolhynien, der nördliche Teil der Gouvernements Kherson und Ekaterinoslaw, der Südosten des Gouvernements Poltawa und der nordwestliche Winkel des Gouvernements Kharkow. Dementsprechend trifft man die Spuren des mit dem Mammut gleichzeitig lebenden Menschen ausschliesslich längs der Grenze der Verteilung der erratischen Blöcke an; man kennt solcher Stationen nur 3—4: zu Kamenec-Podolski, zu Gontzy (Gouvernement Poltawa), zu Kostenki (Gouvernement Woroneje) und zu Karatcharowo bei Murom; die letztere liegt zwar im centralen Russland, aber auf einem von der Vergletscherung freigebliebenen Plateau. Was die Ostgrenze betrifft, so finden sich im Ural keine Anzeichen für Vergletscherung. Die Gewässer des Kaspisees jedoch reichten ziemlich bis Kasan und standen in Verbindung mit den borealen Meeren. Ebenso stand die uralisch-kaspische Niederung durch die Gewässer des Balkasch-Sees wahrscheinlich mit dem nordischen Ocean über Sibirien hin in Verbindung.

Indessen stellten sich zwischen Europa und Sibirien noch vor Ende der Quaternärzeit, d. h. vor dem Aussterben des Mammut, Verbindungen her. Auf ihnen zogen sich diese Tiere südlich vom Ural nach Sibirien zurück; der Mensch folgte wahrscheinlich ihren Spuren. Freilich hat man Überreste von ihm bisher weder im Ural noch in Westsibirien — die Höhlenfunde am Ural und die Torffunde im Norden von Katharinenburg sind jünger; erst am Jenisei bei Krasnojarsk hat man geschlagene Flintsachen zusammen mit dem Mammut angetroffen — seine Überreste auffinden können.

Auf Grund der vorstehenden Argumente dürfte die Annahme keinem Zweifel unterliegen, dass das südliche Russland von Central- und Westeuropa aus bevölkert wurde, und ebenso Westsibirien. Die Beweise für das Vorhandensein dieser quaternären südrussischen Bevölkerung stehen zur Zeit aber noch aus.

Die ersten Spuren des Menschen treten in der sog. „schwarzen Erde“ auf, den Ablagerungen über dem Lös, die eine solche Dicke besitzen, dass man das Alter ihrer ältesten Schichten auf 6—7000 Jahre schätzen kann. Es sind dies die ältesten Kurgans, die der neolithischen Periode angehören. Sie sind indessen jünger als die Bildung der „schwarzen Erde“. Man hat solche neolithischen Kurgane aufgedeckt in der Umgegend von Kiew (Antonowitsch) und im Distrikt Ostrog in Wolhynien (Radziminski, Zaborowski). In ihnen lagen Skelette beerdigt, deren Beigaben in Topfgeschirr und Flintwerkzeugen bestanden. — Schon früheren Forschern war es aufgefallen, dass diese Fundstücke sehr grosse Ähnlichkeit mit den nordischen Funden aufweisen, weswegen Schmidt sich veranlasst sah, eine Einwanderung

aus Sibirien über Russland nach Dänemark anzunehmen. Zaborowski erinnert daran, dass man auch in den baltischen Provinzen, sowie in den Höhlen bei Krakau ähnliche Funde zu verzeichnen hat. Er schliesst daraus, dass die neolithischen Kurganbewohner dieselben Völker waren, die nach dem Wegzuge des Diluvialmenschen nach Sibirien von Südwesten und Westen her die Gebiete zwischen den Karpathen und der Ostsee in Besitz genommen hätten und bis zum schwarzen Meere vorgedrungen wären. Er vermutet in ihnen die Kymrier der kimbrischen Halbinsel. — Zu Gunsten dieser Hypothese sprechen verschiedene Thatsachen. Bobrinski hat in den Kurgans im Süden von Kiew, zu Kobrynowa (Ukraine) beobachtet, dass die Skelette in mit Eisenoxyd rotgefärbter Erde gebettet resp. mit diesem rotgefärbt waren. Bekanntlich hat man die gleiche Sitte in den Gräbern von Mentone, zu Brünn etc. beobachtet, d. h. in solchen neolithischen Alters. Zaborowski hält daher den Schluss nicht für verfrüht, dass das neolithische Volk im Herzen Europas sich von hier nach dem Süden zu den Mittelmeerländern und später auch nach dem Norden durch Mähren, sowie zum Dnieper ausgebreitet hat.

Kurgane der neolithischen Zeit finden sich nur im Südwesten Russlands, sonst nirgends. Der Umstand, dass sie in den Kirghisensteppen nicht vorkommen, beweist, dass die neolithischen Bewohner am Dnieper und Dniester nicht von hier nach Südrussland eingewandert sein können. — Zu Kobrynowa (Ukraine), zu Chorostkowo (Galizien), zu Kotsiubinsty (Distrikt Husiatyn), zu Bizeszynek (Distrikt Brzéstkujawski), zu Inowrazlaw und bei Lubranic hat man neolithische Gräber aufgedeckt, in denen das Toteninventar untereinander viel Übereinstimmung, besonders hinsichtlich des Vorkommens von Bernsteinschmuck zeigt. Das Vorhandensein des Bernsteins zur jüngeren Steinzeit von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere beweist deutlich, dass die Bevölkerung von Norden nach Süden, nicht umgekehrt, gewandert ist.

Ausser den Kurgans kommen in dem fraglichen Gebiete, besonders in Podolien (Kotsiubintsy, Pakoucie, Uwisla etc.) Steinkistengräber vor, die, ihren Beigaben nach zu urteilen, ebenfalls der neolithischen Periode angehören. Auch im Nordwesten von Warschau, zu Nowy-Dwor, hat man solche angetroffen, die sich mit diesen, sowie mit den Kurgans am Dniester als synchron herausstellten. Im Kaukasus trifft man zwar auch Steinkistengräber an, indessen stammen diese aus einer jüngeren Zeit. Es kann also auch aus diesem Grunde von einer Einwanderung vom Kaukasus nach dem Schwarzen Meere hin nicht die Rede sein.

An der Weichsel sowohl als auch am Dniester blieb die Sitte der Steinkistenbestattung noch nach Einführung der Metalle erhalten, mit dem Unterschiede, dass dort an stelle der Beisetzung Leichenbrand trat, während hier die Völker dem alten Brauche treu blieben.

Die Zusammengehörigkeit von neolithischen Kurgans und Steinkistengräbern beweisen nicht nur die Grabbeigaben, sondern auch die ethnischen Merkmale der in ihnen beigesetzten Skelette.

Sieben Schädel aus den Kurganen Wolhyniens (darunter einer mit Steinkiste) stellten sich heraus als dolichocephal (Schädellängen 193 bis 204 mm; Indices 70,9—64,2—72—71,6—71,2—73,8—73), microsem und leptorrhin. — Ein Schädel aus einem Kurgan zu Kobrynow (Ukraine) ebenfalls als dolichocephal (68) und von gracilem Bau.

Von weiteren 5 Skeletten (4 aus Kobrynow, 1 aus dem Kurgan von Stanislawka im Distrikt Wasylkowski) teilt Z. eingehender die Maasse mit, von denen ich einige folgen lasse:

	Schädel aus Kobryanow				Stanislawka
Längendurchmesser	185	179	217	193	202
Gr. Breitendurchmesser	130	132	139	131	148
Augenhöhle (Höhe zu Breite)	30:38	—	—	—	—
Nasenhöhe	44	—	—	—	—
Schädelindex	70,27	73,4	64,06	67,87	72,7
Länge des Humerus	31	30	—	30	33
„ „ Femur	45	—	—	44	47
„ „ Tibia	36,5	—	—	34,5	—
Vermuthliche Körperlänge in Meter	1,57	—	—	1,57	1,62

Zu der aus der Röhrenknochenlänge berechneten Körpergrösse ist zu bemerken, dass es sich um zwei Frauen und einen jungen Mann handelt.

Allgemein gesagt, weisen die 13 von Z. untersuchten Schädel, die sämtlich der neolithischen Zeit entstammen, gemeinsame ethnische Merkmale auf, die zu dem Schluss berechtigen, dass es sich um Angehörige derselben Rasse handelt. Z. identifiziert dieselben mit Brocas neolithischer Rasse des nördlichen Frankreichs. Es liegt seines Erachtens hier der alte gemeinsame Grundstock der Kymrier oder gallischen Völkerschaften vor, der einst das ganze centrale Europa von der Nordsee bis zum Dnieper, von der Ostsee bis zum Rhein und zur Donauniederung bewohnte.

Dr. Buschan-Stettin.

c. Asien.

107. A. Götze: Die letzten Ausgrabungen in Troja (1894).

Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 279.

Das hauptsächlichste Resultat der Ausgrabungen von 1894 ist die sichere Fundierung der bereits 1893 gewonnenen Erkenntniss, dass nicht die zweitunterste Stadt (wie Schliemann annahm), sondern die sechstunterste in die mykenische Zeit fällt und somit den lokalen Hintergrund

zur Ilias gebildet hat. Es wurde der grösste Teil der gewaltigen Burgmauer mit mehreren Thoren und Türmen, viele Häuser, Teile einer Terrassenmauer — die Burg war in Terrassen angelegt —, Brunnen, Magazine etc. freigelegt.

Die Grabungen in der Unterstadt ergaben eine starke römische und darunter eine schwächere Schicht der mykenischen Zeit. Auch viele griechische, römische und byzantinische Gräber wurden aufgedeckt.

R. Virchow spricht im Anschluss hieran die Hoffnung aus, dass die Arbeiten besonders in den älteren Schichten später weitergeführt werden.

Dr. A. Götze-Berlin.

108. E. Rössler: Transkaukasische Forschungen. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 147.

Erwähnt ornamentierte Gürtelbleche aus Bronze, bei Chodshali ausgegraben, ferner Kopie eines Steines mit sonderbaren Strichen aus einem Grabe, ebendaher. *Dr. A. Götze-Berlin.*

109. L. Cohn: Sibirische Altertümer. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 244.

Als Fortsetzung von Verhandlungen 1894, S. 149, giebt C. ein Referat über Tafel IV—XIV des russischen Werkes von W. Radloff: Material zur Archäologie Russlands. Bei der schweren Zugänglichkeit russischer Publikationen sind deutsche Referate immer mit Freuden zu begrüssen, zumal wenn sie, wie hier, von Abbildungen begleitet werden. In dem referierten Abschnitt werden Messer und Dolche — das Material ist nach Typen geordnet — aus Kupfer, Bronze und Eisen behandelt. Leider erfährt man nichts über die Fundverhältnisse. Besonderes Interesse verdienen drei Dolche, der eine mit Eisengriff und Kupferklinge, der andere mit Eisengriff und Bronzeklinge, der dritte ganz aus Eisen, aber am Griff mit Bronze übergossen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

110. Dr. A. O. Heikel: Explorations ethnologiques. Exposé des travaux géographiques exécutés en Finlande jusqu'en 1895. Communication faite au sixième Congrès international de géographie à Londres, 1895, par la Société de Géographie de Finlande. Helsingfors, 1895. S. 132—147.

Verf. giebt eine Übersicht der ethnologischen Forschungsreisen finnischer Gelehrter in- und ausserhalb Finnlands. Hierbei unterscheidet er zwischen 1. Sammlern von Volksliedern, 2. Linguisten, 3. Archäologen und Ethnographen. Hier sei nur der Abschnitt 3 erwähnt. Nachdem Verf. (bereits im Abschnitt 2) D. E. D. Europaeus' Ausgrabungen in den Gouvernements Twer, Nowgorod und Olonetz in den Jahren 1872—1879 angeführt und in Kürze die Stellungnahme dieses Gelehrten gegen die Ansicht M. A. Castréns, die Wiege der finnischen Völker sei am Altai zu suchen, beleuchtet hat, behandelt er eingehender die Thätigkeit J. R. Aspelins, des

eigentlichen Begründers der finnisch-ugrischen Archäologie. Aspelin war es auch, der den Anstoss zu den finnländischen Expeditionen gab, welche in den Jahren 1887—1890 nach Sibirien und der Mongolei abgingen, um die rätselhaften Inschriften an Felsenwänden und Grabsteinen am oberen Jenissei und am Orkhon zu verzeichnen und abzubilden. Die Aufgabe der ersten Expedition (1887, Aspelin und H. Appelgren) war die bereits bekannten und publizierten Inschriften, sowie die berühmte Felswand in der Nähe der Stadt Suliek am Kara Jus von neuem abzubilden.

Die zweite Expedition (1888), bestehend aus Aspelin und H. Vuori (Zeichner), überschritt den Altai und betrat das chinesische Gebiet. Im Thale des Kemtschik wurde eine grosse Anzahl bisher unbekannter Inschriften kopiert. Andere mit Inschriften versehene Steine wurden am Uiug, einer der Quellen des Jenissei, südlich vom Sajanischen Gebirge entdeckt und abgebildet. Die Resultate der beiden ersten Expeditionen sind in dem Werke: Inscriptions de l'Jénisséi recueillies et publiées par la Société Finlandaise d'Archéologie, 1889, zusammengestellt.

Die dritte Expedition (1889) teilte sich in zwei Teile. Aspelin und A. Snellman untersuchten in der Umgegend der Stadt Minussinsk einige Kurgane. Der grösste derselben, unweit des Dorfes Tes gelegen, enthielt ungefähr 100 Skelette und 200 Beigaben verschiedener Art. Axel Heikel passierte das sajanische Gebirge und fand auf der chinesischen Seite einige Steine mit Inschriften, welche er abphotographierte. Auf der Rückreise untersuchte er einige Kurgane in der Nähe von Minussinsk.

Die Forschungen des russischen Gelehrten N. Jadrintzeff, der im Thale des Orkhon in der östlichen Mongolei die Ruinen des alten Karakorum, der Residenz Dschingiskhans, entdeckt zu haben glaubte und dort ähnliche Inschriften vorgefunden hatte, wie die von den finnländischen Expeditionen abgebildeten, veranlassten Heikel im Jahre 1890 dorthin zu reisen. Die Resultate dieser Expedition sind in dem Werke: Inscriptions de l'Orkhon recueillies par l'expédition finlandaise de 1890 et publiés par la Société Finno-ougrienne (1892) niedergelegt.

Im Jahre 1893 unternahm Heikel (mit J. Ax als Zeichner) seine dritte Reise nach Sibirien, auf welcher er einige Kurgane in Westsibirien untersuchte. Siehe hierüber sein Werk: Antiquités de la Sibérie occidentale conservées dans les musées de Tomsk, de Tobolsk, de Tumén, d'Ekatérinebourg, de Moscou et d'Helsingfors (1894). *Mag. phil. Hackman-Helsingfors.*

x. Afrika.

111. P. Pallary: Recherches paléthnologiques effectuées aux environs d'Ouzidan. Bullet. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Sitzung vom 7. Februar.

In der Umgegend von Ouzidan (Oran) am rechten Ufer der Sekkak existieren in den Tuff angelegte Höhlen (zwei mittelst eines engen Korridors

miteinander verbundene, an der Decke durch 2—3 runde Öffnungen beleuchtete Kammern), deren P. bisher eine untersuchte. Die Ausbeute an Steinwerkzeugen (einige wenige Beile, Dolchspitze und Fauststeine) aus Kalkstein, die den Typus von Chelles und Moustier zeigen, weist darauf hin, dass es sich hier um Niederlassungen (auch Aschen- und Knochenreste, sowie Topfscherben vorhanden) aus der Quaternärzeit handelt.

In der Diskussion betont Salmon die Wichtigkeit dieses Fundes, der zusammen mit ähnlichen Beobachtungen aus der Sahara (Rabourdin), Tunis (Collignon) und am Kongo (Regnault) die grosse Ausdehnung der Kulturrichtung von Chelles und Moustier beweist, die über Spanien (San Isidro) hinaus möglicherweise am Kongo noch nicht ihre Grenze erreicht haben mag. *Dr. Buschan-Stettin.*

λ. Australien,

112. L. Bonnemère: Les pierres gravées de la Nouvelle-Calédonie. Bullet. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. 17. Januar. S. 63.

Glaumont hat auf Neu-Kaledonien eine Reihe von Steinblöcken und Platten beobachtet, die interessante Aufschlüsse über die Kultur der ältesten Bewohner, wahrscheinlich schon der Kanaken, als sie noch die Höhlen bewohnten, geben. Die Zeichnungen, die noch ohne Hilfe von Metallwerkzeugen angefertigt zu sein scheinen, haben zum Gegenstand der Darstellung die Ernährung, die Herstellung von Ackerwerkzeugen, den Ackerbau, die Baumzucht u. a. m.; es finden sich ferner unter ihnen verschiedene Kreuzformen, Näpfchen, konzentrisch ineinander geschachtelte Halbkreise, ein cirkumzidierter Penis, ein Wirrwarr von sich kreuzenden Linien etc. Interessant ist die Mitteilung G.'s, dass viele dieser Darstellungen an die Zeichnungen auf den Megalithen der Brétagne erinnern. *Dr. Buschan-Stettin.*

C. Versammlungs- und Vereins-Berichte.

1. Die XXVI. allgemeine Versammlung deutscher Anthropologen in Kassel am 8.—11. August 1895.

Nach Austausch der üblichen Begrüssungs- und Dankreden sprach Geh. Rath Professor Dr. Waldeyer „über die anthropologische Stellung der Geschlechter zu einander mit besonderer Berücksichtigung der Frauenfrage."

Unter Anlehnung an Havelock Ellis' hochinteressante anthropologisch-psychologische Studie über die Geschlechtsunterschiede bei Mann und Weib betonte Redner in der Einleitung, dass neben den primären Geschlechtsmerkmalen, denen die Aufgabe der Fortpflanzung der Art zufällt, noch sekundäre Geschlechtsunterschiede am Menschen existieren, die den Zweck hätten, das Interesse der Geschlechter zu einander wachzurufen. Diese

wären vorwiegend solche der äusserlichen Erscheinung. W. zählt hierhin beim männlichen Geschlechte grössere Länge des Körpers (schon bei der Geburt um 1,6—2 cm, bei allen Völkern und Rassen konstatiert), grösseres Körpergewicht, grössere Breite der Schultern, grössere Länge und kräftigere Modellierung der Arme, grösseren Umfang des Rumpfes, bessere Entwickelung der Knochen und Muskeln und im Zusammenhange damit grössere Kraftentwickelung, grössere Geschmeidigkeit, grössere Schädelkapazität, schwereres Gehirngewicht, grössere Anzahl der roten Blutkörperchen, schärfere Sinne, Entwickelung von Barthaaren u. a. m., beim weiblichen Geschlechte hingegen stärkere Ausbildung der Hüften, bessere Entwickelung des Fettgewebes und mehr abgerundete Formen, längeren Unterleib, schlankere Form der Füsse und Hände, weichere Stimme u. a. m.

Anknüpfend an das Vorhandensein der angeführten sexuellen Unterschiede, lässt sich der Redner sodann über die Frauenfrage aus. Die abweichende Körper- und auch Geistesbeschaffenheit des Mannes von der Frau, die auf eine körperliche und geistige Minderwertigkeit der letzteren hinweisen, sprächen zu Ungunsten der sozialen Stellung der Frau. Diese Thatsache müsse bei allen auf eine Veränderung in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes hinzielenden Vorschlägen und Einrichtungen in Erwägung gezogen werden, was bisher von den Vertretern der Frauenemanzipation zu wenig geschehen sei. Die Natur habe die sexuellen Unterschiede nicht nur gegeben, damit Mann und Weib sich gegenseitig gefielen, sondern auch damit zwischen ihnen eine Arbeitsteilung eintrete. Im Interesse der Erhaltung der Art, der allgemeinen Wohlfahrt und der staatlichen Ordnung müsse die Eigenart des Weibes geschützt werden, das einen hervorragenden Anteil an der Kulturentwickelung nur dann nehme, wenn es innerhalb der Familie die civilisatorischen Aufgaben erfülle.

Professor Dr. Ranke sprach sodann über die Anthropologie des Rückenmarkes. Redner führte aus, dass der alte Lehrsatz des Aristoteles, dass der Mensch das grösste und feuchteste Gehirn besitze, zwar nicht in dieser Form, wohl aber unter gewissen Voraussetzungen zutreffe, d. h. wenn man Rücksicht auf das gesamte Nervensystem nehme. Redner suchte dies durch die von ihm ausgeführten Gehirn- und Rückenmarkswägungen an Tieren und Menschen zu begründen. Er hat nämlich gefunden, dass der Mensch im Verhältnis zum Rückenmark und den Sinnesorganen (Augen) das grösste Gehirn unter allen Wirbeltieren besitzt, oder umgekehrt im Verhältnis zum Gehirn das leichteste Rückenmark, die leichtesten Augen, die feinsten Nerven. So z. B. mache das Rückenmark beim Menschen nur 2 Prozent, beim Anthropoiden (wahrscheinlich) 6 Prozent, beim Hunde 23 Prozent, beim Pferd 41 Prozent, bei der Kuh 47 Prozent und bei der Henne sogar 56 Prozent des Gehirngewichtes aus. — Es hat sich ferner bei diesen Untersuchungen herausgestellt, dass mit zunehmender Körperschwere auch die Schwere des Rückenmarkes und der Sinnesorgane (Augen) zunimmt.

Es bestehe also zwischen Mensch und Tieren, selbst den menschenähnlichen Tieren eine weite, unüberbrückte Kluft. „Die Untersuchungen in Bezug auf das Gewichtsverhältnis zwischen Gehirn, Rückenmark und Sinnesorganen geben eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale zwischen Tier und Mensch; der Mensch hat unter allen Vertebraten im Verhältnis zum Gehirn den am wenigsten ausgebildeten mechanischen Nervenapparat; er hat ferner das grösste und schwerste Gehirn im Verhältnis zum übrigen Nervensystem und steht sonach hierdurch unbestreitbar an der Spitze der gesamten animalen Welt. Der alte Lehrsatz des Aristoteles wird also in dieser Form und Bedingung neu und sicher begründet."

Professor Dr. Waldeyer behandelte sodann die Frage: „Welche Art der Anthropoïden steht in ihrem Bau dem Menschen am nächsten?" Redner führte aus, dass für die Entscheidung dieser Frage die Ergebnisse der Gehirnuntersuchung ausschlaggebend seien. Von den vier in Betracht kommenden Anthropoïden Gibbon, Orang-Utang, Gorilla und Schimpanse stehe in dieser Hinsicht der letztere dem Menschen am nächsten, der erste am entferntesten. — Der Schädel des Schimpansen, seine Augenhöhle, der harte Gaumen etc. seien dem Schädel des Menschen am ähnlichsten; beim Gorilla fehle diese Übereinstimmung. Auch hinsichtlich des Rückenmarkes und der Nervenstränge nähere sich der Schimpanse dem Menschen mehr als der Gorilla und der Orang.

Redner hat hierüber eingehende Untersuchungen angestellt. Auch das Verhalten des Schimpansen in der Gefangenschaft beweise, dass er dem Menschen ähnele; er ist der gelehrigste, zahmste und angenehmste der Affen.

Anknüpfend hieran äusserte sich W. über den Duboisschen Pithecanthropus erectus. Vorbehaltlich einer Änderung seiner Ansicht nach persönlicher Inaugenscheinnahme der fraglichen Fossilien hält er das Schädelfragment für das einer hochentwickelten, jetzt ausgestorbenen Anthropoïdenart, vermutlich eines Gibbon, den Oberschenkel höchstwahrscheinlich für den eines Menschen und den Zahn mit dem gleichen Rechte für menschlichen wie für tierischen Ursprunges. — Die bestehende Kluft zwischen Mensch und Affe sei durch diesen Fund noch nicht überbrückt.

In dem gleichen Sinne äussern sich Ranke und Fritsch.

Dr. Mies liess sich über die Form des Gesichtes aus. Redner teilt die Jochbreiten von 2900, die Gesichtshöhen von 2081 und die Jochbreiten-Gesichtsindices von 1399 Schädeln in je 5 Gruppen. In die äussersten Abteilungen (schmälste, breiteste, niedrigste, höchste Gesichter, kleinste und grösste Gesichtsindizes) nimmt er die ausnahmsweise vorkommenden Werte (je 1 vom Hundert) auf. Was dazwischen liegt, wird in drei annähernd gleichen Gruppen untergebracht. Von den für eine endgültige Einteilung noch nicht genügend zahlreichen Fällen werden den Mittelgruppen die Gesichter angewiesen, welche 122—126 (♀) bezw. 130

bis 134 mm (♂) breit, 106—111 (♀) bezw. 115—120 mm (♂) hoch sind und einen Jochbreiten-Gesichtshöhen-Index von 86,0—89,9 (♀) bezw. 87,0 bis 91,9 (♂) haben. Die von Virchow auf die Verhältniszahlen 75,0 bis 89,9 ausgedehnte Gruppe der Mesoprosopen umfasst von den Schädeln, die Vortragender zusammenstellte, 64,9 (♀) bezw. 55,3 (♂) v. H., d. h. ein zu grosses Gebiet auf Kosten der Chamäprosopen, denen nur 0,8 (♀) bezw. 0,7 (♂) v. H. der Fälle angehören. Für die unglücklich gewählten Ausdrücke Chamä- und Leptoprosopen empfiehlt Redner die Bezeichnungen rundliche und längliche Gesichter und schlägt zur internationalen Benennung der ersten Form das von Aristoteles gebrauchte Wort strongyloprosop, für die länglichen-eiförmigen Gesichter das von ihm neugebildete Wort oodoprosop vor. (Fortsetzung folgt.)

2. Sitzungsbericht der „anthropologischen Section der British Association“ in Ipswich, September 1895.

Die Sitzungen der anthropologischen Sektion erfreuten sich eines zahlreicheren Besuches als irgend eine andere der zahlreichen Sektionen der obigen Gesellschaft. Der Präsident derselben, Dr. Flinders Petrie, D. C. L.-LL. D., Professor der Aegyptologie am University College London, verweilte in seiner Eröffnungsrede bei der Bedeutung und den Grundpro-, blemen der Menschenrassen und der Civilisation. Als die wichtigsten Fragen, die noch einer Lösung harren, stellte er folgende hin: 1. Die Bedingungen und die Grade der Rassenassimilation, d. h. aufzufinden, in welchem Lebensalter und unter welchen Lebensbedingungen die klimatischen und anderen Ursachen auf den Körperbau und auf die Leibesbeschaffenheit einwirken, und welche relative Macht der Absorbierung eine Rasse über die andere ausübt. Für diese Frage giebt die wohl bekannte Geschichte der Kopten ein sehr gutes Untersuchungs-Material ab.

2. Wie weit kann ein Rassentypus der Umgebungsveränderung widerstehen, wenn er unvermischt bestehen bleibt. Diese Frage lässt sich am Beispiele der Juden und der Parsen beantworten. Eine Vergleichung der Skelette aus einem uralten jüdischen Friedhof mit denjenigen der modernen Juden wäre zu diesem Zwecke sehr wünschenswert. In England, führte Professor Petrie weiter aus, hat man die künstlerische Anthropologie nicht genügend geschätzt. Der Grund, warum der Kunststil bei einem einzelnen Volke vorzugsweise verbleibt, kann man aus der Identität gewisser Dekorationen der französischen „Flamboyant“ Architektur mit der keltischen Kunst der Latène-Periode ersehen. Zum Schlusse bestand der Präsident auf Einführung der anthropologischen Grundlehren in den Schulunterricht, z. B. der Bedeutung der Civilisation, besonders für die Engländer, da sie mehr als andere Völker mit den Wilden in Berührung kommen.

Sir W. H. Flower gab eine Beschreibung der indianischen Einwohner vor dem spanischen Einfalle in Jamaika, deren Skelette (beider Geschlechter)

letzten April in einer vor Zeiten bewohnten Höhle entdeckt wurden. Ihre Schädel waren nach der alten amerikanischen Sitte verunstaltet, doch war wahrscheinlich diese Methode weniger schädlich, als die jetzige Methode, den Körper einzuschnüren.

Prof. Petrie sprach über die uralten Eroberer Ägyptens, deren Schädel er aus 3000 Gräbern zusammengestellt hat und gab an, dass sie denen der Ureinwohner keineswegs gleichen. Die Dörfer dieses wesentlich libyschen Volkes, das in den Norden Ägyptens um 3300 Jahre v. Chr. einwanderte, zeigten keine andere als die Handtöpferei. Die Hauptkunst ihrer Bewohner bestand in der Glasur.

A. Montefiore sprach über die Samojeden, die bei ihrer westlichen Wanderung nach dem russischen Caplande die Gewohnheiten der Capländer abgeändert haben. Ihre Religion bestand in einem krypto-heidnischen Christentum.

Die übrigen Redner trugen noch ausführliche und unterhaltende Aufsätze über den Kannibalismus, über an der Schuljugend gemachte anthropologische Forschungen, über die Steingeräte des Somaliland etc. vor.

Dr. Charles S. Myers-London.

D. Tagesgeschichte.

Das Interesse für die anthropologische Wissenschaft beginnt sich jetzt auch in Deutschland, Österreich und der Schweiz mehr und mehr zu regen. Beweis hierfür ist u. a. der Umstand, dass verschiedene dieses Gebiet betreffende Vorlesungen an den Hochschulen dieser Länder bereits angekündigt werden. Es lesen W.-S. 1895/96:

Prof. Dr. Arndt - Greifswald: Ausgewählte Kapitel der allgemeinen Anthropologie.

Prof. Dr. Caspari-Heidelberg: Anthropologie.

Dr. Martin-Zürich: Spezielle phys. Anthropologie (Morphologie und Klassifikation der menschlichen Rassen).

Prof. Dr. Ranke-München:
- a. Anthropologie, Ethnographie der Ur- und Naturvölker.
- b. Anthropologische Übungen und Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten im Gesamtgebiete der Anthropologie.
- c. Anthropologisches Seminar.

Prof. Dr. Schwalbe-Strassburg: Anthropologie.

Prof. Dr. Semon-Jena: Ausgewählte Kapitel aus der Anthropologie.

Dr. Dahl-Kiel: Darwinsche Theorie.

Prof. Dr. Fritsch-Berlin: Grundzüge der Descendenztheorie.

Dr. Kochs - Bonn: Physiologie der Entwickelung und Darwinsche Theorie.

Prof. Dr. Marshall-Leipzig: Darwinsche Theorie.
Dr. Rawitz-Berlin: Über die Darwinsche Theorie.
Prof. Dr. Bastian-Berlin: Allgemeine Ethnologie.
Prof. Dr. Hardy-Freiburg (Schweiz): Die Opfer vom religionsgeschichtlichen und anthropologischen Standpunkte.
Prof. Dr. Kirchhoff-Halle: Neuere Ergebnisse der Erd- und Völkerkunde.
Prof. Dr. Lazarus-Berlin: Physiologie mit einem Abriss der Völkerpsychologie.
Dr. v. Luschan-Berlin:
- a. Über die Natur einiger barbarischer Völker.
- b. Anthropologische Übungen mit Anwendung der Photographie.
- c. Ethnographische Übungen.

Prof. Dr. Paulitschke-Wien: Völkerkunde.
Prof. Dr. Ratzel-Leipzig: Grundzüge einer politischen Ethnographie.
Prof. Dr. Schmidt-Leipzig: Völkerpsychologie und Völkersociologie.
Prof. Dr. Stoll-Zürich:
- a. Allgemeine und spezielle Völkerkunde.
- b. Geographisch-ethnologisches Seminar.

Prof. Dr. Benedikt-Wien: Seelenkunde des kranken und entarteten Menschen mit Berücksichtigung der Kraniologie und des Baues und der Leistung des Gehirns.
Prof. Dr. Sommer-Giessen: Allgemeine Psychopathologie und Kriminalpsychologie.
Prof. Dr. Eisenlohr-Heidelberg.: Die Tempel und Gräber Ägyptens.
Dr. Gräf-Berlin: Über neu ausgegrabene Kultusstätten.
Dr. Heierli-Zürich: Die ältesten Spuren des Menschengeschlechtes.
Dr. Hirt-Leipzig: Urheimat und Urzeit der Indogermanen.
Dr. Hörnes-Wien: Vorgeschichte der Länder Österreichs.
Prof. Dr. Jolly - Würzburg: Über die älteste Geschichte der indogermanischen Völker.
Dr. Much-Wien: Abriss der Urgeschichte Deutschlands.
Prof. Dr. Pohlig-Bonn: Über die Eiszeiterscheinungen.
Dr. Seler - Berlin: Einleitung in die mexikanische Geschichte und Archäologie.
Prof. Dr. Wawre-Neuchâtel: Prähistorische schweizerische Archäologie.
Prof. Wuarin-Genf: Tagesfragen der Demographie und Ethnographie.

(Wird fortgesetzt.)

Chronik.

1. Die anthropologische Abteilung der „Kaiserlichen Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie an der Universität Moskau“ hat in ihrer Sitzung vom 25. Sept. (7. Okt.) 1895 den unterzeichneten Herausgeber zum korrespondierenden Mitgliede ernannt.

2. Dr. ten Kate-Scheveningen beabsichtigte Mitte Dezember v. J. in seine frühere Stellung als Konservator der anthropologischen Abteilung des Museums zu La Plata zurückzukehren.

3. Es starben im Jahre 1895 von namhaften Forschern auf dem Gebiete der Anthropologie, Völkerkunde und Urgeschichte:

Karl Vogt, Professor der Geologie zu Genf am 5. Mai, 75 Jahr alt;

Alexander Jelissejew, russischer Anthropologe und Forschungsreisender zu Petersburg am 3. Juni, 40 Jahr alt;

Gustav Erik A. Nordenskiöld, Nordpol-Forscher zu Stockholm am 6. Juni, 27 Jahr alt;

Pellegrino Strobel, Professor der Geologie zu Parma am 9. Juni;

Thomas Henry Huxley, Professor der Anatomie zu Hodeslea (Eastbourne), am 29. Juni, 70 Jahr alt;

Ernst Baumann, Afrikaforscher zu Köln a. Rh., am 4. September, 24 Jahr alt;

Viktor Rydberg, Prof. der Archäologie zu Stockholm, am 20. September, 66 Jahr alt;

Johannes Overbek, Professor der klass. Archäologie zu Leipzig am 7. November, 69 Jahr alt;

Ludwig Rütimeyer, Professor der vergleichenden Anatomie zu Basel, 70 Jahre alt.

Die bibliographische Übersicht soll erst mit der im Jahre 1896 erscheinenden Litteratur beginnen.

Um Einsendung von Separatabdrücken, Abhandlungen etc. an den Herausgeber wird gebeten.

Einsendungen für die Redaktion sind zu richten an den Herausgeber Dr. Buschan, Stettin, Moltkestrasse 8.

Druck von Grass, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

Centralblatt

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von Dr. phil. et med. G. Buschan.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

1. Jahrgang. **Heft 2.** **1896.**

A. Originalarbeit.

Die Nekropole von Novilara bei Pesaro und ihre Stellung in der Vorgeschichte Italiens

von Dr. Paolo Orsi in Syracus.

Es ist ein besonderes Verdienst des Prof. Eduard Brizio, für die grossen Nekropolen Bolognas die Lösung eines Problems gegeben zu haben, das schon lebhafte Diskussion hervorgerufen hatte, dadurch, dass er die Nekropolen vom Villanovatypus den Umbrern zuwies. Sein nicht geringeres Verdienst besteht darin, dass er seine prähistorischen Nachforschungen mit grossem Eifer in dem Gebiete von Bologna und in dem der Romagna fortgesetzt hat. Neuerdings hat er dieselben auch über die Romagna hinaus ausgedehnt; das Resultat dieser Ausgrabungen gipfelt in der Nekropole von Novilara*), die berufen zu sein scheint, ein Prototyp für eine neue archäologische Gruppe, wie die Nekropole von Villanova für die umbroitalische es war, zu werden.

Die Nekropole von Novilara bei Peraro setzt sich aus zwei verschiedenen Gräberfeldern zusammen. Das eine, genannt Molaroni, liegt in der Nachbarschaft einer alten Niederlassung mit Hüttenböden und birgt die Reste von 142 Skeletten, die in einfachen Gruben (2,00 × 0,80 m) der freien Erde, manchmal in drei Lagen übereinander beigesetzt erscheinen. Diese Skelette liegen immer auf der Seite mit angezogenen Beinen und zumeist auf einer Lage von Kalk oder Kies. Brizio hat diesen Modus der Bestattung in verschiedenen Gräberfeldern Italiens, von Remedello in der Provinz Brescia bis nach Torre Mordillo bei Sybaris, und speziell auch in denen Picenums angetroffen. Indessen darf man aus dieser einzigen

*) Brizio, Eduardo: La necropoli di Novilara presso Pesaro. 4 fig. Seiten 380 mit Taf. X. Roma 1895 (Separatabdruck aus „Monumenti antichi della R. Accademia dei Lincei").

Übereinstimmung des Ritus mit denen der neolithischen Urbevölkerung der Halbinsel nicht den iberisch-ligurischen Ursprung der Picener beweisen wollen. — Zumeist, doch nicht immer, liegen um die Bestatteten die verschiedenen Beigaben herum; manchmal fehlen sie auch gänzlich.

Das Funeralgerät dieser Gräber, das Brizio sorgfältig geprüft und zu zahlreichen ähnlichen Funden in Vergleich gestellt hat, weist darauf hin, dass die Nekropole von Novilara zu den Nekropolen der ersten Eisenzeit zählt. Die Keramik ist fast durchweg durch vier Formen vertreten: skyphoi, kantharoi, askoi und Schlüsselchen, Formen, die den picenischen Nekropolen eigentümlich sind und fast gänzlich in denen der Villanovagruppe fehlen. Neben diesen Erzeugnissen, die alle einer lokalen Industrie entstammen, findet sich auch ein Kelch apulischer Herkunft. — Unter den Bronzen herrschen die Fibeln vor, zunächst solche von altem Typus der Bogenform, die, wie es scheint, von Griechenland her eingeführt wurden, dann auch solche „ad arco semplice“ und „a doppia spirale“, die für den Süden Italiens charakteristisch sind, wohin sie aus Griechenland gelangten. Man trifft auch vereinzelte Exemplare „a foglia“ und „a gondola“ und eine Menge von solchen, die mit Bernsteinperlen bekleidet sind, schliesslich auch noch „Serpeggianti“-Fibeln mit Scheibchen an.

Nächst den Fibeln sind zahlreiche Halsbänder vertreten, die aus Bernsteinanhängseln oder Ringen, manchmal auch aus Knochen- oder Perlmutterscheibchen bestehen. Dem weiblichen Teile der Bevölkerung ferner waren wohlbekannt Ohrgehänge, aus einem Bronzeringe bestehend, von dem Bernsteinstücke, Perlen, Anhängsel in Gestalt nackter Figuren, durchbohrte Kugeln und Toilettengegenstände herabhängen.

Einen ganz eigenartigen Schmuck bilden ganz lange Kettenfranzen, die der Länge nach (bis zu 0,70 m) von der Brust und vom Gürtel herabhingen; bisher kennt man solchen Schmuck nur aus sehr wenigen und dazu fragmentarischen Ausgrabungen.

Im Vergleich zu den Schmuckgegenständen trifft man Waffen zu Molaroni nur ziemlich selten an; dieselben bestehen in bronzenen und eisernen Lanzenspitzen, Pfeilspitzen und Messern aus Eisen. Hingegen sind ziemlich zahlreich Rasiermesser von Halbmondform vertreten.

Viel reichhaltiger und in wissenschaftlicher Beziehung interessanter war die Ausbeute aus dem zweiten Gräberfeld Servici. Dasselbe scheint nach Sitte der Terramarenbewohner und der Bevölkerung von Villanova mit einem Graben eingefriedigt gewesen zu sein. Im ganzen lagen dort 121 Tote in der gleichen Weise, wie oben beschrieben, bestattet; unter ihnen kommen auch zwei Individuen

nebeneinander, und ganze Familien zusammen bestattet vor. Man trifft ferner Cippi und Stelen an, die die gewöhnliche Verzierung der rückläufigen Spirale, ferner Bilder und Inschriften aufweisen. Zwei Inschriften verdienen darunter Beachtung, weil sie sich intact erhalten haben. Die eine derselben, aus 11 Zeilen bestehend, hat Lattes zu einem Spezialstudium gemacht, bei dem er indessen zu anderen Resultaten als die Archäologen gekommen ist, insofern er sie in der Sprache und Schriftzeichen für ziemlich verwandt dem Etruskischen hält; die andere stellt einen Kampf von Männern unter sich und mit Tieren (Bären) vor.

Entsprechend der grossen Anzahl von Cippi war auch die Ausstattung der Gräber eine reichhaltige und kostbare, sodass einzelne Skelette mit Schmucksachen buchstäblich überschüttet dalagen.

Auffälliger Weise fanden sich unter den zahlreichen (119) Gräbern mit Leichenbestattung auch zwei mit Leichenbrand. Da die Überreste des einen der hier verbrannten Toten sich einem Thongefäss vom Villanova-Typus beigesetzt fanden, so erscheint die Vermutung, die Brizio hierüber ausspricht, sehr plausibel, dass es sich um einen Italiker aus dem benachbarten Gebiet von Rimini handeln mag, der zu Novilara starb und nach dem bei seinem Volke üblichen Ritus beerdigt wurde.

Von den 37 Gräbern mit männlichen Individuen weisen allein 35 solche mit kriegerischen Beigaben auf; es erklärt sich dieses wohl daher, dass die Nekropole Servici an der Grenze gelegen war. Im Einzelnen auszuführen, welcher Art diese Beigaben alle waren, wie es Brizio thut, erlaubt hier nicht der Raum. Es genüge die Erwähnung, dass die bestatteten Krieger conische Bronzehelme trugen, die längs ihres ganzen Profiles von einer Leiste überragt wurden, ferner grosse, breite Bronzehüte, die mit einer Art Federbüsche verziert waren; die ersteren, sowie die letzteren sind vollständig mit Leder oder Geflecht gefüttert.

Brizio hebt bereits hervor, dass diese Formen sich nicht nur im Gebiet von Picenum, sondern auch in Istrien wiederfinden. Ich möchte ferner noch auf ihr Vorkommen zu Watsch in Kärnten und, freilich mit geringer Abänderung, zu Corneto und in Apulien hinweisen, woraus sich vermuthen lässt, dass sie aus Griechenland eingeführt worden sind.

Zahlreicher sind unter den Grabbeigaben ferner Lanzenspitzen (48), fast immer aus Eisen, gross und von gewöhnlicher Form, vertreten; selten hingegen und vereinzelt die Säbel- und Degenform mit leicht gekrümmter Klinge, zu der der Handgriff einen stumpfen Winkel bildet. Die Scheiden aus Bronzeblech zeigten eine trapez-

förmige Gestalt und eine reiche Verzierung à jour, was ihnen ein ganz orientales Aussehen verleiht.

So beschaffene Klingen trifft man in den Darstellungen auf griechischen Gefässen an; sie stellen die letzte Entwickelung der eisernen Degen- oder Pallaschklingen der Nekropolen von Numana, Osimo, Tolentino und Offida vor; es handelt sich also um einen Spezialtypus für Picenum.

Zahlreich kommen ferner eiserne Dolche mit gerader oder geschweifter Klinge vor; eine grosse Mannigfaltigkeit herrscht unter ihnen in der Scheide und im Griffe. Die Bewaffnung vervollständigen Beile, Spiesse und Schilde; von letzteren war wenigstens ein elliptischer Buckel aus Bronze noch vorhanden.

Schmuck war in den männlichen Gräbern nur spärlich vertreten; dafür aber um so reichlicher in den weiblichen. Ich erwähne von diesen nur Fibeln, mit dicken Bernsteinstücken verziert, „a navicella" (voll und hohl), ferner Nadeln für die Brust und den Kopf, Ohrgehänge aus Bernsteinscheiben, Halsbänder aus abwechselnd aufgereihten Glasperlen und rhomboiden Knochenscheiben bestehend. Ein besonderes Interesse erfordern Berloques, die gekrönt werden oder selbst bestehen aus nackten Figuren der orientalischen Astarte. Eine derselben, die ihr genaues Pendant in einem Exemplare von Villanova findet, stellt die Göttin von vorn mit hochgehobenen Händen und Kugeln in denselben, sowie mit auf den Schenkeln aufsitzenden Tauben und einem Diskus auf dem Kopf dar; andere grössere Figuren zeigen dieselbe mit einer Hand die Brust, mit der andern die Sexualteile bedeckend. Das Motiv ist ganz orientalisch, und es fragt sich, ob es sich hier um Gegenstände directer phönizischer Einfuhr oder um lokale Nachbilder handelt. Die erstere Auffassung hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich; denn im 8. Jahrhundert, bis wohin ein Theil der Nekropole reicht, betrieben die Phönizier noch ihren Handel an den asiatischen Küsten, wie im übrigen auch einige Idole aus Glaspasta, Perlen aus Porzellan etc. beweisen.

Es erübrigt sich, noch ein paar Worte über die Keramik von Servici zu sagen, an der sich rohe, bemalte und metallische Gefässe unterscheiden lassen. In die Kategorie der ersteren gehören Gefässformen, wie wir sie bereits oben aus dem Gräberfeld Molaroni (Skyphoi, Kantharoi etc.) kennen gelernt haben; dieselben entsprechen ganz genau den Formen von Numana, Cupramarittima, den Colli del Tronto, von Offida, Spinetoli. Einige dieser Gefässe erweisen sich als nach bronzenen Vorbildern angefertigt, so z. B. zwei von der Form der Villanova-Knochenurnen, wenn durch die

kleinen Dimensionen der Karakter von Knochenbehältern nicht ausgeschlossen wäre.

Es bleibt aber immer die Villanova-Form exakt erhalten, desgleichen die geometrischen Ornamente, die eine Nachahmung der Punkte und gepunzten Knöpfe der bronzenen Gefässe sind. Fast identische Gefässe aus Metall fanden sich in der Nekropole Aroaldi. Es liegt hierin der Beweis, dass die picenischen Tribus von Novilara von ihren umbro-italischen Nachbarn Gegenstände aus Bronze erhielten, die sie nachbildeten. Auch ein thönerner Gefässhenkel spricht dafür, der die oben schon beschriebene Aphrodite aus Bronze darstellt. Das Gräberfeld von Molaroni hat in gleicher Weise zwei importierte Gefässe ergeben, d. h. solche messapischer Fabrikation aus dem Süden, die, dem streng geometrischen Äussern nach zu urteilen, der älteren Serie (8. Jahrh.) angehören.

Unter den wenigen bronzenen Gefässen sind 5 gerippte Bronzecisten mit beweglichen Griffen erwähnenswert, die in den picenischen Nekropolen vor der Einführung der griechischen Gefässe mit Figuren auftreten; nächst ihnen einige halbkugelige Schalen, wie sie in den Nekropolen von Felsina häufig vorkommen und in Istrien und Hallstadt auch nicht fehlen; zwei sphärische Gefässe mit conischem Fusse sind Importationsartikel der umbro-italischen Industrie von Villanova.

Über die Bedeutung der Funde von Novilara, wie wir sie soeben flüchtig skizzirt haben, und ihre Beziehung zu den übrigen Völkerschaften Italiens lässt sich Brizio in seinem Berichte noch nicht aus; er stellt indessen eine ausführliche Behandlung dieser Frage in Aussicht. Ohne seinem Urteil vorgreifen zu wollen, möchte ich doch hier schon auf die Schlussfolgerungen, die sich für mich aus einer Prüfung des Fundmaterials ergeben, hinweisen:

1. Die Nekropole von Novilara bezeichnet topographisch die nördliche Grenze einer neuen Kulturgruppe, die verwandt und zum Teil auch synchron mit der von Villanova erscheint, sich aber auf andere Gegenden, nämlich das alte Picenum, ausgebreitet hat, ein ganz spezielles Aussehen zeigt und einem anderen Volksstamme, als dem der Umbrer von Villanova angehört. Man darf diese Gruppe mit vollem Recht als picenische bezeichnen. Die Picener von Novilara standen hier in Waffen an der Grenze, lebten dabei aber in guten Beziehungen mit den nördlichen Umbrern, von denen sie auch Industrieprodukte herbezogen.

2. Dass die in Frage kommende Bevölkerung anderen Stammes als die von Villanova war, geht zur Genüge aus der Ver-

schiedenheit des Ritus hervor. Die aufgefundenen Inschriften mögen eines Tages besser die ethnischen Beziehungen zwischen den Picenern und den anderen Stämmen der Halbinsel aufklären. Der bisher von Lattes in dieser Hinsicht vorgenommene Versuch ist eben nur eine gelehrte Erklärung und bietet bisher nichts sicheres oder bewiesenes.

3. Mit mehr Sicherheit darf man aus dem Inhalt der Nekropole auf ihre Kultur einen Schluss ziehen. Die Kultur der Bewohner von Novilara, wie die der Picener zeigt einen Grundstock, der zum Teil der von Villanova gemeinsam, zum Teil vollständig von dieser verschieden ist. Drei verschiedene Kulturrichtungen, die sich dem lokalen und speziell einheimischen Substrat gleichsam einimpften, haben dazu beigetragen, der picenischen Kultur ihre vollere und vollständigere Form zu geben. Die eine Richtung kam vom Norden und Westen über den Apennin her, von den Gegenden, die die Umbrer von Villanova in Besitz genommen hatten. Die zweite kam aus dem Süden; ihr gehören die geometrischen messapischen Gefässe, die in Villanova fehlen, sich aber in Istrien vorfinden, und vielleicht auch einige besondere Fibelformen an. In späteren Zeiten brachte dieser Kulturstrom, der der griechische genannt werden kann, zusammen mit tarentinischen Silbermünzen auch bemalte Gefässe mit schwarzen Figuren mit. Die dritte Kulturrichtung ist die phönizische (zum Teil auch archaistisch-griechische); mit ihr fanden auf marinem Wege die bronzenen Astartefiguren und die Glasperlen Eingang; die Sepulcralstelen mit den Darstellungen von Seekämpfen scheinen die Kämpfe zu veranschaulichen, die die Picener von Novilara gegen die fremden Völkerschaften ausgefochten haben, die nicht immer in friedlicher und kommerzieller Hinsicht zu landen suchten.

4. Die Nekropole ven Novilara giebt uns Aufschluss über eines der Momente der picenischen Kultur, die bisher nur unvollständig studiert werden konnte in den Funden der Gräberfelder von Offida, Cupramarittima, Carpineto, Numana, Spinetoli etc. Eine Unterscheidung der picenischen Kultur in verschiedenen Perioden dürfte sich erst dann durchführen lassen, wenn das ganze Material vorliegen wird, was Brizio in seiner zweiten Arbeit zu thun beabsichtigt. Vorläufig lässt sich sagen, dass das Fehlen griechischer Gefässe vom „schwarzen Stil“, das Vorkommen geometrischer messapischer, der Überfluss der Bronze in Gestalt von Waffen und Fibeln, die verschiedenen Typen der letzteren auf die Vermuthung hin-

weisen, dass ein Teil des Gräberfeldes von Novilara mit der 1. Periode von Villanova synchron ist, während andere Gräbergruppen der 2. parallel gehen. Es fehlen zu Novilara dagegen gänzlich die Elemente für einen Synchronismus mit Certosa. Die Nekropole gehört demnach der Zeit des IX. bis VII. Jahrhunderts v. Chr. an.

B. Referate.

I. Anthropologie.

a. Allgemeines, Methoden, Mensch in der Natur etc.

113. The aims of anthropology. Address by Daniel G. Brinton, the retiring president of the American Association for the advancement of science, at the Springfield meeting, August 1895. Auszug aus den Sitzungsberichten dieser Gesellschaft, Bd. XLIV, 1895. Salem Mass. 1895. 17 Seiten.

Ein klarer, knapper, erschöpfender Vortrag in edler, begeisterter Sprache über Wesen, Ziele und Aussichten der Anthropologie. Diese Wissenschaft, wie jung sie ist und wie oft man ihr den Charakter der Wissenschaft hat absprechen wollen, stellt dem Menschen die hohe, lange vernachlässigte Aufgabe, sich selbst kennen zu lernen. Brinton versteht mit Recht unter dem Worte Anthropologie die Gesamtheit aller derjenigen Studien, die sich auf die Erforschung aller Seiten des Menschwesens erstrecken; er lässt sie sich weder auf die physische Anthropologie noch auf die Prähistorie oder das Studium der Naturvölker allein beschränken. Denn sie soll mit ihren Forschungen der Entwickelung des ganzen Menschen folgen vom Embryonalzustande bis zum Grabe, sie findet die Erbschaft unzähliger vergangener Geschlechter bereits dem Leben vor der Geburt mitgegeben, sie sucht das Individuum in Rassen und Arten wiederzufinden — dann ist sie Biologie. Als Archäologie sucht sie die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen, in diesem Sinne ist auch das grosse Reich der Geschichte zur Anthropologie zugehörig. Einer ihrer jüngsten, aber zukunftsreichsten Zweige ist die prähistorische Archäologie mit ihrer Ergänzung durch das Folklore. Wir bedauern mit dem Verfasser das mangelhafte Verständnis für die hohe Bedeutung dieser Forschungen, das noch weiteste Kreise beherrscht, meinen aber doch, dass das Interesse für die Anthropologie grade jetzt in der Arbeitswelt sich in aufsteigender Linie bewegt. — Mittelbar gehören zu ihr noch die Ethnologie und Ethnographie. Verfasser warnt trefflich vor der unwissenschaftlichen Methode, bei „ethnographischen Parallelen“ sofort auf einen gemeinsamen Ursprung der betreffenden verwandten Erscheinungen

zu schliessen und sich dadurch in Phantasiegebilden zu verlieren. Irokesische und hinterindische Parallelen dürfen beispielsweise den Forscher nicht verführen, für beide einen einheitlichen Ursprung zu konstruieren. Überhaupt, wenn jede Wissenschaft vorurteilslos arbeiten muss, so darf es doch keine vorurteilslosere geben als die ethnologisch-anthropologische; sie muss arbeiten wie Spinozas Gott: „nullum amat nullum odit." Sie soll überall das Allgemein-Menschliche herausstellen, das seine Wurzeln immer für den Forscher nur im Individuum haben kann; sie darf nie etwas zu thun haben mit einer sei es durch religiöse, sei es durch andere Dogmen substanziirten „Volks-Seele" oder dergleichen metaphysisch-projektiven Dingen. Vom Individuum aus wird sie alsdann die seelischen Eigentümlichkeiten der Komplexe, Stamm, Rasse u. s. w. untersuchen, um auf diesem Wege allein zu einer Wissenschaft des Volksgeistes, zu einer Charakterologie zu gelangen.

Die Anthropologie fragt bezüglich des Menschen nie: „wohin?", sondern immer nur „woher?", nicht: „wodurch soll der Mensch in Zukunft besser werden?", sondern immer nur: „wodurch ist er in der Vergangenheit besser geworden?" So wird sie ein weiser Lehrer, der uns unsers Geschlechtes Zukunft dadurch offenbart, dass er uns die Grenzen unserer Natur zeigt, innerhalb deren wir zu höheren Stufen emporsteigen: and who dares set a limit of that? *Dr. K. Scipio-Stettin.*

114. G. J. Romanes: Darwin und nach Darwin. Eine Darstellung der Darwinschen Theorie und Erörterung Darwinistischer Streitfragen. II. Bd. Übersetzt von Dr. B. Nöldeke. Leipzig, Engelmann, 1895. Preis 7 Mk.; geb. 7,80 Mk.

Der vorliegende zweite Band des teilweise posthumen Werkes Romanes' befasst sich hauptsächlich mit den zwei aus der Darwinschen Theorie der natürlichen Zuchtwahl und Entstehung der Arten sich ergebenden Fragen über Vererbung und Nützlichkeit. Im einleitenden Kapitel werden uns vorzugsweise jene Forschungsrichtungen und Schulen vorgeführt, welche nach Darwins Tode entstanden sind und in ihren Schlussfolgerungen entweder ihren Meister zu überholen versuchten, oder sogar gegen ihn Stellung nahmen (Ultradarwinismus, Antiselectionismus etc.).

Die erste Abteilung ist dem Hauptthema „Vererbung" gewidmet und beschäftigt sich insbesondere mit den erblichen und erworbenen Eigenschaften im Tier- und Pflanzenreiche; hierbei wendet sich Romanes ziemlich scharf gegen die auf dem Hauptpostulate der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften basierte Vererbungstheorie Weismanns oder vielmehr gegen das komplizierte System von Theorien desselben und versucht sie, indem er sie anderen Theorien gegenüberstellt, Punkt für Punkt kritisch zu beleuchten. Obzwar er den Grundzügen der Weismannschen Ansichten keineswegs abgeneigt ist, ja sogar seine Terminologie (somatogene, blasto-

gene Abänderungen) als vortreffliche anerkennt und teilweise zu der seinigen macht, kann er sich dennoch mit den weiteren Deduktionen derselben nicht einverstanden erklären. In seiner Zergliederung der Weismannschen Panmixie, der absoluten Kontinuität des Keimplasmas, der Lamarckschen Faktoren und seiner daran geknüpften eigenen Ansichten wird wohl jeder Physiologe auf eine wahre Fundgrube von wertvollen biologischen Einzelheiten stossen. Indem Romanes im weiteren Verlaufe der Diskussion bestrebt ist, auf die verschiedenen Widersprüche Weismanns hinzuweisen, nähert er sich entschieden der Stammtheorie Galtons. weil sie die Möglichkeit einer gelegentlichen Vererbung erworbener Eigenschaften nicht ausschliesst. Zum Schlusse führt er die Versuche Brown-Séquards an, aus welchen hervorgeht, dass bei Tieren, deren Eltern auf eine bestimmte Art und Weise am Rückenmark oder gewissen Nervenstämmen operiert wurden, gewisse epileptiforme Erscheinungen auftreten, und vergleicht dieselben mit seinen eigenen Tierexperimenten.

Die zweite Abteilung, betitelt „die Nützlichkeit", richtet sich hauptsächlich gegen das vielumstrittene Dogma, dass Zweckmässigkeit ein notwendiges Attribut spezifischer Charaktere sei. Wenn im ersten Abschnitte insbesondere Weismann das Angriffsobjekt Romanes' war, so kehrt er hier seine Spitze hauptsächlich gegen Wallace, und zwar stellenweise in stark polemisch angehauchten, jedoch stets würdevoll gehaltenen Auseinandersetzungen. Er sucht nachzuweisen, dass Darwins Nachfolger ihren Meister in der Beurteilung seiner Theorie über die Entstehung der Arten wiederholt falsch interpretiert haben und Deduktionen daran knüpfen, gegen welche sich heute Darwin selbst offen erklären müsste. Er wendet sich zugleich auch gegen jene Forscher, welche die Theorie der natürlichen Zuchtwahl als eine in erster Linie den Ursprung der Arten erklärende Lehre auffassen und ihre Schlüsse daraus auf deduktivem Wege ziehen; wenn ein auf die Beziehungen des Nützlichkeitsprinzips hinzielender Schluss überhaupt aufgestellt werden müsse, so könne es nur auf induktivem Wege, mithin auf Grund thatsächlicher Beobachtung geschehen. Nachdem er sowohl die Richtung Huxleys, als auch jene Wallaces entsprechend gewürdigt, bemüht er sich nachzuweisen, dass aus der weiten Verbreitung der Anpassungserscheinungen oder auch aus der Selektionstheorie weder auf ihre Allgemeinheit geschlossen, noch die natürliche Zuchtwahl als das ausschliessliche Mittel für spezifische Abänderungen bezeichnet werden kann, dass demnach eine Generalisierung jener Lehren keineswegs zulässig ist. Um die adaptiven und spezifischen Charaktere näher zu präzisieren, bespricht er eingehend den Einfluss des Klimas, der Nahrung, der sexuellen Zuchtwahl, der Isolation und der Wachstumsgesetze. Eine eingehende Erörterung erfahren schliesslich die verschiedenen Auffassungen des Begriffs Spezies, sowie dessen Definitionen, von welchen er am meisten der folgenden zustimmt: Spezies ist eine Gruppe von Individuen, die zwar viele Charaktere mit anderen Individuen gemeinsam haben können, übereinstimmend aber

einen oder mehrere Charakterzüge ganz eigener und erblicher Natur in einem gewissen Grade von Deutlichkeit besitzen.

Dr. v. Hovorka-Janjina.

115. Plötz: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Berlin, S. Fischer, 1895. 240 S.

Verf. versucht, auf dem Boden der Selektionstheorie stehend, die allerdings wohl die organische und soziale Entwickelung am besten noch erklärt, ausser der Individual- eine Rassenhygiene, d. h. die Rassen-Veredelung aufzustellen und zu begründen. Diesem theoretischen Teile soll später ein praktischer folgen. Das erste Kapitel behandelt die allgemeinen Faktoren der Erhaltung und Entwickelung, die Lehre von der Vererbung, Präformation und Epigenese, Keimauslese, Variation, Kampf ums Dasein, Extral- und Sozialwirkungen, nonselektorische und selektorische Faktoren etc. Mit Recht wird betont, dass die Frage nach der Vererbung neuerworbener Eigenschaften zurzeit noch eine offene ist. Die Variabilität ist der „Eckpfeiler jeder Entwickelungstheorie". Durch den Kampf ums Dasein bleiben die stärkeren „Convarianten" und damit auch stärkere „Devarianten" übrig. Im zweiten Kapitel wird die Erhaltung und Vermehrung der Zahl besprochen: zuerst die Geburts- und Sterbeziffern und ihre Ursache. Als sinkende Rassen werden die Franzosen und Yankees bezeichnet, als aufsteigende die Westarier und Juden. Die Tüchtigsten sind die Germanen, und hier scheinbar stehen die Angelsachsen am höchsten. Das dritte Kapitel ergeht sich über die Vervollkommnung des Typus. Diese wird erst definiert, dann zur Panmixie übergegangen und gezeigt, dass die stärkere auch die vollkommenere Variante ist. Ob die Menschheit fortschreitet, wird verschieden beantwortet. Das vierte Kapitel stellt den idealen und heutigen Rassenprozess dar. Eingehend wird die Armut in ihren Ursachen und Wirkungen besprochen, ebenso der Einfluss grosser Städte, der Trunksucht, der Unglücksfälle etc., und endlich im fünften Kapitel der Konflikt zwischen Rassen und Individual-Hygiene zu lösen gesucht und zwar durch Variations-Beherrschung, durch Keimauslese; das geschieht durch die Fortpflanzungshygiene. — Das Buch ist fesselnd geschrieben, voll von interessanten Details aller Art, gemeinverständlich und doch voll wissenschaftlichen Geistes, scharf kritisch und objektiv, wodurch sich Verf. von dem chauvinistisch-tendenziösen Ammon, dem subjektiven Arndt und dem phantastischen Lombroso sehr vorteilhaft auszeichnet. Gegen Einzelnes wird man wohl Bedenken haben; das Ganze muss man jedoch als wohlgelungen hinstellen, und wer sich für das Wohl und Wehe unseres Volkes wirklich interessiert, wird sehr viel aus dem Buche lernen. Ob freilich die vorgeschlagene Veredelung der Rasse, durch Keimauslese vor allem, je durchführbar sein wird, dürfte nach Ansicht des Ref. doch bezweifelt werden. *Dr. Näcke-Hubertusburg.*

116. Prof. Dr. A. Nehring: Ein pithecanthropos - ähnlicher Menschenschädel aus den Sambaquis von Santos in Brasilien. Mit 3 Abbild. Naturw. Wochenschr. 1895. Nr. 46.

Verf. beschreibt und bildet ab einen in seiner Privatsammlung befindlichen Schädel, der in manchen Punkten dem des Pithecanthr. erect. Dubois ähnlich ist. Derselbe stammt aus einem Sambaquis (Muschelabfallhaufen) der Insel Santos, in dessen tiefsten Schichten er zusammen mit anderen menschlichen Skelettteilen, die sich nur ganz rudimentär erhalten hatten, und Steingeräten vom rohesten Typus gefunden wurde. Seine auffallend starke Einschnürung in der Schläfenpartie des Stirnbeins hinter den Augenhöhlen (geringste Breite der Stirn an dieser Stelle 92 mm) erinnert an das gleiche Verhalten am Schädel des Pithecanthropus (90—94 mm); wesentlich verschieden zeigt sich dagegen die Höhe der Schädelkapsel in ihrem hinteren Abschnitte. Hier ist der Sambaquisschädel bedeutend höher und muss dementsprechend eine wesentlich grössere Schädelkapazität gehabt haben. Die Profillinien von der Glabella bis zum hinteren Drittel der Scheitellinie gleichen sich im allgemeinen an beiden Schädeln; dagegen ist beim Pithecanthropus das Hinterhaupt scharf nach vorn herumgebogen, während beim Sambaquisschädel diese Biegung nicht so scharf und die ganze Hinterhauptpartie höher, voller und rundlicher gebildet erscheint. Ferner weist der Sambaquisschädel einen sehr ausgeprägten Prognathismus auf.

Die Abschnürung des orbitalen Teiles vom cerebralen Teil ist nach Virchow eine Haupteigenschaft des ausgewachsenen Affenschädels und weist nach Nehring einen um so ausgeprägteren Grad der Entwickelung auf, je kräftiger die Kaumuskulatur entwickelt ist. — Auch am Pithecanthropusschädel lässt sich eine starke Entwicklung der Kaumuskeln annehmen, wie schon durch die kräftige Ausbildung des Gebisses wahrscheinlich gemacht wird.

Der relativ grosse Weisheitszahn (9,8 mm sagitt., 11 mm transvers. Durchmesser) des Sambaquisschädels unterscheidet sich durch seine auffallende Grösse im transversalen Durchmesser sehr deutlich von dem entsprechenden der heutigen Spezies Mensch; auch mit dem entsprechenden Zahne des Pithecanthropus hat er wenig Ähnlichkeit.

Von den in unmittelbarer Nähe des Sambaquisschädels aufgefundenen Beinknochen zeigen zwei (vermutlich ursprünglich 440 mm lange) Femurreste auffallend starke und scharf ausgeprägte Muskelansätze; die Fossa intercondyloidea ist auffallend weit, der Condylus medialis stark nach der Seite abstehend, der mittlere Teil scheinbar nur wenig nach vorn gebogen.

Bezüglich der Behauptung Virchows, dass die gestreckte Form des Javafemurs gegen seine Zugehörigkeit zum Typus Mensch spreche, führt Verf.

an, dass er aus der ihm unterstellten Sammlung sowohl gestreckte, als auch deutlich gebogene Unterschenkelknochen von Affen kennt. — Er führt ferner aus seinen Erfahrungen die Beobachtung an, dass Tiere sehr wohl schwere Knochenaffektionen mit günstigem Erfolge überstehen können. — Den Einwurf endlich, dass der Schädel des Pithecanthropus unmöglich einem Individuum von 170 cm (aus dem Femur berechnet) angehört haben könne, hält er für vollkommen unberechtigt.

Dr. Buschan-Stettin.

117. Dr. Schmid-Monnard: Über den Einfluss der Jahreszeit und der Schule auf das Wachstum der Kinder. Jahrb. f. Kinderhlkd. Bd. 40. 1895. S. 84.

Angeregt durch die bekannten Beobachtungen schwedischer (Wretland, Vahl, Malling-Hansen), sowie deutscher (Camerer) Autoren, wonach das Körpergewicht nach der Jahreszeit (meteorische Einflüsse) Schwankungen unterworfen sei, hat Verf. 190 Kinder von 1—13 Jahren, aus Familien kleiner Handwerker und Arbeiter zu Halle stammend, fortlaufend in drei- bis sechswöchentlichen Zwischenräumen bezüglich ihres Körpergewichtes und ihrer Körperlänge, jedes einzelne ein Jahr lang, untersucht und ist dabei zu folgenden interessanten Resultaten gekommen:

Normaler Weise findet von Anfang Februar bis 1. Juli (1894) keine wesentliche Zu- oder Abnahme des Körpergewichts statt; dagegen beginnt Anfang August eine Periode starker Gewichtszunahme bis Ende Oktober. Von da bis Ende Januar ist die Zunahme wieder eine etwas schwächere. Bei Mädchen sind die drei Perioden nicht so deutlich zu unterscheiden; hier findet Stillstand in der ersten Jahreshälfte, Zunahme in der zweiten statt. Gleiche Perioden finden sich bei Schulkindern wie bei Nicht-Schulkindern vom zurückgelegten zweiten Lebensjahre ab. Für das erste Lebensjahr lässt sich eine Periodizität nicht nachweisen, für das zweite nur andeutungsweise.

Die Längenzunahme der Kinder lässt keine so charakteristische Periode wie die Gewichtszunahme erkennen; die Perioden sind hier weniger ausgeprägt. Jedoch lässt sich im allgemeinen immerhin sagen, dass die geringste Längenzunahme von September bis Mitte Januar ($^2/_5$ cm pr. Monat), eine mittelstarke ($^3/_5$ cm) von Februar bis Mitte Juni, die stärkste (1 cm) im Juli und August erfolgt. Bei Länge und Gewicht besteht also die gleiche Reihenfolge (Stillstand, schwache und starke Zunahme); nur eilen die Längenperioden den Gewichtsperioden zeitlich etwas voraus. Weiter verbreitet sich Verf. über die physiologischen Grenzen der Gewichtsschwankungen, ihre Abweichungen vom normalen Typus in pathologischen Fällen, den Längenstillstand vor und nach Krankheiten, die Periodizität von Jahreszeit, Sterblichkeit, Stoffwechsel u. a. m. Eine Reihe Kurventafeln illustriert die Einzelheiten der vorstehenden wichtigen Untersuchungen.

Dr. Buschan-Stettin.

118. W. Kosmowsky: Über Gewicht und Wuchs der Kinder der Armen in Warschau. Jahrb. f. Kinderheilkunde Bd. 39. 1895. S. 70.

Nach dem Beispiele von Axel Key (für Stockholm), Paglioni (Turin), Bowditsch (Boston), Roberts (London), hat Kosmowsky an 3438 (1540 m. 1898 w.) relativ gesunden Kindern der armen und ärmsten Volksschichten Warschaus Körpermessungen und Gewichtsbestimmungen (zumeist im April und Mai) angestellt. Das Resultat war folgendes: Der mittlere Wuchs der Knaben ist grösser als der der Mädchen. Das mittlere Gewicht der Knaben ist bis zum dreizehnten Lebensjahre grösser als das mittlere Gewicht der Mädchen; erst zwischen 13 und 14 Jahr übersteigt das Gewicht der letzteren das der ersteren. Von weiterem Interesse war für den Verf. zu erfahren, wieweit seine Beobachtungen mit den von den oben angeführten Autoren gleichfalls an den Kindern der Armen von Grossstädten gewonnenen Erfahrungen übereinstimmen. Der Vergleich ergab, dass die Kinder der Armen in Warschau im allgemeinen hinsichtlich der Körperentwickelung den Kindern der Proletarier in Stockholm nachstehen, besser als die italienischen in Turin entwickelt sind, aber in dieser Hinsicht bedeutend niedriger als die amerikanischen und englischen stehen. Mit wenigen Ausnahmen trifft dieses sowohl für Knaben wie für Mädchen zu. — Wegen der Einzelheiten sei auf das Original verwiesen. *Dr. Buschan-Stettin.*

119. Dr. V. Gross: Ektrodaktylie, Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895, S. 239. **E. Friedel, sechsfingrige Menschen auf den Sandwich-Inseln,** ebendas. S. 268. **Dr. Maass, der polysarcische, sechsfingrige und sechszehige Knabe Mochti,** ebendas. S. 188.

In diesen drei Mitteilungen ist von Missbildungen der Hände und Füsse die Rede. Am bemerkenswertesten sind die kurze Beschreibung und die guten Abbildungen, welche Gross von der nur mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger versehenen l. Hand und dem bloss drei Zehen besitzenden r. Fusse eines einjährigen Knaben giebt, da diese Missbildung bei gleichzeitigem Fehlen der betreffenden Mittelhandknochen und Vorhandensein der beiden Unterarm- und Unterschenkelknochen äusserst selten ist. — Viel häufiger kommen überzählige Finger und Zehen vor und zwar mit Vorliebe in derselben Familie. Eine solche Beobachtung hat A. v. Chamisso auf der Insel O-Wahu gemacht, woran Friedel erinnert. — Auch der von Maass vorgestellte Knabe hat jederseits sechs Finger und sechs Zehen. Derselbe ist etwas über zehn Jahre alt, 133 cm gross und wiegt 68 kg. Hieraus ergiebt sich für die vom Ref. eingeführte Höhenzahl des Gewichts (welche sagt, wieviel Mal der Mensch kleiner ist als eine gleich schwere quadratische Wassersäule mit 10 cm breiten Seiten) der namentlich in diesem Alter ganz ungewöhnliche Wert 0,196, d. h. die Körpermasse ver-

teilt sich in einem höheren Verhältnis als sonst auf die Ausdehnungen in der Breite und Tiefe, worauf auch die sehr grossen Umfangsmaasse hinweisen. *Dr. Mies-Köln.*

120. Ed. Cuyer: Les expressions de la physionomie; leurs origines anatomiques. Bullet. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Fasc. 4.

An Duchennes Untersuchungen über den Mechanismus der menschlichen Physiognomie und Darwins Werk über den Ausdruck der Gemütsbewegungen sich anlehnend giebt Cuyer eine kurze Skizze der den mimischen Gesichtsausdruck bedingenden Muskelfunktionen — Kontraktion des M. frontalis beim Aufmerken, des Orbicularis oculi bei intensiver Reflexion, des Depressor anguli oris und Depressor labii inf. bei Missstimmung und Missachtung, des Zygomaticus und Rissorius Santorini beim Lachen u. s. w. — unter Berührung der einschlägigen anatomischen Verhältnisse und der phylogenetisch wichtigen Momente. *Oberarzt Bresler-Freiburg i. Schl.*

121. Anthropologische Wandtafeln, herausgegeben von Dr. E. Bannwarth, Dozent der Anatomie an der Universität Bern. Leipzig. Verlag von Joh. Ambrosius Barth.

Um einem Bedürfnisse abzuhelfen, das sich in Universitäts-Hörsälen, in der Schule und auch sonst überall da fühlbar machen mag, wo es sich darum handelt, typische Schädelformen vor einer grösseren Anzahl von Zuhörern zu demonstrieren, hat Dr. Bannwarth, bekannt durch seinen grossen Atlas über die Crania Helvetica Antiqua, sich der Herausgabe einer kleinen Serie (9) von Schädeltypen (im Sinne Kollmanns) auf grossen Wandtafeln (50 : 45 cm) unterzogen.

Die uns vorliegende erste Tafel (orthogn. Brachycephale) verdient die Bezeichnung eines Meisterwerkes der Lichtbildkunst, hergestellt in der Lichtdruckanstalt von Brunner u. Hausser in Zürich. Naturgetreue Darstellung, minutiöse Ausführung, sowie packende Anschaulichkeit finden sich hier vereinigt. Die folgenden acht Tafeln, die erst nach Abschluss der Subskriptionsliste zur Herstellung kommen sollen, werden den prognath. Mesocephalen, orthognathen Dolichocephalen (Seitenansicht), den Kurz- und Langkopf (von oben), den Hypsicephalen und Chamäcephalen (von hinten), den Dolichoprosopen und Chamäprosopen zur Darstellung bringen. Der Preis für die erste Tafel beläuft sich auf 4 Mk.; für die ganze Serie ist er auf 32 Mk. festgesetzt und unserer Ansicht nach der Leistung vollauf entsprechend billig. *Dr. Buschan-Stettin.*

122. R. Gurrieri ed E. Masetti: Influenza del sesso e dell' età sul peso del cranio e della mandibola. Reggio-Emilia 1895. 24 Seiten mit 1 Tafel.

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit Gewichtsbestimmungen des Schädels mit und ohne Unterkiefer, sowie mit dem Einfluss des Geschlechts und des Alters auf denselben. Gurrieri und Masetti untersuchten hundert männliche und ebensoviel weibliche Schädel und fanden, dass das Totalgewicht des männlichen Schädels, als auch das Gewicht des Schädels ohne Unterkiefer, sowie auch das Gewicht des letzteren für sich im allgemeinen immer das entsprechende der weiblichen Schädel überwiegt. Auch die Verhältniszahlen zwischen Schädel und Unterkiefer ergaben dasselbe Resultat. Indem Gurrieri und Masetti die Schädel in zwei Altersgruppen von 20—45 und 46—70 Jahren teilten, fanden sie, dass das Gewicht des Schädels im im Allgemeinen mit dem Alter abnimmt, dass jedoch das Gewicht der männlichen Schädel beider Altersgruppen auch noch grösser ist, als das Gewicht der Schädel bei der ersten weiblichen Altersgruppe, dass demnach die Involution beim Weibe früher eintrete, als beim Manne. Das Totalgewicht des männlichen Schädels ergab im Mittel 693, beim Weibe 570, das Gewicht des Unterkiefers im Mittel beim Manne 85, beim Weibe 66 Gramm.

Eine Fehlerquelle, welche übrigens auch die Autoren zugeben, kann man in dem Umstande erblicken, dass das Schädelmaterial dem Irrenhause in Reggio-Emilia entnommen ist, dass demnach auch die Pathologie hier wohl mitzusprechen hat. Eine nähere Angabe über die einzelnen psychischen Erkrankungen wäre gewiss sehr am Platze gewesen.

Dr. O. Hovorka Edl. v. Zderas-Janjina.

123. Picozzo, Tito: Le suture della volta cranica in rapporto al sesso: Atti della Soc. Romana di Antrop. 1895. Bd. 3 H. 2.

Das reiche, von Ferraz de Macedo angesammelte Schädelmaterial (tausend Schädel von normalen Individuen) harrte bisher noch der Ausnutzung bezüglich der Frage, ob in dem Verhalten der Nähte der Schädeldecke (Kronen-, Pfeil- und Lambdanaht) geschlechtliche Unterschiede bestehen. Verf. hat sich dieser Aufgabe unterzogen, und kommt an der Hand der von Macedo veröffentlichten Tabellen zu folgenden Schlusssätzen:

1. Im allgemeinen verschmelzen die Schädelnähte beim Manne früher als bei der Frau. In den ersten Perioden des Lebens ist das Mittel für die offenen Nähte beim Manne kleiner als bei der Frau; hingegen in dem späteren Alter zeigen die Mittel Neigung sich einander zu nähern, und die Schwankungen des Prozentsatzes zwischen den beiden Geschlechtern werden immer kleiner.

2 a. Die erste Naht, die unabhängig vom Geschlecht sich zu konsolidieren beginnt, ist die Pfeilnaht; aber beim Manne beginnt diese Konsolidation am Obelion und am mittleren Teil, beim Weib vorzugsweise am mittleren Teile der Naht.

b. Während hingegen beim Manne die Verknöcherung Neigung zeigt, sich vorzugsweise nach hinten auszudehnen, thut sie dies beim Weibe mehr im vorderen Teile.

c. Die zweite Naht, die nächstdem bei beiden Geschlechtern verschmilzt, ist die Kronennaht, an der Basis beginnend und nach oben zu fortschreitend.

3. Am männlichen Schädel sind die Nähte im allgemeinen komplizierter als am weiblichen.

a. Die Kronennaht ist beim Manne komplizierter als beim Weibe; bei beiden Geschlechtern zeigt sie sich am kompliziertesten in ihrem mittleren Teile, weniger kompliziert am oberen Teile, noch weniger im unteren.

b. Die Pfeilnaht ist gleichfalls komplizierter am männlichen als am weiblichen Schädel; bei beiden Geschlechtern ist das Obelion einfacher, die übrigen Teile komplizierter.

c. Die Lambdanaht ist bei beiden Geschlechtern fast gleichmässig ziemlich kompliziert, und zwar immer nach unten zu weniger.

Im Anschluss hieran beleuchtet der Verf. noch die Frage nach der Stellung des Weibes in anthropologischer Beziehung. Die relativ späte Verknöcherung der Nähte beim Weibe hält Picozzo für eine Entwicklungshemmung, für ein infantiles Merkmal; die grössere Einfachheit der Nähte dagegen, sowie den Beginn der Verknöcherung in den vorderen Partien, was besonders für die Pfeilnaht zutrifft, für ein Zeichen der Inferiorität. Die letztere Erscheinung ist ein Hauptcharakteristikum des weiblichen Schädels. Sie beruht auf dem Unterschiede in der Grössenentwicklung der Hirnhemisphären bei beiden Geschlechtern und harmoniert vollkommen mit der Beobachtung anderer Autoren, dass der Weiberschädel niedriger, über dem Scheitel mehr abgeplattet und im vorderen Abschnitte von kleineren Dimensionen, im hinteren dagegen höher und länger ist, als der männliche.

Dr. Buschan-Stettin.

124. Dr. Garnault: Peut-on tirer de la forme du crâne des conclusions sur les dispositions anatomiques rendant plus ou moins dangéreuses les opérations sur le rocher? Paris, Maloine 1895.

Die Untersuchungen, die Garnault im Laboratoire d'anthropologie unter Leitung von Prof. Manouvrier an 60 Schädeln angestellt hat, haben zu einigen Schlussfolgerungen geführt, die für den Anthropologen ein besonderes Interesse bieten. Körner hatte behauptet, dass das Felsenbein, welches an der Bildung der mittleren Schädelgrube teilnimmt, bei den Brachycephalen mehr nach unten und aussen geneigt sei, als bei den Dolichocephalen. Garnault hingegen konstatierte an seinem Schädelmaterial, dass

die Schwankungen, welche die Axe des Pyramidenteiles darbietet, von der Form des Schädels absolut unabhängig sind. — Die Schläfenlinie, welche oberhalb des Meatus auditor. ext. die Jochbeinapophyse fortsetzt, zeigt in ihrer Richtung und Entwicklung bedeutende Varietäten; diese sind in gleicher Weise von dem anthropologischen Typus und der Muskelentwickelung unabhängig. Die Linie ist bei dem weiblichen Schädel stets niedrig, besonders in ihrer hinteren Partie. Das Niveau des Bodens der mittleren Schädelgrube in Beziehung zur äusseren Öffnung des Gehörganges hat Verf. mittelst des Broca'schen Stereographen gemessen und gefunden, dass es in derselben Weise, wie die Temporallinie grosse individuelle Variationen bietet. Im Mittel liegt es bei den Dolichocephalen höher, als bei den Mesocephalen und Brachycephalen, rechts höher als links.

Der laterale Sinus höhlt sich in dem Os temporale eine Rinne, dessen Lage nach dem anthropologischen Typus variiert. Sein Vorfall nach vorn, sowie nach aussen scheint bei den Dolichocephalen stärker zu sein; dieser Befund steht mit der Beobachtung Körners im direkten Widerspruch. Derselbe ist auf der rechten Seite ausgesprochener, als auf der linken.

Dr. G. Papillault-Paris.

125. B. Alex. Randall: Kann man aus der Form des Schädels richtige Schlüsse auf die Beschaffenheit des Schläfenbeines ziehen? Zeitsch. f. Ohrenheilunde. Bd. XXVII, 1895, S. 16.

Auch Randall hat die Behauptungen Körners (s. Referat Nr. 124) an einem Material von 500 Schädeln (aus den Sammlungen Philadelphias) nachgeprüft und ist gleichfalls zu einem abweichenden Resultate gekommen.

Die Höhe des Bodens der mittleren Schädelgrube (in der vertikalen Ebene der Spina supra meatum) betrug bei den gesamten 500 Schädeln rechts 6,6 (18—0), links 5,6 (15—0) mm. Bei 80 mesocephalen Schädeln lag der Boden im Durchschnitt rechts 6,27 (18—0), links 5,94 (13—1) mm über der Spina. — Bei 200 brachycephalen Schädeln und bei eben so viel dolichocephalen waren die Verhältnisse meist identisch, sowohl im Durchschnitt unter sich, als mit andern. Für 40 ultradolichocephale betrug die durchschnittliche Höhe rechts 5,42 (14—0), links 5,87 14—0) mm; für 40 ultrabrachycephale rechts 6,6 (15—0), links 6,0 (15—0) mm.

Ähnlich verhielten sich die Zahlen, welche die geringste Entfernung des Sinus von der Oberfläche anzeigen. Die Form des Schädels erlaubt also keinen sicheren Schluss auf die Beschaffenheit der Schläfenlinie.

Dr. Buschan-Stettin.

126. J. Szombathy: Versuch der endgültigen Feststellung des Virchow'schen Gesichtsindex. Verhandl. d. Berl. Anthrop. Gesellsch. 1895, S. 268. **Rud. Virchow, Bemerkungen dazu,** ebendas. S. 273.

Nachdem Szombathy einen für die Anthropologen-Versammlung zu Innsbruck (1894) vorbereiteten Antrag „dass die dem Ober-Gesichts- und Gesichts-Index nach Virchow entsprechenden Grenzwerthe . . . . . . berechnet und . . . . . veröffentlicht werden möchten", aus mehreren Gründen nicht eingebracht hat, macht er uns in diesem Aufsatze mit den Ergebnissen seiner bisherigen Arbeiten über die Einteilung der genannten Indices bekannt. Die herangezogenen 331 Obergesichts- und 215 Gesichtsindices des Strassburger Schädelkatalogs hat Verf. in geistreicher Weise auf Millimeter-Papierstreifen geordnet, indem er die gleichen Werthe durch Punkte auf derselben wagerechten Linie bezeichnete, ein Verfahren, das sich sehr eignet zur schnellen und übersichtlichen Anfertigung von Zusammenstellungen. Diese Schädel werden in zwei Gruppen geteilt: 1. Breitgesichter, wenn der Obergesichts-Index nach Virchow 55,1—74,0 oder der Gesichtsindex nach Virchow 105,1—126,0 bezw. 125,0 ist; 2. Schmalgesichter, bei welchen jener 74,1—93,0 und dieser 126,1 bezw. 125,1 bis 153,0 beträgt. Die diesen Berechnungen zugrunde liegende Zahl von Schädeln, namentlich von aussereuropäischen, genügt aber, wie Szombathy gern zugesteht, für eine endgültige Einteilung nicht. Eine grössere Zusammenstellung, bei der Ref. empfiehlt, von Schädeln mit Kieferschwund abzusehen und die durch Geschlecht und Alter bedingten Unterschiede zu berücksichtigen, wird jedoch keineswegs eine so grosse Verschiebung der Grenzwerthe 74 und 126 bezw. 125 ergeben, dass die vorläufige Abgrenzung dieser Indices durch die Zahlen 50 und 90 in der Frankfurter Verständigung nicht sehr geändert zu werden braucht. Für den Fall, dass die Gesichtsindices in drei Gruppen geteilt werden, wie es zuerst Virchow gethan hat, bemerkt Szombathy, dass bei alleiniger Beachtung der Schädel des Strassburger Katalogs die „mittleren Obergesichter" einen Obergesichts-Index nach Virchow von 72,1—77,0 und die „Mittelgesichter" einen Gesichtsindex nach Virchow von 122,1—130,0 haben. — Im Anschluss an diese Anregung erörtert Virchow den auf der Benutzung verschiedener Breiten beruhenden Unterschied zwischen dem Jochbreiten-Obergesichtshöhen-Index Kollmanns und seinem Obergesichts - Index, den er früher Wangen-Obergesichts-Index und maxillaren Breitenhöhen-Index genannt hat. Kollmann habe sich hierbei „einer mehr deskriptiven oder physiognomischen Methode" angeschlossen, während er selbst anatomische Orte als Endpunkte der Malar-Breite des Gesichts gewählt habe, nämlich das untere Ende der Oberkiefer-Jochbein-Naht, über dessen genaue Lage an manchen Schädeln Ref. doch im Zweifel gewesen ist. Bei einer Zweiteilung des nach ihm benannten Obergesichts - Index würde Virchow mit Rücksicht auf seine Messungen und die bequemere Handhabung die Zahl 75 vor der von Szombathy ermittelten (74) bevorzugen. — Den Gesichtsindex hat Virchow später wie Kollmann aus Jochbreite und Gesichtshöhe berechnet und unter Aufstellung der Mesoprosopie in drei Gruppen geteilt. Die diesen Ab-

teilungen zukommenden Gebiete bedürfen nach der Ansicht des Ref., der hierbei auf die Selbstbesprechung seines Vortrags über die Form des Gesichtes S. 92 und 93 d. Bl. zu verweisen sich erlaubt, noch der endgültigen Abgrenzung. Den Jochbreiten-Gesichtsindex nach Kollmann aufzugeben, hält Virchow für unpraktisch, wünscht aber, dass Szombathy oder ein anderer die Untersuchungen über den Gesichtsindex nach Virchow fortsetzen möge, was auch dem Ref. von grossem Werte zu sein scheint.

Dr. Mies-Köln a. Rh.

127. Th. Kaes: Über Grosshirnrindenmasse und über Anordnung der Markfasersysteme in der Rinde des Menschen, zugleich ein Beitrag zur Frage: **Unterscheidet sich die Rinde des Kulturmenschen von der niederer Rassen inbezug auf Kaliber, Reichtum und Anordnung der markhaltigen Nervenfasern?** Wien. med. Wochenschr. 1895. Nr. 41 und 42.

Die Untersuchungen des Verf. beziehen sich auf die Breite der Rinde und deren Schichten, ausserdem auf die Anordnung der Markfasersysteme und erstrecken sich bis jetzt auf die Gehirne von acht männlichen Deutschen im Alter von $1^1/_4$, 18 und 38—53 Jahren, ferner von einem Hindu und einem Chinesen, beide ungefähr 40 Jahre alt. In anbetracht dessen, dass eine viel zu geringe Anzahl von Gehirnen in dieser Weise untersucht wurden, und dass sehr wichtige Altersstufen (von der Geburt bis zum fünfzehnten Monat, vom sechszehnten Monat bis zum achtzehnten Lebensjahre) sowie Personen weiblichen Geschlechts gar nicht berücksichtigt wurden, können die Ergebnisse als endgültige noch nicht betrachtet werden, obwohl sie sich auf eine Riesenarbeit stützen, durch die Kaes sich ein grosses Verdienst erworben hat. Mit dieser Einschränkung führe ich von seinen Schlussfolgerungen einige an, welche die Anthropologen interessieren dürften. Beim Erwachsenen fand Kaes die linke, beim Kinde anscheinend die rechte Hemisphäre faserreicher, entwickelter, womit er die Thatsache in Verbindung bringt, dass die Kinder bis zu einem gewissen Alter die linke und dann erst die rechte Hand mehr gebrauchen. Die Markleiste (die Summe der in die Rinde aufsteigenden Projektionsfasern) war beim Hindu schmäler als beim Durchschnittsdeutschen; beim Chinesen zeigte sich dies deutlich nur auf der Unterfläche der Hemisphären. Die allgemeine Rindenbreite hat beim Chinesen Ähnlichkeit mit der des erwachsenen Deutschen, beim Hindu mit den entsprechenden Maassen des deutschen Kindes. Das superradiäre Faserwerk war bei beiden Asiaten weniger, das interradiäre Flechtwerk beim Chinesen in der gleichen Weise, beim Hindu aber stärker entwickelt als beim Deutschen. Die Asiaten haben derbere, wuchtigere Projektionsfasern, während beim Deutschen die reiche primäre Anlage der Assoziationsfasern auffällt.

Im Anschluss an den sehr interessanten Vortrag, den Kaes auf der Naturforscherversammlung in Lübeck hielt, regte Ref. an, mittels Wage,

Messglas und der kolorimetrischen Methode die Menge des Farbstoffs zu bestimmen, der zur Färbung der Ganglienzellen eines Stückchens Hirnrinde von bekanntem Gewicht und Volumen erforderlich ist, um dann aus dem bei der Färbung eines ganzen Hirnmantels verbrauchten Farbstoff einen annähernden Schluss auf das Gewicht und Volumen der gesamten Rinde ziehen zu können. *Dr. Mies-Köln a. Rh.*

128. E. Meyer und P. Heiberg: Recherches sur le poids du cerveau chez les aliénés de l'hospice St. Jean à Copenhague. L'Anthropologie Bd. VI. 1895. S. 625.

Die Verf. haben das Gewicht von 398 ♂ und 292 ♀ Gehirnen Geisteskranker aus dem St. Johann-Hospital mit grosser Sorgfalt bestimmt. Das Resultat dieser Wägungen war, dass, nach Weglassung der höchsten und niedrigsten Werte, sowie aller zweifelhaften Fälle, der Mittelwert für das männliche kranke Gehirn 1320 g, für das weibliche 1177 g beträgt. Es ergab sich ferner, dass die von Periencephalitis befallenen Gehirne nach dem sechzigsten, vielleicht auch schon fünfzigsten Lebensjahr einen Gewichtsverlust erleiden (1303 : 1353 g ♂, 1164 : 1205 g ♀), und dass die Gehirne mit Periencephalitis eine nicht unbedeutend geringere Gewichtsziffer aufweisen, als die ohne diese Veränderung (1303 : 1352 g ♂, 1150 : 1205 g ♀ unter 60 Jahr).

Ein Vergleich der von Meyer und Heiberg gefundenen Mittelwerte für geisteskranke Gehirne ohne Periencephalitis (♂: 21—60 Jahr 1352, 61—90 Jahr 1303 g) mit den von Boyd nach der gleichen Methode für Gesunde aufgestellten Mittelwerten (1354 resp. 1300 g) ergab, dass kein Unterschied zwischen dem Gehirngewicht bei Geistesgesunden und Geisteskranken — mit Ausnahme der Periencephalitis — besteht.

Dr. Laloy-Paris.

129. Chudzinski, Théophile: Sur les plis cérébraux des lémuriens en général et du Loris grêle en particulier. — Bullet. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Fasc. 4.

Die Halbaffen zeichnen sich nicht nur vor den niedriger stehenden Säugetieren, sondern auch vor den niederen Affen durch eine relativ reichliche Faltung der Gehirnoberfläche aus; bei den Indris z. B. findet man bereits eine der Rolandoschen Furche der Primaten entsprechende Incisur; aber auch das Gehirn der Loris ist in dieser Hinsicht weit vorgeschritten. — Das Gehirn der Lemuren nähert sich gewissermaassen dem der Karnivoren, zeigt andererseits in der Art seiner Faltung sehr viele Berührungspunkte mit dem gewisser Affen Amerikas. Das Gehirn des Loris besitzt auf jeder seiner Hemisphärenoberflächen eine lange Querfurche, die sich aus drei durch ihre Richtung verschiedene Strecken zusammensetzt; letztere entsprechen der Sylvius'schen bezw. der Interparietal- und Occipitalfurche.

Auch an anderen Furchen und Windungen ist das Gehirn des Loris verhältnismässig reich; wir müssen es uns jedoch versagen, die Beschreibung Chudzinskis hier ausführlich wiederzugeben. Jedenfalls beweist sie, wie Chudzinski sagt, dass beim Loris nicht die Familie der Lemuren anfängt, dass die primitive Gattung derselben bisher unbekannt geblieben oder verschwunden ist; letzteres sei jedoch nicht wahrscheinlich. Das so kleine Gehirn des Loris mache immerhin eine Ausnahme von dem von Dareste aufgestellten Gesetze, wonach die kleinsten Tiere einer jeden zoologischen Familie eine absolut glatte oder wenigstens nur sehr rudimentär gefaltete Gehirnoberfläche haben. — Verf. geht sodann zur Beschreibung des Gehirns der Makis über; dasselbe ist viel grösser als dasjenige der Loris; seine Gestalt länglich; die Hemisphären bedecken in höherem Grade als es bei den Loris der Fall ist, das Kleinhirn. Die Lobi hippocampi sind wie bei letzteren sehr voluminös; dagegen scheinen die Lobi olfactorii in der Entwicklung etwas zurückgeblieben. Die beim Loris erwähnte Querfurche an der Hemisphärenoberfläche ist weniger tief und kürzer. Auch hier schildert Verf. genau die Furchen und Windungen. Ein Vergleich der Gehirne der beiden Halbaffen ergiebt folgendes: Loris hat drei Falten (Windungen) des Stirnlappen, zwei primäre und eine sekundäre, Maki nur zwei; desgleichen hat Loris drei Falten am Temporallappen, Maki nur zwei. Die niederen Makis haben an der Gehirnoberfläche noch zwei Longitudinalfalten, von vorn nach hinten sich entwickelnd, wie die Falten bei gewissen Karnivoren. Während also Volumen und Entwicklung der Lobi olfactorii, Richtung der Windungen der äusseren Gehirnoberfläche und Volumen des Lobus hippocampi darauf hinweisen, dass das Gehirn der Makis einen intermediären Zustand zwischen denen der Karnivoren und Affen darstellt, nähern die Fissura occipitalis und calcarina, die Bildung des Lobus quadratus (Präcuneus) und Lobus cuneiformis die niederen Lemuren den Affen. — Bei den höheren Lemuren ist der vordere Teil des Gehirns verschmälert und zugespitzt, die Lobi olfactorii auf einen bandförmigen Streifen reduziert, die Lobi hippocampi ebenfalls atrophiert und an die Hirnbasis gerückt; die Hemisphären kräftig entwickelt; Furchen und Windungen vermehrt, gekrümmt (statt wie bei Maki geradlinig) und ramifiziert. Verf. beschreibt letztere genauer nach den Zeichnungen von Alphonse Milne-Edwards. Inbezug auf die Ausbildung der Windungen und Furchen steht Indris über Propithecus diadema. Ersterer hat zwei autero-posteriore und eine transversale Stirnhirnwindung, ebenso viele Parietalwindungen (zwei longitudinale und eine transversale [rudimentäre]), zwei (transversale) Occipitalwindungen, zwei Temporalwindungen.

Oberarzt H. Bresler-Freiburg.

130. Dr. Paul Berliner: Farbig-plastische Nachbildungen von platyknemischen Tibien, sowie von verschiedenen Horizontal-Durchschnitten derselben, Verhandl. d. Berl. Anthrop.

Gesellsch. 1895, S. 274—278. **Rud. Virchow, Bemerkungen dazu,** ebendas. S. 278, 279.

Von einem aus einem megalithischen Grabe in Cujavien und von zwei aus dem Kaukasus stammenden seitlich abgeflachten Schienbeinen hat Berliner naturgetreue Nachbildungen angefertigt, indem er eine Gipsform herstellte, dieselbe mit Wachs ausgoss und das so erhaltene Positiv mit Ölfarben bemalte. Durch den Schaft dieser nachgebildeten Schienbeine hat er Horizontalschnitte gelegt, an welchen man ausser den auch an den Fundstücken messbaren Durchmessern die Form und den Inhalt der Schnittflächen bestimmen kann, wenn man seltene Originale hierfür nicht zerschneiden will. An den (im Aufsatz abgebildeten) Schnitten erkennt man, dass, wie zuerst Broca angab, die Abflachung nur den oberen Teil des Knochens betrifft. Dieselbe ist um so grösser, je weniger in der Höhe des Ernährungsloches des Schienbeins (Broca) die Breite im Verhältnis zur Tiefe (= 100) sich ausdehnt. Berliner erinnert ferner daran, dass Platyknemie bei Europäern der Vorzeit und in der Gegenwart bei mehreren tiefstehenden Rassen beobachtet worden ist, und zwar bei Männern in einem höheren Grade als bei Frauen. Endlich erwähnt derselbe noch die Ansichten von Virchow, Manouvrier und Sarasin über die Ursache der Abplattung des Schienbeins. — Besonders auf den letzten Punkt geht Virchow näher ein und erklärt, weshalb man die Platyknemie nicht mehr, wie Broca, als eine pithekoide Bildung, auch nicht als eine erbliche Eigentümlichkeit, sondern als eine Abweichung aufzufassen habe, die erst durch sehr starken Gebrauch gewisser Muskeln erworben worden sei. Das Wesen der Platyknemie erblicke er in einer Umgestaltung der hinteren Fläche des Schienbeines. Diese entwickle zunächst eine mediane Kante und sei in den vorgeschrittenen Fällen, wo der Knochen die Form einer Säbelscheide annehme, in eine hintere Kante umgewandelt. *Dr. Mies-Köln.*

b. Degenerations-Anthropologie.

131. Dr. E. Laurent: Mariages consanguins et dégénérescences. Paris, A. Maloine. 1895. 70 Seiten.

Die Autoren, die sich bisher mit dem Einfluss konsanguiner Ehen auf die Nachkommenschaft beschäftigt haben, berufen sich fast sämtlich auf die Ergebnisse der Statistik. So mag es gekommen sein, dass sich so lange die Auffassung halten konnte, Blutsverwandtschaft führe immer zur Entartung resp. Unfruchtbarkeit. — Neuerdings sind verschiedene Autoren dieser Ansicht entgegengetreten; sie fanden, dass, wenn die Eltern frei von physischen und psychischen Stigmen sind, die Kinder trotz Blutsverwandtschaft in jeder Weise normal geraten.

Eine Bestätigung findet diese Behauptung durch die vorliegende interessante Studie. Laurent hat persönlich zwei kleine (je 300 Einwohner) abgeschiedene Dörfer der Champagne, in denen seit langem Inzucht besteht,

aufgesucht und über den Ausgang der konsanguinen Ehen Nachforschungen angestellt, die allerdings nur eine kleine Anzahl von Familien umfassen, dafür aber bis auf 1½ Jahrhunderte zurückdatieren, und auf minutiösen Untersuchungen der noch Lebenden basieren.

Nach einer zwar nicht erschöpfenden, aber doch genügend über die Frage orientierenden Zusammenstellung der bisherigen Forschungen über die Konsanguinität, teilt der Verf. im einzelnen seine Beobachtungen mit. Dieselben beweisen, dass, wenn die Erzeuger keine ernstlichen Anzeichen für Entartung darbieten, sie normalen Kindern das Leben geben können, an denen sich ihre guten und auch schlechten Eigenschaften, selbst gesteigert, vorfinden können, dass dagegen, wenn von den Eltern der eine oder der andere Teil mehr oder weniger, oder auch beide, besonders gleichartig, belastet sind, die Kinder diese Abnormitäten in potenziertem Maasse mitbekommen und der Degeneration mit ihren Folgen (Untergang) bald verfallen, was besonders für die psychische Entartung gilt.

Dr. Buschan-Stettin.

132. **Rob. Schelowsky: Beiträge zur Kenntnis der Beziehungen zwischen Epilepsie und Verbrechen nach Beobachtungen in der Königl. Strafanstalt Moabit.** Berliner Diss. 1895. Berlin, Druck von G. Schade.

Von 1000 in den Jahren 1890—1894 in die Hauptanstalt Moabit aufgenommenen Gefangenen waren 85 = 8,5 pCt. mit Sicherheit epileptisch. Bei der Hälfte dieser 85 waren physische Degenerationszeichen mit erheblicher Deutlichkeit vorhanden: 23 mal wesentliche Asymmetrie des Schädels oder Gesichtes (10 mal darunter Plagiocephalie); 4 mal auffallende Kleinheit des Kopfes gegenüber einem mächtig entwickelten Gesichtsschädel; 3 mal sehr verdickte Nähte (1 mal davon Reliefschädel); 3 mal breiter Torus palatinus (darunter gleichzeitig 1 mal starkes Hervorspringen des Mittelkiefers); 2 mal Botokudenkieferbildung; 26 mal Verbildungen am Ohre. — Bei 30 der in Betracht kommenden Individuen fanden sich nur einzelne der angeführten Verbildungen, bei 13 ein gleichzeitiges Vorkommen von Kopf-, Gesichts- und Ohrdeformitäten. 60 pCt. der mit körperlichen Entartungszeichen behafteten stammten aus erheblich belasteten Familien. —

Bei 62 von den Aufgenommenen = 6,2 pCt. des Gesammtmaterials war Epilepsie der Eltern oder nächsten Verwandten vorhanden; 22 = 35 pCt. davon waren selbst Epileptiker. Von den restirenden 40 waren 23 mit erheblichen körperlichen Entartungszeichen behaftet. 7 zeigten gleichzeitig wesentliche Schädelanomalien und Ohrdeformitäten, ausserdem je 8 nur die ersteren oder letzteren. Von den 15 Schädelanomalien waren 5 mal auffallend niedrige Stirn, mit starkem Zurückweichen derselben, 3 mal hoher Kopf mit fast ganz steilem Hinterhaupt, 3 mal wesentliche Asymmetrie des Gesichtsschädels, 3 mal nur deutliche Plagiocephalie vorhanden.

Dr. Buschan-Stettin.

133. César Lombroso: L'homme criminel etc. Deuxième édition française traduite sur la cinquième édition italienne. 2 Bände. Paris, Alcan u. Torino, Bocca 1895.

Nach den scharfen Angriffen, die Lombroso auf seine spezifischen Lehren in den letzten Jahren von den verschiedensten Seiten, von Berufenen und Unberufenen, erdulden musste, und nachdem 1892 der 3. internationale Kongress der Kriminal-Anthropologie in Brüssel sich gegen seine Lehre vom geborenen Verbrecher und vom Verbrechertypus ausgesprochen hatte, war es interessant zu wissen, ob und in wie weit Lombroso seine Sätze noch vertreten würde oder nicht. Dies zu beantworten ist uns recht leicht gemacht, wenn wir die vorliegende, nach der letzten (5.) italienischen Ausgabe besorgte (2.) französische Übersetzung mit der im Jahre 1887 in Hamburg (Richter) erschienenen deutschen Bearbeitung von Fränkel: „Der Verbrecher etc." (2 Bände) vergleichen.

Zunächst fällt eine ziemlich bedeutende Vermehrung des Materials auf. Hatten die beiden deutschen Bände 562 und 412 Seiten, so hat die französische Ausgabe 567 und 538 Seiten. Die Nachträge sind hier fortgefallen, die Anordnung des Stoffs ist im Ganzen die gleiche geblieben. Bereicherungen sind besonders im 1. Bande vorhanden, weniger im 2.; sie betreffen Beispiele oder Tabellen, oder auch den Text. Sehr erweitert ist das Physiologische, ebenso die Litteratur der Verbrecher; neu ist der Abschnitt über ihre Zeichnungen, über Kunst und Industrie, vermehrt der Abschnitt über den Gelegenheitsverbrecher, über die Vagabunden. Neu sind die Auslassungen über die verbrecherischen Paare, über epidemisches Verbrechertum etc.

Der 1. Band behandelt in 3 grossen Abschnitten die Embryologie des Verbrechens, die Äquivalente von Verbrechen bei Pflanzen und Tieren, Verbrechen und Prostitution bei den Wilden, Verbrechen bei Kindern, die pathologische Anatomie und Anthropometrie, Physiognomik des Verbrechens, und endlich die Biologie und Psychologie des geborenen Verbrechers, Tättowierungen, Stoffwechsel, Gefühle, Moral, Selbstmord, Intellekt, Rotwälsch, Zeichnungen, Kunst und Litteratur. Der zweite Band bespricht in 4 Abschnitten: 1. den moralisch Irren und den Epileptiker, 2. den Leidenschaftsverbrecher, 3. den irren Verbrecher incl. den alkoholistischen, hysterischen und „mattoiden", d. h. halbirren Verbrecher, endlich 4. den Gelegenheitsverbrecher, den Schein-Verbrecher, den geheimen Verbrecher, die Verbrecher-Gesellschaften und die Epileptoiden.

Der Stoff ist ein ungeheuer grosser und interessanter; leider bestehen die Bedenken, die so vielfach gegen Methode, Dialektik und Schlüsse des Verfassers erhoben wurden, noch heute zu Recht. Trotz der mancherlei Änderungen, die sein Werk, wie wir sehen, in der vorliegenden Ausgabe zeigt, ist doch der Kern seiner Lehre noch ganz und gar der frühere geblieben. Er hält noch am atavistischen Ursprung des Ver-

brechers fest, ebenso auch an seinem „Verbrecher-Typus“, der sich besonders durch starke Entwickelung des Unterkiefers, Bartspärlichkeit, Härte des Blicks, Reichtum des Haares, in zweiter Linie durch Henkelohren, fliehende Stirn, Strabismus und deformierte Nase auszeichnet. Aber nur in 25 pCt. der Verbrecher trat dieser deutlich hervor. Damit fällt mehr oder minder der „geborene Verbrecher“ zusammen. Ja, der Gelegenheits-, der Leidenschafts-, der geborene Verbrecher, der moralich Irrsinnige und endlich der latent Epileptische bilden, vom Minimum zum Maximum gehend, zusammen eine verwandte Gruppe, die der Epileptoiden. Tättowierungen, Handschriften, Zeichnungen etc., alles ist mehr oder minder für den geborenen Verbrecher charakteristisch und zum grossen Teile atavistisch begründet.

Nun haben aber alle genauen Untersuchungen ausserhalb Italiens die Unhaltbarkeit der Thesen Lombroso's gezeigt. Seine Lehre findet starken Rückhalt fast nur in seinem Vaterlande. Man kann schon jetzt das baldige Verschwinden derselben von der Bildfläche voraussagen, und selbst noch weitere Auflagen des vorliegenden Buehes werden hieran nichts ändern. Bestehen wird nur bleiben: 1. dass unter den Verbrechen viel Minderwertige und Geisteskranke sind und 2. Verbrecher mehr als Normale sog. Entartungszeichen an sich haben, die daher eine gewisse Rolle spielen. Dies unter Anderem von Neuem und höchst energisch betont zu haben, wird ein stetes Verdienst Lombrosos bleiben, und damit wird er sich begnügen müssen. *Dr. Näcke-Hubertusburg.*

134. César Lombroso: Der Verbrecher (homo delinquens) etc. Dritter Band. Atlas mit erläuterndem Text. In deutscher Bearbeitung von Dr. Kurella. Hamburg, Druckerei u. Verlag A.-G. 1896.*)

Die 64 Tafeln mit voraufgeschicktem kurzen Texte sollen die Lehren Lombrosos bezüglich der Kriminalanthropologie erhärten. Wenn in der Vorrede von „schönen“ Tafeln die Rede ist, so gilt dies nur von recht wenigen. Die meisten sind derart, dass man oft das im Texte Geschilderte nicht oder nur undeutlich findet; öfters aber auch widerspricht der Text direkt dem Bilde. Nach einigen graphischen Darstellungen über die geographische Verteilung der Kriminalität und Epilepsie in Italien, der Kriminalität und des Alkoholismus in Frankreich etc. werden eine Reihe von Schädeln von Verbrechern und Verbrecherinnen vorgeführt, auch einzelne spezielle Anomalien, wie am Gehirne, an den Nasenbeinen etc., weiterhin Tafeln zur Physiologie der Verbrecher (Plethysmographen-, Ergographenkurven, Gesichtsfelder), Schriftproben von Verbrechern, Epileptikern und Hypnotisierten gegeben. Die Hauptmasse der Tafeln stellt aber Verbrechertypen von Männern und Frauen, auch Kindern, verschiedener Völker dar, ferner

*) Auch als 3. Band der vorgehend besprochenen 2. französischen Auflage erschienen.

Tättowierungen und Zeichnungen solcher etc. Erwähnt sei noch, dass die Tafeln auch zum Teil fremden Autoren entnommen sind. So interessant auch das Sammelwerk ist, so wenig wirkt es auf den Vorurteilslosen. Sehr vieles im Texte erscheint rein subjektiv, besonders das Physiognomische. Überzeugend haben Baer, Kirn, der Referent, Féré, Koch etc. nachgewiesen, dass es keinen Verbrechertypus giebt, keine internationale Ähnlichkeit, ausser bei den degenerirtesten, keine charakteristischen Tättowierungen etc. Die unzähligen Verbrechergesichter auf den Tafeln sprechen durchaus nicht für Lombroso, und ähnliche Gesichter finden sich bei Normalen, noch mehr bei Irren. Dass die graphologischen Thatsachen rein willkürlich konstruiert sind, wird wohl Jedermann zugeben. Auch die Zeichnungen sind durchaus nicht eigenartig. Dass die physiologischen Tafeln wenig besagen, weiss der Kundige. Wenn am Ende der Vorrede Lombroso von den Gegnern seines Verbrecher-Typus sagt: „Und diese Sonderlinge wundern sich darüber, dass trotz ihrer impotenten Proteste die Sammel- und Forschungsarbeit auf diesem Gebiete in der von mir angebahnten Richtung weitergeht“, so hat er mehrfach die Rechnung ohne den Wirt gemacht und wird den Zerfall seiner Lieblings-Lehren nicht aufhalten.

Dr. Näcke-Hubertusburg.

135. Prof. Lorenzo Tenchini: Cervelli di delinquenti. Parma. Luigi Battei 1885—1895.

Das ziemlich umfangreiche Werk besteht aus 4 Teilen, von denen der erste bereits 1885, der zweite 1887 und der dritte 1891 erschienen ist. Das Material für die im 1. Teil veröffentlichten Untersuchungen des Stirnhirns von Verbrechern bilden 32 Verbrecherhirne aus dem anatomischen Museum zu Parma. Verf. will zwar aus seinen Forschungen, weil nicht zahlreich genug, noch keine Schlüsse ziehen, doch glaubt er in denselben eine Stütze für die Theorie, dass es hauptsächlich die Anomalien des Stirnhirns sind, welche das Verbrecherhirn charakterisieren, nicht gefunden zu haben. Dagegen waren die an den Furchen und Windungen beobachteten Varietäten so zahlreich und vor allem so mannigfaltig, dass nach des Verf.s Behauptung gerade diese Atypie das Charakteristische für die Anatomie der Verbrecherhirne ist. Den Beschreibungen der einzelnen Gehirne sind der Lebenslauf, sowie die sonstigen anthropologisch wichtigen Befunde der betreffenden Individuen zugefügt. Der 2. Teil beschäftigt sich mit den Anomalien der Regio parieto-temporo-occipitalis (50 Gehirne), der 3. mit den Furchen und Windungen an der Innenseite der Hemisphären (130 Gehirne), der 4. mit denen an der Unterfläche des Gehirns. Der eben angedeuteten Ansicht ist Verf. auch in dem 2., 3. und 4. Teile treu geblieben.

Oberarzt Bresler-Freiburg i. Schl.

2. Ethnologie und Rassenkunde.

a. Allgemeine Ethnologie.

136. A. Bastian, Zur Lehre vom Menschen in ethnischer Anthropologie. Zwei Abteilungen, Berlin, Dietrich Reimer. 1895.

Wiederum ein Werk echt Bastianschen Geistes, das uns vorliegt. Mit klaren Umrissen wird der Standpunkt und die Methode der modernen Völkerkunde geschildert, und dazwischen drängt sich in bunter Fülle eine schier sinnverwirrende Menge konkreten Materials, von allen Enden des Globus gesammelt. Man muss sich in der That allen voreiligen philosophischen und kulturgeschichtlichen Spekulationen gegenüber vergegenwärtigen, dass wir erst jetzt, nachdem die Terra incognita auf einen ziemlich kleinen Bestand zusammengeschrumpft ist, in der Lage sind, mit induktiver Genauigkeit die einzelnen Entwickelungsstadien in dem sozialen Wachstum der Menschheit zu bestimmen. Zum erstenmal, so heisst es in der Einleitung, solange sich der Erdplanet gedreht hat, umleuchtet den Menschen seine Menschheit, zum erstenmal sieht er sie vor sich in all dem Buntgeschiller der Variationen über der Erdoberfläche hin, durch Raum und Zeit, zum erstenmale also wäre hier die erste unabweisliche Vorbedingung erfüllt: die eines übersichtlich statistischen Abschlusses bei demjenigen Material, das in diesem Sonderfall zur Unterlage zu dienen hat, für Beginn eines systematischen Aufbaues im Wissensbereich. Als Grundlage und selbstverständliche Voraussetzung nun dieses ganzen Studiums gilt der Charakter des Homo sapiens als sozialpsychische Einheit, entgegen jeder individualpsychologischen Isolirung, wie sie uns nur allzusehr im Blute steckt, so dass der Altmeister das Programm so weiter formuliert: Hier demnach tritt zunächst das Gesellschaftswesen, das animal-soziale in den Focus des Gesichtskreises, das Zoonpolitikon mit seinen Gesellschaftsgedanken, für deren Studium das ethnisch erforderliche Material zu beschaffen die Ethnologie geschäftig ist. Die einheitlich konstatierten Wachstumsprozesse, physischer sowohl wie psychischer Organisationen, wurzeln auf der Unterlage durchweg gleichartig gebreiteter Elementargedanken, und deren Differenzierungen nach dem Milieu historisch-geographischer Provinzen wird einst eine Differentialrechnung zu lösen haben, wenn aus höherer Analysis des logischen Rechnens das Individuum die Befähigung erlangt haben sollte, das eigene Selbst zu integrieren aus und in den jedesmal zugehörigen Gesellschaftskreis. Diesen Einblick in die Denkmöglichkeiten, die dann von selbst zu bestimmten allgemeingültigen Gesetzen des psychischen Wachsthums führen, kann uns aber erst begreiflicher Weise eine umfassende, fehlerlose Gedankenstatistik verschaffen, wie Bastian es nennt. Deshalb wird jede Theorie da enden, wo die Reihe ethnischer Thatsachen abbricht, wenigstens würde keine metaphysisch noch so annehmbare Hypo-

these sich in der Ethnologie einbürgern dürfen: Das gilt ganz besonders von den so heiklen Anfängen der sozialen Entwickelung und der darauf basierenden Lehre von den sog. Ursprüngen. Hinzugefügt sind diesen so eminent instructiven mythologischen und religiösen Studien und den daraus resultierenden Vergleichungen (die ihrerseits wieder gelegentlich durch graphische Zeichnungen veranschaulicht sind) wichige neuere monographische Abhandlungen, so über die Weltsonnen Mexikos (nach Dr. Seler), Aztekische Todtenwege (von demselben), das Kopffest der Dayaken, die Tiwah-Feier auf Borneo (Totenfest), Indianische Schöpfungssage, in welcher der mit dem polynesischen Maui so seltsam übereinstimmende Kulturheros und Gott der Algonkin Menabodzho eine bedeutende Rolle spielt — kurz, es findet sich wieder ein sehr interessantes Material hier vereinigt.

Dr. Achelis-Bremen.

137. J. F. Hewitt, The ruling races of prehistoric times in India, South-Western Asia and Southern Europe. 3 Bände. London, Archibald Constable & Co. 1894 u. 1895.

Obgleich schon etwas zuweit liegend, verdient das eben angezeigte Werk eines durch langjährigen Aufenthalt in Indien, mit ethnographischen und kulturhistorischen Verhältnissen völlig vertrauten Engländers wegen der Gründlichkeit und des weitausschauenden Standpunktes der Untersuchung eine kurze Würdigung, obwohl gleich von vornherein bemerkt sein mag, dass es schlechterdings unmöglich ist, den reichen Inhalt desselben auch nur annähernd zu erschöpfen. Wir müssen uns notgedrungen auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Das engere Programm des (übrigens auch die einschlägige sprachliche, ethnologische und geschichtliche Litteratur vollauf beherrschenden) Verfassers erweitert sich ganz von selbst zu einer umfassenden Entwickelung der menschlichen Gesittung überhaupt; Hewitt sucht zunächst durch eine sorgfältige mythologische und ethnographische Prüfung des zuständigen Materials die bekannte Ansicht zur Evidenz zu beweisen, dass es südliche Einwanderer gewesen seien, welche die ersten Keime der Gesittung nach Europa brachten zu einer Zeit, wo der Nordwesten dieses Erdteils noch völlig unwirtlich und selbst Süd-Frankreich noch die Heimat des Renntiers war. Unter diesen wichtigen civilisatorischen Fermenten befanden sich zwei für jene Urzeit besonders charakteristische Erscheinungen, einmal die matriarchalische Organisationsform, wie wir sie überall am Anfang der Dinge (sit venia verbo!) finden, und sodann der kommunale Besitz des Landes. Im Übrigen ergiebt sich für eine umfassende Vergleichung, dass die ältesten mythologischen Ideen sowohl, wie auch bezeichnender Weise die primitiven socialen Einrichtungen und rechtlichen Anschauungen überall eine seltsame Übereinstimmung aufweisen und sich z. B. bei den Akkadiern, Ägyptern, den Persern, Assyrern und Semiten wiederholen. Hewitt tritt nun mit Recht zwei falschen Voraussetzungen

entgegen, durch welche die ganze Forschung von vorne herein in eine schiefe Richtung gedrängt wird; die eine — hauptsächlich in den Kreisen der Sprachwissenschaft verbreitet — geht von dem kaum einer ernsthaften Widerlegung bedürftigen Irrtum aus, dass die ganze Mythologie ein loses Spiel einer dichterischen Fantasie sei, ohne jeden realen, wenigstens ethnischen Hintergrund. Die andere glaubt umgekehrt darin genaue historische Vorgänge entdecken und insbesondere Thaten und Wandlungen einzelner Helden erblicken zu können. Dass auch diese letztere Ansicht ethnologisch unhaltbar ist, bedarf eigentlich keiner besonderen Versicherung — nur beiläufig könnte man auf die vorzügliche Darlegung Brintons in seinem American Hero-Myths (S. 34 ff.) verweisen, der auch für die indianische Mythologie die Grundlosigkeit einer historischen Substanziirung bezeugt. Wohl aber lässt sich eventuell, wie unser Verfasser meint, aus gleichen religiösen und rituellen Anschauungen auf eine gemeinsame Stammesgeschichte zurückschliessen — so wird das für das indische, griechische und römiche Opfer versucht —, obwohl (wenigstens bei Parallelen zwischen völlig stammfremden und jeder geographischen Berührung enthobenen Stämmen) vielfach diese Gleichartigkeit sich aus der geistigen Homogenität des ursprünglichen menschlichen Naturells erklärt, ohne dass es weiterer, immerhin recht unsicherer, historisch-ethnographischer Hypothesen bedarf. Mit Recht opponiert Hewitt der noch immer, selbst unter den Männern der Völkerkunde nicht erstorbenen Ansicht von dem ursprünglichen individuellen Eigentum; gerade dieser auffallende Umstand, dass er bei seinem ersten Aufenthalt in Indien bei der Urbevölkerung auf dieselben Dorfgemeinschaften stiess, wie sie in Nordwest-Deutschland noch teilweise und ganz besonders bei den Russischen Mirs bestehen, wurde für ihn die Veranlassung, diese Probleme einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Ebenso hält er an der u. E. durch alle Angriffe Starckes, Westermarcks u. A. nicht erschütterten, vielmehr durch die umfassenden Studien der neueren vergleichenden Rechtswissenschaft um so fester begründeten primitiven, matriarchalen Organisation fest, basirend auf der durch die Mutter repräsentierten Blutsverwandtschaft und -Einheit, in der die Rolle unseres leiblichen Vaters demgemäss der Bruder der Mutter spielt. Die Entwickelung nun dieser verschiedenen einander sich ablösenden Stadien der Kultur schildert unser Gewährsmann so: „Das Wachstum der menschlichen Gesellschaft begann mit der Epoche der uralten Dorfschaft, mit der Verehrung der Mutter Erde und der Vorherrschaft der matriarchalen Organisation in den südlichen Ländern. Dieser folgte die Vereinigung der patriarchalen Verehrer des nördlichen Gott-Vaters mit den matriarchalen Stämmen des Südens, und diese wiederum wurden abgelöst durch die Bergleute, Metallarbeiter und Künstler des früheren Bronzealters, welche das Feuer und die lebenspendende Hitze als die Quelle des Lebens betrachteten. Das war das Volk, das in Klein-Asien die Verehrer der göttlichen Mutter Magha wurden,

wo das Feuer vermittelst des Feuerbohrers erzeugt wurde und die die Magier in Persien und die Maghadas der indischen Geschichte wurden. Ihnen folgten endlich die nomadisierenden Rassen des Kaukasus, welche, während sie die Gottheit des Feuers, hervortretend in dem leuchtenden Blitz, der dem lebenspendenden Regen voranging, anerkannten, auch zu dem Regen-Gotte als dem Vater, der Mutter und dem Urheber alles Lebens aufblickten. Sie waren es, welche südwärts vom Kaukasus kommend und durch das Thal des Euphrats ziehend, die grosse Vereinigung der Söhne des Kush bildeten u. s. f.“ (I, 3). Damit berühren wir nun den springenden Punkt der ganzen Arbeit, wenigstens soweit dadurch bestimmte ethnographische Beziehungen betroffen werden. Nun ist gerade der Begriff dieser uralten Rasse bis auf den heutigen Tag noch vielfach strittig; bisweilen verleiht man ihr eine riesige Ausdehnung vom Ganges bis zum Nil, vom Griechischen bis zum Indischen Meer — so z. B. Maspero in seiner bekannten Geschichte der morgenländischen Völker —, schildert sie völlig dunkel und schwarz, mit wulstigen Lippen uud schwarzem Haar, dann aber gilt sie als Typus des roten Menschen, der durch seinen Vertreter Nimrod Babylon gründete. Lepsius leitet die Ägypter und Punier von diesem Stamm ab, und Hommel scheint jüngst ebenfalls die ursprüngliche sumerisch-akkadische Bevölkerung zum grossen Teil darauf zurückzuführen. Hier kann nur eine umfassende und gründliche Untersuchung aller in betracht kommenden Beziehungen, also namentlich ethnographisch-anthropologischer, wie mythologisch-sprachlicher von Nutzen sein, und deshalb müssen wir, solange namentlich die Gruppe jener Beweismomente noch nicht erledigt ist, alle diese, zum Teil einander widersprechenden Ansichten als mehr oder minder glaubwürdige Hypothesen bezeichnen. Es ist sogar nicht ungefährlich, jede mythologische Übereinstimmung ohne weiteres auf diese vorausgesetzte Betrachtung und Einwirkung zurückzuführen; man gestatte uns eine andere Parallele zur Veranschaulichung unserer Meinung. Bekannt sind die ausserordentlich detaillirten Analogien der polynesischen Sagen und Überlieferungen mit den entsprechenden griechischen und hebräischen; besonders aus dem letzteren Umstande zog der durch sein vortreffliches Werk über die Polynesier bekannte Ab. Fornander (The Polynesian Race, its Origin and Migrations, 3 Volumes, London 1878 ff.) den höchst bezeichnenden Fehlschluss, dass hier eine Entlehnung vorliege, welche die Kushiten vom Indischen Ozean aus bis zum fernen Hawaii hin vermittelt hätten. Es versteht sich von selbst, dass, selbst wenn diese Vermutung Hewitts sich nicht bewähren sollte, seine lichtvollen und auch einem grösseren Publikum zugänglichen Studien über die einzelnen Stadien des geistigen Wachstums innerhalb des Areals der europäisch-asiatischen Menschheit in ihrem Wert unangetastet bleiben.

Dr. Achelis-Bremen.

138. E. W. Middendorf: Peru. Beobachtungen und Studien über das Land und seine Bewohner während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts. Drei Bände in Grossoktav mit mehreren hundert Textbildern und Tafeln und mehreren Karten, 638+425+603 Seiten. Preis broschiert 48 Mk., in vornehmem Ledereinband 60 Mk. Verlag von R. Oppenheim (Gustav Schmidt), Berlin SW. 46.

Ein Standard-Werk, dem der Geograph, Enthnologe, Kulturhistoriker, Geschichtsforscher, Archäologe, Nationalökonom etc. in gleichem Maasse ein reges Interesse abgewinnen werden. Es ist die Frucht eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Peru, während dessen der Verf., von Beruf Arzt, reichlich Musse und Gelegenheit fand, sich eingehend nach allen Richtungen hin über die Verhältnisse des Landes zu informieren.

Das Werk zerfällt in drei Teile. Im ersten Bande beschäftigt sich der Verf. vorzugsweise mit der Beschreibung der Hauptstadt Lima; an diese wird auch die Besprechung vieler allgemeiner Einrichtungen und Verhältnisse des Landes geknüpft. An die Aufführung der Kirchen und Klöster schliessen sich Bemerkungen über Religion und Kultus; die Erwähnung der vornehmsten Staatsgebäude giebt Veranlassung zu Mitteilungen über Verfassung, Verwaltung, Militärwesen, Gesetze, Rechtspflege, Schulen und Unterricht. Dazwischen sind zahlreiche geschichtliche Notizen eingeflochten, die sich auf die Eroberung des Landes, die Gründung der Stadt und Kolonialherrschaft beziehen. 21 Textbilder und 32 Tafeln, zumeist nach eigenen photographischen Aufnahmen angefertigt, begleiten die Schilderungen des Verfassers und führen interessante Volkstypen, Denkmäler, Gebäude und Landschaften vor Augen.

Im zweiten Bande führt uns der Verf. in das Küstenland. Wie im ersten Bande macht er uns auch hier mit der Geographie, den Bewohnern, ihren Sitten und Gebräuchen, sowie ihrer Industrie bekannt, flicht gelegentlich auch mehr oder minder ausführliche Notizen historischen, sprachlichen, nationalökonomischen u. a. Inhalts ein. Dazu kommen seine Studien auf vorgeschichtlichem Gebiete, die gerade für uns von hervorragendem Interesse sind. Zumeist handelt es sich hierbei um die Schilderung der Monumentalbauten aus der Zeit vor der spanischen Einwanderung. Wo immer er von solchen Kenntnis erhalten hat, liess er sich nicht die Mühe verdriessen, dieselben persönlich aufzusuchen, aufzuzeichnen, zu photographieren und sich beim Volke genügend über ihr Alter, Geschichte etc. zu informieren.

Allerdings sind es keine Kunstwerke, mit denen der Verf. uns hier bekannt macht; dafür gewähren sie uns aber einen Einblick in die Kulturstufe und die Lebensgewohnheiten ihrer Erbauer. Verf. unterscheidet unter diesen Bauten solche, die von den Incas, und solche, die von den Völkerschaften vor der Einwanderung dieser herrühren. Das Charakteristische

für die ersten besteht darin, dass die lotrechten Mauern aus grossen, an der Luft getrockneten Backsteinen aufgeführt sind und Thüren, Öffnungen und Wandnischen von ganz besonderer Form zeigen. Die Seitenpfosten derselben stehen nämlich nicht senkrecht, gehen also nicht einander parallel, sondern convergieren nach oben zu, so dass die Öffnungen einem Trapez gleichen. Die dieser Kulturperiode entstammenden Überreste sind teils Befestigungen, teils Tempel für den Sonnengott oder Klöster für die Sonnenjungfrauen. — Die Bauwerke der älteren Bewohner bestehen aus ungemauerten Wänden aus geschichtetem Lehm oder kleinen würfelförmigen Backsteinen. Ihre Eigentümlichkeit liegt darin, dass sie in ihrer Höhe nicht gleich dick sind, sondern mit breiter Basis auf dem Boden ruhen und nach oben zu sich keilförmig verschmälern; ihre Thüren sind entweder gleichmässig weit oder stellen abgerundete, resp. ovale Löcher vor. Die Umfassungsmauern umschliessen für gewöhnlich ein Labyrinth von Wohnräumen und Höfen, die durch enge Gänge voneinander getrennt sind und hier und dort durch niedere Thüren miteinander in Verbindung stehen. Neben festungsartigen Anlagen resp. Städten lassen sich auch hier noch Tempel unterscheiden. Diese pflegen Pyramidenbauten auf terrassenartigem Untergrunde zu sein. — Eine ganze Reihe der vorgeschichtlichen Bauwerke führt uns der Verf. durch detaillierte Schilderung, Grundrisszeichnungen und selbst aufgenommene Photographien vor Augen. Im Ganzen bringt der 2. Band 56 Textbilder, 38 Tafeln und 2 Karten.

Der 3. Band ist dem Hochlande von Peru gewidmet, das der Verf. auf 4 verschiedenen Exkursionen kennen lernte. Der Zweck derselben war in erster Linie der, die alten Bauten und Denkmäler aus der vorspanischen Zeit aufzusuchen, in zweiter der, die Verhältnisse der einheimischen Sprachen, ihre Dialektverschiedenheiten, sowie ihre jetzige und mutmassliche frühere Verbreitung zu studieren. Wie im 2. Bande, flicht der Verf. seine diesbezüglichen Beobachtungen in seine Reisebeschreibung ein. Von vorgeschichtlichen Denkmälern führt er uns Tempel, Sonnenobservatorien, Opfertische, monolithische Thore, Grabstätten, Chullpas u. a. m. vor. Eine Reihe selbstaufgenommener Abbildungen (79 im Text und 93 Tafeln), sowie eine Karte tragen auch hier wieder zum besseren Verständnis wesentlich bei. *Dr. Buschan-Stettin.*

139. Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin. Heft 2. Mit 12 in den Text gedruckten Abbildungen, einer farbigen und drei schwarzen Tafeln. Berlin. Haack. 1895.

Diese Publikation ist im wesentlichen, wie bekannt, der Orientierung über neue Erwerbungen des grossartigen Museums für Völkerkunde in der Reichshauptstadt gewidmet; dazu kommen noch Berichte von Reisenden, die im Interesse der Sammlungen in anderen Kontinenten tätig sind (so

Dr. Uhle in Süd-Amerika), eine sehr umfassende Bücherschau u. A. Von spezifisch ethnographischer Bedeutung ist wohl am wertvollsten die Schilderung der jüngsten Durchquerung Afrikas durch Götzen, der das sagenhafte Land Ruanda (am oberen Kongo) — durch Baumann kaum betreten — der Wissenschaft erschlossen hat. Ein nicht minder kostbarer Schatz ist in dem siamesischen Prachtwerk Trai-Phûm erworben, einem Kolossalwerk der Pali-Sprache (10 Meter lang, wenn es entfaltet wird, mit 128 illustrierten Seiten), mit mythologischen Szenen aus dem Leben Buddhas angefüllt, ein Unikum und, wie Bastian es nennt, eine Art Codex argenteus. Endlich hat der Altmeister der Ethnologie noch eine Reihe von Berichten geliefert über das 25. Anthropologische Stiftungsfest und die Entwickelungsgeschichte dieser Gesellschaft, über die Jahresberichte des Ethnologischen Bureaus in Washington (unter Powells meisterhafter Leitung), über die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, über das Journal of the Anthropological Institute u. a.

Dr. Achelis-Bremen.

b. Rassenkunde.

140. Šnajdr, L.: Palaeoethnologické aforismy hledící především Kobyvatelstvu české zenie. (Palaeoethnologische Aphorismen mit besonderer Berücksichtigung der Einwohnerschaft Böhmens) „Český Lid" Bd. IV. 76.

Verf. bearbeitete das bei den Erhebungen der Haar-, Augen- und Hautfarbe der Schulkinder gewonnene Material (von Schimmer schon bearbeitet) weiter ins Detail und gelangt zu folgenden Schlüssen: die ältesten Einwohner Böhmens sind die braunäugigen, braunhaarigen Autochtonen West-Mitteleuropas; gegen Ende der neolithischen Periode drangen schwarzhaarige Südländer von Mähren aus und in der älteren Bronzeperiode vom heutigen Bayern aus ein; noch zur Bronzezeit gelangen durch den Nachoder Pass die grauäugigen Lachen, und einige Jahrhunderte später deren Verwandte von der Oberpfalz nach Böhmen, unterwarfen sich die braune Einwohnerschaft, gingen aber in ihr auf; den gleichen Weg vom N. O. benützten die blauäugigen Chorvaten, die den grössten Teil des Landes besetzten, jedoch später grössere Gebiete an die blonden, grauäugigen östlichen Franken und die mehr braunen Bajuwaren verloren. Verf. sieht mit Unrecht in jedem anthropologischen Charakter schon eine besondere Rasse und überschätzt ausserdem die oft kleinen Differenzen in der Haar- und Augenfarbe der Schuljugend verschiedener Gegenden. *Dr. H. Matiegka-Prag.*

141. Niederle, L.: Příspěvky k moravské Kraniologii. (Beiträge zur mährischen Kraniologie). „Český Lid" Bd. IV. p. 353.

I. Untersuchung von 18 valachischen Schädeln aus dem alten Beinhaus zu Tichá bei Frankstadt in Mähren. — Der LB.-Index beträgt im Mittel

83.72 (♂ 82.87, ♀ 88.02), der LH.-Index 76.31 (♂ 75.83, ♀ 74.93). Stirnnaht in 11 pC.; häufig Wormsche Knöchelchen. — II. 9 slovakische Schädel aus Altstadt bei Ung. Hradišt mit LB-Index 84.96 (♂ 84.53, ♀ 86.83), LH.-Index 76.07 (♂ 76.44, ♀ 73.95), Obergesichtsindex 50.56, Nasenindex 50.58, Orbitalindex 84.82. Stirnnaht in 33 pCt. Verf. schliesst bei Vergleich mit den Resultaten Weisbachs, Zuckerkandls und Lenhosseks auf einen Unterschied in der Schädelbildung der mährischen und der ungarischen Slovaken, besonders auf eine bedeutendere Schädellänge (Mesocephalie) der letzteren. — III. Bericht über die Messungsresultate Dr. Obolenskis an mährischen Schädeln in Rankes Institut. — IV. Beschreibung einiger prähistorischer Schädel aus dem Franzensmuseum in Brünn.

Dr. H. Matiegka-Prag.

142. **Maška, K. J.: Nalez diluvialního človeka v. Předmostí.** (Fund eines diluvialen Menschen in Předmost-Mähren.) „Český Lid“ Bd. IV. p. 161, und

Maška, K. J.: Diluviální človek v. Předmostí. (Der diluviale Mensch in Předmost-Mähren.) Časopis vl. sp. muz. v. Olomouci 1895 p. 4.

Verf. berichtet über den im August 1894 gemachten Fund von Menschenskeletten (etwa 20, darunter 8 Erwachsener) in dem bekannten Diluvialfundorte Předmost. Die meist zusammengekrümmt liegenden Skelette lagen beisammen, nur einzelne Knochen waren zerstreut — von Raubtieren verschleppt. Im Grab fanden sich Feuersteinsplitter, auf einem Skelett ein Schädel eines Eisfuchsen, in der nächsten Nähe Knochen diluvialer Tiere. Verf. hält den Fund für unzweifelhaft diluvial. — Die 10 Schädel, die sich zusammensetzen liessen, waren insgesamt länglich (Index 71—74.9, ausnahmsweise 75—76) mit starken Augenbrauenwülsten, flacher Stirn, vorstehender Nase und Kinn; die Schenkelbeine säulenförmig, die Tibiae platycnemisch, die Ulnae im oberen Teile gebogen, die Wadenbeine rinnig. Die Körpergrösse schätzt Verf. beim grössten Manne auf 180, beim grössten Weibe auf 160 cm. Bei ersterem beträgt der Femur 489, die Tibia 428, die Fibula 403, der Humerus 353, der Radius 280, die Ulna 298 mm, woraus leicht das Verhältnis der einzelnen Knochen zu einander ersehen werden kann. — Der Unterschied in der Gesichtsbildung dieser hochstehenden Rasse von jener, der der bekannte Schipkaunterkiefer angehörte, erklärte sich nach der Ansicht des Verf. vielleicht durch einen mehrere Jahrtausende betragenden Altersunterschied.

Dr. H. Matiegka-Prag.

143. **J. D. Wyschogrod: Materialien zur Anthropologie des kabardinischen Volkes (Adyge).** S. 94 in 16°. St. Petersburg, 1895. (Russisch.)

Das Material, mit welchem der Autor in dieser Arbeit operiert, ist so unbedeutend, dass es nicht erlaubt erscheint, eine allgemeine und mehr oder weniger bestimmte anthropologische Charakteristik der Kabardiner zu geben oder auf Grund desselben irgend welche Schlussfolgerungen zu ziehen. Der Autor hat im ganzen nur 40 Individuen von Kabardinern, welche in der Zahl von etwa 80 000 Seelen im nördlichen Kaukasus (in Terek- und Kuban-Gebieten) wohnen, gemessen. Wir sind daher gezwungen, uns auf die Anführung einiger Maasse zu beschränken.

	Minimum	Maximum	Durchschnitt	Verhältnis zum Wuchs
Wuchs	1580	1832	1678	—
Kopfgrösse (vom Vertex bis zum unteren Rande des Kinnes)	205	261	232	13,80
Horizontalumfang	515	601	561	34,02
Querumfang	335	414	372	22,13
Grösste Länge	172	203	186	11,05
" Breite	143	172	155	9,24
Kopfindex	75,39	91,27	83,68	—
Kleinste Stirnbreite	102	124	111	6,62
Gesichtslänge	152	208	178	10,59
Gesichtsbreite	129	154	142	8,47
Rumpflänge (vom Man. sterni bis zur Symph. pubis)	474	583	523	31,19
Schulterbreite (zw. Acromion)	342	408	373	22,25
Brustumfang	836	1090	907	54,08
Beckenbreite	225	310	254	15,11
Länge des Armes	660	849	751	45,34
" " Oberarmes	274	347	311	18,53
" " Vorderarmes	250	312	280	16,68
" der Hand	154	227	194	11,58
" des Beines (vom Troch. major)	793	971	877	52,24
" " Oberschenkels	392	494	440	26,21
" " Unterschenkels	334	454	385	22,78
" " Fusses	236	291	260	15,46

Dr. Al. Iwanowski-Moskau.

144. Ernest Chantre: Recherches anthropologiques dans l'Asie occidentale. Lyon, H. Georg.

Während seiner verschiedenen Reisen in Nord-Syrien, Ober-Mesopotamien, Kurdistan, Armenien und dem Kaukasus hat Verf. Gelegenheit ge-

funden, ziemlich 2000 Menschen zu messen. Auf Grund dieses ziemlich umfangreichen Materials, sowie einiger Schädel, die er gesammelt hat, glaubt er 4 grosse ethnische Gruppen innerhalb der Bevölkerung dieser Gegenden — abgesehen von den semitischen und pelasgischen Rassen — unterscheiden zu dürfen:

1. Die armenoïde Bevölkerung. Zu ihr gehört zunächst das Volk der Armenier. Seine Merkmale sind: sehr dunkle Augen und Haare, hoher und runder Kopf (Hypsibrachycephalie mit einem mittleren LB.-Index von 85,63), gerade, oft auch convexe und an ihrer Spitze abgerundete Nase, mittelbreites Gesicht, Körperhöhe über Mittelgrösse, künstliche Verunstaltung der Occipito-Frontal- und Occipito-Bregma-Teile, die man zu 70 pCt. bei der Bevölkerung, selten unter dem weiblichen Teile derselben antrifft. — Eine Anzahl anderer Völkerschaften zeigt mit diesem Typus morphologische und ethnographische Verwandtschaft; es sind dieses die Ansarier, Tahtadji, Kizilbachi, Bektachi, Methuali, Yesidi und einige weniger bekannte Völkerfamilien.

2. Das Volk der Kurden, ehemals unter dem Namen Karduk oder Kart bekannt. Seine Merkmale sind: dunkelbraune Augen und Haare, Mesocephalie (am Lebenden Index 78,53), eine flache, lange Nase, ein schmales und langes Gesicht, ein hoher Körperwuchs und Anzeichen einer fronto-occipitalen oder occipito-bregma-Schädelcompression, die in einer Häufigkeit von 80 pCt. vorkommt. — Die Bakhtyari nähern sich diesem Typus sehr, weisen aber eine höhere Ziffer des Cephalindex auf. Das gleiche gilt für die Aïssori, die wahrscheinlich aus einer Kreuzung mit Armeniern hervorgegangen sind.

3. Die iranischen Völker, die den grösseren Teil der Bevölkerung von Persien ausmachen und im Norden bis Transkaukasien hinauf reichen. Zu ihr zählen die Tats, von den Tadjiks in Centralasien sehr verschieden, und die Hadjemi, die braun und dolichocephal sind; ferner die Aderbeidjani, von den Tartaren der Krim und Kasan sehr verschieden, die einen Cephalindex 78,19, eine hohe Statur, fast durchweg schwarze Haare und selten helle Augen besitzen.

4. Die osmanlischen Türken. Die türkische Bevölkerung von Kleinasien, die Osmanli, sowie diejenige, die sich griechische nennt, setzt sich nur zum ganz geringen Teile aus wahren Türken und Griechen zusammen; beide haben ihren ethnischen Typus eingebüsst. Der türkische Typus würde sich durch braune Haare, oft an der Spitze abgerundete Nase, eher breit zu nennendes Gesicht, hohe Körpergrösse, breiten Kopf (Im Mittel L.Br.-Index 84,53) kennzeichnen.

Neben diesen Beobachtungen auf somatischem Gebiete hat Chantre noch eine Reihe solcher auf dem Gebiete der Prähistorie in dem vorliegenden Werke zu verzeichnen. (Neolithische Gegenstände vom Fusse des Ararat, aus Khozan, dem Taurus; solche aus der ersten Eisenzeit, aufgedeckt im

Osten des Lac Goktchai, in Somkhetien und Zanguezur). — Zahlreiche Photographien, die sich auf Ethnographie, Religion, Geschichte und Archäologie der oben besprochenen Volksstämme beziehen, vervollständigen das schöne Werk. *Dr. G. Papillault-Paris.*

145. **F. R. Martin (Stockholm): Die Sammlung F. R. Martin, ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte und Kultur sibirischer Völker.** Mit Unterstützung des Schwedischen Staates herausgegeben. Stockholm, Kommiss. von Gustav Chelius. 1895.

Verf. hat als erster Forscher i. J. 1891 den Jurgon, einen grossen Nebenfluss des Ob, wo von russischem Einflusse fast noch gänzlich unberührte Ostjaken wohnen, besucht und sodann während eines längeren Aufenthaltes zu Minusinsk eine reiche Sammlung aus der Bronze- und Eisenzeit dieser Gegend zusammengebracht. Die 400 wichtigsten Gegenstände seiner Sammlung liegen uns auf 35 Lichtdrucktafeln vor, deren meisterhafte technische Ausführung vollste Anerkennung verdient. — Die ersten 24 Tafeln bringen circa 200 ethnographische Gegenstände der Ostjaken, weitere 10 Tafeln Gegenstände aus der Bronze- und Eisenzeit zu Minusinsk.

Der Verf. stellt das baldige Erscheinen eines reich illustrierten Textbandes in Aussicht. Wir behalten uns eine ausführliche Besprechung des ganzen Werkes nach seinem Erscheinen vor. Der Preis für dasselbe incl. der Tafeln in einer soliden, decorativ wirkenden Sammelmappe, soll in der Subskription 50 Mk. betragen. *Dr. Buschan-Stettin.*

146. **William Flinders Petrie: Die Bevölkerungsverhältnisse des alten Ägyptens und die Rassenfrage.** Deutsche Revue, 1895. Augustheft. S. 227.

In der Geschichte Ägyptens existiert ein sicherlich mehrere Jahrhunderte umfassender Zeitraum von der 7. bis zur 10. Dynastie (um 3000 v. Chr.), von dem uns bisher nur ein einziges Grab und einige königliche Namen Kunde gaben. Verf. ist der Überzeugung, dass dieser Stillstand mit einer fremden Invasion zusammenhängt, die von Westen her erfolgte und sich über ganz Ägypten, einen kleinen Teil des Landes um Memphis herum ausgenommen, erstreckte. Diese Einwanderer brachten eine absolut fremde, eigene Kultur mit, von der nach Petries Ansicht die von ihm jüngst ausgegrabenen 2000 Gräber und beiden kleinen Städte in Unterägypten (50 km nördlich von Theben) Zeugnis ablegen. Man gewinnt aus derselben den Eindruck, dass es ein hochgewachsenes, kräftig entwickeltes Jägervolk (Bergvolk) mit dunkelbraunem, wolligen Haar gewesen ist, das sich indessen von den Negern scharf unterschied, dass es ferner seine Toten mit angezogenen Beinen in gebeugter Haltung in quadratischen Erdgruben (in Form und Bau ähnlich den Gräbern zu Mykenä) zusammen

mit Urnen beisetzte, sich auf Handfertigkeiten in Steinbearbeitung und Töpferei (ohne Drehscheibe) verstand und bereits von der Anwendung des Kupfers zu Werkzeugen und Nadeln Kenntnis besass. P. vermutet, dass diese neuen Ankömmlinge Libyer oder ein südlicher Zweig des gräco-italischen Volksstammes der jüngeren Steinzeit oder Kupferzeit gewesen sind. Man darf aber nicht annehmen, dass dieses der Beginn der Einwanderungen nach Ägypten war. Denn die Monumente der 3. und 4. Dynastie weisen bereits einen wechselnden Typus der Gesichtsbildung auf. Die höchste herrschende Klasse zeigt die grösste Ähnlichkeit mit den späteren Figuren des Volkes von Punt (am südlichen Ende des roten Meeres). Für eine frühzeitige Verbindung dieses Landes mit Ägypten spricht der Umstand, dass P. zu Koptos drei Kolossalstatuen ausgegraben hat, auf denen sich Gegenstände des roten Meeres, Sägefische, Pelocerasmuscheln, ein Elefant und ein Strauss eingemeisselt finden. Ein anderer Gesichtstypus bei Leuten von gleichfalls hohen Stellungen ähnelt dem Typus der früheshten babylonischen Statuen. Die Grundmasse des Volkes endlich stellt sich als eine Mulattenform dar, wofür auch die ältesten bekannten Skelette sprechen. Es liegt daher die Annahme sehr nahe, dass Ägypten sehr früh schon von einer Kreuzung von europäischen und Negerrassen in Besitz genommen worden ist. Doch sind wir damit noch nicht an den Anfang der Dinge gelangt, denn viele Kreuzungen und Mischungen mögen vor der Zeit dieser ägyptischen Mulatten schon vor sich gegangen sein, wie auf der anderen Seite auch in späterer Zeit Ägypten wiederholt grösseren Volksmischungen unterworfen gewesen ist.

Auch in jedem andern Lande hat eine unaufhörliche Bewegung und ein unaufhörlicher Wechsel der Bevölkerung stattgefunden. Der Begriff Rasse dürfte daher nur noch im geographischen Sinne Bedeutung haben.

Dr. Buschan-Stettin.

147. Rud. Virchow: Dinka, Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895, S. 148—168.

Auf Grund eigener und fremder Angaben über die am weissen Nil wohnenden Dinka hegt Virchow im allgemeinen kein Bedenken, die damals in Castans Panoptikum ausgestellten 45 Personen als Angehörige jenes merkwürdigen Volkes anzuerkennen. Nur bei Einzelnen, namentlich Weibern, schien ihm die Herkunft zweifelhaft oder eine Mischung mit anderen Stämmen im Spiele zu sein, weshalb Virchow auch die Leute, welche in und bei Faschoda, der Hauptstadt einer ägyptischen Provinz, ansässig waren, weniger berücksichtigte, als die aus entlegeneren Gebieten kommenden Abelañ und Req. — Virchow bezeichnet die Dinka als die schwärzesten unter den Schwarzen, von welchen sie sich durch die vollständige Schwärze ihrer Lippen deutlich unterscheiden. — Das Kopfhaar war spiralgerollt und schwarz. Dieselbe Farbe hatten die ziemlich straffen

Haare des von den meisten Männern getragenen Schnurrbartes. Die Regenbogenhaut war dunkelbraun, die Bindehaut und selbst die weisse Haut der Augen mit braunen Flecken versehen. — Die Dinka sind in der Regel gekennzeichnet durch 1—4 von einer Schläfe zur anderen angebrachte Reihen senkrechter Narben, die glatt und weich, zuweilen auch (angeblich durch eingeschobene Holzstücke) erhaben und hart waren. Ausserdem kamen noch verschiedene Formen und Stellungen von Narben im Gesicht und an anderen Körperstellen vor. Virchow beschreibt diese Abweichungen genau und klagt darüber, dass viele Reisende diesen Merkmalen, welche als Stammeszeichen, als der Mode unterworfener Schmuck, zum Ausdruck von Gefühlen oder zur Behandlung von Krankheiten dienen, nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken. Auch über ein anderes Stammeszeichen, das im Ausbrechen bestimmter Zähne besteht, berichtet Verf. in sorgfältiger Weise. Meist fehlten Schneidezähne. Ein vollständiges Gebiss hatten nur 7 Personen, deren Zähne gerade standen. Bei diesen und den anderen Dinka wurde Prognathie durch das Vortreten der sehr vollen Lippen vorgetäuscht. — Das Gesicht war hoch und breit. Sein Index betrug bei 13 von 20 Personen 75—90. Die Mehrzahl der Dinka hatte keine eigentliche Negernase, sondern war mesorrhin. Die Dinka sind ferner ausgesprochene Langköpfe und haben einen grossen Horizontalumfang. — Sie haben eine ungewöhnliche Körperlänge von durchschnittlich 1,82 (9 Männer) bezw. 1,63 m (8 Weiber) und eine noch grössere Klafterweite, die bei den Weibern die Körperlänge mehr (65—184) übertrifft, als bei den Männern (36—144 mm). Das Übergewicht der Klafterweite beruht hauptsächlich auf der Länge der Arme. Zwischen den langen Händen der Dinka und ihrer Körperhöhe fand Virchow keinen bestimmten Parallelismus. Was die auf einem beigefügten Bilde gut vergleichbaren Teile der Körpergrösse betrifft, so ist der Rumpf kurz, die Beine sind lang, weshalb die Dinka von Schweinfurth Sumpfmenschen, von Junker stelzbeinige Nil-Neger genannt werden. Die Füsse, von welchen Verf. ebenso wie von den Händen Umriss-Zeichnungen beigegeben hat, sind gross, namentlich lang, auch im Verhältnis zur Körperhöhe. Bei mehreren Personen fand Virchow den linken Fuss länger und mit einer längeren 2. Zehe versehen, als den rechten. — Am Schlusse der meisterhaften Beschreibung erfahren wir auch, wie schwer die Mitglieder dieser Dinka-Truppe sind. Da wir durch Vergleich des Gewichts mit der Länge des Körpers uns einen annähernden Begriff von der Verteilung der Masse auf die Hauptausdehnungen des Körpers machen können, z. B. mittelst der vom Ref. (Virchows Archiv, 1891, S. 188—193) eingeführten Höhenzahl des Gewichts, so dürfte es wünschenswert sein, bei anthropologischen Aufnahmen die Gewichtsangaben nicht mehr, wie es bisher meistens geschieht, zu vergessen.

Dr. Mies-Köln.

148. Dr. R. Verneau: Ouolofs, Leybous et Sérères. L'Anthropologie. Bd. VI. 1895. S. 510.

Verfasser hat einige Eingeborene von Senegambien, die im vorigen Sommer in Paris ausgestellt waren, anthropologisch studiert. Die Zahl dieser seiner Beobachtungen wird noch vermehrt durch einige schon früher veröffentlichte Fälle. Von den 28 Ouolof (22 ♂ und 6 ♀) hatte Verneau 12 schon während der Weltausstellung von 1889 gemessen; diese Fälle sind in einem Vortrage von Deniker und Laloy (Deniker et Laloy: Les races exotiques à l'Exposition universelle de 1889. L'Anthropologie. I. Bd. 1890, S. 263) veröffentlicht worden. Die mittlere Höhe der 22 Männer beträgt 1,71 m, diejenige der 6 Frauen 1,647 m. Der Schädelindex ist dolichocephal: ♂ 75,56; ♀ 73,08. Die Nase ist beträchtlich vorspringend; der Nasenindex hat einen ziemlich niedrigen Wert; ♂ 91,2, ♀ 105,5. Die Hautfarbe ist sehr dunkel (No. 42—43, 28—41 der Brocaschen Skala).

Die Leybu bilden einen kleinen Stamm, der in der Umgegend von Dakar wohnt; sie bezeichnen sich selbst als „Ouolof von Dakar". Die Haut ist ein wenig heller, als bei den Ouolof, sie ist etwas glänzend wie bei den Mandingen. Die Körperhöhe beträgt 1,73 m (34 Männer, wovon 6 von Dr. Collignon in der Ausstellung von Bordeaux gemessen worden sind). Der Kopf ist kürzer als bei den Ouolof (Schädelindex 76,04). Der Nasenindex beträgt 96,74. Nach Verneau stellen die Leybu ein Mischungsprodukt der sie im Norden angrenzenden Ouolof und der im Süden gelegenen Mandingo vor.

Wie die Leybu haben die Sereren eine etwas schokoladenähnliche Hautfarbe (No. 28 der Skala), die mittere Körperhöhe von 13 Männern war 1,746; diejenige von 5 Frauen dagegen nur 1,554. Der Schädelindex (♂ 75, ♀ 72,37) und der Nasenindex (♂ 92,3, ♀ 102,17) haben ungefähr denselben Wert wie bei den Ouolof. Die gemessenen Individuen stammen von Baol und von Salum her, einer Gegend, welche zwischen der Heimat der Ouolof und der Mandingo gelegen ist. Sie scheinen ein Mischling zwischen diesen beiden Rassen zu sein.

Die Abhandlung Verneaus enthält sehr interessante Abbildungen einiger Typen dieser drei Negerrassen, sowie ausführliche Maasstabellen, die leider nur die Mittelwerte, das Maximum und Minimum und nicht die Einzelmaasse jedes Individuums enthalten. *Dr. L. Laloy-Paris.*

149. Rud. Virchow: Kraniologie der Dahome. Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. 1895, S. 286—296.

Von 17 Schädeln aus Edea, die nur zum Teil von Bewohnern Dahomes, im Übrigen von Leuten aus dem benachbarten Hinterlande von Togo stammen, sind 16 aus Gräbern genommen worden, während einer, ebenso wie 2 weitere ♂ Schädel, die in Hütten von Mbome gehangen haben, abgeschlagene Köpfe von Feinden sind und als Trophäen gedient haben.

10 von jenen 16 zuerst beschriebenen Schädeln hält Virchow für ♂, 6 für ♀, wobei er jedoch auf die Schwierigkeit, an Schädeln wilder Stämme das Geschlecht zu erkennen und auf das Vorkommen weiblicher Formen bei Negerköpfen hinweist. Der grossen Mehrzahl nach sind es Langschädel. Kein Kurzschädel ist dabei. 9 sind orthocephal, 5 hypsicephal. Der Innenraum ist durchschnittlich sehr mässig. Ein wegen ausgedehnter Nahtverknöcherung in der Schläfengegend als pathologisch bezeichneter ♂ und 2 ♀ Schädel sind sogar nannocephal. Übrigens schwankt der Schädelinhalt ungemein, bei den Männern (1150—1570) viel mehr als bei den Frauen (1083—1315 ccm). Umgekehrt zeigt der im Ganzen grosse Horizontalumfang bei Ersteren geringere Unterschiede (40) als bei Letzteren (46 mm). Wie der Horizontal-, ist auch der Sagittalumfang ziemlich beständig, namentlich der durchschnittlich 34,3 v. H. desselben einnehmende Vorderkopf (Stirnbein). In Bezug auf den Gesichtsindex giebt Verf. je 2 Männer und Frauen für leptoprosop, 5 ♂ und 3 ♀ für mesoprosop aus. Von letzteren würden nach dem Einteilungsversuch des Ref. nur je 1 ♂ und 1 ♀ mittlere, 4 ♂ und 2 ♀ rundliche Gesichter haben. Die Nase der meisten Männer und aller Frauen ist mehr oder weniger breit (platyrrhin), der Gaumen sämtlicher Schädel schmal (leptostaphylin). Alle Schädel sind meist hochgradig prognath. Aus dem zuweilen ungewöhnlich kleinen Unterkiefer, dessen Winkel nahe zusammenliegen, sind bei 2 ♂ die Schneidezähne ausgebrochen. Von den Abweichungen in der Bildung sei nur erwähnt, dass je zweimal ein Stirnfortsatz der l. Schläfenschuppe und Schläfenenge, in 3 Fällen ein os apicis occip. und einmal eine vordere Ritze im Wangenbein gefunden wurde. — Unter den als Trophäen hergerichteten 3 Schädeln hat der aus Edea grosse Ähnlichkeit mit den übrigen von dort stammenden Schädeln. Die beiden anderen (aus Mbome) aber stellt Virchow wegen ihrer Hypsimesocephalie den Bantu-Schädeln näher, und hält es für möglich, dass auch die 3 Mesocephalen aus dem Grabe von Edea nicht zu den Dahome gehören. *Dr. Mies-Köln.*

150. Sören Hansen: Bydrag til Eskimoenes Kraniologi. Meddelelser om Grönland. XVII. S. 347. Kopenhagen 1895.

Unter den bisher spärlichen Beiträgen zur physischen Anthropologie der eskimoischen Rasse hat die kurze Beschreibung einer ganz kleinen Schädelreihe aus dem nordöstlichsten Grönland, welche wir Ad. Pansch verdanken, stets eine hervorragende Stellung eingenommen, weil es sich hier um einen wahrscheinlich völlig unvermischten Stamm handelt, deren Überreste im Jahre 1869 von Pansch selbst als Mitglied der zweiten deutschen Nordpolarexpedition gesammelt wurden. Schon im Jahre 1823 hatte Clavering hier in der Nähe eine kleine eskimoische Bevölkerung angetroffen, die später nicht mehr gesehen worden und jetzt seit langem verschwunden ist. Der dänische Marineleutnant Ryder hat nun von denselben Gegenden her eine zweite Schädelreihe zurückgebracht, die in der vorliegenden Abhandlung

beschrieben und mit der von Pansch gesammelten zusammengestellt ist. Im ganzen sind jetzt ca. zwanzig erwachsene Schädel aus dieser Lokalität vorhanden, welche alle den charakteristischen eskimoischen Typus darbieten, obwohl die individuellen Verschiedenheiten sehr beträchtlich sind. (Der Längenbreiten-Index schwankt von 71,3 bis 81,1, der Längenhöhenindex von 65,6 bis 75,3.) Da jede Möglichkeit einer Beimischung europäischen Blutes ausgeschlossen ist, muss die grosse Variabilität von einer ursprünglichen Mischung von nicht näher bekannten Elementen herrühren, und wenn dessenungeachtet der eigentümliche eskimoische Typus fast immer sehr deutlich hervortritt, so rührt dieses von einzelnen vorherrschenden Zügen her, vor allem von der bekannten hohen pyramidalen Form des Schädels. (Besonders interessant war in dieser Rücksicht ein männlicher Schädel, an welchem die Schläfenlinien beiderseits sehr hoch lagen und nur durch einen etwa 2 cm breiten aufgetriebenen Scheitelkamm getrennt waren, ganz wie bei den menschenähnlichen Affen).

Wie aus der nachstehenden Tabelle hervorgeht, waren die Schädel gross, mässig dolichocephal, hypsicephal, chamäprosop, leptorrhin. Die grossen Dimensionen deuten eine ansehnliche Körpergrösse an, noch ansehnlicher als die der südlichen Ostgrönländer, unter welchen die Männer nach Holm 165 cm, die Weiber 155 cm messen. Dieser Umstand bestätigt, was man aus ethnographischen Gründen annehmen darf, dass nämlich dieser Stamm sich an die Westeskimos in der Gegend von Point Barrow anschliesst und an der Nordküste Grönlands entlang eingewandert ist. Der Längenbreiten-Index ist um ein wenig höher als an den von Pansch gemessenen Schädeln (73,3). Bei dem verhältnismässig niedrigen Längenhöhen-Index muss die grosse Länge beachtet werden. Wie an allen anderen Eskimoschädeln ist die Nase sehr schmal; es sei gelegentlich die Bemerkung erlaubt, dass ich an einem Schädel aus Nordwestgrönland den niedrigsten bis jetzt gemessenen Nasen-Index getroffen habe (33,9).

	♂	♀
Horizontalumfang	528	521
Sagittalumfang	368	373
Grösste Länge	190	181
Grösste Breite	143	139
Grösste Höhe (basilo-bregm.)	133	133
Kleinste Stirnbreite	98	94
Jochbreite	147	133
Längenbreiten-Index	75,0	75,8
Längenhöhen-Index	69,8	72,9
Nasen-Index	42,0	39,2

Autoreferat.

151. Bericht des Committés über: The North-western tribes of Canada. Report of the British Association 1895. p. 522.

Der zehnte Bericht des obigen Committés besteht aus 70 enggedruckten Seiten über die physikalischen, ethnographischen und philologischen Merkmale der Indianer von British Columbia an der Nord-Pacific-Küste. Die nachstehenden Maasse beweisen, dass man hier wenigstens vier Typen unterscheiden muss, die sich auf die a. Ilusse Nass, b. Kwakiuk, c. See Harrison, d. Salisch-Indianer beziehen.

		a.	b.	c.	d.
Körpergrösse	in cm	1670	1644	1580	1679
Kopflänge	„ mm	195,5	(196)	183	191,8
Kopfbreite	„ „	161,5	(161)	164,5	160
Gesichtshöhe	„ „	120,5	129,1	115,5	123
Gesichtsbreite	„ „	156,5	150,4	151,5	149,2
Nasenhöhe	„ „	50,8	55,7	52,8	55,6
Nasenbreite	„ „	40,1	39,3	37,5	40,8
Cranial-Index	„ „	83,5	83,8	88,8	83,4
Gesicht-Index	„ „	77,0	86,7	76,2	83,6
Nasal-Index	„ „	79,5	71,6	72,0	74

Charles S. Myers-London.

152. Dott. J. Supino: Crani peruviani antichi. Atti della Società Veneto-Trentina di scienze naturali. Ser. II, Vol. II, Fasc. II. Padova 1895.

Der Verfasser untersucht neun Schädel der alten Peruaner und giebt von einem jeden eine kurze Beschreibung sowie die wichtigsten Messungen nach der Frankfurter Verständigung. Sechs Schädel sind nicht deformiert; zwei zeigen eine sehr leichte und einer eine starke Deformation. Da unter neun Schädeln sich nur zwei mesocephale und ein dolichocephaler finden, und der letzte nicht deformiert, die zwei mesocephalen dieses in so geringem Grade sind, dass man ihren Typus für unverändert halten kann, so stimmt der Verfasser der von Sergi und Moschen aufgestellten Behauptung bei, dass bei den alten Einwohnern von Peru, neben einem vorwiegend brachycephalen Typus, noch ein mesocephaler und dolichocephaler Typus existiert haben muss. *Prof. Dr. Moschen-Rom.*

3. Urgeschichte.

a. Allgemeines.

153. O. Montelius: Zur Geschichte des ältesten Wohnhauses in Europa, speziell im Norden. Archiv f. Anthrop., XXIII. Bd., 1895. 3. Heft.

Entgegen der Annahme von R. Henning vertritt der Verfasser die Ansicht, dass nicht die einseitige, sondern die runde Form die ursprüngliche

des „arischen Hauses" war. An einer grossen Anzahl Beobachtungen, die sämtlich einem Gebiete, dem nördlichen Europa, entnommen sind, wird gezeigt, wie sich aus der urältesten Form des Hauses, dem runden konischen Zelte, allmählich das vierseitige Haus mit Walmdach und zuletzt die heutigen Tages bei uns allgemein übliche Bauweise mit spitzen Giebeln und Satteldach entwickelt hat. In Schweden speziell haben sich Überreste runder Häuser aus den verschiedensten Zeiten erhalten, und noch heute sind auch bei der schwedischen Bevölkerung neben Häusern mit Walm- und Satteldach runde Hütten, wenn auch nur als Nebengebäude, im Gebrauch. Das Baumaterial, dessen man sich in Schweden in heidnischer Zeit bediente, bestand teils aus unbehauenen Steinen und Rasen, teils aus Holz und ungebranntem Lehm.

Montelius zeigt weiter, dass die runde Hüttenform in ganz Europa einstmals sehr verbreitet war und auch heutigen Tages noch nicht verschwunden ist. Je weiter man zurückblickt, desto allgemeiner findet man die runde Form, von der Steinzeit an bis in die Gegenwart. Runde Scheunen, wie sie noch jetzt in manchen Gegenden Russlands im Gebrauch sind, haben eine auffallende Ähnlichkeit mit den auf der Antoninsäule in Rom dargestellten germanischen Bauten; dagegen lehren Hausurnen, dass auch die vierseitige Form bei uns frühzeitig Eingang gefunden hat.

Dr. J. Deichmüller-Dresden.

154. Niccolò Pinsero: La psicologia dell' uomo preistorico. Palermo, Alberto Reber 1895. 275 Seiten.

Verf. meint es zwar recht gut; er möchte grade durch übersichtliche Popularisierung das Interesse für die Prähistorie anregen. Aber soviel er auch mit Liebe und Begeisterung schreibt, bringt er nicht so sehr die wissenschaftlichen Resultate der prähistorischen Forschung, als vielmehr sein System eines dogmatischen Weltbildes, eine übertriebene Verherrlichung der Darwinistischen Evolutionstheorie. — Im ersten Kapitel bespricht er die Abstammungstheorie und das Alter des Menschengeschlechts und erörtert die Frage nach der Existenz des Menschen in der Tertiärzeit im verneinenden Sinne. Dafür führt er aber für diese Epoche einen „Vorläufer" des Menschen ein, der nun weder der Anthropopithecus Mortillets, noch der Pithecanthropus Häckels, sondern „un essere immediante inferiore (sc. als der Mensch), derivante dagli antropoidi fossili", mit „una conformazione ed una intelligenza di gran lunga inferiore a quelle delle più basse razze umane connosciute" ist. Bei solchen vagen Behauptungen ist der feste Boden für wissenschaftliche Prähistorie verschwunden.

Es folgt die Periodeneinteilung für den quartären und für den neolithischen Menschen. Die Epoche des ersten teilt Pinsero ein in die Unterabteilungen: età Perugina, Vibratiana, Ventimigliese und Fanièse (entsprechend dem Zeitalter St. Acheul, Moustier, Solutré und Madeleine.)

Der Uomo perugino war noch mehr anthropoid als menschlich; sein untersetzter Körper wird genau geschildert. Von Gemüt war er cholerisch, heftig, zum Kampf aufgelegt, jeglicher Moral bar. Er wohnte in den Ebenen und Flussniederungen, noch nicht in Höhlen. Sein einziges Werkzeug war der „Faustkeil"; er lebte nur von Vegetabilien, war folglich noch kein Anthropophage. Artikulierte Rede war ihm noch versagt; Gemeinschaftsleben kannte er noch nicht. — Der vibratianische Mensch repräsentiert einen grossen Fortschritt gegen seinen Vorgänger. Er war an Intelligenz allerdings noch äusserst arm, „ein noch Wilder vollständig, beherrscht von brutalen Instinkten", aber er hatte schon eine ganze Reihe von Werkzeugen und Waffen erfunden. Wegen der klimatischen Verhältnisse (Eiszeit) konnte er nicht mehr wie der Peruginer nackt laufen; er musste mit grossen Tieren der Periode um den Besitz der Höhlenwohnungen kämpfen, lernte so Fleisch fressen und sich in Felle kleiden. Sein physischer und mentaler Fortschritt ist nun doch wieder ein sehr grosser; er gewann den Begriff des Eigentums, schloss sich mit seines Gleichen in die erste Gemeinschaft des Lebens zusammen, er lernte die Sprache und es erwachten in ihm die ersten sozialen Instinkte und ein moralisches Bewusstsein. Es entstand die Gemeinschaftsform des Matriarchats, der erste ethische Kampf, ein Kampf ums Recht! Er gewann den Gebrauch des Feuers und lernte kochen; um das Feuer sammelte sich zuerst die Familie, und mit ihr entstand die erste Religion, der Feuercult.

So geht es durch alle übrigen Abschnitte der quartären, nachher der neolitischen Zeit weiter. Ein Referat kann unmöglich das ganze Buch excerpieren; die beiden angeführten Epochen dürften auch genügen, um des Verf. Methode zu charakterisieren. Wir werden nun weitergeführt durch alle Stadien: wo der Mensch Horn und Knochen verarbeitet, Haustiere zähmt, Hütten baut, Tote begräbt, Kunstfertigkeiten lernt u. s. w. Der Schädel wächst fast in jeder Periode, auch der dritten. Es ziehen sich unendlich viele Citate namentlich aus Dupont und Schiettarella immer wieder durch viele Seiten des Buches. Inzwischen immer wieder mehr philosophisch sein sollende Beweisführungen dafür, dass „bisogna pur convenire che lo spirito umano è un evoluzione dello spirito animale." Dazu ein Exkurs über das Seelenleben von Gorilla, Schimpanse und Orang. Dabei erfahren wir u. A. allen Ernstes, dass die Gorillas „la lora brava religione" haben, „rappresentata del feticismo", von welchem letzteren Verf., im Widerspruch mit fast allen Religionsforschern, ohne Beweis behauptet, dass er die niedrigste Form aller Religion sei; die Forschung hält ihn sonst für eine Degeneration. Von den Schimpansen heisst es wörtlich: „La loro religione è pure il feticismo; pare anzi che vadano più in là, credendo alla vita futura", und deshalb ist einer ihrer Spezialgebräuche — die Schlangen zu begraben, welche von ihnen „pure

adorati“ werden! Es bedarf hierzu keines weiteren Kommentars. Das ist alles Phantasiekonstruktion, aber keine Wissenschaft.

Dr. K. Scipio-Stettin.

155. Hj. Appelgren: Konserveringsmetoder för metallsaker. (Konservierungsmethoden für Metallsachen.) Finskt. Museum, 1895. Nr. 7—8. S. 55—57.

Mag. phil. Hackman-Helsingfors.

156. F. Deichmüller: Steinhämmer mit Rillen. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 135.

Anknüpfend an dieselben Verhandlungen 1894 S. 330 berichtet D. über eine in Nord-Amerika übliche Befestigungsweise solcher Hämmer mittelst einer umgelegten Schleife aus biegsamem Holz.

Ähnliche Steinhämmer besitzt das Dresdener Museum von Cöthen und von Rügen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

157. A. Voss: Steinwerkzeuge mit Schäftungsrillen. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 137.

Eine grössere Anzahl von Hämmern und Äxten aus den verschiedensten Gegenden Europas und aus Hissarlik wird beschrieben und z. T. abgebildet.

Dr. A. Götze-Berlin.

158. Manouvrier: Le T-sincipital. Curieuse mutilation crânienne néolithique. Bull. de la Soc. d'Anthropol. de Paris. Bd. 6. 1895. Stzg. v. 16. Mai.

Als „T-sincipital“ beschreibt Manouvrier eine eigentümliche Narbe in Form eines T, die er an einigen neolithischen Schädeln französischer Dolmen aufgefunden hat. Es handelt sich um eine tiefe Narbe der Schädeldecke, die während des Lebens durch die behaarte Kopfhaut zugefügt worden ist und an allen Exemplaren dieselbe Anordnung und Stelle — Scheitelgegend; der Längsast fängt immer ein wenig oberhalb der vorderen Krümmung des Stirnbeins an, geht dann längs der Pfeilnaht entlang und endigt in der Nähe des Obelion, wo er auf den Querbalken trifft, der jederseits symmetrisch bis hinter die Scheitelhöcker herabreicht — zeigt. Bemerkenswert ist noch, dass an allen Schädeln die Narbe stellenweise unterbrochen ist, ein Anzeichen dafür, dass diese Wunde nicht durch einen einzigen Schnitt hervorgebracht worden sein kann. Von 12 Schädeln des Dolmen von Epône zeigten drei, und zwar weibliche Schädel, solche T-förmige Narbe; an 6 anderen weiblichen Schädeln fehlte sie. Weiter fand Manouvrier sie an je einem Schädel aus den Dolmen zu Vauréal, Conflans-Ste.-Honorine und Feigneux, alles drei Dolmen, die nicht weit von dem von Epône im Departement Seine-et-Oise liegen und der jüngeren Steinzeit angehören. Es waren dies ebenfalls weibliche Schädel. Ob diese Sitte, die vorläufig eine ganz lokale zu sein scheint, auf einer Anschauung

religiöser, kriegerischer, strafrechtlicher, therapeutischer, ornamentöser etc. Art beruht haben mag, muss weiteren Funden zu entscheiden vorbehalten bleiben. *Dr. Buschan-Stettin.*

159. Dr. R. Lehmann-Nitsche: Ein Beitrag zur prähistorischen Chirurgie. Langenbecks Arch. f. Klin. Chir. Bd. 51. 1895. H. 4.

Beschreibung und bildliche Darstellung einiger pathologischer Befunde an Skeletten (3 Femora mit Arthritis deformans, ein vierter mit Anzeichen einer Periostitis, je eine Fibula und Tibia mit gut geheiltem Knochenbruch, eine Schädelkapsel mit einer verheilten Impression, eine andere mit den Anzeichen eines gleichfalls verheilten Säbelhiebes) aus den dem 5. bis 7. Jahrh. n. Chr. angehörigen Gräberfeldern zu Allach, Dillingen, Memmingen und Burglengenfeld und einem der älteren Bronzezeit Bayerns angehörigen Hügelgrabe zu Schöngeising. — Wir lassen es dahingestellt, ob es sich hierbei um die Resultate einer bewusst ausgeübten chirurgischen Thätigkeit handelt, wie Verfasser will, oder lieber um Spontanheilungen, wie solche sowohl für Menschen, als auch für Thiere nachgewiesen sind. Die zweite Annahme scheint uns die zunächst liegende zu sein.

Dr. Buschan-Stettin.

b. Funde.

α. Die nordischen Länder.

160. O. Montelius: Les temps préhistoriques en Suède et dans les autres pays scandinaves. Ouvrage traduit par Salomon Reinach. Avec 1 carte, 20 planches contenant 120 figures et 427 figures dans le texte. Paris, E. Leroux 1895. 8°. Pag. I—VI, 1—352.

Das kleine Buch von Montelius: „Om lifves: Servige under hednatiden“, in 1873 zum ersten Male veröffentlicht, ist allmählich ein grosses Buch geworden. Jede Übersetzung, (schon in 1874 erschien eine französische: „La Suède préhistorique“, Stockholm, Norstedt & Söhne, — dann in 1885 eine deutsche: „Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit“, Berlin, Reimer, — dann in 1888 eine englische: „The Civilisation of Sweden in heathen Times“, London, Macmillan — und endlich die jetzt vorliegende neue französische) hat dem Buche neues Material in Wort und Bild zugeführt. Schon die Textabbildungen sind mehr als doppelt so viele als jene der deutschen und englischen Auflagen, und dazu kommen noch die 20 Tafeln, die Periodeneinteilungen des Verfassers illustrierend. Im Texte hat der Verf. alles Neue aufgenommen, was für die Archäologie des Nordens von Wichtigkeit ist, speziell hat er den norwegischen und dänischen Verhältnissen mehr Aufmerksamkeit zugewendet, als früher. Das Buch ist also den neuesten Fortschritten der Wissenschaft vollkommen angepasst und verdient als fast neu bezeichnet zu werden.

Der Verfasser hat sich in den späteren Jahren bekanntlich mit Vorliebe mit chronologischen Feststellungen beschäftigt, und das vorliegende Buch veranschaulicht in übersichtlicher Form die neuesten Resultate seiner Arbeit auf diesem Gebiete. — Sein Schema hat folgendes Aussehen:

Zeitalter des ungeschliffenen Feuersteins (neolithisch).

Periode I. Älteste skandinavische Steinzeit.
„ II. Zeit der Kökkenmöddinger.

Zeitalter des ungeschliffenen Feuersteins bis 1700 vor Christus.

Periode I. Anfang der späteren Steinzeit. Gräber unbekannt.
„ II. Zeit der Dolmens.
„ III. „ „ Ganggräber.
„ IV. „ „ Steinkisten.

Bronzezeitalter (1700—500 vor Chr.).

A. Erste Bronzezeit.	Periode I.	1700—1400	v. Chr.
	„ II.	1400—1200	„
	„ III.	1200—1000	„
B. Zweite Bronzezeit.	„ IV.	1000— 850	„
	„ V.	850— 650	„
	„ VI.	650— 500	„

Eisenzeitalter (500 v. Chr. bis 1050 n. Chr.).

A. Erste Eisenzeit. Vorrömisch.
Periode I. 500— 300 v. Chr.
„ II. 300— 150 „
„ III. 150— Christi Geburt.

B. Zweite Eisenzeit. Zeit des römischen Einflusses.
Periode IV. Chr. Geb. — 200 n. Chr.
„ V. 200 — 400 „

C. Dritte Eisenzeit. Zeit der grossen Völkerwanderungen.
Periode VI. 400— 600 n. Chr.
„ VII. 600— 800 „

D. Vierte Eisenzeit. Vikingerzeit.
Periode VIII. 800—1050 n. Chr.

Die verschiedenen Perioden hier zu charakterisieren erlaubt der Raum nicht, sondern wird auf das Buch selbst hingewiesen. Der Wert des Buches wird für Nicht-Skandinavier durch ausführliche bibliographische Übersichten noch erhöht. *Dr. Hj. Stolpe—Stockholm.*

161. Montelius: De förhistoriska perioderma i Skandinavien. (Die vorgeschichtlichen Perioden in S.) Separatabdruck aus dem Mönadsblad 1893. Stockholm 1895. 8°. S. 1—16. Taf. 1—20.

Unter diesem Titel reproduziert Verf. die dem vorigen Buche beigegebenen Tafeln mit Erläuterungen und präzisiert in einer kurzen Ein-

leitung näher seine chronologischen Angaben. Die Zeitbestimmungen der einzelnen Perioden sind im Ganzen dieselben, nur schreibt Verf. für die Perioden des Bronzezeitalters 1450, 1250, 1050 statt 1400, 1200 und 1000, doch mit ausdrücklicher Betonung, dass diese Jahreszahlen nur ein Ungefähr bezeichnen. *Dr. Hj. Stolpe—Stockholm.*

162. Carl Wibling: Tiden for Blekings första bebyggande. Karlskrona 1895. 8⁰. S. 1—6.

Verschiedene Spuren von alten Wohnplätzen der Küste von Bleking entlang führen den Verf. zu der Annahme, dass das Steinaltervolk schon zur Zeit des höchsten Wasserstandes des postglacialen (Litorina-) Meeres hier wohnte, und betrachtet er auch die an diesen Plätzen gefundenen steinernen Geräthe für gleichzeitig, oder sogar für älter als die dänischen Kjökkenmöddinger. — Wibling berechnet, dass die geologischen Veränderungen, die seit jenen Ansiedelungen stattgefunden, wenigstens 10 000 Jahre erfordert haben. *Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.*

β. Deutschland.

163. H. Busse: Märkische Fundstellen von Altertümern. Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 454.

Zunächst wird über zwei bereits bekannte Burgwalle berichtet, auf denen Busse slavische Scherben mit Kammstrich-Ornamenten fand. Es folgt eine Mitteilung über ein grosses Gräberfeld bei Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow, aus dem bisher etwa 1000 Thongefässe herausgeholt wurden. Sie gehören nach den beigefügten Abbildungen einer dem niederlausitzer Typus verwandten, im östlichen Teil der Provinz Brandenburg heimischen Gruppe an. *Dr. A. Götze-Berlin.*

164. Wegener, Ph.: Bericht über den Urnenfriedhof bei Bülstringen (R.-B. Magdeburg) mit 75 Fig. von R. Tietzen. Zeitschr. f. Ethnol., 27. Jahrg. 1895, S. 121—148.

Der Windmühlenberg von Bülstringen bei Neubaldensleben ist schon früher ergiebig an Urnen gewesen, bis seit 1893 auf Anregung des Allervereins System in die Grabungen gebracht ist und etwa 130 Gefässe geborgen sind nebst kleineren, durch Leichenbrand beschädigten Beigaben. Auf dem verhältnismässig kleinen Gebiet, das bisher untersucht ist, standen die Urnen unregelmässig in geringen Zwischenräumen etwa $1/_3$ m unter der Oberfläche; fast jede enthielt die Reste des Leichenbrandes, darauf oben ein Beigefäss und die mitverbrannten Beigaben, doch waren anscheinend andere im Leichenbrand gesprungen und in Scherben mit der Asche in die Grube geschüttet. Steinpackung war hin und wieder angewendet, meist auch eine flache, gehenkelte Schale über die Urne gedeckt. Die Gefässe zeigen eine wenig edle und entwickelte Keramik; sie sind mit

der Hand geformt, innen mit einem Streichstein geglättet und nur mangelhaft gebrannt; als Aschenurnen dienen wenig verschiedenartige Töpfe oder Amphoren, als Beigefässe daneben Tassen, Schalen und Ampeln; neben Henkeln erscheinen Wülste mit Schnurlöchern, am Boden dreimal das Kreuzornament. Die Mehrzahl ist auf der Oberfläche mit Furchen oder Einzeleindrücken versehen, meist geometrisch in Dreiecken und Winkeln angeordnet; charakteristisch ist daneben unregelmässige Strichverzierung, die binsenartig die Oberfläche bedeckt oder durch glatte Zwischenflächen gegliedert ist. Unter den Beigaben fehlen Waffen gänzlich, nur sichelförmige Eisenmesser fanden sich, und Nägel mit Bronzeköpfen lassen nebst bandartigen Eisenbeschlägen an Schilde denken; vereinzelt steht ein Angelhaken aus Eisen. Gürtelhaken einfachster Art sind zahlreich gefunden, kleinere mit Ohrringen zusammen auch in Frauengräbern, denen auch Gürtelringe angehören. Zwei eiserne Zierbleche mit Fibelverschluss und Kettenbehang (F. 24, 25) scheinen Unika zu sein und barbarische Arbeit zu verrathen, noch mehr die fibelartigen Beschläge Fig. 49—50. Eigenartig sind auch 2 Eisenringe mit mehreren an Kettchen hängenden Pinzetten, an Hallstädter Lendengehänge erinnernd. Die Nadeln haben in der Regel aus Doppelkegeln gebildete Köpfe aus Bronze, während die Dorne eisern sind, mitunter S-förmig gekrümmt. Zahlreich sind auch die Ohrringe, sämtlich aus Bronze nachenartig gebogen und am federnden Draht mit meist blauen Glasflussperlen geschmückt. Wichtiger als Nähnadel, Kamm, Reste von Armringen und Zierscheiben sind die 4 Bronze- und 4 Eisenfibeln, welche unverkennbar auf die La Tène-Zeit hinweisen, wie ja auch sonst das Eisen überwiegt und Bronze nur als Schmuckmaterial auftritt; Gold und Silber fehlen, ebenso Spuren römischer Kultur, sodass diese Gräber wohl in das letzte Jahrhundert vor Christi Geburt zu setzen sind. Weitere Grabungen sind beabsichtigt und würden wichtigeren Aufschluss über die Entwickelung der La Tène-Kultur bringen, als bei der bisherigen Beschränkung der Untersuchung möglich war. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

165. R. Virchow: Ein slavischer Schädel von der sog. Neuen Burg im Nuthethal bei Potsdam. Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 335.

Der Schädel wurde in einem neben der neuen Burg gelegenen Gräberfelde gefunden, welches sich durch die mehrfach vorkommenden Schläfenringe als slavisch erwies. Er ist orthodolichocephal (LB.-Ind. 74,7, LH.-Ind. 74,2, Ohrhöhen-Ind. 64,2). Die Neue Burg wurde nach Fidicin wahrscheinlich zur Zeit Albrechts des Bären erbaut. *Dr. A. Götze-Berlin.*

166. Behla: Weitere Eisenfunde von Niewitz (Kreis Luckau). Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 422.

Unweit der schon früher (dieselben Verh. 1894, S. 472) erwähnten Fundstelle wurden zwei mit Steinen umsetzte Brandgräber mit Urnen und

Eisengeräten aufgedeckt. Nach der Beschreibung der Stücke und dem Hinweis auf andere ähnliche Funde handelt es sich wohl um Gräber der römischen Kaiserzeit. *Dr. A. Götze-Berlin.*

167. **A. Götze: Ein mit weisser Masse ausgelegter Scherben von Adersleben.** Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 433.

Unter Hinweis auf ähnliche, früher veröffentlichte Thongefässe wird auf einen neolithischen Scherben von Adersleben, Prov. Sachsen, aufmerksam gemacht. *Dr. A. Götze-Berlin.*

168. **Grempler: Die weisse Füllmasse in Einritzungen prähistorischer Thongefässe.** Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 462.

Grempler weist unter Bezugnahme auf frühere Publikationen auf weisse Inkrustation an Gefässen von Sacrau (Röm. Kaiserzeit), sowie an neolithischen Gefässen des Breslauer Museums hin.

Hieran anschliessend bespricht Olshausen den Scherben von Adersleben und eine grössere Anzahl anderer Gefässe mit weisser und dunkler Füllmasse der Ornamente, besonders hinsichtlich der chemischen Seite.

Dr. A. Götze-Berlin.

169. **Prof. Dr. A. Nehring: Über einen diluvialen Kinderzahn won Předmost in Mähren** unter Bezugnahme auf den schon früher beschriebenen Kinderzahn aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar. Verh. der Berliner anthropol. Gesellschaft. 1895. XXVII. S. 425.

Um seine Hypothese über den diluvialen Kinderzahn von Taubach zu stützen, stellt Nehring mit einem anderen von Maška in Předmost gefundenen diluvialen Kinderzahn Vergleichungen an. Auch der Zahn von Předmost ist ein vorderer Milchmahlzahn des linken Unterkiefers, doch etwas zierlicher gebaut und weniger von dem heutigen menschlichen Typus abweichend, als der Taubacher Zahn, bei welchem eher von einem pithekoiden Charakter gesprochen werden kann. Aus einer vergleichenden Messungstabelle ersieht man, dass sich die Grössenverhältnisse dieser beiden diluvialen Zähne an diejenigen der entsprechenden Zähne von Kindern der Naturvölker stark anlehnen. Während der Taubacher Zahn zugleich mit Resten von Elephas antiquus gefunden wurde, ist der Zahn von Předmost der Mammutzeit (Eleph. primig.), demnach einer jüngeren Periode zuzurechnen. *Dr. O. Hovorka v. Zderas-Janjina.*

170. **H. Schumann: Zwei Depotfunde von „Steinpflügen“ aus der Umgebung des Randowthales (Pommern).** Verhandl. der anthropol. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 328 (mit Abbild.).

I Depotfund von Wollin bei Pencun. Vier kolossale Steingeräte wurden 30 cm tief in radicaler Anordnung, mit den Spitzen gegen einander zulaufend, gefunden. Ihre Länge beträgt 49—30 cm; sie sind sämtlich mit einem schräg verlaufenden, konischen Bohrloch versehen. Bei drei Exemplaren sind die Sägeschnitte, mit denen sie von einem grösseren Stein abgetrennt wurden, deutlich wahrnehmbar.

II. Depotfund von Trampe (Uckermark). Er besteht aus zwei 2 Fuss tief gefundeneu Steingeräten von ähnlicher Form und Grösse (48 und 36 cm lang) wie die vorigen.

Eine Verwendung dieser Geräte als geschwungene Waffen oder Werkzeuge ist bei ihrer Grösse ausgeschlossen; gegen ihre Deutung als Ackerpflüge lässt sich ein gewichtiger Einwand nicht geltend machen.

Dr. A. Götze-Berlin.

δ. Die österreichischen Länder incl. Ungarn.

171. R. v. Weinzierl: Neolithische Schmucksachen und Amulette in Böhmen. Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 352.

Der Verf., welcher sich eifrig um die Erforschung der neolithischen Periode in Böhmen bemüht, berichtet über verschiedene Schmucksachen, Scheibenperlen aus Muscheln, durchbohrte Tierzähne u. s. w. aus neolithischen und bronzezeitlichen Gräbern. Interessant sind Anhängsel aus Knochen oder Hirschgeweih, welche in der Form Tierzähne nachahmen. Sie wurden in neolithischen Gräbern bei Melnik, Gross-Czernosek und Lobositz und in bronzezeitlichen Gräbern im nordwestlichen Böhmen gefunden, In den letzteren waren Zähne und Zahn-Nachahmungen auf Ringen aus roh ausgehämmerten vierkantigen Kupferdrähten aufgezogen. (Diese Zahn-Nachahmungen kommen aber nicht, wie Verf. angiebt, ausschliesslich in Böhmen, sondern auch in Thüringen und Schweden vor.) Der unter Fig. 4 abgebildete Knochenkamm dürfte wohl nicht neolithisch sein, sondern etwa der römischen Kaiserzeit oder der Völkerwanderungszeit angehören.

Dr. A. Götze-Berlin.

172. Lissauer: 23 Photographieen zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 459.

Gelegentlich der Vorlage von Photographieen macht Lissauer Mitteilungen über mehrere „Opfersteine“, neolithische Wohngruben und Burgwälle. Beachtenswert ist die Notiz, dass in Želenik bei Schlan ein Gräberfeld aus der ersten christlichen Zeit mit „liegenden Hockern“, einer mit seltenen Ausnahmen nur in der Stein- und älteren Bronzezeit vorkommenden Bestattungsweise, aufgedeckt wurde. *Dr. A. Götze-Berlin.*

173. J. Hlávka und Dr. J. L. Pic: Mohyly Lužanské (die Hügelgräber von Lužan). Památky archaeolog. XVI. 1895. p. 521.

Brandhügelgräber im S.-W. Böhmens. a. Hügelgruppe (40 Hügel) bei Kbel mit Gefässen (auch solchen mit Fuss) und Bronzen (Schwertern, Dolchen, Armringen, Nadeln etc.) aus der jüngeren Bronzezeit, die schon zum Teil mit der Hallstattzeit parallel geht. Von Hügelgräbern der älteren Bronzezeit hält Verf. bloss den Fund von Milaveč für sicher. — b. Hügel (12) bei Zelený, um weniges älter als vorige. — c. Hügelgruppe bei Vlčí (11 Hügel) ist nach der unvollkommenen und unregelmässigen Steinkranz- und Steinkegelsetzung, namentlich aber nach den Eisenfunden bedeutend jünger. (Eisenschwert der La Tène-Form, doppelt gebogen, La Tène-Armband). Auch die Gefässe mit welligem Mäanderornament sprechen für eine jüngere Zeit. Die Gräber gehören dem Ende der Hallstatt- und Beginn der Bronzeperiode an. — Diese jüngsten Brandhügelgräber mit Eisenobjekten sind in Böhmen spärlich vertreten. Betreffs der Details vergl. die Abbildungen der Památky arch. XVI Taf. XXIX—XXXIII.

Dr. H. Matiegka-Prag.

174. Weinzierl, R. v.: Der prähistorische Wohnplatz und die Begräbnisstätte bei Lobositz a. d. Elbe. Zeitschr. f. Ethnol., 27. Jahrg., 1895 S. 49—81 mit 27 Abbild.

Die Lösskuppe im Südosten von Lobositz wird jetzt grösstenteils zur Gewinnung von Ziegelthon abgetragen. Dabei hat sich herausgestellt, dass sie von jeher bewohnt gewesen ist, und dass sich der Fortschritt der Kultur durch mehrere Perioden noch deutlich verfolgen lässt. Das reichste Material ergiebt sich für die neolithische Zeit in Resten von Wohnplätzen und Ustrinen, namentlich aber Gräbern, in deren Anlage vier Formen beobachtet sind. Als älteste Bestattungsart wird die in Skelettkistengräbern mit geringen Beigaben angesehen; diesen werden sitzende Hocker in plattenbedeckten Kesselgräbern mit rohen Gefässen und Steinwaffen (vielleicht schon „Hoheitszeichen“ darunter) angereiht. Zahlreicher sind die sog. „liegenden“ Hocker, deren Lagerung jedoch völlig willkürlich ist, deren Beigaben aber mitunter durch Reichhaltigkeit auffallen: in Grab 8 bei 3 Skeletten 10 Gefässe; mehrfach Schmuck von gelochten Muschelscheibchen, Zähnen und zahnartigen „Nachahmungen“ aus Knochen, wie sie bisher nur in neolithischen Gräbern Böhmens beobachtet sind, in Grab 20 allein 34 Stück neben 170 gelochten Zähnen und 500 Muschelscheibchen. Die Keramik ist formenreich, die Ornamentierung die bekannte neolithische, das Schnurornament stets linksseitig. Ob Brandgräber noch in diese Periode zu rechnen sind, bleibt zweifelhaft, da andrerseits in Bestattungen aus der Übergangszeit neben Skeletten mit neolithischen Gefässen schon Metallbeigaben oder bronzezeitliche Gefässe gefunden wurden.

Mehr nach der Nordseite des Hügels erstreckt sich nun die Zone der Funde aus der älteren Bronzeperiode, in welcher lediglich Leichenbrand herrschte; die Metallbeigaben der Gräber sind gering, die Keramik dagegen hat sich in Material und Formen vervollkommnet, an die Stelle der kugeligen neolithischen Töpfe treten kantige, gegliederte Formen, besonders grosse Aschenurnen, Schalen mit überragendem Henkel, auch Doppelurnen, vielfach graphitiert und mit den bekannten Buckeln und Rillen verziert. Die Anlage der Gräber ist so gleichmässig, dass sie fast monoton wirkt: Die Reste der samt Schmuck verbrannten Leiche sind in einem seichten Loch in einer grossen Urne beigesetzt, die von einer zweiten und einer Steinplatte bedeckt und wohl auch mit kleineren Gefässen und Steinen umsetzt wird; einmal vier gleichzeitige Bestattungen einer Familie, Grab 11. — Der Wert der Grabungen auf der Lösskuppe liegt in der erkennbaren Entwickelung der Kultur durch alle Phasen der neolithischen Zeit bis zur älteren Bronzeperiode; von da ab zog sich die Besiedelung breiter auseinander und lässt sich im Gebiet von Lobositz noch in einzelnen Spuren bis zum Beginn der historischen Kenntnis nachweisen.

Prof. Dr. Walter-Stettin.

175. S. Reinach: Die Bevölkerungszahl der Glasinać - Hochebene in alter Zeit. Verhandl. der Berliner anthropolog. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 364.

Zur Richtigstellung einer Bemerkung Virchows (dieselben Verhandlungen S. 55) legt Reinach dar, dass für die Berechnung der Bevölkerung des Glasinać aus der Anzahl der Tumuli nicht die Bronze- und Hallstattzeit (zusammen 600 Jahre) in Betracht zu ziehen sei, sondern nur die Hallstattzeit (300 Jahre), da die Funde der letzteren im Verhältnis zur ersteren 99 pCt. betragen. Hieraus wird eine Bevölkerungszahl von 20 000 Seelen berechnet, welche der Glasinać nicht ernähren konnte; dazu kommt noch, dass man es bei den Begräbnissen in den Tumuli wahrscheinlich nur mit Erwachsenen aus den oberen Schichten der Bevölkerung ohne die Kinder und Sklaven zu thun hat. Man muss also annehmen, dass die Bevölkerung der umliegenden Gegenden ihre Toten auf dem Glasinać begrub.

Dr. A. Götze-Berlin.

176. Dr. Josef Hampel: Drei Bronzefunde aus dem Gebiete jenseits der Donau (Ung.). Arch. Értesitö 1895, S. 98 bis 115.

Hampel beschreibt in seiner Arbeit die Bronzefunde von Herezeghalom (Kom. Pest), Kurd (Kom. Tolna) und Rinya-Szentkirály (Kom. Somogy), die er auch in Illustrationen vorführt. Die Funde sind, wie dies ja bei unseren Funden zur Regel geworden, Depôtfunde. Interessant ist, dass die Funde aus allen drei Orten übereinstimmenden Typus aufweisen; die

Verwandtschaft der Formen sowohl bei den Geräten als auch den verschiedenen Celten (Hohlcelte und Schaftcelte) und Sicheln mit den spezifischen Formen der bisher bekannten ungarischen Bronzefunde ist geradezu überraschend. Zu den Funden gehören noch Töpfe, ferner Geschirre aus Blech mit getriebenen und gepunzten Ornamenten, die weder als alte Bronzeformen, noch als besonders vaterländische Formen dahingestellt werden können. Die drei Funde schliessen sich übrigens eng an die nachstehenden Funde aus Transdanubien an: Kér, Orezi, Szobb és Török-Koppámy (Kom. Somogy); Bozśok und Koros (Kom. Baranya); Kurd und Bonyhád (Kom. Tolua); Pölöske und Csabrendek (Kom. Zala); Nagy-Dém und Somlyó (Kom. Veszprèm); Eresi (Kom. Fehér); Gyermel (Kom. Komorn); Güns (Kom. Vas); Zsejke und Koronezkó (Kom. Györ), wo überall in Gesellschaft der alten Bronzegegenstände Industrieartikel im Geschmacke der Hallstädter Periode vorkommen, wohl zum Beweise dafür, dass bei uns die Bronzezeit überaus lange angedauert hat, und die Erzeugnisse derselben durch die Civilisation von Hallstadt niemals so ganz verdrängt wurden wie anderswo. Die Waffen und Geräte gebrauchte man nach wie vor in den uns eigentümlichen Lokalformen, nur die Schmucksachen verraten späterhin den von Süden her eindringenden neuen Geist. Die importierten Schmuckgegenstände und getriebenen Blechgeschirre stimmen mit den europäischen Formen überein, von denen bis jetzt erwiesen, dass sie im VII.—VIII. Jahrhundert v. Chr. irgendwo im nördlichen Italien fabrikmässig hergestellt wurden. Mit diesen Gegenständen verbreiteten sich einzelne ornamentale Elemente, wie gepunzte und getriebene Punkte, Ringe, linsenförmige Ein- und Ausbiegungen (auf Scheibenblechen, Gefässen, Gürteln u. s. w.); und von diesen entlehnte man auch das Verzieren mit Rädern und Tierformen, die ihren Ursprung im religiösen Leben der ersten Erfinder haben, den bei den Ceremonien üblichen Wagen symbolisieren (Undset) und beim Regenbitten mit dem Regenmachen zusammenhängen (Furtwängler).

Dr. Johann Jankó-Budapest.

177. Géza Nagy: Fund aus der Zeit der Völkerwanderung am Budapester Wettrennplatze. Arch. Értesitö 1895, S. 125—129.

Am Budapester Wettrennplatze fand man im Früjahre 1879 in drei Gräbern mehrere Gegenstände aus der Zeit der Völkerwanderung, die Géza Nagy beschreibt und in Zeichnungen wiedergiebt. Der Fund enthält ausser geglätteten Knochenstücken und Bruchstücken eines Eisenreifens, eines eisernen Messers, einer eisernen Pfeilspitze, eines massiven Thongeschirrs sowie mehreren Thonscherben, fünf Riemen-Endstücke aus Bronze, eine Bronze-Schnalle (die ihr Pendant in der Schnalle aus dem Funde von Szeged-Öthalom besitzt), eine andere Schnalle mit Ornamenten (wie solche auf einer viereckigen Hülse aus Keszthely und einem Riemenendstücke aus

Blatnicza zu ersehen), eine schildförmige Bronzeverzierung (mit Analogieen aus Keszthely, Püspök Szt. Erzsébet, Nemesvölgy und Czikó), Bronze-Ohrgehänge (wie man solche in Keszthely, Sobor, Csorna, Nemesvölgy, Mártély und in Czikó fand), ferner eine Scheide aus Bronzeblech in der viereckig zusammengelegten länglich-flachen Form, wie man solche auch aus Csorna, Szeged-Öthalom und Keszthely kennt.

Dr. Johann Jankó-Budapest.

178. Josef Hampel: Die alten Bronzefunde von Aranyos und Ördöngös Füzes. Arch. Ért. 1895, S. 193—201).

Der Bronzefund von Aranyos (Kom. Borsod) ist besonders deswegen von grosser Wichtigkeit, weil dort — was nur ausnahmsweise konstatiert werden kann — unter den Massen der Bronze-Depôtfunde auch 5 Schwerte und 3 Dolche auftreten. Von den Dolchen zeigt der eine, der sich in Ungarn auch aus Kupfer vorfand, eine nahe Verwandtschaft mit den alten Dolchformen, die aus Kupfer und mit sehr geringem Zinngehalte auf der Insel Cypern vorkommen. Das Depôt stammt aus einem älteren Abschnitte der vaterländischen Bronzezeit. Die Gegenstände sind zumeist fehlerhaft oder nur zum Teil ausgegossen, mit grossen Scharten. Die Celte und Lanzenspitzen — welch letztere auf der Oberfläche rauh sind, hat man, wie es scheint, nach dem Gusse nicht einmal der Politur für wert gehalten und gelangten dieselben als verunglückte Exemplare in den Depôtfund. — Der Fund von Ördöngös Füzes (Kom. Szolnok Doboka) bietet eine prachtvolle Serie von Hohlcelten; die Formen derselben sind solche, wie sie die Blütezeit der Bronzeperiode charakterisieren, und gehören zu den für Siebenbürgen eigentümlichen Spezimina, deren Analogien aus Ispánlara und dem Biharer Komitate bekannt sind. Das Inventar unserer vaterländisehen Bronzen wird durch den Fund um keinen neuen Typus bereichert; eine wertvolle Erfahrung ist hingegen die, dass sich verschiedene Formationen in so grossen Massen in einem einzigen Depôtfunde vorfinden. Die übrigen Objekte des Fundes, besonders die getriebenen Blechgefässe, zeigen, dass neben den Erzeugnissen der heimischen Industrie auch im Hallstädter Geschmacke gehaltene Formen auftreten, und es darf wiederholt konstatiert werden, dass die letzteren in einem verhältnismässig späteren Abschnitte unserer Bronzekultur zu uns gekommen sind. Der vorliegende Aufsatz bringt auch Zeichnungen.

Dr. Johann Jankō-Budapest.

179. Prof. Ludwig Bella. Neue Funde aus Csorna. Archaeol. Értesitö 1891, S. 253—256.

Bella setzte seine Ausgrabungen in der Gemarkung von Csorna (Kom. Ödenburg) fort und hat am Sülyberge wiederum mehrere Gräber aus der Zeit der ungarischen Besitzergreifung aufgedeckt. Im ersten Grabe fand sich das Skelett eines Reiters auf dem Rosse. — Die in Illustrationen vor-

geführten interessanteren Fundobjekte sind: Ein 2 cm breites, glattes und dünnes Silberplättchen, ein silberner Ring mit einem Almandin, ein dünnes Silber-Armband; silberne Boutons von der Fussbekleidung, ein Zaum, die Steigbügel, eine eiserne Schnalle, ein eisernes Messer, sowie andere kleinere und grössere Teile des Pferdegeschirres. Letztere sind getrieben und zeigen Spuren einstiger Vergoldung. Vom Skelette des Rosses konnten im Grabe nur der Schädel und die vier Füsse aufgefunden werden. — Beim Weitergraben stiess Bella noch auf die Skelette von drei Erwachsenen und 12 Kindern, alle mit ärmlichen Bronzebeigaben. Auf dem Sülhegyer Hügel kommen also dieselben Verhältnisse vor wie auf dem in derselben Gemarkung früher ausgegrabenen Hügel. Die reicheren Gräber liegen hier wie dort auf dem Plateau des Hügels, die ärmeren nach dem Abhange zu und die Kinder am Rande des Friedhofs. Der Friedhof am Sülyberge stammt aus dem X. Jahrhundert.

Dr. Johann Jankó-Budapest.

180. Koloman Darnay, Karl Kleiszl und Anton Száraz: Zwei Hallstatt-Funde bei Nagy-Somló (Kom. Zala). Arch. Ért. 1895, p. 317—324.

Darnay beschreibt aus einem Grabe bei N.-Somló, in welchem ein Reiter mit seinem Rosse aufgefunden wurde, ein zweischneidiges eisernes Schwert, einen Bronzekegel und ein eisernes Zaumzeug. Kleiszl beschreibt von eben dorther eine eiserne Lanze, einen Schwertgriff, eine Trense, einen Bronzekegel, Nackengehänge, Bronze- und Thongefässe u. s. w. Die Funde sind auch abgebildet. Nach der Bearbeitung von A. Száraz weisen diese mit Bronze-Gegenständen gemischten Eisengegenstände darauf hin, dass dieselben aus der Übergangsperiode von der Bronzezeit in die Eisenzeit herrühren. Die reinen Hallstätter Formen scheinen wiederum zu beweisen, dass hier die späteste Periode der Bronzezeit nicht bis zum Einheimischwerden des La Tène-Geschmackes herabreicht, wie dies im östlichen Teile Ungarns der Fall ist, sondern dass sich hier der Geschmack der Alpengegend — als des Hauptortes des Hallstätter Geschmackes — wohl der nahen geographischen Lage wegen — direkten Einfluss verschaffte.

Dr. Johann Jankó-Budapest.

181. R. Virchow: Ein halber Oberkiefer mit Milchgebiss aus einer Höhle von Nabresina. Verhandl. der Berl. anthropol. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 340.

Wie bei dem Zahn von Taubach zeigt sich auch hier eine starke Abnutzung der Kauflächen. Nach dem beigefügten Fundbericht des Herrn Moser wurde das Stück nebst anderen, anscheinend mit Schnittspuren versehenen Menschenknochen, einigen Tierknochen, verschiedenen z. T. bearbeiteten Muschelschalen und Schneckengehäusen, sowie einem durchbohrten Hammer aus Hirschgeweih und zwei Knochenpfriemen unter einem

grossen Steine gefunden. Nachträglich kamen u. a. mehrere z. T. ornamentierte Thongefässe und Scherben zum Vorschein, welche in Verbindung mit dem durchbohrten Geweihhammer darauf weisen, dass es sich um jüngere als paläolithische Funde handelt. *Dr. A. Götze-Berlin.*

182. **M. Hoernes: Untersuchungen über den Hallstätter Kulturkreis. I. Zur Chronologie der Gräber von Sta. Luzia am Isonzo im Küstenlande.** Archiv für Anthropologie XXIII. Bd. 1895, 4. Heft. Mit 4 Tafeln.

Der Verf. macht hier den ersten Versuch, in eine scheinbar ungeschiedene Gräbermasse des Ostalpengebietes chronologische Unterordnung und feste Grenzbestimmung einzuführen, ein Versuch, der um so schwieriger ist, als in den grossen alpinen Nekropolen das ältere Kulturgut durch jüngere Einflüsse nicht so rasch verdrängt werden konnte, und der beschränkte Raum der Alpenmatten, auf welchen dieselben angelegt sind, eine räumliche Trennung älterer und jüngerer Gräber in grossen Gruppen nicht gestattete. Auch in Sta. Lucia kommen Altersunterschiede nur in verschiedenen Einzelgräbern zum Ausdruck, für deren Altersbestimmung die Fibeln als leitende Typen dienen, für die älteren die Brillen- und Halbmondfibel, für die jüngeren die Certosa-, Schlangen- und Armbrustfibel. Unter den von Marchesetti beschriebenen 2950 Gräbern sind es nur 536, in denen die charakteristischen Fibeltypen streng getrennt vorkommen; diesen stehen 7 gegenüber, in denen sie gemengt erscheinen, während die grosse Mehrzahl keine oder nur bedeutungslose Beigaben enthält. Aus der sorgfältigen, nach den führenden Fibeltypen geordneten Zusammenstellung des Inventars jener 536 Gräber geht hervor, dass das Gemenge älterer und jüngerer Gräber in den einzelnen Teilen der Nekropole keineswegs ein gleichmässiges ist, dass vielmehr in langen Reihen einmal die einen und dann wieder die anderen vorherrschen.

So zeigt Hoernes, dass auch in Sta. Lucia zwei geschlossene Kulturstufen zu unterscheiden sind, die sich nahe an die korrespondierenden italienischen Epochen Benacci II (Este II) und Certosa (Este III) anschliessen, während Benacci I (Este I) in den Ostalpen fehlt. Beide Sta. Lucia-Stufen sind durch keine Kluft geschieden, in allmählicher Steigerung ist unter Fortentwickelung älterer Traditionen der südliche Einfluss stärker hervorgetreten. Während in der älteren Stufe das altitalische Element gegenüber dem alteinheimischen so zurücktritt, dass eine direkte Abhängigkeit von dem oberitalienischen Niederlande nicht angenommen werden kann, macht sich mit dem Beginn der jüngeren Stufe der Einfluss Oberitaliens auf das Ostalpengebiet derartig geltend, dass die Kultur des letzteren als eine aus der des venetischen Niederlandes direkt und ausschliesslich abgeleitete angesehen werden muss. Das vereinzelte Auftreten von Früh-La Tène-Formen gegen das Ende dieser jüngeren Stufe

und das Fehlen von Erzeugnissen der Mittel- und Spät-La Tène-Kultur dagegen beweist, dass der mächtige Einfluss der Flachlandkelten auf die Veneter Oberitaliens nicht bis ins Gebirge reichte, und die Alpenkelten auf die Kultur der benachbarten illyrischen Stämme nicht einzuwirken vermochten. *Dr. J. Deichmüller-Dresden.*

δ. Italien.

183. Pigorini: Antichi pani di rame e di bronzo da fondere rivenuti in Italia (Tav. I e II). Bullettino di Paletnologia Italiana. Anno XXI Nr. 1—3 pag. 5—35.

Der Verf. bespricht im vorliegenden Aufsatze den Ursprung der in sehr alter Zeit gebıauchten Metalle und versucht die Frage zu lösen, wo und wann das Kupfer bergmännisch gewonnen wurde, und ob die Bronze als heimisches Produkt zu betrachten sei. Die Kupferfunde der neolithischen Gräber und Grotten von Syrakus, S. Bartolomeo u. S. Elia in der Provinz Cagliari, Remedello bei Brescia und Fontanella bei Mantua, Cumarola im Modenesischen u. a. als die ältesten archaischen Funde hält Verf. für eingeführt, da an diesen Lokalitäten keine Gussformen gefunden wurden. Eine Veränderung der Metallotechnik erblickt Verf. in den Funden der See-Ansiedlungen und Terramaren zwischen den Alpen und dem Appenin, und reiht sie dem Bronzezeitalter ein, als nicht heimisch, sondern als Arbeit eines neuen Volkes, das jedoch eigene Gussformen besass; doch alles dies berechtigt nicht, anzunehmen, dass sowohl Kupfer wie Zink eingeführt wurden. Bei der Betrachtung der Funde des Garda-Sees kommt Verf. zu dem Schlusse, dass die Pfahlbauern kein Zinn hatten, dass sie die Bronze von aussen her bezogen und das lokale Kupfer mit alter Bronze mischten. Die Axtfunde und Metallstücke (Barren) von Bosco della Pozza im Trentinischen, von Baragalla di S. Pellegrino (Reggio Emilia) und von Casalecchio bei Rimini, von denen Verf. einige abbildet, sind nur die vom ersten Fundorte mit einer genauen Analyse belegt und scheinen aus unreinem Kupfer zu bestehen. Auch die Untersuchungen der Äxte von Pieve-Albignola (Pavia) und von Savignano (Modena) ergaben nur für eine kleine Zahl (12 unter 37) reines Kupfer; doch hält Verf. nicht für ausgeschlossen, dass die ältesten Giesser die Bronze gehabt haben, und verweist auf zwei Gussformen und Behältnisse von Manciaro und Samprugnaro, dann auf die Metallstücke (Barren) von Madriolo bei Cividale, die alle aus Bronze bestehen und dem Ende der Bronze- und Beginn der Eisenzeit angehören. Pigorini bildet einige der Meissel und Äxte ab, und giebt uns darüber Aufklärung, wie dieselben gegossen wurden. Auch hier zeigten sich die kleineren Formen von Madriolo aus unreinem Kupfer, während die pikenartigen Gegenstände, die Verf. abbildet, aus Bronze bestehen (Zinn mit 14 . 77 und 12 . 27). Da die Kupferbarren nicht nur diesseits der Alpen, sondern auch jenseits, ja sogar in ganz Europa, den gleichen Formentypus

zeigen, so muss man mit dem Verf. annehmen, dass das System, Kupfer in Barren (zum Giessen) zu bereiten, in die Zeit der Einführung der Metallotechnik hinaufreicht, und nach ihm scheinen sie Garruccis angenommenen Satz, dass sie als aes rude, als Geld gebraucht wurden, völlig zu nichte zu machen. Mit Recht behauptet auch Verf., dass die pikenartigen Metallstücke von Madriolo und Grosseto, die aus Bronze bestehen, und überall von gleicher Form gefunden werden, nach Europa schon in solchen pikenartigen Formen eingeführt worden sind; denn Zinn findet sich weder diesseits noch jenseits der Alpen. Nur so kann man sich, meint Verf., die in ganz Europa aufgefundenen Formen der rohen Bronze erklären, und an die Annahme, dass man in der ältesten Periode des Eisenzeitalters die Bronze auch in Italien herstellte, werden wir nur dann denken können, wenn wir Beweise dafür haben werden, dass man die Zinnerze schon am Ende der Periode von Villanova in Italien kannte und ausgrub. Pigorini macht ferner auf die in den Behältnissen von Madriolo und Grosseto aufgefundenen vierseitigen und kahnartigen Bronzestücke, die er als „losanghe" bezeichnet, aufmerksam, die mit Fragmenten verschiedener Gegenstände gefunden wurden und wahrscheinlich absichtlich zerstückelt wurden, um den Handel mit Bronze bequemer zu machen oder um den Guss zu erleichtern. Pigorini bestreitet ferner, dass diese Bronzestücke als Münzen (aes rude saes signatum) angesehen werden könnten, und führt hier die von Chierici schon früher angestellten Betrachtungen über die Fabrikation der Bronzebarren an, die teils ohne, teils auf einer Seite mit Zeichen oder auf beiden Seiten mit Zeichen versehen, in den Handel kamen. Die Verunstaltung der Zeichen (Marken) führt Pigorini auf die Unvollkommenheit der Gussform zurück. Die Art des Gusses selbst, die er fusione a sacco nannte, hat ihn zu der Annahme geführt, dass solche viereckige Bronzestücke keine Münzen seien. Die Untersuchungen parmensischer Stücke durch Gibertini und Spallanzani ergaben, dass diese Stücke aus schlecht geläutertem Kupfer bestehen; nach der Meinung Chierici', sei die Figur a ramo secco, die sie oft haben, nur als Fabriksmarke anzusehen. — Pigorini begnügt sich aber nicht allein damit, sondern sucht auch ihre Provenienz zu erklären und hält Italien für ihren Ausgangsort, da man jenseits der Alpen keine findet. Insbesondere seien diese Kupferstücke in Etrurien, wo sie gleichzeitig mit Überresten von etruskischen Stationen und Gräbern gefunden werden, zu Hause. Verf. bemerkt auch, dass in Italien die Zinnerze nicht fehlten und verweist auf die Cassiterite-Funde von Campriglia Marittima in der Provinz Pisa. — Auch die im Museo Kircheriano befindlichen Stücke hält Verf. für Bronze, kann sich aber der Meinung Mommsens und Lenormants, die sie „lingots" (Barren) nannten, und auf denen die ersten Münzenzeichen geprägt wurden, nicht anschliessen, weil damals der Brauch der „stipi sacre" war, die in Opfern von Kupfer und Bronze bestanden, und meint, sie müssen für Opferstücke (-Gaben) gehalten werden, eine

Ansicht, der viele Gelehrte u. a. auch Worsae, beitraten. Wie wir sehen, kommt der gelehrte Herr Verf. zu dem Schlusse, dass sowohl Kupfer wie Bronze heimische Fabrikate seien. *Prof. Dr. Moser-Triest.*

184. Taramelli: Di alcuni oggetti preistorici esistenti a Chignolo (prov. Pavia). Bullett. di Paletn. Ital. Anno XXI. 1895. No. 1—3, S. 1—5.

Verf. beschreibt einige prähistorische Gegenstände aus der Gegend von Chignolo. Hervorzuheben sind ein Dolch aus hellgelbem Flint, 142 mm lang, der sich in der Form den ähnlichen Klingen von San Nazaro al Mella und einigen von Rivole Veronese nähert, wo ein Zentrum für die Waffenfabrikation gewesen zu sein scheint, und versetzt dorthin den Ursprung der grössten Blüte der lombardischen Flintartefakte; dann eine Lanzen- und eine Pfeilspitze mit grosser Sorgfalt ausgeführt, ähnlich denen aus den Gräbern von Fontanella und Remedello und Vho Cremonese. Ferner ein Messer aus grauem Quarzkiesel, mit einer Schneide, aus Rivole, eine Klinge aus gelbbraunem Halbopal von 100 mm Länge und 13 mm Breite aus dem Flusse Lambro nächst Chignolo. Taramelli vermutet aus der Nähe der Fundlokalitäten einige neolithische Stationen längs des Flusses, obschon solche Funde in der Nähe von Pavia sehr selten sind. Im Anhange beschreibt Verf. noch einen kleinen Dolch aus Bronze und eine im Linien-Ornament verzierte Haarnadel, die Ähnlichkeit mit den emilianischen Terramaren zeigen, dann 2 Töpfchen aus gebranntem Thon und ein schönes Trinknäpfchen mit Fischgrätenornament. Zum Schlusse sagt der Verf.: Gewiss berechtigen diese wenigen Gegenstände nicht solche Hypothesen aufzustellen, aber man muss beachten, dass die neuesten Funde der Terramaren von Castellaro Mantovano und noch mehr die von Dosso Ognissanti Cremonese die Grenzen der cispadanischen Terramarenbewohner, die man bis vor einigen Jahren nur auf die östliche Umgebung des Oglio beschränkt glaubte, weiter geschoben haben.

Bis jetzt bildet der Fluss Adda die Linie, bis zu welcher im Westen die Terramaren, die bis jetzt studiert wurden, reichen; aber jetzt können diese vom Lambro wenig entfernt aufgefundenen Gegenstände zu der Vermutung führen, dass man auch längs dieses Flusses Stationen aus dieser Epoche finden müsste und dass daher ein grosser Teil der gegenwärtigen südlichen Lombardei, wie das Venetische und die Emilia der Sitz jener Terramaren-Völker gewesen sei, welchen man einen bedeutenden Fortschritt in der Kultur und Civilisation verdankt.

Prof. Dr. L. Karl Moser-Triest.

185. De Blasio: Gli avanci preistorici della Grotta delle Felci. Bullett. di paletnol. ital. Jahrg. XXI. 1895. Nr. 4—6.

Auf Capri existiert am Monte Solaro eine natürliche Felsspalte, Namens Grotta delle Felci, die ursprünglich eine Höhle gebildet haben muss und

als solche neolithischen Völkerschaften zur Wohnstätte diente. Verf. deckte nämlich in derselben auf: zahlreiche Steingeräte, wie Messer, Glätter, Sägen, Schaber, Mühlsteine, Farbenreibsteine, Hämmer, Beile, Schleudersteine (aus Obsidian, Sandstein, Kalkstein, Diorit und vereinzelt Flint), sehr viele Topfscherben — mit der Hand geformt, Hautrelief in Form von Schnurornament und kleinen, in Reihen angeordneten Wärzchen, Basrelief in Form von eingerissenen graden, winkligen, Zickzack-, quadratisch angeordneten Furchen; an einem Scherben war die Verzierung mit Mastixmasse ausgelegt —, sowie einige ganz erhalten gebliebene Gefässe (Tassen, Krüge, Schalen), Thonspindeln, (Verfasser bezeichnet als solche auch Gebilde in der Form zweier mit der Spitze aufeinander stehender und an dieser cylinderförmig ausgezogener Trichter mit Längs- und Querdurchbohrung) Tierknochenreste (Hund, Rind, Schaf, Hirsch, Hausschwein und Wildschwein, Vögel, Fische, Mollusken), darunter auch bearbeitete Stücke (Nadeln, Stichel) und menschliche Skelettreste. Die letzteren sind leider nur allzu fragmentarisch erhalten, als dass man aus ihnen brauchbare Schlüsse ziehen könnte. Ein Schädeldach weist einen Cephalindex von 72 (Längendurchmesser 176, Bilateraldurchmesser 126 mm) auf; über die übrigen Stücke macht der Verf. eingehende Angaben.

Da Obsidian auf Capri nicht vorkommt, so liegt die Annahme nahe, dass diese neolithischen Höhlenbewohner von Capri auch bereits Handelsbeziehungen mit dem Kontinente hatten. *Dr. Buschan-Stettin.*

186. Pigorini: La grotta di Frasassi presso Fabriano. Bullettino di Paletnologia Italiana. Bd. XXI. 1895, No. 7—9, m. 4 Fig.

Pigorini berichtet über die in der Grotte von Frasassi bei Fabriano (Prov. Ancona) gemachten Funde. Sie bestanden in Gefässresten, Artefacten aus Flint und Kiesel, bearbeitetem Hirsch- und Rehgeweih sowie bearbeiteten aufgeschlagenen Knochen. Die Funde der oberen Schichten gehören der Römerzeit an. Spätere Grabungen ergaben in der unteren Kulturschichte drei kleine zylindrische Bronzestäbchen, nebst Gefässen mit gehörntem Henkel. Pigorini widerlegte die Ansichten Scarabellis, der sie der Terramarenzeit zuschrieb, und rechnet sie zur Eisenperiode. Unter Hinweis auf die Funde der Höhlen von Venetien und der um den Golf von Neapel gelegenen, wo neben neolithischen Funden auch solche aus der Bronzezeit mit eben solchen gehörnten Henkeln, wie zu Frasassi, vorkamen und die er der ersten Eisenperiode zuzählt, meint Pigorini, dass die geringe Entfernung der Grotte von Frasassi und der genannten Höhlen, sowie ihre Funde, leicht in nahe Beziehung gebracht werden können.

Prof. Dr. Moser-Triest.

187. G. Ghirardini: Di una rara situla atestina recentimente ricomposta. Bullett. di Paletnol. ital. Bd. 21. 1895. No. 7 bis 9.

Verf. beschäftigt sich mit einer seltenen atestinischen Situla, die einer Gruppe von Gräbern entstammt, die 1878 bei Este auf dem Grundstück „La Palazzina", zu Capodaglio gehörig, einem Teile der südlichen Zone der archaischen Nekropole, aufgedeckt wurden. Die Situla stand hier in einem einfachen, ohne Steine ausgekleideten Loche, und war mit einem hemisphärischen, nabelartig geformten Deckel gedeckt. Die Beigaben waren meist metallisch: Kahnfibeln von zweierlei Formen, Armreifen, Ringe, Knöpfe, Gehänge, drei Pfeilspitzen, ein kl. Discus u. a.; ferner ein Halsband aus gelben Glas- und Bernsteinperlen, eine Thon- und eine Emaillespindel, Quarzkristall, verbrannte Fragmente von Eisen (Axt und Messer).

Die Situla von Capodaglio (0,264 m Höhe und 0,225 m Halsdurchmesser) hat nicht genau die Form eines vollständigen Kegelstumpfes, ist henkellos und diente direkt als Ossuarium. Ihr Wert besteht in der Ornamentierung. Um den Hals zwischen zwei Reifen horizontaler Punkte ist eine Reihe von Schildchen in einem doppelten Kreise eingeschlossen. Dieselbe Verzierung wiederholt sich noch einmal am Buge. Unmittelbar hierunter entwickelt sich ein Ornament, das eines der reichsten und hervorstechendsten ist. Es besteht in gewissen Schildchen, ähnlich jenen obenerwähnten, aber um welche herum, ausser dem doppelten Kreise, in fortlaufender Schnur fünf grössere Reife, welche aus den gewöhnlichen Knötchen gemacht sind, herumlaufen. Von jeder Seite eines jeden Schildchens, oder besser vom äussersten Reifen der herumlaufenden Knötchen, gehen zwei Figuren von kleinen Schlangen aus, von denen sich die eine dreimal nach oben, die andere dreimal nach unten windet.

Der Körper der Schlangen ist mit drei Reihen kleiner Knöpfchen verziert, von denen zwei die äusseren Grenzen vorstellen, während die mittlere Reihe der grösseren Erhöhungen die Erhabenheit des Körpers selbst anzeigt. Diese mittlere Reihe hört im Anfange des Kopfes auf.

Zerstreut auf der Fläche unter den verschiedenen Schlangenfiguren sind andere von doppelten Ringen umgebene Schildchen. Unten endlich endigt die Verzierung in eine horizontale Reihe von Nägelchen, von der eine Reihe von Rechtecken, ebenfalls von Nägelchen gebildet, hervorstechen. Verf. erwähnt, dass dieses Motiv sich häufig an den palaeoitalischen Bronzen vorfindet, wie in Corneto Tarquinia, und seine Wanderung quer durch Italien und ausserhalb gemacht hat. — Undset hat zuerst diesen ornamentalen Entwurf einem kritischen Studium unterzogen und führt seinen Ursprung auf primitiv ägyptische Symbole der Sonnenscheibe mit den Schlangen Ureo zurück, einem Symbole, das anderswo nicht selten in den phönizischen Monumenten zu finden ist.

Der Verf. stellt die Situla in die zweite Periode der atestinischen Kultur, derselben Periode, welcher das Grab von Benvenutti angehört, und giebt dann noch eine Beschreibung der verwandten Situla von Rivoli im Veronesischen, mit deren Hilfe er die zerbrochene von Capodaglio zusammen-

setzte. Indem der Verfasser auf die drei weiteren Situlafunde Unterglauheim (Bayern), Hajdu-Boszörmény (Ungarn) und Siem (Jütland) von ähnlicher Form hinweist, sagt er zum Schlusse seiner lichtvollen Darstellung: die volle Ähnlichkeit in der Form, Technik und in den dekorativen Entwürfen dieser drei Situlen und der von Rivoli scheint mir einen der hervorragendsten, charakteristischen Beweise für eine den Paletnologen schon bekannte Thatsache auszumachen: die Verbreitung und Ausdehnung der ital. Kultur der ersten Eisenperiode vom Süden bis zum Norden hinauf, die Ausfuhr der Produkte jener Kultur aus Italien in andere Gegenden Europas."

Die gemeinsame Herkunft dieser Situlae kann keinem Zweifel unterliegen. — Sie stammen alle von der Gegend her, wo die Gefässe dieser Art in grösserer Menge fabriziert wurden und wo die geometrische auf den Gefässen selbst angebrachte Verzierung eine besondere Entwickelung hatte: den venetischen Gegenden. *Prof. Dr. Moser-Triest.*

188. **Taramelli: Di alcuni oggetti neolitici del Pavese** mit 3 photographischen Reproduktionen, Bullett. di Paletna. Ital. Bd. XXI. 1895. No. 10—12.

Verf. giebt die Beschreibung von 3 gut erhaltenen Dolchen aus Kiesel, von verschiedener Form und bringt ihre Abbildung in $^1/_3$ der natürlichen Grösse. Dieselben erinnern in ihrer Form (No. 2) an die von Chignolo und Fontanella Mantovana, ferner (No. 3) an die von Fornaci di S. Giorgio im Brescianischen und an die aus den Nieder-Pyrenäen, von Carteilhac illustrierten, sowie an die Peruginischen und die aus verschiedenen anderen Lokalitäten Spaniens und Frankreichs bekannten Klingen-Formen mit beiderseits gleichmässiger Einschnürung an der Basis, zur Aufnahme des Griffes (No. 1). Sie stammen von der See-Ansiedelung von Parasacco bei Carbonara-Ticino her. Verf. bespricht zum Schlusse noch ein Messer und eine Pfeilspitze, derselben Sammlung angehörig, und bezweifelt mit Rücksicht auf ihre weniger feine Technik ihre Zusammengehörigkeit mit den 3 erstgenannten Stücken. Er ist der Meinung, dass die von ihm besprochenen Steinwaffen von einer neolithischen und eneolithischen orientalischen Bevölkerung herrühren, welche nicht in ethnographischen Inseln, sondern in einer sehr dichten Schichte auf der italischen Halbinsel lebte, was, wie Verf. glaubt, für den Paletnologen von grösster Wichtigkeit ist, um eines Tages zum Schlusse über den Ursprung und die Entwickelung der neolithischen Kultur in Oberitalien zu kommen. *Prof. Dr. L. Karl Moser-Triest.*

189. **Pennavaria: Grotte sepolcrati sicule a Colle Tabuto nel territorio di Ragusa** prov. di Siracusa mit 1 Tafel. Bullett. di Paletnol. Ital. Bd. XXI. 1895. No. 10—12.

Verf. bespricht die Freilegung von 7 künstlichen Grotten, in denen menschliche Knochen, Thongefässe u. a. gefunden wurden. Nach Be-

schreibung ihrer örtlichen Lage geht er zur Beschreibung der Grotten selbst über, die teils in Quarz, teils in Kalkstein ausgearbeitet sind, sowie auf deren Funde. In der sechsten Grotte, wo die Ausgrabung gemacht wurde, fand man Eingangs ein riesiges menschlisches Skelett, rückwärts 11 Thongefässe, worunter 4 ganze, mit menschlichen Knochenfragmenten, eine Tibia v. Bos Taurus, ein Beil aus basaltischer Lava, Bruchstücke von Feuersteinmessern und ein Knochen-Pfriemen. Sämtliche Grotten liegen auf dem Hügel Tabuto, dessen Namen im sizilianischen so viel wie „Leichen-Sarg" bedeutet. Hierauf folgt die Beschreibung der einzelnen Gegenstände, insbesondere der mit geometrischen Zeichnungen (Rauten-Verzierung) versehenen Gefässe mit 1—2 Henkeln, welche Leichenbrand enthielten. Verf. erwähnt auch eine eigentümliche weisse Masse, mit welcher die Gefässränder bedeckt sind, und die er für das Produkt aus menschlichem Fette hält, und meint zum Schlusse, dass diese Gräber-Grotten neolithischer Herkunft seien, d. h. dass sie den ersten Bewohnern Siziliens angehören, vor die Zeit der Siculer und Griechen zurückdatiren, und dass in ihnen sowohl der Ritus der Verbrennung als auch der Beerdigung geübt wurde. *Prof. Dr. L. Karl Moser-Triest.*

190. C. Künne: Langobardische Altertümer. Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII. S. 335.

Erwähnt zahlreiche langobardische Altertümer im Museo delle Terme in Sorrent. Die schöne Kollektion wurde von Mangarelli ausgegraben.

Dr. A. Götze-Berlin.

ε. Schweiz.

191. B. Reber: Weiteres aus dem Bagnes-Thal. Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde vom Dezember 1895.

In Fortsetzung seiner früheren Forschungen in Bezug auf Steinmonumente führt uns der Verfasser wieder zu einer ganzen Anzahl von Sagen- und Schalensteinen im Bagnes-Thal des Kant. Wallis und erwähnt auch einige Grabfunde in der Nähe dieser Steine. Es ist indes noch nicht gelungen, Gräber und Monumente in chronologischen Zusammmenhang zu bringen. *J. Heierli-Zürich.*

192. F. Reichlen: Dernières découvertes archéologiques dans le canton de Fribourg. Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde vom Dezember 1895.

Der Kanton Freiburg ist nicht arm an urgeschichtlichen Funden, wie ein Besuch des Museums seiner Hauptstadt beweist. Eine der bedeutenderen Fundstellen, die in letzter Zeit ausgebeutet wurden, ist das Raspenholz bei Cordast, wo ca. 25 Grabhügel der 1. Eisenzeit entdeckt wurden. In einem derselben kam ein Pferdegebiss aus Bronze und ein Fragment eines Wagenrades zum Vorschein. Häufiger waren sog. Lignit-Armringe

und bronzene Schmucksachen. In Dompierre stiess man auf ein römisches Aquädukt, das Wasser nach dem alten Aventicum (heute Avenches) leitete. In Schmitten bei Düdingen, an der Eisenbahn Bern-Freiburg, wurden burgundische Gräber gefunden. *J. Heierli-Zürich.*

193. J. Heierli: Blicke in die Urgeschichte von Baden. Separat-Abdruck aus dem Badener Tagblatt 1895.

Die neuesten Ausgrabungen in Baden (Kanton Aargau) gaben dem Verf. Veranlassung, in einer zusammenhängenden Darstellung die bis jetzt bekannt gewordenen Funde aus diesem altbekannten Orte zu besprechen. Die ältesten dieser Funde sind Stein- und Bronzebeile. Auch ein Schalenstein wurde konstatiert. Das römische Baden, Aquae geheissen, hat Inschriftsteine, Gebäudereste, Meilenzeiger, Götterbilder und ein Gräberfeld aus der Zeit Vespasians auf uns kommen lassen. In frühgermanischer Zeit scheint die Gegend, nach den spärlichen Funden, fast unbewohnt gewesen zu sein. *Prof. Dr. Weber-Winterthur.*

194. Th. Burckhardt-Biedermann: Älteste römische Niederlassung in Basel. Anzeiger für Schweiz. Altertumskunde vom Dezember 1895.

Im Frühling 1895 wurde an der Ostseite des Münsterplatzes ein Stück der Kastellmauer der römischen Basilia entdeckt und untersucht. „Dass sie nicht etwa vom Bischof errichtet ist, der etwa um das Jahr 600 sich aus dem verarmten und verlassenen Augst (Baselaugst-Augusta Rauracorum) in die aufblühende Basilia begab, sondern römischen Ursprungs ist, das beweisen nicht nur die römischen Architekturstücke und Grabsteine — diese könnten ja auch von einer späteren Zeit benützt sein, — sondern die Thatsache, dass der unmittelbar benachbarte Boden zahlreiche römische Bruchstücke lieferte und die Spuren der Kulturschicht an sich trug, wie sie sich bei römischen Häuserbauten zu finden pflegt: schwarze Erde, Münzen, Gefässscherben, Leisten- und Hohlziegel, Statuetten, Handmühlsteine u. s. w.“ Unter den Funden verdienen besonders hervorgehoben zu werden: ein Grabstein des Rhenicius Regalis, einige Steine mit Reliefs, Stücke von Wandpfeilern, Friesen, Bronzestatuetten, Glasgefässe etc. Diese Funde geben, zusammen mit den früher entdeckten Objekten, die Gewissheit, dass Basel schon bald nach seiner Gründung eine gewisse Blüte erreichte und hat der Verf. speziell noch versucht, die Kastell-Anlage zu rekonstruieren. *J. Heierli-Zürich.*

195. A. Gutzwiller: Die erratischen Gesteine der prähistorischen Niederlassung zum Schweizerbild und das Alter dieser Niederlassung. Denkschriften der Schweizer Naturforscher-Gesellschaft, Bd. XXXV. 1896.

Im Schweizerbild bei Schaffhausen, dem bekannten Fundort einer paläolithischen Ansiedlung und neolithischen Gräber, kamen Gesteinsstücke vor,

die fast ausnahmslos in den dortigen Moränen des alten Rheingletschers und in fluvio-glacialen Ablagerungen desselben gefunden werden können. Es sind zunächst Granite und Gneisse aus dem Kanton Graubünden, Bündnerschiefer, Verrucano und Quarzite. Gutzwiller schreibt sie der jüngsten Epoche des Diluviums zu und tritt schon in diesem Punkte gegen die Ansicht Prof. Steinmann's auf, dass die paläolithische Station im Schweizerbild interglaciären Charakter habe. Er lässt sich sodann speziell auf die Altersfrage ein und sucht naehzuweisen, dass die genannte Station auf dem Schuttkegel des Freudenthalbaches ruhe, welcher einst nach Südosten durch das sog. Muzenthäli abfloss, wo er die Endmoräne der letzten (dritten) Glacialzeit durchschneiden musste. Der alte Freudenthalbach ist also jünger als die dritte Eiszeit, und die auf seinem Schuttkegel liegende paläolithische Station im Schweizerbild gehört demnach der postglacialen Periode an. *J. Heierli-Zürich.*

ζ. Finnland.

196. J. F. Ollinen: Die Altertümer des südlichen Teiles des Härad (Gerichtsbezirks) Kuortane. (Finnisch.) Finska Fornminnesföreningens Tidskrift (Zeitschrift der finnischen Altertumsgesellschaft) XV, S. 1—100. Mit einer Übersicht in deutscher Sprache.

Von dieser archäologisch-historischen Beschreibung des Härad Kuortane (Gouvernement Wasa) sei hier nur der die Vorgeschichte behandelnde Teil in Betracht gezogen.

Die ersten Bewohner dieses von zahlreichen Flüssen und langgestreckten Seen durchzogenen Gebietes waren Lappen. Von ihnen stammt nach des Verfassers Ansicht ein Teil der Steinhaufen und Steinsetzungen her, welche man auf den Inseln und an den Ufern der Seen und Flüsse findet; an sie erinnert noch eine Menge mit Lappi zusammengesetzter Ortsnamen. Schon früh unternahmen die Bewohner des südlichen Tawastland Jagd- und Fischzüge in diese Waldeinöden, wobei sie sich gewöhnlich den Sommer über an den fischreichen Seen aufhielten, zuweilen auch kleinere Strecken Waldes zum Bestellen ausrodeten, zum Winter aber regelmässig in die Heimat zurückkehrten. Die Lappen zogen sich allmählich immer weiter nördlich zurück, bis schliesslich auch die letzten Reste derselben von den Tavasten erschlagen wurden. Erst von der Mitte des 16. Jahrhunderts an begannen Kolonisten aus der Landschaft Sawolaks (etwas später aus Tawastland), der Aufforderung König Gustaf I. folgend, sich in diesem Gebiete dauernd niederzulassen.

Die obenerwähnten Steinhaufen sind viereckig oder rund, und haben oft in der Mitte eine Einsenkung. Ein Steinhaufen der erstgenannten Art, der als typisch gelten kann, hatte eine Länge von 3,5 m, eine Breite von 3,2 m und eine Höhe von 0,5 m. Der grösste der runden Steinhügel

hatte einen Durchmesser von 8,3 bis 9 m bei einer Höhe von 1,7 m. In der Nähe dieser Steinbauten finden sich oft eine oder mehrere Gruben. Da die Steinhaufen immer in der Nähe eines Sees oder Flusses liegen, hält der Verfasser sie für Bauten einer dem Fischfang obliegenden Bevölkerung, und zwar nimmt er an, dass die runden Steinhaufen zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und Geräten gedient haben, die viereckigen dagegen die Überreste der Heerde und Backöfen der primitiven Hütten darstellen, welche die alten Tawasten auf ihren Jagd- und Fischzügen errichtet hatten. Die meisten dieser Steinbauten sind durchsucht oder beim Ausroden der Wälder zerstört worden. Im Volksmunde heissen sie Mauern der Mönche oder Lappengräber. Dem Referenten scheint es, dass wenigstens einige dieser Steinhaufen für Grabhügel angesehen werden dürfen. Auf Fig. 7 bildet der Verfasser einen im Kirchspiel Wirrat am Waskivesi-See belegenen Steinhügel ab, der seinem Äusseren und der Beschreibung nach (Durchm. 8,3 bis 9 m, Höhe 1,7 m) den Steinhügelgräbern gleicht, welche man zu Hunderten auf einem mehrere Meilen breiten Küstensaum längs des Bottnischen und Finnischen Meerbusens antrifft. — Aus den Fundlisten ersehen wir, dass die meisten vorgeschichtlichen Funde aus dem Härad der Steinzeit angehören. Unter dem Steingerät sind die Gerad- und Hohlmeisel am zahlreichsten vertreten; Hammeräxte und andere durchbohrte Steinäxte sind bei weitem seltener. Die anderen Formen sind Steinbeile, Messer, Schaber, durchlochte runde Steine, Pfeil- und Lanzenspitzen u. s. w. Das Material besteht aus verschiedenen Schieferarten, Gneiss, Diorit und Feuerstein. Bemerkenswert ist ein in einem Acker im Kirchspiel Wirrat gefundenes steinzeitliches Thongefäss mit eingedrückten Punkt- und schräggestellten Strichornamenten, welche lebhaft an die Ornamentierung der Gefässe aus dem berühmten Funde vom Ladogakanal erinnern. (Siehe A. Inostranzeff, L'homme préhistorique de l'âge de la pierre sur les côtes du lac Ladoga. Taf. XII.) Von eisenzeitlichen Funden werden nur ein weberschiffförmiger Stein (ähnlich Montelius, Antiq. suéd. Fig. 268) und eine runde einschalige Buckelfibel (= Aspelin, Antiq. du Nord. Finno-ougrien Fig. 1420) erwähnt. *Mag. phil. A. Hackman-Helsingfors.*

197. V. Wallin. „Die Mauern der Mönche" am Tarjanne-see im Kirchspiel Ruovesi (Gouvernement Tavastehus.) (Finnisch.) Suomen Museo. 1895. No. 11—12. S. 81—84.

Auf den Inseln und Halbinseln der Seen, welche die nördliche Fortsetzung des Näsijärvi-seesystems bilden, stösst man auf zahlreiche Steinsetzungen und Steinhaufen von derselben Beschaffenheit wie die Steinbauten in dem nördlich angrenzenden Härad Kuortane (cf. oben). Auch in Ruovesi werden sie Mauern der Mönche genannt. Der Verfasser beschreibt einige derselben, welche er auf den Inseln am Tarjanne-see gesehen hat. Eines dieser Denkmäler lag auf dem höchsten Gipfel einer bewaldeten

felsigen Landzunge und bestand aus einem niedrigen runden Steinhügel, welcher um einen Stein „von der Grösse eines Tisches" aufgeschüttet war. Der Verfasser betrachtet die ovalen oder viereckigen Steinsetzungen als Überreste der Behausungen lappischer Fischer, welche noch im späten Mittelalter das Innere Finnlands bewohnten. Auch die niedrigen Steinhügel könnten von den Lappen herrühren. *Mag. phil. A. Hackman-Helsingfors.*

198. A. Hackman: Undersökning af ett stenröse i Lillkyro socken. (Untersuchung eines Steinhügelgrabes im Kirchspiel Lillkyro [östlich von Wasa]). Finskt Museum. 1895. No. 11—12. S. 87—90.

Das vom Verfasser untersuchte Grab gehörte zu einer Gruppe von 3 Hügelgräbern, welche auf dem Abhang eines bewaldeten und mit Felsblöcken bedeckten Hügels in der Nähe des Dorfes Tervajoki im Kirchspiel Lillkyro lagen. Der Durchmesser desselben betrug 9—10 m und die Höhe 2,3 m. Der Grabhügel bestand aus 2—3 Schichten grosser eckiger Steinblöcke, zwischen welchen kleinere, etwa kopfgrosse Steine lagen. Nicht ganz in der Mitte stand ein 2 m hoher Felsblock — der Mittelstein, — wie er für eine grosse Anzahl dieser Steinhügelgräber Finnlands charakteristisch ist. Am Boden des Grabhügels und in der Nähe des Mittelsteines lagen die Beigaben über eine Fläche von 1,5 m Länge und 1,10 m Breite zerstreut und mit einer Menge kalcinierter Knochen und einigen unverbrannten Tierknochen eingebettet in einer dünnen, mit Sand und Steinen vermengten Humusschicht. Irgend eine Graburne oder ein anderes Thongefäss wurde nicht gefunden; ebenso wenig war eine Steinkiste oder eine Steinsetzung um das eigentliche Fundgebiet herum zu entdecken. Die Beigaben bestanden aus 3 Bogenfibeln aus Bronze mit eiserner Nadel (nahe verwandt mit der Fibel Aspelin, Antiq. du Nord Finno-ougrien Fig. 1242), einem Spiralfingerring aus Bronze, Fragmenten von einigen dünnen stangenförmigen Halsringen und von 2 schmalen, unverzierten, offenen Armringen aus Bronze sowie aus Fragmenten von 3 Messern, 3 Pfeilspitzen, einem Schwerte(?), und 2 oder 3 Lanzenspitzen aus Eisen. Schliesslich wurden noch Bruchstücke eines Spinnwirtels aus Knochen und einige längliche geschnitzte Knochenstücke mit dreieckigem Durchschnitt gefunden. Die Altsachen waren mehr oder weniger stark durch Feuer beschädigt.

Der Verfasser bringt die Bogenfibeln in Beziehung zu spätrömischen Fibeln (vergl. Tischler, Ostpreussische Gräberfelder III, Taf. III, Fig. 8, 19, Montelius, Antiq. suéd. Fig. 326, 328) und zu späten Formen der baltischen Sprossenfibeln (Aspelin l. c. Fig. 1780, 1781, 1789, 1812) und setzt sie frühestens ins vierte und spätestens ins fünfte Jahrh. n. Chr.

Autoreferat.

199. Samlingarnas tillväxt. År 1895 inkomna föremål. (Der Zuwachs der Sammlungen des histor.-ethnogr. Museums in Hel-

singfors. Im Jahre 1895 erworbene Gegenstände). Finskt Museum 1895. S. 75—80 und 93—95.

Bemerkenswert unter den Neuerwerbungen ist die grosse Anzahl steinzeitlicher Gegenstände, meist Geradmeissel und Hohlmeissel aus verschiedenen Steinarten. — Die bisher nur sehr kleine Sammlung bronzezeitlicher Gegenstände hat zwei wichtige Bereicherungen erhalten: a. eine Lanzenspitze aus Bronze (Typus Montelius, Antiq. suéd. Fig. 174, doch ohne Ornamente), gefunden in einem grossen Steinhügelgrab bei dem Dorfe Panelia im Kirchspiel Kiukais, (Gouvernement Åbo); b. eine Gussform aus Topfstein für breite Hohlcelte vom uralischen (sibirischen) Typus mit plattovaler Öffnung und ohne Oehse, gefunden im Acker im Kirchspiel Muhos am Uleåflusse. Von grossem Interesse ist der Umstand, dass im nördlichen Österbotten bei Öfvertorneå, also nicht sehr weit von Muhos, früher eine ähnliche Gussform gefunden worden ist, und dass andererseits in dieser Gegend bisher keine bronzezeitlichen Funde von westeuropäischem Typus gemacht worden sind. Einen Hohlcelt von uralischem oder sibirischem Typus, der im schwedischen Lappland gefunden worden ist, bildet Montelius ab in Les temps préhistoriques en Suède et dans les autres pays scandivaves, Fig. 189. *Mag. phil. A. Hackman-Helsingfors.*

C. Versammlungs- und Vereins-Berichte.

1. Die XXVI. allgemeine Versammlung deutscher Anthropologen in Kassel am 9.—11. August 1895.

(Fortsetzung.)

Dr. Buschan gab einen zusammenfassenden Überblick über den gegenwärtigen Standpunkt der Kriminalanthropologie. Nach einer objektiven Wiedergabe der Lehre Lombrosos vom geborenen Verbrecher, im besonderen der Begründung derselben durch diesen seinen intellektuellen Urheber, sowie einer Schilderung der den Verbrechertypus nach Annahme der positiven Schule kennzeichnenden Eigenschaften, unterzieht der Vortragende die Lehre Lombrosos und die daraus von ihm gezogenen Schlüsse einer kritischen Analyse. Er weist darauf hin, dass sich schon theoretisch gegen die Begründung von seiten Lombrosos mancherlei Einwände erheben lassen, und dass auch sachlich gegen die Aufstellung eines Verbrechertypus mancherlei Berichtigungen und Widersprüche bestehen. Es hat sich u. a. herausgestellt, dass die den tipo criminale kennzeichnenden Anomalien zwar nicht wegzuleugnen sind, sich jedoch auch an Nichtverbrechern, d. h. geistig Gesunden, sowie an Geisteskranken und Idioten vorfinden.

Das Vorkommen von einzelnen Degenerationszeichen sei unstreitig aber ohne Bedeutung; nur das gleichzeitige Auftreten von mehreren derselben

an einem Individuum könne einen gewissen Wert besitzen. Redner sucht nunmehr nachzuweisen, worin dieser Wert besteht. Er zeigt, dass der Ursprung der Degenerationszeichen nur zum kleinen Teile ein atavistischer, zumeist ein pathologischer ist; dieselben kämen in letzter Linie durch unzureichende Lebenskraft und ungenügende Entwickelungsfähigkeit des Keimes, schlechte Ernährung oder Krankheit während des embryonalen Lebens, Krankheit und Laster der Eltern u. a. m. zu stande. Nur so viel liesse sich über die Bedeutung der Entartungszeichen sagen, dass sie der Ausdruck einer geistigen Minderwertigkeit sind, die einen Mangel an sittlichem Gefühl und intellektueller Urteilskraft nach sich ziehen könne, aber keine direkte verbrecherische Anlage voraussetze. Diese werde zumeist erst durch das soziale Milieu geschaffen. Der Vortragende fasst unter dieser Bezeichnung alle exogen einwirkenden Einflüsse zusammen: Alkoholismus, Syphilis, Tuberkulose der Eltern, anstrengende Arbeit der Mutter, dürftige Ernährung, unangenehme Gemütseindrücke auf dieselbe während der Schwangerschaft, ungenügende Pflege und Ernährung des neugeborenen Kindes, im besonderen Rhachitis, mangelhafte Erziehung, schlechtes Beispiel der Eltern, wie überhaupt der Umgebung, vorzeitiger Alkohol- oder Geschlechtsgenuss, Missbrauch desselben, frühzeitige Selbständigkeit des Heranwachsenden u. v. a. m. Es schaffe also das soziale Milieu in erster Linie den Verbrecher; allerdings, dies liesse sich nicht in Abrede stellen, sei bis zu einem gewissen Grade auch eine mehr oder minder abnorm funktionierende Hirnorganisation (ererbte Anlage) dabei beteiligt.

Zum Schluss führt Redner aus, dass nichtsdestoweniger die Lombrosianische Lehre auch eine wertvolle praktische Bedeutung gehabt hat, insofern nicht mehr das Verbrechen, sondern der Verbrecher den leitenden Gesichtspunkt für den Richter und den Gerichtsarzt bei der Beurteilung eines Deliktes in Zukunft bilden wird.

Den Schluss der Vorträge auf dem Gebiete der physischen Anthropologie bildete eine Demonstration des Geh. Rates Prof. Dr. Fritsch mittelst des Projektionsapparates über die Beziehungen zwischen Kunst und Anthropologie. Er erbrachte durch Übertragung des von ihm modifizierten Schema von Karl Schmidt der Zeichnung der anatomischen Grundlinien des Körpers auf die Photographien von Bildwerken des Altertums und der Neuzeit den Nachweis, dass das Schönheitsideal, das uns in den bildlichen Erzeugnissen der antiken und klassischen Meister des Mittelalters entgegentritt, sich durchweg mit den Anforderungen der anatomisch-anthropologischen Wissenschaft an die Menschendarstellung deckt, dass indessen die Künstler der modernen Zeit denselben nicht mehr Rechnung trügen. Redner ermahnt die modernen Künstler, sich der Anatomie eingehender als bisher zu befleissigen.

Die Prähistorie war auf der Versammlung durch drei Vorträge vertreten.

Freiherr v. Brackel-Mexiko gab einige Notizen über die Vorgeschichte von Mexiko.

Der Vortragende hat dieses Land wiederholt durchstreift und bei dieser Gelegenheit zu Aguililla (Distrikt Coalcoman, Staat Michoacan) eine Ayacata aufgedeckt. Es sind dies Tumuli auf den Kämmen und Ausläufern der höchsten Berge, in denen die Urbewohner des Landes ihre Könige und Heerführer bestattet haben. Der Inhalt bestand neben Knochenüberresten und Waffen aus einer Opferschale mit einem Häufchen Goldstaub und einem Phallus aus grünem Selenit, den Br. für das Abzeichen der Herrschaft oder für die Waffe eines indianischen Fürsten hält. Besagter Phallus ist ein 23 cm langer (an der Spitze 2 cm, an der Wurzel 2,5 cm dicker) polierter Schaft, dem zwei eiförmige Gebilde aufsitzen, von denen wieder ein jedes ein ziemlich roh gearbeitetes Menschenantlitz (anscheinend Mann und Weib) trägt. — Dieser Fund eines ägyptischen Phallus an der Westküste Mexikos, ferner ein an der Ostküste (Verakruz) aufgefundener gigantischer sphinxähnlicher Negerkopf, sowie die zum Verwechseln grosse Ähnlichkeit der Mayaschen Skulpturen auf der Halbinsel Yucatan scheinen dem Vortragenden dafür zu sprechen, dass den alten Ägyptern die neue Welt (Atlantis der Autoren) thatsächlich schon im grauesten Altertum bekannt gewesen ist.

Dr. Gustaf Kossinna besprach: Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland.

Redner verbreitet sich über die Geschichte, die Berechtigung und die Methode der Versuche, aus der Archäologie ethnographische Thatsachen zu gewinnen, erteilt dann der Metode der vergleichenden Sprachforschung, die Urzustände und die Urheimat der Indogermanen zu ermitteln, ein Misstrauensvotum, hält aus geographischen Gründen das südöstliche Mitteleuropa für die Wiege der Indogermanen, von wo sich die Germanen nordwestwärts zwischen Elbe und Oder an den Südwestwinkel der Ostsee hingezogen haben. Redner schildert dann weiter das älteste historisch erreichbare Verbreitungsgebiet der Germanen um 100 v. Chr. und geht von hier aus auf Grund der archäologischen Thatsachen rückwärts bis in die Anfänge der Steinzeit.

In der Steinzeit liegen die Grenzen der Germanen innerhalb des von Tischler als „westbaltisch“ bezeichneten Steinzeitgebietes, für das zwar nicht mehr das Fehlen des „geschweiften“ Bechers und des sogenannten „echten“ Schnurornaments, wie Tischler wollte, wohl aber die besonderen Formen des Bernsteinschmuckes und der Megalithgräber charakteristisch sind. In den westbaltischen Ganggräbern zeigen sich als besondere Typen des Bernsteinschmucks die durchbohrten Knöpfe, hammer- und doppelaxtförmigen Perlen; im Ostbaltikum dagegen undurchbohrte Knöpfe, besondere End- und Mittelhängestücke, sowie massenhafte Knöpfe mit Winkelbohrung. Als Megalithgräber hat das Westbaltikum die Dolmen, Ganggräber, Steinkammern mit Erdhügel; das Ostbaltikum nur die sog. cujavischen Gräber

und die Trilithen. Die Oder ist also in der jüngsten Steinzeit (bis zum 17. Jahrhundert v. Chr.) die Ostgrenze der Germanen, die damals Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Dänemark und die Provinzen von Götarike bewohnten.

Die Süd- und Westgrenze erkennen wir erst aus der älteren Bronzezeit (1400—1000 v. Chr.). Das spezifisch nordische d. h. germanische Bronzekulturgebiet geht westlich wenig über die Elbmündung hinaus; die Südgrenze zieht längs der Aller ostwärts nach den Havelseen und von Berlin nach Stettin. Das jüngere germanische Bronzegebiet (1000—600 v. Chr.) reicht an der Nordseeküste etwa bis zur holländischen Grenze, geht südlich von der Aller über den Harz nach Halle a. S., von hier nach Küstrin weiter, die Warthe und Netze aufwärts bis zum 34° östl. Ferro. In der jüngsten Bronzeperiode (600—350 v. Chr.) breiten sich die Germanen westlich bis an die Leine, südlich bis an die Unstrut aus. Im Osten zeigen die bisher nur eine geringe Bronzeeinfuhr aufweisenden und daher zweifellos ungermanischen Provinzen Westpreussen (bis zur Weichsel), Posen, Mittel- und Oberschlesien nunmehr eine selbständige Bronzefabrikation von nordgermanischem Charakter. Die Germanen reichen nun bis zur Weichsel, die noch bei Beginn der historischen Zeit (um Chr. Geburt) ihre Ostgrenze ist. Unklar bleibt nur die ethnographische Zugehörigkeit der Gräberfelder vom Lausitzer Typus zwischen mittlerer Oder und Saale, wo Kelten vor den Germanen wenigstens am Nordrande des Gebirges einmal gesessen haben müssen.

In der mittleren La Tène-Zeit (300—100 v. Chr.) gewinnen die Germanen die Gebiete zwischen Leine, Rhein und Main; in der jüngsten La Tène-Zeit (um 100 v. Chr.) den grössten Teil Süddeutschlands.

Den Schluss der Verhandlungen bildete ein Vortrag Geh. Rats Prof. Dr. Virchow über die Keltenfrage in Deutschland, speziell in Hessen. Ausgehend von der von A. Bertrand und Sal. Reinach jüngst aufgestellten Hypothese, dass die von uns als Hallstattkultur bezeichnete Kulturrichtung den Kelten zuzuschreiben wäre, spricht Redner die Vermuthung aus, dass dieses Volk, das nach Angaben der beiden französischen Autoren bereits vor Einbruch der Gallier die Landstrecken vom Apennin an nördlich bis nach Oberösterreich, Salzkammergut und die angrenzenden Teile vom Tyrol, Steiermark und des Küstenlandes hin bewohnte, auch in Hessen ansässig gewesen ist. Er erinnert an das Vorkommen von Regenbogenschüsselchen, den auffälligen Prozentsatz an brünetten Elementen mitten unter Blonden (Schulerhebung) und die von Henning gegebene Erklärung verschiedener Ortsnamen als keltischen Ursprungs im Hessenlande. Redner fordert die Bevölkerung auf, dieser Frage nach ihren keltischen Vorfahren weiter nachzuspüren, insbesondere auf vorgeschichtliche Funde mehr Acht zu geben.

(Die Verhandlungen des Kongresses finden sich in extenso im Correspondenzblatt d. deutsch. Gesellsch. f. Anthrop. Bd. XXVI, 1895, S. 71

bis 140; nur der Vortrag von Buschan ist abgedruckt in der Zeitschrift „Nord und Süd", Bd. 76, Heft 228, 1896, S. 359.)

Dr. Buschan-Stettin.

D. Tagesgeschichte.

Bremen. Am 15. Januar d. J. wurde das städtische Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen unter Direktion von Prof. Schauinsland feierlichst eröffnet. Nach der von Oppel in Globus Bd. 69, Nr. 8 entworfenen Schilderung des Gebäudes und seiner Schätze darf sich dasselbe ähnlichen Instituten anderer grosser Städte würdig an die Seite stellen.

Breslau. Geheimer Sanitätsrat Dr. Wilhelm Grempler in Breslau beging am 26. Januar 1896 seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlass fand am Vorabende ein Festkommers statt, zu dem mehr als 200 Freunde und Verehrer von Nah und Fern herbeigeströmt waren. Derselbe gestaltete sich zu einer ehrenden und herzlichen Ovation für den allgemein beliebten und hochgeehrten Jubilar. — Lebhaften Beifall fand das von Fr. Rust gedichtete Festspiel, worin verschiedene Gestalten der Vorzeit huldigend auftraten und zuletzt eine silberne Medaille mit dem Bildnis des Jubilars und einer symbolischen Darstellung seiner Forschertätigkeit überreicht wurde, von deren Bedeutung u. a. auch zahllose Glückwunsch-Telegramme und Schreiben aus allen Teilen der Welt (Gesellschaften und einzelnen Gelehrten) Zeugnis ablegten.

Am Vormittage des eigentlichen Geburtstages fand dann noch in der Wohnung des Jubilars eine Beglückwünschung von Seiten der Behörden und vieler Korporationen mit Ansprachen und Adressen statt. Vom Museum schlesischer Altertümer wurde ausserdem eine reich ausgestattete Festschrift dargebracht.

Auch wir bringen dem „Schliemann seiner schlesischen Heimat" unsere ehrfurchtsvollsten Glückwünsche. *Dr. B.*

München. Vom 4. bis 7. August d. J. findet in München der III. Internationale Kongress für Psychologie statt. Das internationale Organisations-Komité, aus 25 Mitgliedern sich zusammensetzend, hat zum 1. Präsidenten Prof. Dr. Stumpf in Berlin, zum 2. Präsidenten Prof. Dr. Lipps in München und zum Generalsekretär Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing in München erwählt. — Laut der vorliegenden Einladung sind zur Teilnahme an den Sitzungen des Kongresses eingeladen Gelehrte und gebildete Personen, welche für die Förderung der Psychologie und für die Pflege persönlicher Beziehungen unter den Psychologen verschiedener Nationalitäten Interesse hegen. Für die Teilnahme an den Sitzungen sind 15 Mark (= 9 fl. öst. Währ.) zu entrichten. Die Teilnehmerkarte berechtigt zum Zutritt zu den sämtlichen Sitzungen des Kongresses, zum unentgeltlichen Bezuge des Tageblattes, sowie eines Exemplares des Kongressberichtes etc.

Das Arbeitsprogramm umfasst: 1. die Psychophysiologie, 2. die Psychologie des normalen Individuums, 3. Psychopathologie, 4. vergleichende Psychologie. Der dritten Rubrik sind auch Bedeutung der Erblichkeit auf psycho-pathologischem Gebiet, Statistisches, Frage nach Vererbung erworbener Eigenschaften, psychische Beziehungen (leibliche und seelische Vererbung), Erscheinungen der Entartung (Degeneration), psychopathische Minderwertigkeit, Entartung und Genie, sittliche und soziale Bedeutung der Erblichkeit", der vierten „die psychischen Funktionen der Tiere", sowie „Völkerpsychologie und anthropologische Psychologie" untergeordnet.

Anmeldungen von Vorträgen (bis 1. Mai) und für die Teilnahme an dem Kongresse sind an das Sekretariat (München, Max-Josephstrasse 2 pt.) zu richten.

Prag. An der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag wurde im verflossenen Jahr eine „archäologische Kommission" zur Erforschung und Erhaltung böhmischer Altertümer gegründet. Die Erforschung soll die vorhistorischen Funde, die Kunstschätze und Altertümer aus historischer Zeit inklusive der heimisch-ethnographischen Objekte und aller Gegenstände von litterarischem oder sprachwissenschaftlichem Interesse betreffen; für die Erhaltung wird durch selbständig geführte Ausgrabungen und durch Sammeln und Ankauf, durch abgegebene Gutachten und durch Einschreiten bei den betreffenden Organen und Behörden gesorgt werden. Das gewonnene Studienmaterial soll von der Kommission veröffentlicht oder der betreffenden Klasse der Akademie zur Publizierung übergeben werden. Die gewonnenen Objekte fallen dem Landesmuseum zu. — Vorsitzender der Kommission ist der Baurath Herr J. Hlávka, dessen Munifizenz bekanntlich auch seinerzeit die Gründung der Akademie ermöglichte, Vizepräses ist der Univ.-Prof. Dr. J. Kvíčala, Referent Prof. Dr. J. L. Píč. *Dr. H. M.*

Věstník československ. museí a spolků archaeol. 1895. I. (Anzeiger der czechischen archäol. Museen u. Vereine) erscheint seit August 1895 unter der Redaktion des Archäologen Kl. Čermák in Čáslau in monatlichen Heften und bringt nebst Vereins- und Musealnachrichten Artikel über Ausgrabungs-, Konservirungsmethoden, Herrichtung von Abgüssen, Mappen etc., Aufsätze allgemein archäol. Inhalts und kurze Berichte über neue Funde.

Dr. H. M.

Schwerin i. M. Am 24. Juni v. J. verstarb zu Schwerin im Alter von 62 Jahren der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der somatischen Anthropologie und Völkerkunde bekannte hamburgische Arzt Dr. Friedrich Rudolf Hermann Krause. Ein Gemütsleiden, das sich vor nahezu einem Dezennium im Anschluss an den Verlust seiner einzigen Tochter einstellte, veranlasste ihn sehr bald, seine Thätigkeit als Arzt und Forscher mehr und mehr einzustellen und derselben schliesslich gänzlich zu entsagen.

E. Bibliographische Übersicht.

a. Jahresbericht (1894/95) über die amerikanische Litteratur der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

von Emil Schmidt, Leipzig.

Adler, Cyrus. Museum collections to illustrate religious history and ceremonials. Report of the U. S. national museum for 1893, S. 755 ff. Wash. 1895.

Adler, Cyrus. Two Persepolitan casts in the U. S. national museum. Report of the U. S. national museum for 1893, S. 749 ff. Wash. 1895.

Allen, H. The changes which take place in the skull coincident with shortening of the face axis. Proceed. Acad. Nat. Science. Philad. 1894, S. 181 ff.

American versions of the ballad of the elfin knight. Journ. Amer. Folk-lore. Bost. VII, S. 228 ff.

Annual report of the Board of regents of the Smithsonian institution to July 1893. Wash. 1894.

Ashmead, A. S. Leprosy in America before the advent of the Spaniards and the negroes. Journ. Amer. med. assoc. Chicago XXIII, S. 847 ff.

Ashmead, A. S. American pathological notes. Univ. Medical Magaz. Juni 1895.

Ashmead glaubt in der Thon-Darstellung eines menschlichen Fusses, an dessen quer abgeschnittenem oberen Ende ein Zapfen (Unterschenkelknochen?) hervorragt, den Beweis zu finden, dass die alten Bewohner Perus, von wo dieses Stück stammt, die Kunst des Amputierens (mit Zirkelschnitt) verstanden hätten; ein Schädel aus Mexiko zeigt nach ihm eine verheilte Trepanationswunde; ein anderer, gleichfalls aus Mexiko stammend, besitzt am Hinterhauptsloch Veränderungen, die auf eine Luxation des dens epistrophei und auf Ausheilung dieser Verletzung schliessen lassen, während an einem zu demselben Skelett gehörenden Femur eine Fraktur gut geheilt ist (was A. gleichfalls guter chirurgischer Behandlung zuschreibt). Ein Schädel von Pachacama (Peru) zeigt nach ihm Spuren syphilitischer Geschwüre und Versuche, die letzteren durch einen Kreisschnitt zu umgrenzen und zu entfernen.

Backus, E. M. Cradle songs of negroes in North Carolina. Journ. Amer. Folk-lore XXVII, 310.

Bailey, E. H. S. The delicacy of the sense of taste among Indians. Proc. Amer. Assoc. XLII, S. 311.

Baldwin, Charles Candee †. Biographische Skizze. The American Anthropologist 1895 S. 180.

Das Jahr 1895 hat der anthropologischen Wissenschaft in Amerika eine Reihe schwerer Verluste gebracht. Am 2. Februar 1895 starb im Alter von 61 Jahren Richter Charles C. Baldwin, der sich grosse Verdienste

um die Archäologie und Ethnographie Ohios erworben hat. Er war einer der Gründer und der thätigsten Mitglieder der Western reserve hist. Society.

Ball, M. V. Vital statistics of the negro. Med. news. Philad. LXV, 392.

Barr, M. W. Consanguinity of parents in relation to idiocy. Philad. Polyclin. 1895, IV, S. 124.

Batchelor, S. The mimicry of heredity. New World Bost. III, S. 735 ff.

Beyer, H. G. The growth of U. S. naval cadets. Proc. U. S. Naval Inst. 1895, S. 297 ff.

Boas, F. The half-blood Indian. An anthropometric study. Pop. Sc. Monthly. Oct. 1894.

Die allgemeine Annahme, dass Mischlinge weniger fruchtbar seien, als die reinen Rassen, aus deren Vermischung sie hervorgegangen sind, findet bei dem Halbblut von Indianern und Weissen keine Stütze. 517 reinblütige Indianerinnen im Alter von mehr als 40 Jahren hatten durchschnittlich 5, 9, — 41 Halbblut-Indianerinnen durchschnittlich 7, 9 Kinder. Auch die Körpergrösse zeigt für die Mischlinge günstige Verhältnisse. Sie sind fast ausnahmslos grösser als ihre beiderseitigen Eltern, und dies tritt besonders bei den Weibern hervor. In den ersten Jahren der Kindheit scheint der Indianer grösser zu sein, als das Halbblutskind, später kehrt sich das Verhältnis um. — Am Gesicht ist zu bemerken, dass die Gesichtsbreite der Mischlinge der des Indianers näher steht, als der der Weissen. Es besteht hier eine Tendenz, nicht eine reine Mittelform zu bilden, sondern zu einem Rückschlag auf den einen der elterlichen Typen. Auch im dunklen Haar und dem dunklen Auge der Mischlinge tritt dieselbe Tendenz hervor. Die grössere Gesichtsbreite des Mischlings macht sich schon im 4. Jahre bei beiden Geschlechtern bemerklich. Das Gesicht des Mischlings ist zugleich niedriger, als das des Weissen. Die Kopflänge des Mischlings nimmt eine mittlere Grösse zu der der beiden Eltern ein.

Boas, F. Notes of the Eskimo of Port Clarence, Alaska. Journ. Am. Folk-lore VII, S. 205 ff.

Boas, F. On Dr. William T. Porters investigation of the growth of the school children of St. Louis. Science 1895, S. 255 ff.

Boas, F. The growth of first-born children. Science 1895, S. 402 ff.

Die auf Boas' Veranlassung in Toronto und in Oakland (Kalif.) vorgenommenen Messungen ergaben, dass die Erstgeborenen in Grösse und Gewicht höhere Zahlen aufweisen als die später Geborenen, und zwar bei männlichen Kindern vom 6. bis 15. Jahr, bei weiblichen vom 6. Jahr bis zum erwachsenen Zustand. Der Unterschied ist so konstant, dass er trotz des nicht sehr grossen Beobachtungsmaterials als typisch angesehen werden kann; er beträgt beim männlichen Geschlecht 7 mm, beim weiblichen 10 mm, im Gewicht beim ersteren 1,2, bei letzterem 1,6 Pfund. Auch die Zweitgeborenen scheinen durchschnittlich noch etwas grösser und schwerer zu

sein, als die später Geborenen, doch ist hier das Beobachtungsmaterial für allgemeine Schlüsse zu klein. Bei der Geburt sind die Erstgeborenen durchschnittlich kleiner und leichter, als die später Geborenen. Die Ursache des Zurückbleibens der später Geborenen liegt vielleicht in der geringeren Sorge und Pflege, die diese im Vergleich zu den Erstgeborenen geniessen.

Boas, F. Human faculty as determined by race. Proc. Amer. Assoc. 1895, S. 301 ff.

Die Befähigung der verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts hängt von verschiedenen Umständen ab. Anatomisch sind Ungleichheiten vorhanden, die a priori auf ungleiche Begabung schliessen lassen, doch zeigt die Beobachtung, dass die grosse Menge in den verschiedenen Rassen im Allgemeinen gleich begabt ist, während in gewissen Rassen sich eine etwas grössere Zahl hochbegabter Individuen finden, als in andern. In der Beurteilung der geistigen Leistungen ist es schwer, den Einfluss der Anlage und der Umgebung zu trennen; hier verspricht die Experimental-Psychologie noch gute Resultate. Die Wirkungen der Zivilisation vererben sich nur in beschränktem Grad; ein cumulatives Wachstum der Befähigung in Folge längerer Zivilisation lässt sich nicht nachweisen.

Boas, F. Chinook texts. Wash. 1895. 8⁰. Gov. print. off.

Eine reiche Sammlung von im Sommer 1890 und 1891 zusammengetragenen Mythen, Erzählungen, Berichten über Sitten, Aberglauben etc. der Chinooks im Originallaut und in der Übersetzung. Boas erhielt den grössten Teil derselben von einem der letzten Chinooks, namens Charles Cultee. Dem Band ist das Porträt des Letzteren in Profil- und en face-Ansicht beigefügt: besonders die erstere Ansicht zeigt vortrefflich die Wirkung der künstlichen Deformation auf den Chinook-Schädel.

Boas, F. Salishan texts. Proc. Am. Phil. Soc. 1895, S. 301 ff.

Boas giebt in seinen Salishan texts einen Beitrag zur Kenntnis der noch sehr wenig gekannten Sprache der Nordwestküste Amerikas; er teilt Bruchstücke aus dem folk-lore der Bilchula, des nördlichsten Zweigs der Salish-Familie im Urtext und in Übersetzung mit.

Bolton, H. Curious relics of English funerals. Journ. Am. Folk-lore VII, S. 233 ff.

Bolton, H. The game of goose. Journ. Am. Folk-lore VIII, S. 145 ff.

Bourke, J. G. The folk-foods of the Rio Grande valley and of northern Mexico. Journ. Am. Folk-lore 1895, S. 41 ff.

Brewer, W. H. The instinctive interest of children in bear and wolf stories. Proc. Am. Assoc. XLII, S. 309 ff.

Brine, Lindsay. Travels amongst the American Indians, their ancient earthworks and temples, including a journey in Guatemala, Mexico and Yucatan. N. York. 1894. 8⁰.

Brinton, D. G. Variations in the human skeleton and their causes. Amer. Anthropologist. VII. 377 ff.

Brinton, D. G. The nation as an element in anthropology. Rep. Smiths. Instit. for 1893, S. 589 ff.

Brinton bespricht die Beziehungen zwischen der Friedensgenossenschaft auf blutsverwandtschaftlichen Grundlagen (Stammesorganisation mit starkem Hervortreten des kommunalen Charakters in Regierung, Recht, Eigenthum etc.) und der „Nation" (staatliche Organisation mit grösserer Betonung des territorialen Besitzes und höherer Bedeutung des Individuums).

Brinton, D. G. A Primer of Mayan hieroglyphies. Publications of the Univ. of Penns. Series in Philology, literature and archaeology vol. III No. 2. 1895.

Soweit in Zentral-Amerika zur Zeit der spanischen Invasion die Maya-Sprachenfamilie reichte (Yucatan, Tabasco, Chiapas, Guatemala und West-Honduras), war auch die von der mexikanischen verschieden und reicher als diese entwickelte Maya-Bilderschrift verbreitet, von der uns leider nur spärliche Überreste, teils auf einheimischem Papier (nur vier Manuskripte oder Kodices, 10" breite und verschieden lange, auf beiden Seiten beschriebene Blätter), teils auf Stein, Holz, Thonwaaren oder Gips eingraviert erhalten sind. Das wissenschaftliche Studium dieser Bilderschrift datiert seit der Herausgabe des Kodex Dresdensis durch Förstemann (1880); seither sind manche Versuche zur Deutung derselben gemacht worden, indem man die Zeichen bald als ideographische, bald als phonetische, bald als aus beiden Elementen gemischt auffasste. Brinton schliesst sich der letzteren Ansicht an und hält sie der Hauptsache nach für ideographisch, während sie (ebenso wie die aztekische Bilderschrift) gelegentlich auch rebusähnlich-phonetische Zeichen enthielt. Brinton behandelt die Bilderschrift nach ihren mathematischen, malerischen und graphischen Elementen und fügt erläuternde Textbeispiele hinzu. Nur ein so ausgezeichneter Kenner der Ethnographie der Mayas wie Brinton, war im Stande, in diesem dunklen Gebiet so viel Licht zu verbreiten, als dies durch die Veröffentlichung der „Anfangsgründe der Maya-Bilderschrift" geschehen ist.

Brinton, D. G. On certain morphologic traits of American languages. Proc. Am. Assoc. 1894, S. 330.

Brinton, D. G. The significance of variations in the human skeleton. Science 1895, S. 253 ff.

Brinton, D. G. The aims of anthropology. Science 1895, S. 241 ff.

Brinton, D. G. Carib art and its significance. Science 1895, S. 265 ff.

Brinton, D. G. The protohistoric ethnography of Western Asia. Proc. Amer. Phil. soc. Philad. 1895, S. 31 ff.

Brinton, D. G. The alphabets of the Berbers. Sonderabdruck aus Proc. of the oriental club of Philadelphia 1894.

Bryce, J. The migrations of the races of man, consid. historically. Smiths. Rep. for 1893, S. 567 ff.

Buckley, E. Phallicism in Japan. Chicago 1895. Univ. Press. 8°.

Buckman, S. S. Babies and monkeys. Nineteenth Cent. Bd. XXXVI, S. 727 ff.

Bureau of Ethnology. Twelfth annual report of the —. 1890—91 by J. W. Powell, Director. Washington, Gov. Print. office 1894.

Chamberlain, A. F. A Kootenay legend: the coyote and the mountain-spirit. Journ. Am. Folk-lore, VII, S. 195.

Chamberlain, A. F. Incorporation in the Kootenay language. Proc. Amer. Assoc. XLIII, S. 346 ff.

Chapin, H. D. A plan of infantile measurements. Med. Rec. N. Y. XLVI S. 649 ff.

Clodd, E. The story of „primitive“ man. N. Y. 1895. 16°.

Congreso de Americanistas. Reunion en Mexico dal 15. al 20. de Octubre 1895. Programa. Mexico 1895.

Coville, Fr. Directions for collecting specimens illustrating the aboriginal uses of plants. Bull. of the U. S. nation. Museum No. 39 part I. Wash. 1895.

Culing, Stewart, Chinese games with dice and dominoes. Report of the U. S. national museum for 1893, S. 489 ff. Wash. 1895.

Cushing, F. H. The arrow. The American anthropologist. 1895, S. 307 ff.

Der vortreffliche Kenner der Indianer, Frank Hamilton Cushing, giebt den ersten Teil seiner ebenso sehr auf eigene Anschauung bei den Indianern, als auf das überreiche Material in den Sammlungen des National-Museums zu Washington gegründeten, mit guten Illustrationen ausgestatteten Abhandlung über den Pfeil. Er behandelt sein Alter, seine Bedeutung und Beziehung zur Anthropologie, die typischen Formen, die Herstellung, die urthümlichste Form der lanzenblattförmigen Steingeräte in ihrer Entstehung, sowie in ihrer Weiterentwickelung zu Geschossen, die Entstehung der Wurfschlinge und der Wurfbretter.

Dorsey, George A. The character and antiquity of Peruvian civilization. Granville Ohio. 1894. 8°.

Dorsey, G. A. Crania from the Necropolis of Ancon, Peru. Proc. Am. Ass. 1894.

Dorsey, G. A. A Ceremony of the Quichuas of Peru. S. Am. Folk-lore 1884, S. 307 ff.

Dorsey, J. O. † Biographische Skizze in The American anthropologist. 1895, S. 180 ff.

Am 4. Februar 1895 starb an typhösem Fieber im Alter von 47 Jahren der hervorragende Ethnograph und Linguist James Owen Dorsey. Sein spezielles Arbeitsgebiet war die Völkerfamilie der Dacotas, die er in zahlreichen vortrefflichen Schriften unserem Wissen erschlossen hat.

Dorsey, J. O. The Biloxi Indians of Louisiana. Proc. Am. Ass. XLII, S. 267 ff.

Dorsey, J. O. Kwapa Folk-lore. Journ. Am. Folk-lore VIII, S. 130.

Dwight, T. Methods of estimating the height from parts of the skeleton. N. Y. 1894. Abdruck aus Med. Rec. N. Y.

Ernst, A. Upper Orinoco vocabularies. The Amer. Anthropologist 1895, S. 393 ff.

Féré, C. Morbid heredity. Pop. Sc. monthly 1895, S. 388 ff.

Fewkes, J. W. The kinship of the Tusayan villagers. Amer. Anthropologist 1894, S. 394 ff.

Fewkes, J. W. A comparison of Sia and Tusayan Snake Ceremonials. The Amer. Anthropologist 1895, S. 118 ff.

Die Veröffentlichung Frau Stevensons im 11. Jahresbericht des Bur. of Ethnol. über die Sia giebt Fewkes die Veranlassung, den Schlangentanz der letzteren Pueblos mit den von ihm selbst beobachteten Tänzen gleicher Art in Walpi (Tusaya-Gruppe) eingehend zu vergleichen. Die Zeremonien in Sia und in Walpi haben so viel Gleichartiges, dass sie mit Sicherheit auf frühere Berührungen und näheren Zusammenhang der jetzt weit voneinander entfernten östlichen und westlichen Pueblobewohner schliessen lassen. Nicht nur diese Zeremonien, sondern auch linguistische und historische Gründe sprechen dafür, dass die Kultur der Pueblos in Arizona und Neu-Mexiko auf demselben Boden wurzelt. Manchesmal haben Gruppen der östlichen Pueblos Zuflucht gefunden in den Burgdörfern von Tusaya, und umgekehrt sind von dort Hopi-, Taura- und Keresa-Leute in ihre alte Heimat zurückgekehrt.

Fewkes, J. W. The Tusayan new fire ceremony. Hemenway expedit. Proceed. Bost. Soc. nat. hist. XXVI S. 422 ff.

Ausführliche Darstellung des Festes des neuen Feuers bei den Hopi, das hier in halbdramatischer Weise mit vielen Zeremonien aufgeführt wird. Merkwürdiger Weise wird das neu entzündete Feuer nicht, wie sonst bei ähnlichen Festen, an die Heerde der Häuser übergeben, sondern fortgeworfen.

Fewkes, J. W. The Walpi flute observance; a study of primitive dramatization. Journ. Am. Folk-lore XXVII, S. 265 ff.

Kaum irgendwie zeigt sich deutlicher, dass der wesentliche Charakter alles Zeremoniells ein Zug nach Dramatisierung ist, als bei dem alle zwei Jahre von den Tusaya-Pueblo-Indianern gefeierten Le-len-ti, oder Flöten-Fest. Dasselbe besteht in einer unvollkommenen dramatischen Darstellung des Flöten-Mythus durch die Flöten-Brüderschaft. Bei der Aufführung ist das Rituell nicht eine Summe willkürlicher Zeremonien, sondern von alters her durch unverändert beibehaltene Regeln fixiert. Fewkes giebt eine ausführliche Darstellung des Festes, bei dem er selbst Augenzeuge gewesen ist.

Fewkes, J. W. The God „D“ in the codex Cortesianus. The Amer. Anthropol. 1895, S. 205 ff.

Fewkes sucht nachzuweisen, dass der von Schellhas sogenannte „Gott D" in dem Cortesianischen Kodex ebenso wie die Götter B und G in anderen Maya-Handschriften Sonnengottheiten sind. Alle drei wurden von den Spaniern Kukulcan, Itzamná und Kin ich ahau genannt; Gott B ist wahrscheinlich Kukulcan, Gott D Itzamná und nicht ein Mondgott.

Fewkes, J. W. The destruction of the Tusayan monsters. Journ. Am. Folk-lore 1895, S. 132 ff.

Fewkes, J. W. und Stephen, A. M. The Pá-lü-lü-koñ-ti: a Tusayan ceremony. Journ. Am. Folk-lore VII, S. 269 ff.

Die Hemenway-Expedition hatte im Winter 1892—1893 Gelegenheit, zahlreiche Feste in den Tusaya-Pueblos zu beobachten. Eins derselben ist das Pá-lü-lü-koñ-ti; es wird in Walpi alljährlich und zwar jedesmal in einer andern Kiwa und mit kleinen, durch die räumlichen Verhältnisse der einzelnen Kiwas bedingten Veränderungen gefeiert.

Fewkes, J. W. The Na-ác-nai-ya: a Tusayan initiation ceremony. Journ. Am. Folk-lore V, S. 189 ff.

Beschreibung der Zeremonien bei der früher alljährlich, jetzt bei der geringen Zahl an Kandidaten nur alle 4 Jahre stattfindenden Aufnahme von Novizen in die Priesterschaft der Tusaya-Pueblos.

Fewkes, J. W. A Suggestion as to the meaning of the Moki snake dance. Journ. Am. Folk-lore vol. IV, No. 13.

Fewkes glaubt, dass es sich bei dem Schlangentanz der Pueblo-Indianer ursprünglich nicht um Schlangenanbetung handelte, sondern, dass die Schlange nur ein Symbol für Wasser ist, dass aber mit der Zeit alles, was auf die Schlange Bezug hat, ihr Fang, ihre Pflege in der Gefangenschaft, die Art, sie zu tragen etc. so in den Vordergrund trat, dass dadurch jetzt die ursprüngliche Bedeutung ganz verdunkelt ist.

Fillmore, J. C. What do Indians mean to do, when they sing? Journ. Am. Folk-lore VIII, S. 138 ff.

Fletcher, A. C. Hunting customs of the Omahas. Century 1895, I, S. 691 ff.

Fletcher, M. H. What a dentist saw in examining five hundred crania. Dental review. 1895, S. 355 ff.

Fletcher, R. Medical lore in the older English dramatists. Johns Hopkins Hosp. bull. 1895, S. 73 ff.

Fortier, A. Louisiana folk-tales. Boston 1895. 8°. Abdruck aus Journ. Am. Folk-lore 1894, S. 317.

Fowke, G. und Moorchead, W. K. Recent mound exploration in Ohio. Proc. Acad. Nat. Sc. Philad. 1894, S. 308 ff.

Fowke, G. Archaeological investigations in James and Potamac valleys. Bur. of Ethnol. 1894, 8°.

Fowke hat die Thäler des James river und des Potomak in Maryland, Virginia und West-Virginia archäologisch sorgfältig durchforscht. Die frühere Bevölkerung unterschied sich in Sitten und Gebräuchen, in ihren

technischen Leistungen etc. nicht wesentlich von den historischen Indianern. Im Westen dieses Bezirks zeigen sich Übergänge zur Ohio-Mound-Kultur, im Norden Anklänge an die der Irokesen, im Süden solche an den südappalachischen Kreis.

Gannet, H. Statistics of the negroes in the U. St. Published by the trust. of the J. Slater fund in occasional Papers. No. 4.

Untersuchung der Bewegung der Negerbevölkerung (wesentlich auf Grundlage des Census). Die letztere als Ganzes nimmt in den vereinigten Staaten nicht in dem gleichen Verhältniss zu, wie die weisse. Die Verhältnisszahl der Weissen betrug 1790 80,73 pCt., heute 88,41 pCt. (= 61 Millionen), die der Schwarzen 1790 19,27 pCt., heute 11,59 pCt. (= 8 Millionen). Dies Zurückbleiben beruht weniger auf der starken weissen Einwanderung, als auf allgemeinen sanitären und (im Norden) klimatischen Bedingungen. Das Dichtigkeitszentrum der Schwarzen hat sich seit 1880 von der Nordwestecke Georgias um mehr als 300 engl. Meilen südwärts verschoben. Von reinblütigen Negern wohnen 92 pCt., von mischblütigen Farbigen 81 pCt. südlich vom 41. Breitegrad. Abgenommen haben die Neger an absoluter Zahl in Delaware, Maryland, Virginia, Kentucky und Missouri, auch in Tennessee und North Carolina; zugenommen haben sie in den südlichen und südöstlichen Staaten. In fast allen nördlichen und westlichen Staaten kommen auf die englische Quadratmeile weniger als 4 Farbige, in Louisiana und Mississippi giebt es mehr Farbige als Weisse, in Süd-Carolina betragen die ersteren 60 pCt. der Gesammtbevölkerung. Nach den Städten findet ein starker Zuzug von Negern statt, die aus Unwissenheit und Mangel richtiger Methode des Landbaues auf dem Lande nicht gut fortkommen. — Von zwei Millionen farbiger Kinder im Schulalter besuchen im District Kolumbia und den genannten Südstaaten nur 625 000, also 31,25 pCt., von zwei Millionen weissen Kindern in denselben Staaten freilich auch nur 40 pCt. die Schule.

Gatschet, A. S. Specimen of Songs of the Modoc Indians. Amer. Anthropol. VII, S. 26 ff.

Godfrey, G. C. M. The Indian woman in labor. Med. Rec. N. Y. XLVI, S. 690.

Greenley, T. B. How long under certain conditions could the average longevity of man be maintained? Tr. Kentucky mad. Soc. Louisville N. S. No. III, S. 30 ff.

Grinnell, G. B. A Pawnee star myth. J. Am. Folk-lore VII, S. 197 ff.

Hager, St. Micmac customs and traditions. Amer. Anthropologist 1895, S. 31 ff.

Nachrichten über Gebräuche und Traditionen, die Verfasser von alten Micmac-Indianern (Neu-Schottland) erfahren hat. Übermittelung von Nachrichten durch in den Boden gesteckte Stöcke, das Woltestomkwon-Spiel,

das Tooadijik oder Fussball-Spiel, Sagen von Wasserfeen, die sich als Varianten der Chippewa-Sage von dem Zauberkreis in der Prairie erweisen.

Haliburton, R. G. Survival of dwarf races in the New world. Proc. Am. Ass. 1895, S. 337 ff.

Hamilton, F. C. Two Algonquin legends. J. Am. Folk-lore VII, S. 201 ff.

Hammond, G. M. On the proper method of ascertaining the chest expansion. Med. Rec. 1895, S. 380.

Harley, L. R. Race mixture and national character. Pop. Sc. Monthl. 1895, S. 86 ff.

Hayes, S. Another Miami valley skeleton. Journ. Cinc. Soc. nat. hist. 1895 S. 235 ff.

Hewitt, J. N. B. The Iroquoian concept of the soul. J. Am. Folk-lore 1895, S. 107 ff.

Hodge, F. W. The first discovered city of Cibola. The Amer. Anthropologist, 1895 S. 142 ff.

Hodge bringt gute Gründe dafür bei, dass der erste von einem Europäer gesehene Pueblo vor dem Fray Marcos of Nizza (Niza) umkehren musste, und in dem sein Reisegefährte, der Neger Estevan, getödtet wurde, nicht, wie Bandelier in Übereinstimmung mit der Zuñi-Tradition glaubt, K'iakima sondern Hawikuh war.

Hodge, F. W. The early Navajo and Apache. The Amer. Anthropol. 1895, S. 233 ff.

Die Navajos, ein früh abgezweigtes Glied der athapaskischen Völkerfamilie, deren Traditionen auffallend exakt sein sollen, sind nach Hodge im San Juan-Thal nicht vor dem Ende des 15. Jahrhunderts erschienen und waren wahrscheinlich Klippenbewohner. Die Apachen, von denen die Navajo nicht abstammen, sassen damals schon im nordwestlichen und südwestlichen Neu-Mexiko. Schon vor dem 18. Jahrhundert hatten die Navajos Reste der Athapasken, Tanoas, Taura, Keresa, Zuñi, Shoshonen, Yumas etc. in sich aufgenommen; vor dem 17. Jahrhundert waren sie, ebenso wie die Apachen, zu schwach, um die Pueblo-Völker zu belästigen. Durch die kurz nach der ersten spanischen Invasion (1542) erlangten Haustiere änderte sich die ganze Lebensweise der Navajos.

Diese Ansichten Hodges werden in derselben Nummer des Amer. Anthropol. von Capt. J. Bourke angegriffen, aber in einer Nachschrift von Hodge wieder vertheidigt.

Hodge, F. W. List of the publications of the Bur. of Ethnol., with index to authors and subjects. Wash. 1894, 8°.

Hoffmann, F. L. Vital statistics of the negro. Med. news LXV, S. 320 ff.

Hoffmann, F. L. The negro in the West Indies. Pub. Am. Statist. Assoc. 1895, S. 181 ff.

Hoffmann, W J. The beginnings of writing. N. Y. 1895. 8°.

Holmes, B. A study of child growth. N. Y. med. journ. LX, S. 417 ff.
Holmes, W. H. An ancient quarry in Indian territory. Wash. Bur. of Ethnol. 1894. 8°.

Untersuchung eines Steinbruches und einer Werkstätte für vorläufig roh behauenes Steingerät aus Quarzit, 7 Meilen nordwestlich von Seneca, Missouri, und 10 Meilen südöstlich von Baxter Springs, Kansas. Von den vielen gefundenen Werkstücken war kein einziges ein fertiges Gerät; häufig kamen Formen vor, die sehr den sog. paläolithischen Geräten glichen. Der Betrieb dieses Steinbruches datiert nach allen Anzeichen nicht sehr weit zurück, vielleicht nicht weiter, als bis zur ersten Ankunft der Europäer in jener Gegend.

Hough, Walter. Primitive American armor. Report of the U. S. Nat. Mus. for. 1893. S. 625 ff. Wash. 1895.
Hyatt, A. Phylogeny of an acquired characteristic. Proc. Am. Phil. Soc. XXXII, S. 349 ff.
Janes, L. G. Ethics in natural law. Pop. Sc. monthl. XLVI, S. 322 ff.
Kishimoto, N. Shinto, the old religion of Japan. Pop. Sc. monthly. XLVI, S. 206 ff.
Lloyd, F. E. und Washburn, F. L. An instance of webbed fingers in man. Pop. Sc. monthl. 1895, S. 856.
Lockyer, J. N. The early temple and Pyramid builders. Rep. Smithson Inst. to 1893, S. 95 ff.
Lumholtz, C. Tarahumari dances and plant worship. Scribners Mag. XVI, S. 438 ff.
Lummis, C. F. The man who married the moon. N. Y. 1894. 12°.
Mallery, Col. Garrick †. Biographische Skizze von R. Fletcher. The Amer. Anthropol. 1895, S. 79 f.

Der am 24. October 1894 in Washington gestorbene Col. Garrick Mallery (geb. 1831) hatte als seine Spezialität sich das Studium der Zeichensprache, besonders bei den Indianern erkoren. Hauptwerk; Picture writing of the Am. Indians. Tenth annual Report Bur. of Ethnology.

Marsh, O. C. On the Pithecanthropus erectus, Dubois, from Java. Americ. Journ. Sc. 1895. XLIX.
Mason, O. T. North American bows, arrows and quivers. Rep. Smiths. Inst. to 1893, S. 631 ff.

Mason behandelt monographisch die nordamerikanischen Bogen, Pfeile und Köcher auf Grund des gerade an diesen Objekten ungemein reichhaltigen Materials des National-Museums zu Washington. Als Bogentypen sind zu unterscheiden: 1. der einfache Bogen aus einem einzigen Stück elastisch-harten Holzes. Verbreitungsbezirk ganz Nordamerika östlich von den Felsengebirgen und südlich von der Hudsons-Bai. — 2. Der zusammengesetzte Bogen aus einem mittleren Haltestück und zwei symmetrischen, elastischen Seitenstücken, die aus Holz, Fischbein, Geweih, Horn oder

Knochen bestehen. Zwei getrennte Verbreitungsgebiete, nämlich bei den Eskimos und bei den Sioux. — 3. Der mit Sehne beklebte Bogen, aus einem einzigen Stück elastischen Holzes, auf dessen Rücken Sehnenstückchen aufgeleimt sind. An beiden Abhängen der Sierras der westlichen Vereinigten Staaten und Britisch-Columbiens nördlich bis zum Quellgebiet des Mackenzie-Stromes. — 4. Der mit Sehnensträngen versehene Bogen aus Holz, dessen Rücken mit langen, hin- und herlaufenden, gedrehten oder geflochtenen Sehnen überzogen und mit Keilen, Spänen etc. verstärkt ist. Fast ausschliesslich bei den Eskimos. — Ebenso eingehend wie der Bogen wird der Pfeil in seinen einzelnen Teilen und in seiner Herstellung, sowie auch der Köcher beschrieben.

Mason, O. T. Summary of progress in Anthropology for the year 1893. Rep. Smiths. Inst. to 1893, S. 601 ff.

Mason, O. T. Woman's share in primitive culture. N. Y. 1894. 12°.

Mason, O. T. Similarities in culture. The Amer. Anthropol. 1895, S. 101 ff.

Mason bespricht die Gründe dafür, dass gewisse ethnische Erscheinungen bei weitgetrennten Völkern überraschend gleichartig sind (gleichartige Entwickelung der ganzen Menschheit, Völkerkontakt, Rassen- und Völkerverwandtschaft) und wägt die Bedeutung dieser Ursachen gegeneinander ab.

Mason, O. T. Aboriginal sandals. Science 1895 S. 134 ff.

Mason, O. T. The origin of invention. N. Y. 1895. 8°.

Mathews, R. H. Australian rock pictures. The Amer. Anthropologist 1895 S. 268 ff.

Mathews beschreibt und bildet ab eine Anzahl von gemalten und eingeritzten Zeichnungen, die australische Eingeborene auf Felswänden des Cumberland-, Northumberland- etc. county, New South-Wales ausgeführt haben.

Matthews, W. The human bones in the Hemenway-Collection in the Army med. Mus. at Washington. Proc. Nat. Acad. Sc. vol. VI.

Ausführliche Untersuchung von 57 vollständigen und vielen unvollständigen Skeletten, die von der Hemenway-Expedition durch F. H. Cushing, Wortmann und Ten Kate am Salado river, Südwest-Arizona gesammelt worden sind. Die Knochen waren sehr zerbrechlich, von Geweben oder Haaren war nicht eine Spur gefunden worden, was auf hohes Alter der Gebeine schliessen lässt; wahrscheinlich stammen sie aus einer Zeit lange vor der Ankunft der Spanier in jenen Gegenden. Die Schädel sind hochgradig brachycephal; die 48 besser erhaltenen haben einen durchschnittlichen Schädelbreiten-Index von 88,47; sie sind fast sämtlich am Hinterhaupt abgeflacht, hochgewölbt, einzelne von ihnen geradezu skaphocephal. 8 von ihnen liessen eine Kapazitäts-Bestimmung zu, ihr Innenraum betrug durchschnittlich 1313 ccm, also ungefähr so viel wie der der alten Schädel von Peru, sowie der der Buschmänner, Australier und Andamanen-Insu-

laner. Mit der geringen Grösse des Schädelinnenraumes stimmt die niedrige Statur, die, aus den Femora nach Rollets·Formel berechnet, nur 154 cm im Durchschnitt betrug. Auch in der Häufigkeit des Os epactale (Incae) (das Os apicis darf nicht als ächtes Os Incae mitgerechnet werden) gleichen sie den peruanischen Schädeln, ebenso in der Kleinheit der dreihöckerigen zweiten Molaren und der Neigung der Zähne zu Caries. — Am Zungenbein fällt auf das häufige Ausbleiben der Verknöcherung zwischen Körper und Hörnern. Leider sind diese Verhältnisse des Zungenbeins bei anderen Rassen noch sehr wenig genau bekannt, so dass die Bedeutung jener Dinge an dem vorliegenden Material nicht klar ist. Der Drehungswinkel des Humeruskopfes ist überraschend gross, fast so gross wie bei den Europäern; die Fossa olecrani war in vielen Fällen durchbohrt.

Matthews, W. Songs of sequence of the Navajos. Journ. Am. Folk-lore VII S. 185 ff.

Mc Cormick, J. H. Primitive trephining in Peru. J. Pract. Med. 1895 S. 437 ff.

Mc Gee, W. J. Some principles of nomenclature. The Amer. Anthropologist 1895 S. 279 ff.

Mc Gee, W. J. The beginning of agriculture. The Amer. Anthropologist 1895 S. 350 ff.

Mc Guire, J. D. The development of sculpture. The Amer. Anthropologist 1894 S. 352 ff.

Mc. Guire, J. D. On the evolution of the art of working in stone. Am. Naturalist. 1895 S. 26 ff.

Mercer, H. C. Another ancient source of jasper blade material east of the middle Allegh. Proc. Amer. Ass. XLII S. 307.

Mercer, H. C. The result of excavations at the ancient argillite quarries. Proc. Am. Assoc. XLII S. 304 ff.

Mercer, H. C. The hill-caves of Yucatan, a search for evidence of mans antiquity in the caverns of Central-America. Philad. 1896. 8°.

Die Universität von Pennsylvanien hat im Jahre 1895 auf Kosten eines reichen Gönners, des Herrn Corwith in Chicago, unter Mercers Führung eine Expedition ausgesandt, um die Höhlen in dem Gebirgszuge unmittelbar südlich von Merida (Yucatan) zu durchforschen. Das Resultat dieser zweimonatlichen Studienreise liegt in einem schön ausgestatteten und mit guten phototypischen Darstellungen geschmückten Bande vor uns. Das Ziel der Untersuchung war, festzustellen, ob sich ältere Kulturstufen, als die von den Mayas erreichte, in diesen Höhlen nachweisen liessen. Zu dem Zweck wurden 29 Höhlen besucht und 10 derselben ausgegraben. 6 davon gaben wichtige, 3 entscheidende Resultate (die Höhlen von Sabaka, Oxkintok und Loltun). Es wurde festgestellt, dass sich keine Spuren von menschlichen Bewohnern der Höhlen auffinden liessen, die älter gewesen wären, als die Erbauer der grossen Ruinenstädte. Die Benutzung der

Höhlen hat erst in allerjüngster geologischer Zeit stattgefunden, und zwar zeigt sich gleich von allem Anfang an eine Höhe der Kultur, dass man darauf schliessen darf, dass die letztere nicht an Ort und Stelle sich entwickelt habe, sondern schon auf verhältnismässig hoher Stufe nach Yucatan mitgebracht worden sei.

Mindeleff, C. Cliff ruins of Canyon de Chelly, Arizona. The Amer. Anthropologist 1895 S. 153 ff.

Bisher waren die Pueblo-Ruinen im Canyon de Chelly wegen ihrer Abgelegenheit noch fast ganz unbekannt. Seit ihrer ersten Entdeckung und kurzen Beschreibung durch Leutnant Simpson, der sie auf einem Kriegszug gegen die unruhigen Navajos zuerst 1849 sah, hat kein wissenschaftlicher Beobachter sie mehr aufgesucht, bis das Bureau of Ethnology 1883 und 1893 Cosmos Mindeleff hinschickte, der eine genaue Aufnahme und Untersuchung der Ruinen vornahm. Die letzteren schliessen sich in Lage und Bauart eng an die anderen Pueblos an, und bestehen teils aus alten Dörfern, die zu hunderten auf niedrigen Erhöhungen am Fuss der Mesaschuttkegel gebaut waren und jetzt ganz in Trümmern liegen, so dass ihre Lage oft nur aus Steinhaufen und an der Massenhaftigkeit der Topfscherben zu erkennen ist, teils aus grösseren Niederlassungen des Unterlandes dicht am Absturz der Klippen oder in Nischen am Fuss derselben, in welchen sie sich einschmiegen (die grösste Ruine dieses Bezirks gehört zu dieser Klasse, und es lassen sich in ihr noch viele Kammern und mehrere Kivas nachweisen); teils aus ächten Klippenburgen (etwa einem Dutzend), die in hohem Niveau in Spalten und kleinen Höhlen eingezwängt jetzt kaum mehr zugänglich sind (am typischsten die sog. Mummy cave ruin, deren Wände zum Teil auf Schafsmist aufgebaut sind); teils endlich aus (sehr zahlreichen) kleinen kivalesen Vorposten oder Ausgucken, die regelmässig so gelegen sind, dass man von ihnen aus eine grössere Fläche guten Feldbaulandes übersehen kann. Ohne Zweifel waren diese Ruinen in historischer Zeit bewohnt (Schafsdünger), wahrscheinlich noch im 17. und vielleicht auch noch im 18. Jahrhundert. In manchen Familien der Hopi lebt noch heute die Tradition, dass sie in Tsegi (der Navajo-Bezeichnung für das Chelly-Thal) gelebt hätten; einzelne alte Navajos erzählen, dass an bestimmten Plätzen (Mummy cave, white house etc.) Mönche gewohnt hätten.

Mivart, St. G. Heredity. Harpers N. Month. Mag. 1895 S. 631 ff.

Mooney, J. Siouan tribes of the East, 1895. Gov. Pr. Office. 8°.

Die Entdecker und ersten Kolonisten des Gebietes der Vereinigten Staaten östlich von den Felsengebirgen trafen wesentlich auf 4 grosse Völkerfamilien, nämlich 1. im Norden die Algonkin (Gebiet dreieckig mit breiter nördlicher, vom atlantischen Ozean bis zu den Rocky mountains reichender Basis, Spitze in Virginien und Nord-Karolina); 2. die Irokesenfamilie, hauptsächlich eingeschlossen im Gebiet der ersteren, um die unteren

Seeen und den St. Lorenzstrom, dann am Susquehanna, in Virginien und Nord-Karolina, sowie im Hochgebiet der Alleghanies (Tscherokesen); 3. südwestlich von Savannah, in Georgien, Alabama, Louisiana und in Teilen Tennessees und Floridas die Maskoki-Familie; endlich ganz im Westen zwischen Mississippi und Felsengebirgen die Sioux.

Nun hat zuerst H. Hale nachgewiesen, dass die östlich von den Alleghanies lebenden Tutelos sprachlich gleichfalls zu den Sioux gehören, ja sogar einen älteren Dialekt sprechen als die Stämme westlich von Mississippi. Ihnen wurden bald die Catawbas, auf der Grenze zwischen Nord-Karolina und Süd-Karolina angeschlossen. Mooney zeigt in der vorliegenden Arbeit, dass noch eine grössere Anzahl von Stämmen in den atlantischen Staaten der gleichen Völkerfamilie zugehörten. Einige derselben sind durch aufgenommene Vokabulare klar als Sioux erkannt, so die Biloxi, die sich selbst Taneks nennen, von Gatschet zuerst als Sioux nachgewiesen, die Woccon am Neuse river; für die Mehrzahl derselben ist ihre Zugehörigkeit zur gleichen Völkerfamilie durch ihre intimen Beziehungen zu bekannten Gliedern derselben sehr wahrscheinlich, so für die Paskagula, die Moctobi und Chozetta, für den Bund der Manahoac und den der Monacan, für die Sara, Keyauwi, Waxhaw und Sugeri, die Sewi, Santi, Wateri und Congari.

Moore, R. Superstititions from Georgia. J. Amer. Folk-lore 1894 S. 305.

Moore, Cl. B. Certain Sand-mounds of the St. Johns river, Florida, Part. I & II. 2 voll. Phil. 1894. 4°.

Moore, der schon früher, ein Nachfolger Wymans, die Muschelhaufen Floridas genau studiert und beschrieben hat (Amer. Naturalist, Nov. 1892, Januar, Februar, Juli, August 1893, Januar, Juli 1894), hat in zwei besonderen Expeditionen von 5 und 7 Monaten alle Sand-mounds (75) am Sct. John's river und seinen Zuflüssen so gründlich untersucht, dass wohl nur zwei derselben, über deren Durchforschung eine Einigung mit den Besitzern des Bodens nicht zu erzielen war, unangetastet geblieben sind, und dass, da eine gründliche Untersuchung gleichbedeutend ist mit gründlicher Zerstörung, hier nichts mehr für spätere Forschung zu thun übrig ist. Daraus erwuchs für den Forscher die Pflicht, auch genauen Bericht über die einzelnen Mounds zu geben, und Moore ist dieser Aufgabe in vollem Maasse gerecht geworden. Nur in sechs dieser Mounds fanden sich an der Oberfläche europäische Artikel, während in der Tiefe nichts davon vorhanden war; in dem bei weitem grössten Teil aller Mounds fehlten sie gänzlich, und nur in einem einzigen waren sie auch in der Tiefe mit indianischen Gegenständen gemischt. Moore kommt zu dem Schluss, dass alle grösseren und die allermeisten kleineren Sand-mounds vorkolumbisch sind. Die ältesten Muschelhaufen scheinen älter zu sein, als die Sandmounds, dagegen waren einzelne der ersteren (insbesondere Mulberrymound) gleichalterig mit den Sandhügeln. Kupfer (nicht zu verwechseln

mit Messing!) findet sich häufig, ist aber seiner Herkunft und Bearbeitung nach immer ein ächt amerikanisch - indianisches Produkt, was sowohl aus der mechanischen und chemischen Beschaffenheit, als auch aus den archäologischen Verhältnissen der Funde selbst hervorgeht. Die Eingeborenen verstanden die Kunst des Temperns. Das Kupfer war so rein, wie es das damalige europäische Kupfer des Handels niemals war. Ein grosser Teil des in Florida gefundenen Kupfers stammte sicherlich von Lake superior (gediegenes Silber als Einschluss in dasselbe kommt in solcher Weise nur an jenen Fundorten vor), zum kleineren Teil mochte es vielleicht auch aus Mexiko, Neu-Mexiko oder Arizona importiert sein. Auch das Kupfer der vielbesprochenen Etowah-Platten (Georgia), sowie das der Hopewell-mounds in Ohio war sicherlich Produkt der Eingeborenen. — Moores vornehm ausgestattete Monographie lehrt die Archäologie eines bestimmten Bezirks in musterhafter, erschöpfender Weise kennen; sie ist eine der hervorragendsten amerikanischen Publikationen der letzten Zeit.

Moore, Cl. B. As to copper from the Mounds of the St. Johns river, Florida. Sonder-Abdruck aus Teil II des vorigen Werkes.

Morgan, E. L. Circumcision; short review of the origin and history of this custom. Virginie M. monthl. 1895—96 S. 63 ff.

Neave, J. L. An agency doctor's experience among frontier Indians. Cincinn. Med. Journ. IX S. 875 ff.

Newell, W. W. Theories of diffusion of Golk-tales. J. Amer. Folk-lore 1895 S. 7 ff.

Patrick, J. J. R. Examination of prehist. crania. Dental Cosmos Philad. 1895 S. 1 ff.

Patterson, G. Notes on the dialect of the people of New Foundland. Journ. Am. Folk-lore 1895 S. 27 ff.

Peet, S. D. Anthropomorphic divinities. Am. Antiquary 1895 S. 79 ff.

Peskind, A. Heredity and crime. Cleveland med. gazette X S. 199 ff.

Pilling, J. C. †. Biographische Skizze von Mc Gee. The Amer. Anthropol. 1895 S. 407 ff.

Pilling, J. C. The writings of Padre Andres de Olmos in the languages of Mexico. Am. Anthrop. 1895 S. 43 ff.

Pilling, J. C. Bibliography of the Wakashan languages. Wash. Gov. Print. Off. 1894. 8°.

Pollard, J. G. The Pamunkey Indians of Virginia. Wash. Gov. Print. Off. 1894. 8°.

Die noch jetzt, wenn auch nicht mehr in alter Rasseneinheit lebenden Pamunkey-Indianer bildeten einst den Hauptstamm des grossen Powhattan-Bundes (Algonkin-Familie), nördlich von James river in Virginien. Pollard behandelt in seiner Schrift über dieselben ihre Geschichte, ihre Sitten und

Gebräuche, Sprache, Lebensweise, öffentliches Leben, Gesetze und technische Leistungen.

Porter, W. T. The growth of St. Louis children. Pub. Am. Statist. Ass. 1894/95 S. 28 ff.

Porter, J. H. Caste in India. The Amer. Anthropologist 1895 S. 23 ff.

Powell, J. W. The interpretation of folk-lore. Journ. Am. folk-lore 1895 S. 97 ff.

Powell, J. W. Stone art in America. The American Anthropologist 1895 S. 1 ff.

Powell leugnet, dass bis jetzt überzeugende Beweise für die Existenz des „paläolithischen Menschen" in Amerika gefunden seien, nicht, dass nicht massenhaft Steinartefakte vom paläolithischen Typus vorkämen. Noch in der neuesten Zeit verfertigten manche Indianer ihr Steingerät ausschliesslich durch Absplittern, andere durch Behauen und Schleifen, wieder andere auf beide Weisen. Studiert man die Funde von Stellen, an denen jetzt ausgestorbene Indianer gewohnt haben, so muss man zweierlei Arbeitsstellen unterscheiden: an der einen wurde das Material gebrochen und in eine vorläufige (die sog. paläolithische) Form gebracht, an der anderen wurden die Geräte vollendet. Und ebenso machen es heute noch manche Indianerstämme, indem sie die roh vorgearbeiteten Stücke aus den Steinbrüchen zu weiterer Bearbeitung mit nach Hause nehmen. Gelegentlich finden sich solche roh vorgearbeitete Geräte in Depots (die wohl auf dem Marsch in schwieriger Lage hinterlegt wurden). Aus diesem Grunde reichen die blossen Funde roher (sog. paläolithischer) Stücke für Amerika nicht aus, um das Dasein des paläolithischen Menschen zu beweisen; aber auch für Europa hält Powell die Frage nicht für gelöst, und er will nur dann an den paläolithischen Menschen glauben, wenn durch neue geologische Methoden eine bestimmte zeitliche Trennung zwischen roh behauenem und geschliffenem Steingerät festgestellt ist.

Prando, P. P. The medicine-men among the Crow Indians. Boston M. & S. J. 1894 S. 483 ff.

Putnam, G. R. A Juma cremation. The Amer. Anthropologist 1895 S. 264 ff.

Putnam beschreibt als Augenzeuge die am 12. Mai 1892 vorgenommene Verbrennung eines Yuma-Indianers.

de Quatrefages, A. The Pygmies, transl. by Starr. N. Y. 1895. 12°.

Rockhill, W. Notes on the ethnology of Thibet. 1895. Gov. Print. Office. 8°.

Romanes, G. J. Longevity and death. Monist, Chicago 1894/95 S. 161 ff.

Ryder, J. A. A dynamic hypothesis of inheritance. Science 1895 S. 597 ff.

Saville, M. H. The ceremonial year of the Maya Codex Cortesianus. The Am. Anthropol. 1894 S. 373 ff.

Scott, S. Mathewson. The huacos of Chira valley Peru. The Amer. Anthropologist 1895 S. 8 ff.

Beschreibung voreuropäischer Begräbnisplätze in dem jetzt sehr öden und menschenleeren, früher dichter besiedelten Chira-Thal im Norden Perus (zwischen Tumbey und Sechura).

Seely, Franklin Austin †. Biographische Skizze von P. B. Pierce. The American. Anthropologist 1895 S. 177 f.

Am 6. Februar 1895 starb ein hervorragendes Mitglied der anthropologischen Gesellschaft zu Washington, Colonel Franklin Austin Seely. (Genesis of intervention. Time Keeping among the Greeks and Romans).

Short notes in anthropology. 18th year book N. Y. State reform. Elmira 1894 S. 152 ff,

Sisson, E. O. Heredity and evolution. Med. Rev. 1894 S. 304 ff.

Smith, H. J. Caches of the Saginaw valley, Michigan. Proc. Amer. Ass. 1894. Sonderabdruck.

Snyder, J. F. Buried deposits of hornstone disks. Proc. Amer. Assoc. 1894 S. 318 ff.

Starr, F. Archaeology in Denmark. Pop. Sc. monthl. 1895 S. 12 ff.

Starr, F. Some first steps in human progress. 1895. Meadville Pa. 12°.

Starr, F. Summary of the archaeology of Iowa. Abdruck aus Proc. Davenport Acad. Nat. Sc. 1895 S. 53 ff.

Stejneger, L. Aleut Baidarkas in Kamchatka. Science 1895 S. 62 ff.

Sully, J. Studies of childhood. Pop. Sc. Month. 1895 S. 1 ff.

Thomas, C. Report on the Mound explorations of the Bureau of Ethnology. 742 S. Aus dem Twelfth Annual report of the Bureau of Ethnol. 1890—1891. Wash. 1894.

Cyrus Thomas' Arbeit ist die bedeutendste Leistung des letzten Jahres auf dem Gebiet nordamerikanischer Ethnologie und Urgeschichte. Sie macht den wunderlichen Phantastereien, die bisher die nordamerikanische Vorgeschichte üppig umrankt haben, ein Ende, indem sie, über die zehnjährige archäologische Arbeit des Bureau of Ethnology berichtend, an einem riesigen Forschungsmaterial mit nüchterner ernster Methode beweist, dass alle vorgeschichtlichen Bevölkerungen in der Kultur nicht höher standen, als die historischen auf gleichem Gebiet lebenden Indianer. Im Einzelnen lässt sich in manchem Fall mit Sicherheit nachweisen, dass die Erbauer vorgeschichtlicher Erdhügel, Wälle, Gräben etc. die unmittelbaren Vorfahren der von den Europäern in derselben Gegend angetroffenen Indianer gewesen sind. In der vorzugsweise durchforschten östlichen Hälfte der Vereinigten Staaten lassen sich nach der Eigentümlichkeit der Funde verschiedene archäologische Bezirke unterscheiden. Zunächst zwei grössere Abteilungen, eine

nördliche und eine südliche, welch letztere im grossen und ganzen die Golfstaaten und den Unterlauf des Mississippi umfasst. In der nördlichen, hauptsächlich durchforschten Abteilung heben sich wieder sechs engere Bezirke von einander ab: der Dakotah-, Huron-Irokesen-, der Illinois-, der Ohio-, der appalachische und der Central-Tennessee-Bezirk. Die Forschungen des Bureau of Ethnology weisen überzeugend nach, dass die vorgeschichtlichen Bewohner des ersten Bezirkes die Dakotahs, die des zweiten die Irokesen, des fünften die Tscherokesen, des sechsten die Schanis gewesen sind. Ja die Moundforschung giebt uns sogar Einblicke in die Wanderungen einzelner Völker, z. B. speziell der Tscherokesen; sehr gewichtige Gründe sprechen dafür, dass der vorgeschichtliche Wohnsitz der letzteren am mittleren und oberen Ohio war, und dass sie nach langen und schweren Kämpfen mit den stammverwandten Irokesen von dort vertrieben wurden und ihr jetziges Heim in der Hochburg der Alleghanies aufsuchten.

Tooker, W. W. On the meaning of the name Anacostia. The Amer. Anthropol. 1894 S. 389 ff.

Tooker, W. W. Some Indian fishing stations upon Long Island, Brooklyn Dayle eagle Alman. 1895 S. 54 ff.

Tooker, W. W. The name Chickahominy. The Amer. Anthropologist 1895 S. 257 ff.

Chicahomini ist ein Algonkin-Wort, heisst eigentlich K'chick-ahämmin'-anough und bedeutet „Volk des grob gestossenen Mais."

Tooker, W. W. The Algonquian Appellatives of the Siouan tribes of Virginia. The Amer. Anthropol. 1895 S. 376 ff.

Seit zuerst durch Hale und später durch Andere (Gatchet, Mooney etc.) nachgewiesen ist, dass noch zur Zeit der ersten Kolonisation der atlantischen Küste dort nicht unbedeutende Zweige der Dakotah-Familie lebten, haben diese, für die frühere Geschichte der Indianer wichtigen Stämme lebhaftes Interesse erweckt. Tooker behandelt in der vorliegenden Arbeit die von den sie umgebenden Algonkin gebrauchten Namen jener Stämme und bespricht ihre Bedeutung.

Tylor, E. B. Stone age basis for oriental study. Rep. Smithson. Instit. to 1893 S. 701 ff.

Valentini, J. J. Clay figures found in Guatemala. The American Anthropologist 1895 S. 402.

Valentini bespricht drei von dem Berliner Museum für Völkerkunde (IV. Band 1. Lieferung) abgebildete Thonfiguren aus Guatemala, von denen die eine entschieden europäische Züge zeigt; er glaubt, dass diese Figuren nicht von den Guatemala-Indianern hergestellt, sondern importiert seien.

Volk, E. Observations on the use of argillite by prehistoric people in the Delaware valley. Proc. Amer. Assoc. 1894 S. 312 ff.

Wake, C. S. Indian migrations. Proc. Amer. Assoc. 1894 S. 324 ff.

Ward, L. F. Relation of sociology tc anthropology. The American Anthropologist 1895 S. 241 ff.

Ward, L. F. Status of the mind Problem. Anthropological Soc. Wash. Special Papers I. 1894.

Washburn, W. H. Artificial selection. Journ. Am. M. Assoc. XXII. S. 749 ff.

Wassell, W. H. The religion of the Sioux. Harpers Mag. 1894 S. 945 ff.

Weeks. The history of Negro suffrage in the South. Political Science vol. IX Nr. 4 Boston.

Weir, J. An example of psychic atavism. J. Nerv. & Mental Dis. 1894. S. 617 ff.

Weir, J. The sexual criminal. Med. Rec. N. Y. 1895 S. 581 ff.

Whitehead, R. W. The thumb as an initial factor of civilization. Med. Rec. 1895 S. 188 ff.

Wilkinson, W. H. Chinese origin of Playing cards. Amer. Anthropol. 1895 S. 61 ff.

In China heisst sowohl das Domino, als auch das Kartenspiel P'ai, jedoch unterscheidet der Gebildete zwischen yü-p'u „Stückchen" und yeh-tza „Blätter". Aus letzterem Spiel ging nicht nur das moderne chinesische Kartenspiel, sondern auch wahrscheinlich, durch Marco Polo importirt, die europäischen Kartenspiele hervor.

Wirth, A. The tale of the kings daughter in the besieged town. Amer. Anthropol. 1894 S. 367 ff.

b. Laufende Litteratur des Jahres 1896.

1. Zeitschriften.

(Inhalt nur soweit angeführt, als es der Richtung des Centralblattes entspricht.)

Amer. Journ. of insanity. Bd. 52. Jan. A. Meyer, A review of the signs of degeneration and of methods of registration.

Archivio di psich., scienze pen. ed antropologia criminale. Bd. XVII. Fasc. 1 u. 2. Carrara, Anomalie dei solchi palmari nei normali e nei criminali; Antonini, Sulla distribuzione topografica della degenerazione psichica nella provincia di Bergamo; Ottolenghi, Sulla divisione par sutura verticale della lamina papiracea dell' etmoide nei degenerati.

Globus. Bd. 69, Nr. 1. J. Zemmrich, Deutsche und Slowenen; Mason, Übereinstimmung einer amerikanischen und einer finnischen Webevorrichtung; H. v. Schaubert, Hochzeitsgebräuche der kurdischen Chaldäer. — Nr. 2. K. Rhamm, Die tschecho-slawische Ausstellung für Volkskunde

in Prag, 1895. — Nr. 4. Die Shoshoni- und Banak-Indianer; Th. Achelis, Ethnologie, Geographie und Geschichtsschreibung. — Nr. 5 u. 6. R. F. Kaindl, Neue Beiträge zur Ethnologie und Volkskunde der Huzulen. — Nr. 8. Hrolf Vaughan Stevens, Der Cholera-Zauber bei den Tĕmîa auf der Halbinsel Malâka; A. Oppel, Das Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen. — Nr. 9. Stevens, Fortsetzung; Vanbéry, Bilder aus Chiwa; W. Joest, Läuseessen und Eau de Cologne-Trinken. — Nr. 11. Besuch auf Buton und Süd-Celebes; Juan B. Ambrosetti, Die Grottenbilder von Cara-hursi (Argentinien).

Geographische Zeitschrift. Bd. 2, Heft 1. Däubler, Akklimatisation und Physiologie der Tropenbewohner.

The Geographical Journal. Jan. Holdich, The origin of the Karfis of the Hindukush. — A. v. Hügel, The land of the Bataks.

The Scottish Geographical Magazine. Jan. Cowper, Tarhuna and Gharian in Tripoli. — Scott Dalgleish, Ashanti. — Robinson, Hansaland.

Bijdryen tot de Taal-Land-en Volkenkunde von Nederlandsch-Indie. Th. 46, Heft 1. Van Ronkel, Bericht über 6 malaische Inschriften in Cambridge; Kuhr, Skizzen von Borneos Westabteilung; Van Gennep, Zur Kenntnis des Kangean-Archipels. Kern, Eine Ausgabe von Bescheiden auf die Philippinen bezüglich. Kern, Eine holländische Schrift auf Palmblatt. Groneman, Die Garebegs.

Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen. II. Jahrgang. 1. Heft. Seidel, Zur Kenntnis des Kikami in Deutschostafrika. — Böcking, Sagen der Wapokomo; Chatalein, Die Begriffe und Wörter für Leben, Geist, Seele und Tod im Kimbundu; Torrend, Contes en langue de Quelimane; Christaller, Sprichwörter der Tshwi-Neger. Ray, Mitteilungen über die Dialekte der Salomon-Inseln. Würtz, Grammatik des Pokomo. Werner, Sprichwörter der Nyassaleute.

Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. Bd. 27, Nr. 1. Prochownik, Nekrolog auf Rudolf Krause; M. Höfler, Zur Opferanatomie; Eugen Oberhummer, Über die trojanisch-mykenische Kulturperiode und die Anfänge des hellenischen Volkes (Sitzungs-Bericht). — Nr. 2. v. Platen-Venz, Fundstelle für Stein-Altertümer in Fährhof auf Rügen; Höfler, Fortsetzung; C. Mehlis, Ausgrabungen auf der „Heidenburg“ im Lauterthale i. J. 1895. — Nr. 3. M. Schlosser, Höhlenstudien und Ausgrabungen bei Velburg in der Oberpfalz; A. Hedinger, Anthropologisches von der Balkanhalbinsel (Sitzungs-Bericht).

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bd. VI, Heft 4. O. Mertins, Depotfunde der Bronzezeit in Schlesien; A. Langenhan, Vorgeschicht-

liche Funde im Liegnitzer Kreise; H. Seger, Schlesische Funde der vorrömischen Eisenzeit; H. Söhnel, Tierfiguren aus schlesischen Gräbern.

Archaeologici Êrtesitö. Bd. XVI, Nr. 1. M. Wosinsky, Kirchhof aus der Zeit der Völkerwanderungen zu Závod (Tolna); A. Kada, Funde zu Kecskemét.

2. Einzelne Abhandlungen bezw. Werke.

Th. Achelis, Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Stuttgart, Ferd. Enke.

Conwentz, Sonderbericht über die in Baumgarth bei Christburg ausgegrabenen Überreste eines vorgeschichtlichen Segelbootes. Anlage zum Verwaltungsbericht des westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1895.

H. Cunow, Die soziale Verfassung des Inkareichs. Eine Untersuchung des altperuanischen Agrarkommunismus. Stuttgart, 3. Heft, W. Dietz.

Fischer, A. K., Die Hunnen im schweizerischen Eifischthale und ihre Nachkommen. Zürich, Orell Füssli.

Däubler, Über den gegenwärtigen Stand der medizinischen Tropenforschung (Akklimatisation und Physiologie des Tropenbewohners). Sptdr. aus Deutsche mediz. Wochenschrift Nr. 8 u. 9.

Fr. v. Hellwald, Kulturgeschichte. 4. Aufl. Leipzig, P. Friesenhahn. Liefer. 1—3.

Jacobsen, Reise in die Inselwelt des Bandameeres. Berlin, Mitscher u. Röstell.

Kheane, A. H. Ethnology. Cambridge, C. J. Clay and Sons.

Mercer, H. C. The Hill-Caves of Yucatan. Philadelphia, Lippincott Company.

Enrico Morselli, Antropologia generale, lezioni su l'uomo secondo la teoria dell' evoluzione. Lief. 35. Torino, Unione tipogr.-editr.

Philipp Salmon, Dénombrement et types des crânes néolithiques de la Gaule. Paris. F. Alcan.

Schwertfeger, Die Heimat der Homanen. Cruttinnen, Selbstverlag.

Um Einsendung von Separatabdrücken, Abhandlungen etc. an den Herausgeber wird gebeten.

Einsendungen für die Redaktion sind zu richten an den Herausgeber Dr. Buschan, Stettin, Moltkestrasse 8.

Druck von Grass, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

Centralblatt

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von Dr. phil. et med. G. Buschan.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

1. Jahrgang. Heft 3. 1896.

A. Originalarbeit.

Über einige charakteristische Unterschiede zwischen Menschen- und Tierschädel.

Von Prof. Dr. Aurel v. Török in Budapest.

Das allereinfachste Verfahren bei der kranioskopischen Untersuchung der Schädelformen besteht, wie bekannt, darin, dass man den knöchernen Schädel ohne Unterkiefer auf eine Ebene (Tischplatte) stellt und nun denselben von den verschiedenen Seiten (Normen) besichtigt. — Ruht der Schädel mittelst seiner Basisfläche auf einer wagerechten Ebene, so können ohne weiteres die Norma: verticalis (Blumenbachii), N. frontalis (Henleii), N. temporalis sin. et dextra (Virchowii) und N. occipitalis (Baerii) in Augenschein genommen werden. Wiewohl bei einer solchen einfachen Aufstellung des Schädels nur eine allgemeine, sozusagen nur grobe Vergleichung der Schädelformen möglich ist, so sind doch merkwürdige Verschiedenheiten zwischen dem menschlichen und tierischen Typus der Schädelform wahrzunehmen, die wir fürderhin bei den kraniologischen Forschungen doch in Betracht ziehen müssen.

I. In der Norma verticalis sind folgende Gruppen der Schädelformen zu unterscheiden: 1. Beim vollendeten menschlichen Typus ist der gesamte Gesichtsschädel verdeckt (Cryptoprosopie im allgemeinen oder Cryptoprosopia totalis im speziellen); kein Tierschädel ist cryptoprosop, der Tierschädel ist immer phaenoprosop. 2. Eine teilweise Phaenoprosopie kommt auch innerhalb des menschlichen Typus vor. Hier sind folgende Varietäten zu beobachten: a. Phaenoprosopia alveolaris, es ist der Alveolarrand sichtbar — die übrigen Teile des Gesichtsschädels können hierbei gänzlich verdeckt sein oder aber mehr oder minder sichtbar sein; im ersteren Falle haben wir es mit einer einfachen (beschränkten) Prognathie (Pr. alveolaris) zu thun. b. Phaenoprosopia rhinialis s. nasalis, es ist der untere Teil (rhinion) des Nasen-

rückens sichtbar; es giebt Fälle, wo vom Gesichtsschädel einzig allein nur dieser Teil sichtbar ist, wie auch solche Fälle, wo ein grösserer Teil des Nasenrückens und zugleich auch der alveolare Teil des Oberkiefers — sowie ausser diesen beiden noch der untere Augenhöhlenrand oder ein Teil der Wangenbeine sichtbar sind. c. Phaenoprosopia orbitalis inferior, d. Phaenoprosopia malaris, diese beide pflegen zusammen vorzukommen, es ist hier der untere Augenhöhlenrand allein oder wie zumeist auch ein Teil der Wangengegend sichtbar. e. Phaenoprosopia frontozygomatica, wo der Stirnfortsatz des Wangenbeines und der Wangenfortsatz des Stirnbeines sichtbar ist — diese Varietät kann ebenso für sich allein, wie auch in Kombination mit den übrigen sichtbaren Gesichtsteilen vorkommen. f. Phaenoprosopia glabellaris et superciliaris, es ist hier die Hervorwölbung der Stirnglatze entweder für sich allein oder zugleich auch die Hervorwölbung der Augenbrauenbogen sichtbar. g. Phaenoprosopia orbitalis superior, wo der obere Augenhöhlenrand für sich allein — oder auch in Kombination sichtbar ist. h. Phaenozygia, wo ein mehr oder minder grosser Abschnitt des Jochbogens zumeist beiderseits, aber auch gelegentlich (bei Asymmetrie) nur einerseits sichtbar ist. — Ist nur der vordere (Anfangs-) Teil des Jochbogens sichtbar, wo dann zugleich auch eine Ph. frontozygomatica vorhanden ist, so kann diese als Phaenozygia anterior von demjenigen Falle unterschieden werden, wo nur der Bogenteil allein sichtbar ist (Phaenozygia posterior).

Von diesen Unterarten der Phaenoprosopia gehören zum echt menschlichen Typus nur die Phaenoprosopia rhinialis s. nasalis, die Ph. glabellaris u. Ph. superciliaris, wenn nämlich nur diese Gesichtsteile allein sichtbar sind. Selbstverständlich haben diese Unterarten der Phaenoprosopie nur dann einen wissenschaftlichen Wert, wenn die Schädelformen nach einer konstanten Horizontale (z. B. deutsche Horizontale) gerichtet sind — was freilich ohne technische Hilfsmittel nicht geschehen kann.

II. In der Norma frontalis will ich den folgenden wichtigen Unterschied zwischen dem menschlichen und tierischen Typus hervorheben. Beim Menschenschädel reicht die Spitze der Nasenapertur (rhinion) mehr oder minder noch oberhalb des Niveaus der unteren Augenhöhlenränder, d. h. die die tiefsten Punkte der unteren Augenhöhlenränder verbindende Querlinie teilt die Nasenapertur in eine obere und in eine untere Hälfte; beim Tierschädel liegt die Spitze der Nasenapertur unterhalb der erwähnten Querlinie, oft sogar sehr tief unterhalb derselben. Fällt also die Spitze der Nasenapertur (das rhinion) noch in den Bereich der Orbitalhöhe, so nenne ich

diesen Typus Anarrhinie, welche ein typisches Privilegium des Menschenschädels darstellt; fällt das rhinion unterhalb der Orbitalhöhe, so nenne ich diesen Fall Katarrhinie, welche den echt tierischen Typus ausdrückt. Bei Anthropoiden, namentlich im jugendlichen Alter (z. B. beim Chimpanse), kann eine Anarrhinie noch vorkommen, ebenso wie es Menschenschädel giebt (bei aussereuropäischen Menschengruppen verhältnismässig häufiger, als bei den europäischen), wo das rhinion entweder in die untere orbitale Querlinie oder sogar noch etwas unterhalb dieser fällt, was also ein theroides Merkmal darstellt.

III. In der Norma temporalis sind ausser den bekannten Merkmalen der Prognathie und Orthognathie noch folgende sehr charakteristische Unterschiede zu beobachten. a. Beim Tier-, speziell beim Affenschädel, hat die Fläche des Wangenbeines einen exquisit facialen Typus, d. h. die Fläche des Wangenbeines ist nach vorn gegen die Frontalebene des Gesichtes gekehrt, und auch bei den Anthropoiden ist eine temporale Fläche des Wangenbeines nur im geringen Grade entwickelt; hingegen beim Menschenschädel herrscht die temporale Fläche des Wangenbeines im überwiegenden Maassstabe vor. Das Verhalten ist sozusagen ein umgekehrtes, da beim Tierschädel die temporale Fläche von der facialen Fläche des Wangenbeines in demselben Maassstabe überflügelt wird, wie beim Menschenschädel die faciale Fläche von der temporalen Fläche. Der faciale Typus des Wangenbeines ist ein pithekoides Merkmal (welcher Typus im geringeren Grade gelegentlich auch bei Menschenschädeln vorkommt, häufiger bei den Mongolen und Mongoloiden); der temporale Typus des Wangenbeines ist ein echt anthropinisches Merkmal. — Allerdings kommt der temporale Typus von den Karnivoren angefangen auch bei den übrigen Säugern vor, jedoch haben wir es hier schon mit anderen Formen des Wangenbeines zu thun. b. Beim Menschenschädel liegt die Öffnung des knöchernen Gehörganges viel mehr nach vorn als bei Tieren. Bei menschlichen Fötusschädeln liegt sie vor dem Centrum der Längsprojektion des Schädels, beim Erwachsenen schon hinter dem Centrum, aber noch immer sehr nahe an diesem; hingegen beim Tierschädel liegt die Gehöröffnung merklich weit hinter dem Mittelpunkte der Längsprojektion, schon näher zum hinteren Rande des Schädelumrisses. Die mehr gegen die Mitte vorkommende Lage des äusseren Gehörganges, die Mesotopie, stellt den menschlichen Typus, die mehr nach hinten vorkommende Lage des äusseren Gehörganges, die Opisthotopie, stellt den tierischen Typus dar. — c. Nur beim Menschenschädel können die Spitzen der Zitzenfortsätze Stützpunkte für den auf einer horizontalen Ebene liegenden

Schädel abgeben. Die Zitzenfortsätze reichen soweit nach abwärts, dass der Schädel nach hinten zu auf ihnen ruht. — Dies ist eine ausschliessliche Eigentümlichkeit für den Menschenschädel, weil bei Tieren die Zitzenfortsätze entweder gar nicht zur Entwickelung kommen oder nur höchst rudimentär ausgebildet sind (bei Anthropoiden). Es ist selbstverständlich, dass bei Tieren, wo die Nebenzitzenfortsätze (Proc. paramastoidei) stärker entwickelt sind, dieselben Stützpunkte für den auf einer Ebene ruhenden Schädel bilden; wie bekannt, kommen diese Nebenzitzenfortsätze gelegentlich auch beim Menschen vor. — In Hinsicht der Zitzenfortsätze können sämtliche Schädelformen in zwei Gruppen unterschieden werden, nämlich: α. in katamastoidale Schädel, wo die Zitzenfortsätze Stützpunkte für den auf einer Ebene liegenden Schädel abgeben, dieser Typus kann nur beim Menschen vorkommen und β. in anamastoidale Schädel, wo die Zitzenfortsätze zwar deutlich ausgebildet sein können, dieselben aber doch nicht so weit nach unten ragen, dass sie Stützpunkte liefern könnten (selbstverständlich sind die Anthropoiden ausnahmslos anamastoidal). d. Ein weiterer typischer Unterschied zwischen Menschen- und Tierschädel bezieht sich auf die Stellung der Gelenkfortsätze. α. Der Tierschädel ist (abgesehen von dem Falle der Nebenzitzenfortsätze) immer katakondylial; die Gelenkfortsätze ragen soweit nach unten, dass der Schädel mittelst ihrer auf einer Ebene ruht (schon die Anthropoiden sind immer katakondylial). β. Der Menschenschädel in seiner vollentwickelten anthropinischen Form ist anakondylial; da die Zitzenfortsätze weiter nach unten ragen, können die Gelenkfortsätze keine Stützpunkte für den auf einer Ebene ruhenden Schädel liefern. Beim Menschen kommt aber auch der katakondyliale Typus vor und, wie es scheint, bei aussereuropäischen Menschengruppen häufiger als bei den europäischen. Mit diesem Merkmale im Zusammenhange steht der folgende charakteristische Unterschied in der:

IV. Norma occipitalis. — Besichtigt man den Menschen- und den Tierschädel von hinten, so bemerkt man: dass, während beim Menschen (bei der vollen Ausbildung des anthropinischen Typus) der hintere Rand des Hinterhauptloches gänzlich verdeckt erscheint, also auch der Mittelpunkt des hinteren Lochrandes (opisthion) nicht sichtbar ist, bei Tieren nicht nur das opisthion, sondern ausserdem noch ein mehr oder minder grosser Abschnitt des Hinterhauptloches (von den Karnivoren angefangen, sogar das ganze Hinterhauptloch von hinten) sichtbar ist. Selbstverständlich sind beim Tierschädel von hinten auch die Gelenkfortsätze zu sehen, welche beim Menschen vollkommen verdeckt werden. — Dieser merkwürdige Unterschied beruht darauf, dass, während beim Menschen

die Ebene des Hinterhauptloches in der Richtung der Längenachse von vorn nach hinten sich abwärts neigt, sie beim Tierschädelgerade entgegengesetzt sich aufwärts richtet. Der kataopisthiale Typus ist nur beim Menschen vertreten, der anaopisthiale Typus stellt den echt tierischen Typus dar. — Es braucht nicht weiter erörtert zu werden, dass zwischen dem echt menschlichen und tierischen Typus Übergangsformen zu beobachten sind, da gelegentlich auch beim Menschen die Hinterhauptslochebene von einer nach hinten sich neigenden entweder in eine wagerechte oder sogar schon etwas in eine aufwärts sich neigende Richtung übergehen kann; ebenso wie namentlich bei jungen Anthropoiden diese Ebene mehr eine wagerechte Richtung einnimmt. Ist aber das anthropoide Tier schon vollkommen entwickelt, so weist die Hinterhauptslochebene den echt tierischen anaopisthialen Tyus auf.

Diese wären also diejenigen charakteristischen Unterschiede zwischen Menschen- und Tierschädeln, welche man ohne weiteres schon mittelst der allereinfachsten kranioskopischen Untersuchung beobachten kann, und welche ich eben deshalb der Aufmcrksamkeit der Fachgenossen empfehle. — Bei einer späteren Gelegenheit werde ich die charakteristischen Unterschiede zwischen den beiderlei Schädelformen noch ausführlicher erörtern.

Budapest, den 1. Februar 1896.

(Anthropologisches Museum.)

B. Referate.

I. Anthropologie.

a. Allgemeines, Methoden, Mensch in der Natur etc.

200. G. Baraldi: Un' altra volta ancora sull' osso sfenotico o postfrontale. Atti della Soc. Toscana di scienze naturali. Processi verbali. 1895. Vol. IX.

Der Verfasser sucht zu beweisen, dass der am Fischschädel von Huxley Os proopticum genannte Knochen sich nicht mit dem Os periopticum (pars petro-mastoidea ossis temporum) des menschlichen Schädels und der übrigen Wirbeltiere verbindet, sondern dem Os alisphenoideum homolog sei, wie auch die Anatomen, welche der Lehre Huxleys von der Homologie der perioptischen Knochen nicht beistimmen, sämtlich annehmen. Daher seien alle Einwendungen Ficalbis gegen die Homologie des normalen sphenoptischen Knochens beim Schafe und des abnormen sphenoptischen Knochens beim Menschen hinfällig.

Der Verfasser stellt ferner noch die Behauptung auf, dass bei allen Wirbeltieren das Os frontale sich nur aus einem Verknöcherungs-Centrum entwickelt. *Prof. Dr. Moschen-Rom.*

201. Hermann Welcker: Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgen-Strahlen am Lebenden dargestellt. Deutsche Zeitung vom 2. April 1896.

Welcker, einer der ältesten und erfahrensten Anthropologen, hat die jüngste hochbedeutsame Entdeckung nun auch in den Dienst der kräftig wachsenden Wissenschaft vom Menschen gestellt. Er liess nämlich die Röntgen-Strahlen 30 Mal eine Minute lang (eben so oft und lange kühlte sich dazwischen die Glasröhre ab) von rechts her durch seinen Kopf auf die Platte in einer oberhalb der linken Schulter befestigten Kassette wirken. Das gut gelungene Bild stimmt genau überein mit einem Schattenriss, in den Welcker (unter Benutzung der von ihm mittelst eines schmalen, zweischneidigen Skalpells bei 13 Leichen an verschiedenen Stellen des Gesichtsprofils bestimmten mittleren Hautdicken) 1882 die Umrisslinie seines eigenen Schädels eingezeichnet hatte. Das anatomische Verfahren, durch welches Welcker nachweisen konnte, dass die Totenmaske Schillers und der angebliche Schillerschädel nicht demselben Menschen zugehören, dass der für Kants Schädel ausgegebene Schädel sicherlich von diesem grossen Philosophen stammt und das in den Uffizien befindliche Bild das Selbstporträt Raphaels ist, dasselbe Verfahren hat His benutzt, um die Gebeine J. S. Bachs als diesem gewaltigen Tondichter wirklich zugehörig zu erkennen. In dem hierzu von His gezeichneten Profilbilde des Bach-Schädels und der Bach-Büste sind die Weichteile auf der Nasenbeinspitze eben so dick, wie die auf der Nasenbeinmitte, während diese Weichteile nach den früheren und jüngsten Messungs-Ergebnissen Welckers und auf dem durch die Röntgen-Strahlen entstandenen Bilde nach unten hin dünner werden, was His, wie er selbst zugiebt, nicht beachtet hat, aber bei der Bestimmung des Nasenprofils über einem Schädel sehr wichtig ist.

Dr. Mies-Köln.

202. G. Romiti: Sopra la incompiutezza dell' arco zigomatico in un cranio umano notevole per altre anomalie. Atti della Soc. Toscana di scienze naturali. Pisa, 1895. Memorie. Vol. XIV.

Nach einer Zusammenstellung der wenigen Beobachtungen, welche über die Unvollständigkeit des Os zygomaticum gemacht worden sind, aus denen hervorgeht, dass ein vollständiger Mangel desselben bisher niemals konstatiert worden ist, beschreibt Verfasser einen chilenischen Schädel mit beiderseitig unvollständigem oder defektem Jochbogen und mit mehreren anderen Anomalien des Knochenbaues und des Zahnsystems, unter welchen speziell hervorzuheben sind: die beiderseitige totale Synostose des Os

lacrimale mit der Apophysis ascendens des Oberkiefer-Knochens; das stark eingeengte und nach hinten sich in eine Scissur verlängernde Foramen magnum, die ihrerseits in eine Pfeilnaht der Squama occipitalis übergeht; ein Os bregmaticum, das sich an einem seiner Ränder direkt mit dem rechten Scheitelbein verbindet, als wäre es ein Fortsatz desselben; eine Umwandlung des Sulcus mylo-hyoideus in einen geschlossenen Kanal; das Verbleiben der Schneidezähne in den Alveolen, obwohl die Weisheitszähne gut sichtbar sind; der Mangel des ersten Backzahns beiderseits im Oberkiefer.

Der Verfasser erblickt in allen diesen Anomalien die Anzeichen einer totalen Umordnung und einer sehr grossen Langsamkeit in der Entwicklung des Schädels und schreibt die defekte Entwicklung des Jochbogens der Persistenz eines beim menschlichen viermonatlichen Fötus normalen Zustandes zu, der uns speziell an die Verhältnisse des Jochbogens von Bradypus tridactylus erinnert. *Prof. Dr. Moschen-Rom.*

203. E. Ardu Onnis: Su alcune forme anomale del bacino umano. Bollett. dei Musei di Zoologia ed Anatomia comp. della R. Università di Torino. 1895. Vol. X.

Nach einer kurzen Wiedergabe der Beobachtungen der Anthropologen und Geburtshelfer über das menschliche Becken, beschäftigt sich der Verfasser mit den abnormen Beckenformen des Menschen, speziell mit den eiförmigen und kreisförmigen, deren Ursachen er aufzufinden sucht. — Gestützt auf eine Reihe von Messungen an Becken verschiedenen Alters findet Verfasser, dass der Mittel-Index der Pelvis mit dem Alter abnimmt, in derselben Weise, wie, nach den Messungen Verneaus und Garsons, derselbe von den niedrigeren zu den höheren Rassen zu abnimmt. Durch einen Vergleich zwischen dem Becken des Menschen und dem der Wirbeltiere kommt er zu dem weiteren Schluss, dass das menschliche Becken seine spezielle Form der geraden Haltung verdankt. Das Gesamtresultat seiner Untersuchungen ist folgendes:

1. das menschliche Becken, in den verschiedenen Lebensaltern bis zur Reife, zeigt dieselben Entwicklungsstufen, welche man an den verschiedenen Menschenrassen beobachtet;
2. das abnorme eiförmige und kreisförmige Becken der europäischen Menschenrassen ist ein Rückschlag auf atavistische Formen, und zwar auf die der niedrigsten Menschenrassen;
3. aus diesem Grunde müssen das Promontorium, die Breite, die Biegung des Kreuzbeins und die Prävalenz der Breiten-Durchmesser am Becken, Verhältnisse, die von der aufrechten Haltung abhängen, für Superioritäts-Merkmale gelten, die selten bei den niedrigeren Rassen auftreten;

4. man findet hierin einen neuen Beweis dafür, dass die ersten Jahre der Kindheit, in der Entwicklungsgeschichte des Individuums, mit den ersten Zeitaltern des menschlichen Geschlechts vergleichbar sind, und ein neues Anzeichen für Atavismus.

Prof. Dr. Moschen-Rom.

204. P. Römer: Zur Anthropologie des Beckens. Inaugural-Dissertation. Halle a. S. 1896.

Aus einer vergleichenden Zusammenstellung von Beckenformen aller heute bekannten Menschenrassen zieht Verf. den entmutigenden Schluss, dass „alles vom Rassenbecken bisher Bekannte nicht einmal ausreiche, um mit den anderen Rasseneigentümlichkeiten befriedigenderweise verglichen werden zu können.“ Die Einreihung der Zigeuner, Magyaren und Rumänen unter die Slavogermanen ist wohl nur ein Lapsus calami. Im zweiten Abschnitte seiner Dissertation verficht Verf., welcher fünf sudanesische Becken untersuchte, die These, dass das letztere keinen typischen Beckeneingang besitze, aber im Ganzen niedrig, zierlich und leicht gebaut sei. *Dr. Hovorka Edler v. Zderas-Janjina.*

205. Dr. H. Frölich: Die menschliche Körperlänge. Allgem. med. Cntrl. Ztg. 1896. Nr. 5 u. ff.

Eine kleine interessante Studie, die uns die Entwicklungsgesetze für die menschliche Körperlänge vorführt. — Der Verfasser bespricht zunächst die Einflüsse, unter denen die Entwicklung der Körperlänge steht, und zwar 1) das Verhältnis der Zeit (Lebensalter), 2) des Raumes (physikalische Bedingungen) zur Körperlänge, 3) die Abhängigkeit dieser letzteren vom menschlichen Zuthun (künstlicher, d. h. vom Willen des Menschen abhängiger Einfluss, vor allem der der sozialen Bedingungen). Er wendet sich sodann zu dem innern Verhältnis der Körperlänge zu andern Eigenschaften des Körpers und berührt zum Schluss die pathologische Seite, d. h. die Verkümmerungen und Ausschreitungen der Körperlänge (Zwerge und Riesen). *Dr. Buschan-Stettin.*

206. G. Fritsch: Die graphischen Methoden zur Bestimmung der Verhältnisse des menschlichen Körpers. Verh. der Berl. anthrop. Ges. 1895. Bd. XXVI. S. 172—188.

Sobald der Künstler danach strebt, in seinen Werken nicht den seinem eigenen Geiste vorschwebenden Schönheitsbegriff auszudrücken, sondern die von Allen mehr oder weniger gut erkannte Wirklichkeit darzustellen, muss er ausser mit dem Auge mit Zirkel und Maassstab die Ausdehnungen der Körperteile in ihrem richtigen Verhältnis zu einander bestimmen. Dies geschah schon bei den alten Ägyptern, den Griechen (Polyklet) und in der Renaissancezeit (Leonardo da Vinci) nach besonderen, leider verloren gegangenen Anweisungen (Kanons). Am besten wäre der Schlüssel, welcher

die mittleren Verhältnisse der Teile des menschlichen Körpers im allgemeinen angäbe und so die Abweichungen unter den Angehörigen eines Volkes zu derselben und verschiedenen Zeiten sowie bei den Vertretern anderer Völker zeigte. Zu diesem Zwecke müsste man die Endformen kennen, zu welchen nach einer namentlich von Kollmann bekämpften Ansicht die Abänderung der Rassen noch führen soll. Das der letzteren zu Grunde liegende Lamarcksche Gesetz der Anpassung hat übrigens schon Hogarth, B. C. Carus und C. Schmidt bei ihren Schriften über das Wesen der Schönheit vorgeschwebt. Eine allgemein anwendbare Formel für die Verhältnisse des Körpers haben selbst die grossen Arbeiten von Camper, A. Dürer und Schadow nicht aufstellen können. Das allgemeine Verhältnis der Gliedmaassenlänge zur Rumpflänge ist noch immer dunkel, wie Fritsch an den von zwei neueren Forschern, Hay und Liharžek, konstruierten Darstellungen der Körperproportionen beweist. Denn der erstere verlegt die Mitte der Figur oberhalb, der andere unterhalb des Schambogens. Die von Liharžek angenommene Beinlänge ist nach Ansicht des Verf. für unsere Rassen ungewöhnlich gross. Auch Zeisings in mehrfacher Hinsicht befriedigende Einteilung der menschlichen Gestalt nach dem goldenen Schnitt hält Fritsch für fehlerhaft, weil das x der Proportionslehre, die Beinlänge, in allen Unterabteilungen enthalten ist. Brauchbarer, auch in anthropologischer Hinsicht, sind die von C. Carus und C. Schmidt aufgestellten Proportionslehren, welche von dem bei der Frucht zuerst sich bildenden Rumpfe ausgehen. Der Naturforscher Carus teilt nur die freie Wirbelsäule (vom Hinterhauptsloch bis zum Becken) in drei Teile. Schmidt, ein Künstler, hat ausser der Hals-, Brust- und Lendenwirbelsäule auch Kopf und Becken als Hauptabschnitte aufgestellt. Da alle fünf Teile vertebral sind und sich vor den Gliedmaassen entwickeln, so giebt Verf. der letzteren Auffassung den Vorzug. Anstatt aber die Einheit, ein Viertel des Stammes, durch die umständliche Konstruktion Schmidts zu ermitteln, empfiehlt er, den Rumpf in vier Teile zu zerlegen und ein gleich grosses Stück für die Scheitelhöhe hinzuzufügen wegen der ausserordentlichen Schwankungen dieses Maasses, die übrigens nach einer Zusammenstellung des Referenten bei 98 v. H. der Schädel verschieden grosser Erwachsener nur 3 cm betragen (♂ 120—149, ♀ 113—142 mm). Mittelst des Schmidtschen Schlüssels kann man die Ausdehnungen des Rumpfes und Gesichtes in der Breite, der Gliedmaassen in der Länge bestimmen; nur muss man die Längen für den Ober- und Unterschenkel vertauschen, weil dieser bei normalen Menschen kürzer als jener ist. Das so verbesserte Schema Schmidts empfiehlt Fritsch als das geeignetste zur Beurteilung der Körperproportionen von Kunstwerken und lebenden Personen. Das hierbei vom Verfasser angewandte und an vier Beispielen erläuterte geistreiche Verfahren besteht darin, dass er neben die Abbildungen nach deren Grundmaass (unteres Nasenende zum oberen Schambogenrand) das Gerüst des

Körpers entwirft, und zwar bezeichnet er auf der einen Seite dieses Gerüstes durch ausgezogene Linien die verlangten, auf der anderen durch unterbrochene Linien die vorhandenen Proportionen und durch Kreuze die Stellen, wo gewisse Hauptpunkte eigentlich liegen müssten. Nach Ansicht des Referenten liessen Abbildungen und Gerüste sich noch besser vergleichen, wenn die Kunstwerke bezw. Personen so viel verkleinert wiedergegeben würden, dass das Grundmaass stets dieselbe Ausdehnung hätte. Machte man die Enfernung des unteren Nasenendes vom oberen Schambogenrand z. B. immer genau 50 mm gross, wie es in Figur 8 und 8a dieser Abhandlung annähernd der Fall ist, so könnte man nicht nur die Längen der Gliedmaassen, die Breiten des Rumpfes u. s. w. richtig beurteilen und schnell vergleichen, sondern mittels eines in halbe Millimeter eingeteilten Maassstabes auch leicht bestimmen, wie viel vom Hundert der Länge des Stammes die übrigen Maasse betragen. Was die vom Verfasser gewählten Beispiele betrifft, so sind an der Antinous-Statue eines griechischen Künstlers aus der Zeit Hadrians (Fig. 6 und 6a) die Verhältnisse fast dieselben, wie sie der von Fritsch verbesserte Proportionsschlüssel Schmidts verlangt. Dagegen hat die Eva von Stuck einen übermässig langen und schmalen Brustkorb, zu kurze Arme, Beine und Füsse. Von den beiden Darstellungen nach dem Leben, die Fritsch an den Figuren 8, 8a, 9 u. 9a prüft, hat der Preisringer von Eberle wie die meisten Athleten und Zirkuskünstler zu kurze Beine, ferner einen ungewöhnlich kleinen Kopf sowie gleich der Antinous-Statue und vielen Menschen einen tiefstehenden Nabel. Das letzte Beispiel, eine Fellachin aus Alexandrien, genügt wieder in hohem Grade den von Schmidt-Fritsch gestellten Anforderungen. — Die schöne Arbeit, in der die Tiefenmaasse allerdings noch nicht berücksichtigt werden, verdient das aufrichtige Lob der Anthropologen und wird wohl auch bei den Künstlern allmählich Anerkennung finden.

Dr. Mies-Köln.

207. C. Schmid-Monnard: Beobachtungen über die körperliche und gesundheitliche Entwickelung der Schulkinder. Deutsche Ärzte-Zeitung 1896, Nr. 6 und 9.

An einem grossen Beobachtungsmaterial (2300 gesunde Schulkinder) hat Verf. folgende Gesetze über die normale körperliche Entwickelung der deutschen Jugend entwickelt.

Die Kinder wachsen periodenweise, und zwar nehmen sie normalerweise zuerst an Länge, dann nachträglich erst an Gewicht zu. Längen- und Gewichtszunahme lassen 3 Perioden verschiedener Wachstumsintensität unterscheiden:

1. die Zunahme ist bedeutend in den ersten Lebensjahren, so bedeutend, dass sie von der Zunahme in späteren Jahren niemals übertroffen wird. Sie beträgt im 1. Jahre rund 18 cm Länge und 5 kg Gewicht;

2. die Zunahme sinkt bis zum niedrigsten Punkt im 7. Lebensjahre, wo sie nur 4 cm Länge und 1 kg Gewicht beträgt. Auch das 9. Lebensjahr ist bei den Kindern in Halle ein sehr schwaches. Ob diese geringe Zunahme zwischen 6. und 10. Lebensjahr dem Einflusse der Schule Schuld zu geben ist, oder ob es sich dabei um ein physiologisches Gesetz handelt, lässt sich in Deutchland nicht entscheiden, da sich hier diesbezügliche Versuche nur immer an Schulkindern anstellen lassen;
3. nach dem 10. Lebensjahre beginnt die Periode grosser Kraftentwickelung, die Pubertätsperiode. Die Zunahme beträgt hier im höchsten Falle pro Jahr 6—7 cm und 5 kg. Die starke Zunahme tritt bei Mädchen früher als bei Knaben ein; bei jenen findet die grösste Längenzunahme im 12., Gewichtszunahme im 14. Jahre, bei diesen die grösste Längenzunahme im 15., Gewichtszunahme im 16. bis 17. Jahre statt.

Ausser diesen 3 grossen Perioden der Wachstumsintensität giebt es noch gesetzmässige Schwankungen innerhalb des Jahres (cf. d. Centralbl. S. 108), sowie innerhalb des einzelnen Tages, die nicht unbedeutend sind.

Ein Vergleich des Brustumfanges von gesund erscheinenden Kindern, deren Väter Militärdienst gethan hatten, aus Frankfurt a. M. mit demjenigen von ebensolchen aus Halle (Kinder von 0—2½ Jahr) hat ergeben, dass die letzteren körperlich ungleich günstiger gestellt sind, als die ersteren. Verf. glaubt, diesen Unterschied darauf zurückführen zu dürfen, dass in Halle (Preussen) diese Kinder aus Familien stammen, deren Angehörige bereits seit Generationen dem kräftigenden Einflusse des Militärdienstes ausgesetzt waren, während in Frankfurt a. M. erst seit der Annektion (1867) die allgemeine Wehrpflicht besteht und die Voreltern der betreffenden Kinder daher kaum Militärdienst geleistet haben mögen, und fasst diese Erscheinung als Vererbung einer (durch den Militärdienst) erworbenen körperlichen Eigenschaft auf. *Dr. Buschan-Stettin.*

208. S. Wienfield Hall: The changes in the proportions of the human body during the period of growth. Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. 1895. Vol. XXV. Aug. S. 21—40 mit 3 Tafeln.

Als Schularzt (Medical Examiner) am Haverford College in Philadelphia hatte Verf. während 4 Jahre Gelegenheit, in dieser, sowie in drei anderen Schulen von ungefähr 2000 Knaben umfassende statistische Erhebungen über die Veränderungen der Proportionen des wachsenden menschlichen Körpers anzustellen. Sein Material war hinsichtlich des Geschlechtes, der Abstammung, der sozialen Verhältnisse und des körperlichen Entwickelungsgrades durchaus homogen, und die Messungen selbst wurden mit anerkennenswerter Präzision ausgeführt. Einige Maasse, wie Halsumfang,

Umfang des Leibes in der Höhe des Nabels u. s. w. scheinen aus naheliegenden Gründen fast überflüssig, während andere, wie besonders die Kniehöhe allerdings nur zur Erleichterung der Abnahme, so modifiziert wurden, dass ein Vergleich der gewonnenen Zahlen mit Skelettmessungen ausgeschlossen ist. Dies ist sehr zu bedauern, da gerade die Kniegelenkfuge am jugendlichen Körper leichter bestimmt werden kann, als beim Erwachsenen, und Skelette des schulpflichtigen Alters in unseren osteologischen Sammlungen zu den Seltenheiten gehören. Bei der Berechnung seiner Resultate bediente sich Dr. Hall nicht der arithmetischen Mittelwerte, sondern eines sog. „median value" (Mittel der Fälle), wofür die genaue Begründung und Formel mitgeteilt wird; darum ist die Arbeit auch für die anthropologische Methodik von Bedeutung. Der reiche Inhalt derselben kann nicht in gedrängter Form wiedergegeben werden, und Ref. muss sich daher begnügen, die gewonnenen allgemeinen Proportionsgesetze zu reproduzieren. Dieselben lauten:

1. Wenn der menschliche Körper in vertikaler Ausdehnung eine Wachstumsbeschleunigung aufweist, dann zeigen die horizontalen Dimensionen eine Verlangsamung des Wachstums und umgekehrt;
2. das Körpergewicht variiert in den verschiedenen Wachtstumsperioden wie das Produkt aus der Körpergrösse, der Schulterbreite und dem sagittalen Abdominaldurchmesser oder wie das Produkt aus der Körpergrösse und dem Quadrat des sagittalen Brustdurchmessers;
3. die Lungenkapazität variiert im Verhältnis zur Körperkraft.

Dr. Rud. Martin-Zürich.

209. Rud. Virchow: Pithecanthropus erectus Dubois. Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthrop. 1895. Bd. XXVII, S. 336, 337 und S. 435—440.

Im ersten Aufsatze stellt Virchow fest, dass die in bereits zahlreichen Veröffentlichungen niedergelegten Ansichten über die auf Java gefundenen fossilen Knochen nicht übereinstimmen, dass aber die Mehrzahl der Gelehrten, zu welchen, wie Nehring hinzufügte, auch einige Berliner Zoologen gehören, den Javaschädel für einen menschlichen halten. Die von mehreren Forschern eingenommenen Standpunkte, die Virchow bezeichnet, sind in diesem Blatte auf S. 16—18 und 20—22 angeführt mit Ausnahme der von Cunningham vertretenen Anschauung: „Der Pithecanthropus gehört der direkten menschlichen Stammeslinie an, wenn er auch innerhalb derselben einen beträchtlich tieferen Platz einnimmt, als irgendwelche bisher bekannte menschliche Form."

In der zweiten Abhandlung betont Virchow zunächst, wie auch in seinem späteren, vom Referenten auf S. 22, 23 d. Bl. besprochenen Berichte: „Der P. vor dem zoologischen Kongress zu Leiden", dass der Orbitalteil des „Anthropoiden-Schädels sich von dem Cerebralteile wie ein

selbständiges Gebilde absetzt, welches dem eigentlichen Gehirnschädel vorgelagert ist." An Abbildungen zeigt er, dass sich die Schädel eines Gorilla und Chimpansen in dieser Beziehung deutlich von einem Australier-Schädel unterscheiden, der in Virchows Sammlungen am meisten bestial aussieht. Diese affenartige Bildung aber erkenne man an den von Dubois wiedergegebenen Photographieen des Java-Schädels. Virchow wendet sich dann gegen die in diesem Blatte auf S. 20 besprochenen Ausführungen Martins, der das javanische Schädeldach in der Schläfengegend für menschenähnlich geformt hält und sich hierbei auf dieselben Abbildungen beruft wie Virchow. Dieser bestreitet die Behauptung Martins, dass in einer dieser Abbildungen „die Scheitelansicht des Hylobatus und des fossilen Schädels ineinander gezeichnet sind." In seiner neueren Arbeit (cf. unten Nr. 210) giebt nun Martin die betreffende Textfigur aus dem Buche von Dubois genau wieder, auf der man allerdings vor den vorderen Enden der Kranznaht nach den Augenhöhlenrändern zwei punktierte Linien, links deutlicher als rechts, verlaufen sieht, die Ähnlichkeit haben mit dem Umriss der vorderen, seitlichen Teile des Java-Schädels. Die andere Abweichung dieses Forschers in der Beurteilung der Schläfengegend beruht auf einem Missverständnis, indem Virchow die Umrisse des vorderen und hinteren, Martin die des oberen und unteren Teiles der Schläfe vergleicht. Zum Schlusse beschäftigt sich Virchow eingehend mit dem Knochenauswuchs an dem javanischen Oberschenkelbein, der, wie unser grosser pathologischer Anatom an zwei ganz ähnlichen, von ihm hier abgebildeten Präparaten nachweist, durch einen Senkungsabszess entstanden ist (vgl. S. 22 d. Bl.).

Im Anschluss an die beiden Vorträge Virchows äusserte W. Krause Zweifel an der Zusammengehörigkeit des erstgefundenen Zahnes und der anderen Knochen. Dass diese aber möglich ist, haben Dubois, Virchow und der Referent zu erklären versucht (s. S. 23 d. Bl.).

Dr. Mies-Köln.

210. Dr. Rud. Martin: Weitere Bemerkungen zur Pithecanthropus-Frage. Zürich, Selbstverlag. 1896.

Der vorliegende Aufsatz ist in der Hauptsache gegen Virchow gerichtet, der einige Argumente Martins (siehe S. 20 des Centralblattes) missverstanden und daher angegriffen hatte.

Martin hatte behauptet, dass die direkt hinter dem Jochfortsatze des Stirnbeins und unterhalb der beginnenden Schläfenlinien gelegenen Partieen der Schläfenregion bei Hylobates und Troglodytes eine ganz charakteristische Konvexität, beim Menschen und auch ähnlich beim fossilen Hirnschädel aber eine ebene, annähernd senkrecht gerichtete Fläche bilden. Virchow hatte dieses Verhalten bestritten. Demgegenüber weist Martin an einer Zeichnung, die Frontaldurchschnitte (am Schädel eines Schweizers, Australiers, des Neanderthalers und eines Hylobates) durch die von ihm

bezeichnete Schädelpartie (direkt hinter dem Proc. zyg. ossis front. senkrecht zur deutschen Horizontalebene) darstellt, deutlich nach, dass die vordere Schläfenpartie beim Hylobates ein ganz anderes Relief zeigt, als beim Menschen, wie er auch früher behauptet hatte. Die Ursache für ein solch verschiedenes Verhalten findet M. in dem verschiedenen Verlaufe der Schläfenlinien. Beim Hylobates und Troglodytes nämlich wenden sich die beiden Lineae temporales von ihrem Ursprunge am hinteren oberen Rand des Jochfortsatzes sofort stark medianwärts und zeigen ihre grösste Annäherung bereits in der hinteren Hälfte des Stirnbeins. Beim Menschen hingegen wenden sie sich nach kurzem Bogen nach hinten und bleiben auf dem Stirnbein weit von einander entfernt; auch in jenen Fällen beim Menschen, in denen die Schläfenlinien infolge von starker Entwicklung des M. temporalis hoch hinaufreichen, findet diese ihre höchste Erhebung immer nur erst auf den Scheitelbeinen statt, und ihr Verlauf auf dem Stirnbeine gleicht dem soeben angegebenen Verhalten. Wenngleich der Javaschädel nicht direkt den ganzen Verlauf der Schläfenlinien zeigt, so ermöglicht er doch, denselben nach ihrem Beginne an dem Jochfortsatze des Stirnbeines zu rekonstruieren. Dabei stellt sich heraus, dass hier der Verlauf der Lineae temporales von dem am Hylobates durchaus abweicht und eher dem am Menschen gleicht.

Die Bildung der vorderen Schläfenregion und der Verlauf der Schläfenlinien nähern demnach den fossilen Hirnschädel nicht dem Typus der Anthropoiden, sondern dem des Menschen. Diese Behauptung erfährt auch keine Einbusse durch das starke Eingeschnürtsein und die auffällige Schmalheit des Schädels hinter dem Jochbeinfortsatze des Stirnbeins; denn auch beim Menschen kann eine ziemlich starke Abschnürung des orbitalen Teiles vom cerebralen Teile vorkommen, wie Nehring an seinem Sambaquis-Schädel gezeigt hat.

Einem weiteren Einwurfe Virchows, betreffend die Hinterhauptpartie des Pithecanthropus-Schädels begegnet Martin dadurch, dass er zugiebt, dass ihm selbst wegen der unklaren Verhältnisse auf der Photographie Dubois' kein Urteil in dieser Hinsicht zusteht.

Ebensowenig will er ein Urteil darüber abgeben, ob der von Dubois gefundene Zahn typisch ist und welcher Spezies derselbe angehört.

Zum Schluss macht Martin noch auf ein Merkmal am Femur aufmerksam, das, wenn es durch anderweitige Beobachtungen bestätigt werden sollte, einen weiteren Unterschied des Pithecanthropus-Femurs von dem des Hylobates abgeben würde. Es ist dies die sog. Torsion des Knochens, d. h. der Winkel, welchen die Halsachse mit der Drehachse der Kondylen bildet. Die Seitenansicht der Dubois'schen Abbildungen zeigt, dass Condylus lateralis und Caput im Verhältnis zu einander derartig gerichtet sind, dass die Torsion des Knochens der für den Europäer (8° nach Martin für

den Schweizer) mittleren entsprechen muss. Beim Hylobates syndactylus ist ein solcher Winkel entweder gar nicht vorhanden, oder wenigstens nur ganz gering. *Dr. Buschan-Stettin.*

211. Rud. Virchow: Weitere Mitteilungen über den Pithecanthropus erectus Dub. Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthrop. 1895. Bd. XXVII, S. 648—656.

Virchow hat über die dem Pith. erectus gewidmete Sitzung des zoologischen Kongresses zu Leiden, in der er den Vorsitz führte, schon in der Wochenschrift „Die Nation" berichtet (s. d. Bl. S. 22, 23), bringt hier aber noch einige Mitteilungen, denen Referent Folgendes entnimmt. Ausser den 4 Resten des Pith. erect. hatte Dubois aus derselben Fundstätte sehr viele fossile Tierknochen nach Leiden gebracht, u. a. solche, in welchen Zähne von Krokodilen oder anderen Raubtieren gefunden wurden, die vielleicht auch vom Pith. gefressen haben (Ref.). Dubois suchte seine Ansicht, dass „eine menschenähnliche Übergangsform" vorliege, sehr geschickt dadurch zu stützen, „dass die Zoologen behaupten, es handle sich um einen Menschenschädel, während die menschlichen Anatomen ihn als Affenschädel betrachten." Aber selbst nach Dubois' Darstellungen hält Virchow daran fest, dass der Pith. ein Affe bleiben müsste. Er begründet seine Auffassung wieder mit der durch die zugespitzte Form des Stirnhirns mancher Affen bedingten Enge des frontalen Abschnittes, durch die sich das Javanische von dem Neanderthaler Schädeldach unterscheidet, was Virchow an 2 Umrisszeichnungen veranschaulicht. Die frontale Enge des Schädels kann man beurteilen nach der kleinsten Stirnbreite, die Dubois temporale, Turner postorbitale Breite nennt. Doch warnt Virchow vor der Verwendung absoluter Zahlen und empfiehlt die Verhältniszahlen zwischen der kleinsten Stirnbreite und der gleich 100 gesetzten Länge oder namentlich der Breite des Schädels. Darin, dass der Index (Stirnbreite grösster Breite) beim Pith. (69,2) kleiner ist als bei ähnlichen Schädeln, und zwar von 2 Australiern (71,1 und 72,5) und dem Neanderthaler (76,3) zeige sich sein Affencharakter. Wenn Referent auch von 4 Heidelberger Anatomieschädeln, bei welchen die grösste Breite sich am weitesten ausdehnt, und dieser Index nur 60,9—64,0 beträgt, absieht und von denjenigen, deren kleinste Stirnbreite am geringsten ist, einen Mikrocephalen (945 ccm) mit dem Index 66,7 (Stirnbreite 84) und einen Turmschädel mit dem Index 58,9 (Stirnbreite 83) als pathologisch ausser acht lässt, so möchte er doch auf Schädel Nr. 220 aufmerksam machen, bei welchem diese Verhältniszahl nur 61,8 (Stirnbreite 89, grösste Breite 144) beträgt, der Innenraum 1310 ccm fasst und die obersten Punkte der Schläfenlinien nur 103 mm von einander entfernt sind. Sollte der Index zwischen der kleinsten Stirnbreite und der Entfernung der äusseren Augenhöhlenränder den Unterschied des Menschen- und Affenschädels nicht besser zum Ausdruck bringen?

Als äffisch stellt Virchow ferner beim Pith. die „grosse Niedrigkeit des ganzen Daches, aber vorzugsweise der Stirngegend, kurz, die extreme Chamäcephalie“ hin, wodurch das Javanische noch unter dem sehr niedrigen Neanderthaler Schädeldach steht, wie Virchow an 2 Seitenansichten zeigt. Schliesslich führt Virchow noch einige an den Australier-Skeletten des Reichsmuseums in Leiden von ihm vorgenommene Messungen an und berechnet nach dem zwischen Oberschenkellänge und Körperhöhe bei den Australiern bestehenden Verhältnis die Grösse des zum Javanischen Oberschenkel gehörigen Körpers auf 1638 mm, während Dubois und W. Krause hierfür 1700 mm annehmen. *Dr. Mies-Köln.*

212. Eugen Dubois: Pithecanthropus erectus, betrachtet als eine wirkliche Übergangsform und als Stammform des Menschen. Dazu A. Nehring, Kollmann, R. Virchow, Jäckel, Dubois. Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1895. Bd. XXVII. S. 723—749.

Dubois hat die berühmten Knochenstücke, die er selbst im September 1891 bei Trinil auf Java fand und mehrere Jahre hindurch fast täglich betrachten konnte, der Berl. Anthropol. Gesellsch. in einer ausserordentlichen Sitzung vorgelegt und seine aus der Überschrift erkennbare Ansicht durch geistreiche Ausführungen gestützt, aus welchen ich leider nur das Wichtigste herausgreifen kann. Die Fundstücke stammen aus jung-pliocänen Flussablagerungen, welche Wirbeltierreste von 2 ausgestorbenen Untergattungen, einer ausgestorbenen und vielen lebenden Gattungen enthielten. Die vier Teile lagen in der gleichen Ebene der Lapilli-Schicht, befinden sich in demselben Zustande der Erhaltung und Versteinerung und gehören nach Dubois' Überzeugung einem Skelett an. In England halten die meisten Gelehrten das Schädeldach für ein menschliches, in Frankreich jetzt wie von Anfang an in Deutschland für das eines Affen. Affenähnlich sei die von Virchow hervorgehobene Einschnürung der Schläfengegend, aber nur gegenüber den weit vorspringenden seitlichen Augenhöhlenwänden, nicht gegenüber dem Cerebralteil, der nach Nehring beim Menschen in demselben Verhältnis zur Temporalgegend stehen kann. Den Affen nähert sich das Schädeldach ferner durch seine Abflachung, entfernt sich aber von denselben weit durch seine Grösse.

Den Rauminhalt desselben oberhalb der Glabella-Inion-Ebene schätzt Dubois nach W. Krauses Vorschlag (das Volumen der Hirnschale wird bestimmt und um den durch Multiplikation der Oberfläche mit der durchschnittlichen Dicke erhaltenen Rauminhalt der Knochen, sowie um das Volumen der Orbitalteile vermindert) auf 575 ccm. Der ganze Schädel würde, wenn er sich zu diesem Teile nach Virchows Angabe wie 9 : 5 verhielt, ungefähr 1000 ccm fassen. Wählt man aber annähernd die Mitte zwischen den Verhältnissen, die Dubois bei einem Hylobates agilis und

einem H. syndactylus bestimmte, und die Referent hiernach auf 8,4 bezw. 12,8 : 5 berechnete, so steigt der Inhalt auf 1100, während die grössten Schädel von Menschenaffen höchstens 600 ccm erreichen. Wäre der Pith. eine Gibbon-Art gewesen, doppelt so gross wie der H. syndactylus, so hätte er keine Hirnkapsel von 1000 ccm gebraucht, sondern wäre, wie die grossen Anthropoiden, mit ungefähr 500 ccm ausgekommen, „da wir stets bei grossen Tieren relativ kleine Gehirne finden.“ Dieser Satz, der, wie Referent hier zufügt, für den Menschen gilt, bei Tieren derselben Art wohl noch nicht bewiesen wurde, bei Tieren verschiedener Arten dagegen sich umkehrt (s. Mies, Über das Gehirngewicht einiger Tiere. Naturforscher-Versammlung zu Bremen, 1890, S. 126—131), wird von Dubois in nicht ganz passender Weise durch Beispiele für die Thatsache belegt, dass Tiere derselben Art ein verhältnismässig um so leichteres Gehirn haben, je schwerer sie sind. Dubois nimmt an, „dass der Körper eines Anthropoiden-Affen mit einer Schädelkapazität von 1000 ccm wenigstens dreimal so schwer, als der eines grossen Gorilla sein müsste.“ Ein solcher Riesenaffe hätte aber gewaltige Kaumuskeln und infolgedessen hohe Knochenkämme auf seinem Schädel haben müssen. Das glatte Schädeldach könne daher keinem Affen angehört haben.

Dasselbe unterscheidet sich von allen altweltlichen Affen auch durch die Neigung der Nackenfläche des Hinterhauptbeins zur Glabella-Inion-Ebene. Aus der Höhe und Form des über dieser Ebene liegenden Schädelumrisses könne man nicht auf die Stufe schliessen, auf der das betreffende Wesen gestanden habe. Wertvoller sei die Erhebung des Scheitels über die Verbindungslinie der Glabella mit der Mitte des Sulcus transversus, der an dem fossilen Schädeldache von Dubois blossgelegt von der Protub. occ. ext. und der Lin. nuch. sup. viel weiter entfernt ist, als bei den Gibbons. Der so entstehende Bogen, der beim Pith. den Referenten an künstliche Verunstaltung denken lässt, umschliesst das Grosshirn und war beim Pith. höher gewölbt, als beim Spy- und Neanderthal-Menschen. Durch Bestimmung des Sulcus transv. hat Dubois auch erfahren, dass die Lage des Hinterhauptloches beim Pith. sehr menschenähnlich gewesen sein muss, woraus man auf den aufrechten Gang des Pith. schliessen kann. Trotzdem hält Dubois dieses Wesen nicht für einen Menschen, da sein Schädeldach viele Affenähnlichkeiten und für einen Menschen einen zu kleinen Innenraum hat, sondern für eine Übergangsform zwischen dem Menschen und den Affen.

Die zu diesem Schädeldache gehörenden zwei Zähne sind den Anthropoiden-Zähnen ähnlich, aber nicht gleich.

Das Oberschenkelbein unterscheidet sich von dem des Menschen durch die Form seines unteren Schaftendes. Sein Knochenauswuchs hat sich als eine tendinöse oder aponeurotische Exostose erwiesen. Zum Schlusse giebt Dubois einen Stammbaum des Menschen, der aus dem Pith., dem

unmittelbaren Nachfolger des im Miocän gefundenen Palaeopithecus, rasch hervorgegangen sei.

Ob der Pith., wie Dubois annimmt, der Hauptlinie oder einer Seitenlinie der menschlichen Vorfahren angehört, hält Nehring für unentschieden. — Nach Kollmann aber handelt es sich nicht um eine Übergangsform zum Menschen, die dieser Forscher unter den kleinen Affen der Urzeit sucht, sondern es rühren die 4 Fundstücke von einem grossen fossilen Anthropoiden her, der sich als Dauertypus nicht mehr höher entwickeln konnte. — Virchow veranschaulicht an einem Doppelbild, das die Seitenansichten des fossilen Schädeldaches und des um das Doppelte + 10 cm vergrösserten Schädels eines Hylobates zeigt, die ähnliche Form beider Stücke und besonders die denselben gemeinsame hochgradige Chamaecephalie. — Jäkel hält es für unentschieden, ob der Pith. dem jüngsten Tertiär oder dem ältesten Quartär angehört, dagegen für sehr wahrscheinlich, dass die 4 Knochenreste von einem Organismus stammen, und dass der Pith. eine Zwischenstellung zwischen Mensch und Affe einnimmt. — Dem gegenüber wiederholt Virchow seine Warnung, „man möge nicht auf einzelne Stücke entscheidende Schlüsse über die grössten Fragen der Schöpfung bauen“ . . . Für ihn „ist ein Gibbon eine ebenso gute Übergangsform, als der Pithecanthropus: dieser hat uns nichts Neues gebracht, als die Grösse . . . .“ Jedenfalls stellt er ein neues Glied in der Reihe der Formen dar, welche für uns das gesamte grosse Gebiet der Wirbeltiere als ein entwickelungsgeschichtlich zusammengehörendes erscheinen lassen.

Dr. Mies-Köln.

213. Rud. Virchow: 1. Exostosen und Hyperostosen von Extremitätenknochen des Menschen, im Hinblick auf den Pithecanthropus. Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthrop. Bd. XXVII. 1895, S. 787—793. **2. Knochen vom Höhlenbären mit krankhaften Veränderungen.** Ebendas. 1895. S. 706—708.

Nachdem Virchow sich durch eigene Anschauung davon überzeugt hat, dass die Knochenwucherung am Oberschenkelbein des Pith. unterhalb der Ansatzstelle des Iliopsoas sich befindet, bezieht er diese Bildung nicht mehr auf einen kariösen Prozess, sondern stellt sie mit Rücksicht auf „das Auftreten an einem umschriebenen kleineren Bezirk der Oberfläche eines langen Knochens, die parosteale Wucherung über einer viel schmaleren Basis, die Zackenbildung am freien Umfange, die Durchlöcherung der Basis und die starke Vascularisation der Oberfläche“ in eine Reihe mit gewissen Exostosen des menschlichen Oberschenkelknochens, wovon er einige Beispiele genau beschreibt und abbildet. Ob diese Knochenwucherung auf einer Verletzung des fertigen Knochens oder auf einer angeborenen Anlage beruht, hat keinen Wert für die Auffassung des Pith. als Affen oder Menschen.

In dem zweiten Aufsatze zeigt Virchow, dass die Knochenwucherungen beim Höhlenbären in der Regel nicht die Gelenke, wie bei der Arthritis deformans, sondern den Schaft und Fortsätze der Knochen befallen und möglicherweise Zeichen einer konstitutionellen Krankheit sind.

Dr. Mies-Köln.

214. Eugene Dubois: On Pithecanthropus erectus: a transitional form between man and the apes. (Abstract.) The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain etc. 1896. Vol. XXV, Nr. 3 S. 240 ff.

Das Journal des anthropologischen Institutes in London bringt einen Auszug aus dem vor der Royal Dublin Society in Dublin am 20. Novbr. 1895 gehaltenen Vortrag Dubois' über den Pithecanthropus erectus, nebst der sich daran schliessenden Diskussion. Da Dubois denselben Vortrag auch vor der Berliner anthropologischen Gesellschaft (14. Dezbr. 1895) gehalten hat, und da der Bericht darüber bereits in extenso vorliegt (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1895. XXVII. Jahrgang S. 723 ff.), berichten wir hier nur von der Diskussion, in welcher die bedeutendsten englischen Anthropologen und Anatomen Stellung zu der Frage des Pithecanthropus genommen haben.

Sir William Flower spricht keine bestimmte Meinung aus: die Form der Calvaria ist entschieden niedriger als die des Neanderthal-Schädels; im Ganzen ist sie, abgesehen von der Grösse, der des Hylobatesschädels auffallend ähnlich.

Sir John Lubbock glaubt, dass das Bestehen einer Exostose, bei der die Bewegung gehemmt sei, für eine Pflege durch Genossen spräche, wie sie bei Affen nicht vorkomme, und daher zu gunsten der Annahme der Menschennatur des Pithecanthropus ins Gewicht falle (ein Argument, das schon von Nehring, (Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthropol. XXVII, S. 720) widerlegt ist).

Bland Sutton sieht in der Exostose die Folge einer Myositis ossificans und hält das Femur entschieden für ein menschliches. Über Calvaria und Zähne wolle er kein Urteil abgeben, auch glaubt er, dass der Versuch für die bisher vorliegenden Reste ein neues Genus aufzustellen, zum mindesten verfrüht sei; die Verallgemeinerung zu einer Phylogenie zwischen Mensch und Affe müsse der anthropologischen Wissenschaft den Vorwurf der Lächerlichkeit einbringen.

E. T. Newton weist darauf hin, dass in denselben Schichten mit den in Rede stehenden Fossilien gigantische Formen auch anderer jetzt noch lebender Spezies vorkommen; am meisten gleichen die fraglichen Reste dem Hylobates, und er möchte sie daher dieser Gattung als besondere Spezies zurechnen.

Sir W. Turner ist von dem hohen Alter der Fossilien überzeugt; gehörten sie dem Menschen an, so seien es die ältesten Reste, die von demselben überhaupt bisher entdeckt worden sind. Turner behält seine frühere Meinung bei, dass nichts gegen die Zugehörigkeit des Femur zur Gattung oder zur Spezies des jetzigen Menschen spräche. Es ist in mehrfacher Beziehung pathologisch verändert: ausser der Exostose bestehen Knochenwucherungen abwärts an der linea aspera und am hinteren Rand der Condylengelenkflächen. Die Konvexität der poplitealen Fläche, auf die Dubois so viel Gewicht legt, verdanke ihre Entstehung gleichfalls ähnlicher pathologischer Knochenneubildung. Über dem inneren Condylus erscheine die Gelenkfläche an der hinteren Seite nicht nach oben verlängert, wie sich das Verhalten nach Havelock Charles in Folge von kauernder Haltung allmählich ausbildet.

Schwieriger ist die Frage nach der Bedeutung des Schädelfragmentes. Gehören Femur und Calvaria unzweifelhaft einem und demselben Individuum an, so würde man wegen der Menschenähnlichkeit des Femur auch auf menschliche Zugehörigkeit der Calvaria schliessen müssen. Allein betrachtet erscheint die Calvaria weit weniger menschenähnlich, als der Neanderthalschädel. Bei letzterem hat die Stirn gerundete Höcker, bei dem Fragment aus Java ist das Stirnbein flach und jäh nach hinten zurückgeneigt, wie bei den Affen. (Doch befindet sich in der Sammlung der Universität zu Edinburg der Schädel einer mikrocephalen Frau, bei dem die Abflachung des Stirnbeins fast ebenso gross ist, als beim Javaschädel.) Auf der anderen Seite ist die Kapazität (ca. 1000 ccm) wieder bei weitem grösser und menschenähnlicher, als beim Affen. Keine lebende Affenart hat mehr als 500—600 ccm, während bei vielen menschlichen Schädeln die Kapazität unter 1000 ccm herabgeht. Den Vertretern der Hylobates-Theorie fällt demnach die Aufgabe zu, nachzuweisen, wie ein so grosses Gehirn bei einem Tiere zu erklären ist, das, wenn Femur und Calvaria einem und demselben Individuum angehörten, nicht grösser gewesen sein kann, als der Gorilla. Sicherlich gehörte der Femur keinem Hylobates an.

Dr. Garson schliesst sich ganz Dubois' Ansicht an, dass die Schicht, in der die Funde gemacht worden sind, dem Pliocän angehören. In Bezug auf die Zusammengehörigkeit der Stücke fehlt wenigstens der Gegenbeweis. Femur und Calvaria sind in gleichem Grade abgewittert. Dass der letzte Molar weniger abgeschliffen ist, als der andere, neuerdings gefundene, ist kein Grund, ihn einem anderen jüngeren Individuum zuzurechnen. Der Femur würde, allein gefunden, zweifellos für ein menschliches gehalten werden; ebenso überschreitet die Grösse des letzten Molar nicht die anderer menschlicher Molaren (Australier). Dagegen ist die Calvaria sehr hylobatesähnlich, weit mehr, als man blos nach den Abbildungen glauben möchte. Man könnte nach den pathologischen Veränderungen am Femur annehmen, dass auch der Schädel pathologisch sei und einem mikrocephalen Menschen

angehört habe. Aber das wären doch zwei ganz verschiedenartige pathologische Bildungen und die Wahrscheinlichkeit spräche doch nicht für ein zufälliges Zusammentreffen derselben bei einem und demselben Individuum. Auch gleiche die Calvaria nicht der eines mikrocephalen Menschen. Alles zusammengenommen ist man zu der Annahme genötigt, dass die Funde mit grosser Wahrscheinlichkeit zum Skelett eines einzigen Tieres gehört haben, und dass dieses einer der ausgestorbenen Primatenarten zuzurechnen sei, die dem Menschen mehr oder weniger näher standen, und die man mit gutem Grund als im Pliocän lebend annehmen muss. Garson glaubt nicht, dass diese Reste in den Rahmen der Spezies oder auch nur des Genus des jetzigen Menschen fallen, sondern dass sie einer besonderen Gattung und Art angehört haben; doch sei kein Grund zur Abtrennung einer besonderen Familie, da sie nach allen ihren Merkmalen zur Familie der Hominiden gehörten.

Keith glaubt, dass Zähne und Calvaria wohl derselben Spezies, aber verschiedenen Individuen angehört haben. Die geringe Abschleifung des dritten und die stärkere des zweiten Molar weisen auf ein Individuum im Beginn des reifen Alters hin; dagegen sprechen die vollständige Obliteration der Suturen für ein höheres Alter; denn da keine Temporal- und Occipitalleisten eine frühere Verwachsung der Suturen bewirkt hätten, wie bei den Affen, so müsse die Nahtverknöcherung nach menschlichem Typus vor sich gegangen und deshalb erst später erfolgt sein (?). — Zwei Hauptkriterien seien für die Frage nach der Zugehörigkeit des Schädels maassgebend, die Grösse des Schädelinnenraumes beim Menschsn und die starke Entwickelung der Knochenvorsprünge und Leisten für Muskelansätze bei den Affen. Nach beiden Richtungen hin zeige das Schädelfragment den menschlichen Typus. Keith hält den Schädel einfach für den eines pliocänen Menschen. Er stimmt mit Dubois ganz in der Auffassung der phylogenetischen Stellung des Pithecanthropus überein, möchte ihn aber lieber nicht mit diesem Namen, sondern direkt als homo pliocänicus (pliocene man) bezeichnet wissen.

Prof. Thomson weist auf die Verwickeltheit der Form-Verhältnisse des Fundes hin. Die Calvaria ist unzweifelhaft affenähnlich in allen ihren Merkmalen, einzig ausgenommen ihre grosse Kapazität; der Schenkelknochen dagegen hat alle Merkmale eines wohl entwickelten menschlichen Femur. Mit Dubois' Erklärung für die eigentümliche Modellierung der poplitealen Fläche stimmt er nicht überein; die von Ersterem vorgebrachten Argumente lassen sich eben so wohl auch gegen ihn anführen. Nichts spricht gegen die Möglichkeit, dass die Zähne menschliche seien (Grösse der Australierzähne). Die Hauptfrage sei, ob Calvaria und Femur einem und demselben Individuum angehört haben. Leider seien die dafür angeführten Gründe nicht entscheidend, und es bliebe daher vorläufig nichts anderes übrig, als mit dem Urteil zurückzuhalten. Immerhin seien die Reste die

bei weitem wichtigsten Thatsachen für unsere Kenntnis der Zwischenformen zwischen Mensch und den bis jetzt bekannten Affen.

Prof. Thane weist auf die Schwierigkeit hin, die aus den entgegengesetzten Eigenschaften des Femur und der Calvaria entspringen. Aus dem Femur, das ganz menschlich gebildet ist, lässt sich schliessen, dass das Individuum, dem es angehört habe, sicherlich auf gestreckten Knieen gestanden habe („erectus“ Dubois), dass es eine grosse Zehe, die nicht opponierbar gewesen sei, gehabt habe, und dass es daher in zoologischem Sinne „Mensch“ gewesen sei. Zwar seien die Zähne sehr gross, und ihre Wurzeln stark auseinandergespreizt, doch folgten sie wesentlich dem menschlichen Typus. Dagegen sei die Calvaria weit affenähnlicher, als selbst der Neanderthalschädel. Am meisten pithekoid ist das Hinterhaupt desselben. Bei all diesen Schwierigkeiten sei das Urteil über die philogenetische Stellung des Pithecanthropus vorläufig noch zu suspendieren.

Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.

215. Chas. E. Whitcher: Hereditary polydactylism. The Lancet. 1896. 21. März. S. 804.

Kurzer Bericht über das Auftreten von Polydactylismus (an jeder Hand 6 Finger) durch 8 aufeinander folgende Generationen hindurch.

Dr. Buschan-Stettin.

216. V. Gross: Multiple Syndactylie von Zehen. Verhandl. d. Berliner anthrop. Gesellsch. 1895. Bd. XXVII, S. 568.

An beiden Füssen Verwachsung der beiden ersten Zehen zu einer Zehe mit einem einzigen Nagel; jedoch ermöglicht die Palpation den Nachweis von 2 Endphalangen. Am rechten Fusse ausserdem Syndactylie der 3. und 4. Zehe; indessen sind hier 2 Nägel vorhanden. Am linken Fusse trägt die 3. Zehe an der Seite eine kleine knorpelige überzählige Zehe. — Die übrigen Zehen, desgleichen die Oberextremitäten sind normal gestaltet. Der junge Mann macht einen ziemlich rhachitischen Eindruck.

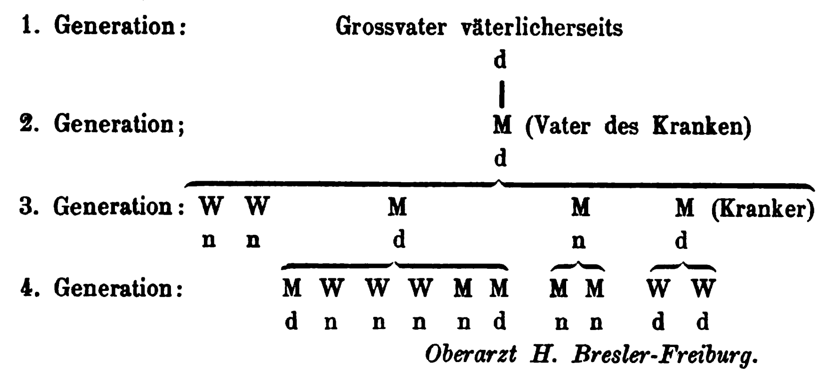
Dr. Buschan-Stettin.

217. Moutard-Martin et H. Pissavy: Malformations congénitales multiples et héréditaires des doigts et des orteils. Bullet. de la Soc. d'Anthrop. 1895. Bd. IV, S. 540.

Moutard-Martin und Pissavy fanden bei einem Manne, dass an den Fingern und Zehen, mit Ausnahme der Daumen und der Grosszehen, die ganz normal waren, die mittleren Phalangen fehlten. Die nach dem Tode des betreffenden Individuums vorgenommene anatomische Untersuchung ergab, dass an den abnormen Fingern und Zehen die mittlere Phalanx nur in Form eines Knochenrudiments vorhanden, und dieses mit der ersten Phalanx (wie aus dem der Abhandlung beigefügten Querschnitt ersichtlich) ohne Gelenk, durch einfache Verschmelzung der Knochensubstanz vereinigt war. Die

Insertion der Sehnen fand, entsprechend den normalen Verhältnissen, an diesem Phalangenrudiment statt, die Gelenkbänder waren nur durch einzelne Ligamentstreifen vertreten. — Interessant ist die folgende Hereditätstabelle, aus der zugleich hervorgehe, dass (ähnlich wie bei einer Beobachtung, die Mercier 1852 über fehlende Phalangen bei mehreren aufeinander folgenden Generationen gemacht hat) das Phänomen sich am längsten bei demjenigen Geschlecht erhalte, bei dem es zuerst aufgetreten also hier beim männlichen.

In der nachstehenden Tabelle bedeutet d = Difformität, n = normal, M = männlich, W = weiblich.



Oberarzt H. Bresler-Freiburg.

218. Dr. Ferdinand Birkner, Beiträge zur Anthropologie der Hand. I. Teil: Zur Anthropologie der Hand mit besonderer Berücksichtigung der als Rassenmerkmal angegebenen Schwimmhäute. Sep.-Abdr. aus den „Beitr. zur Anthr. u. Urg. Bayerns", Bd. XI, S. 145—204.

Zur Lösung der von der naturwissenschaftlichen Fakultät der Münchener Universität gestellten Preisaufgabe, der ersten auf anthropologischem Gebiete in Deutschland: weitere Beweise dafür beizubringen, dass sowohl die individuellen als auch rassenhaften Unterschiede des Menschen entwicklungsgeschichtlich — als Hemmungs- oder Excessbildung — sich erklären lassen, wählte Verfasser, dessen Arbeit auch von Erfolg begleitet war, die sog. Schwimmhautbildung der Hand. Von den Resultaten, die sich aus seinen ausgedehnten Messungen an der (rechten) Hand 1000 Angehöriger der rechtsrheinischen Bevölkerung Bayerns, 17 Embryonen, 103 Negern verschiedener Stämme und 25 Affen ergaben, sind die wichtigsten ungefähr folgende:

Schwimmhaut ist die Differenz zwischen äusserer und innerer (Mittel-) Fingerlänge oder zwischen Handfläche und Handrücken; doch kommt zur Definition ihrer eigentlichen Grösse nur letzteres Verhältnis in Betracht, weil damit zugleich die beiden Faktoren bezeichnet werden, welche ihre Entstehung veranlassen. Dadurch nämlich, dass die Handfläche grösser

ist als der Handrücken, entsteht die sog. Schwimmhaut. Für die Schwankungen in ihrer Ausbildung ist nun der Hauptfaktor die Handfläche, der Handrücken kommt erst sekundär in Betracht, und die ganze Frage von der Schwimmhaut läuft schliesslich hinaus auf die Frage vom Verhältnis der Handfläche zum Handrücken, wobei letzterer im grossen und ganzen als Einheit betrachtet werden kann.

Der ungestörte Entwicklungsgang der Schwimmhaut ist nun folgender: Von der Geburt bis zum Ende des ersten Lebensjahres nimmt sie verhältnismässig zu, um dann bis zum 11. Jahre relativ abzunehmen; von da an steigt sie bis zur vollen Reife ganz leicht an und bleibt dann so ziemlich gleich, um im Greisenalter wieder bedeutend zuzunehmen. Schwere Arbeit bewirkt nun eine absolute und relative Grössenzunahme bei beiden Geschlechtern (Exzessbildung); zeigt sich der Fall, dass ohne Einfluss schwerer Arbeit ein Erwachsener eine extrem stark entwickelte Schwimmhaut aufweist, so ist diese nur als eine typisch-menschliche Hemmungserscheinung zu erklären, als ein Stehenbleiben auf einer der früheren Entwicklungsstufen bis etwa zum 6. Jahre, wo die Schwimmhaut verhältnismässig grösser ist als beim Erwachsenen. — Im übrigen zeigt das weibliche Geschlecht absolut wie relativ kleinere Schwimmhäute, was als ein Zurückbleiben desselben in der körperlichen Entwicklung gegenüber dem männlichen Geschlechte anzusehen ist.

Neger zeigen in der Schwimmhautbildung gegenüber den Europäern keine wesentlichen Unterschiede; jedenfalls haben sie keine grösseren, wie bisher angenommen, eher etwas (absolut und relativ) kleinere Schwimmhäute. Für die niederen Affen ist eine extrem starke Schwimmhautbildung charakteristisch; so hohe Grade erreicht von den anthropoiden höchstens der Gorilla, ihm nächst folgt der Schimpanse. Die übrigen anthropoiden Affen zeigen relativ kleine Schwimmhäute, sodass darin bei ihnen und den erwachsenen Menschen fast völlige Gleichheit besteht. Starke Schwimmhautbildung kann daher kein pithekoides Merkmal sein. Uebrigens zeigen die höher stehenden Affen in der Grössenausbildung der Schwimmhaut individuell wie nach Art grosse Verschiedenheiten.

Wir wünschen nur, Verf. möge seine enorme Ausdauer und Arbeitskraft auch fernerhin der anthropologischen Forschung widmen!

Dr. R. Lehmann-Nitsche-Gocanowo.

219. M. Carrara: Anomalie dei solchi palmari nei normali e nei criminali. Arch. di Psich., Scienz. penal. ed Antropol. crimin. 1896. Vol. XVII, fasc. 1 u. 2.

Bei den Affen sind an der Beugefläche der Hand die Querfurchen am vorwiegendsten ausgeprägt, z. B. bei Gibbon und Orang-Utang zu dreien vorhanden und verlaufen horizontal in gerader Richtung. Auf der selbständigeren, die Entstehung einer entsprechenden schiefen

Furche bedingenden Entwicklung des Daumens (Adduktion und Opposition) beim Menschen beruht es, dass hier die Querfurchen, nur 2 an Zahl, im Bogen gegen die Wurzel des 2. und 3. Fingers verlaufen. Die bei den Affen sehr entwickelten Longitudinalfurchen (durch die Adductoren bedingt) reduciren sich beim Menschen auf eine einzige kurze, oberflächliche, nicht einmal konstant vorhandene. — Beim Menschen giebt es nun verschiedene Varietäten der Querfalten, die zum Teil an deren Verhalten bei den Affen sich anlehnen. Entweder existiert überhaupt nur eine, oder es gesellen sich mehrere kleinere dazu, oder es existieren 2 Querfalten, die aber geradlinig und parallel zu einander verlaufen und sich nicht über die ganze Handfläche erstrecken, sondern in der Mitte derselben aufhören. — Bei Verbrechern fand nun C. solche Varietäten häufiger als bei anderen Menschen (Studenten, Soldaten); namentlich hat er nur bei Verbrechern eine vom Carpus bis gegen den 2. oder 3. Finger hinziehende, tiefe Longitudinalfurche gesehen. — Die Berufsart vermag keine besonderen Varietäten hervorzurufen. — Häufig fand Verf. solche dagegen bei Idioten, und zwar mikrocephalen. *Oberarzt H. Bresler-Freiburg.*

220. Grassmann: Kritischer Überblick über die gegenwärtige Lehre von der Erblichkeit der Psychosen. Zeitschrift für Psychiatrie etc. 1895. Band LII, S. 960.

In dieser ausgezeichneten Arbeit bemerkt Verfasser zunächst sehr richtig, dass über den Begriff: „Erblichkeit und Vererbung“ leider noch keine Einigung besteht. Dass schon der Keim erkrankt, also das erwachsene Individuum zur Krankheit prädestiniert war, lässt sich absolut sicher nicht beweisen. Das Milieu spielt jedenfalls, wie auch beim Verbrechen eine grosse Rolle. Auf keinem Gebiete vielleicht ist die Statistik trügerischer, als auf dem der Erblichkeit. Nur gewisse grosse Linien, die jedem Psychiater vertraut sind und die hier den Anthropologen weniger interessieren, sind ziemlich sicher. Bei der Vererbung einer Geisteskrankheit (das gilt auch von jeder andern. Ref.) darf man nicht an die direkte Übertragung des Leidens selbst denken, sondern nur an die Erzeugung einer „Disposition“ zu solchem, die im allgemeinen als geringere Widerstandsfähigkeit gegen feindliche Agentien zu bezeichnen ist. Daneben wird von Vielen noch eine erworbene Disposition aufgestellt, und das mit vollem Rechte, meint Referent. So richtig auch die sogenannten Entartungszeichen sind, so können sie doch nie einwurfsfrei eine psychopathische Konstitution durch erbliche Belastung beweisen. Worin die neuro- und psychopathologische Veranlagung besteht, ist noch unbekannt; doch liegen wahrscheinlich hier chemische und anatomische Veränderungen zu Grunde. Die Morel'sche Lehre der Degeneration, wonach jedes folgende Geschlecht mehr entartet und endlich im 4. Gliede gewöhnlich erlischt, geht viel zu weit, da die Momente der Regeneration viel häufiger gegeben sind, als Morel

sie annahm. Verfasser hätte noch hinzufügen können, dass, wie über Erblichkeit, so auch über „Entartung“ und „Entartungszeichen“ die Begriffe noch nicht aufgeklärt sind, und darüber grosse Konfusion herrscht und wohl noch lange herrschen wird. *Dr. P. Näcke-Hubertusburg.*

221. Rud. Virchow: Das scheckige Mädchen aus Böhmen. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellschaft. 1895. Bd. XXVI, S. 168, 169.

Bei dem Kinde Marietta Schöbl handelt es sich um eine Missbildung der Haut, die namentlich am Rumpfe und im Gesicht mit grossen, schwarzbraunen und stellenweise stark behaarten Mälern besät ist.

Dr. Mies-Köln.

222. Dr. Ugo Vram: Nota sopra un cranio deformato. Att. della Soc. Rom. di Antropol. 1895. Vol. III, f. 2.

In einer des Grotten von S. Canzian (Istrien) wurde ca. 50 cm tief, unterhalb der römischen Schichten, ein Skelett gefunden, dessen Schädel die typische künstliche Deformation (Kompression von vorn nach hinten in der Bregmagegend) zeigt, wie wir sie bereits an zahlreichen Schädeln aus der Vorzeit Russlands, Frankreichs, Deutschlands und Italiens kennen. Verf. giebt eine ausführliche Beschreibung dieses Schädels, den er mit Sergi für den eines eingewanderten Kaukasiers hält. Ich erwähne hiervon nur einige Maasse: diam. max. ant.-post. 156, diam. transv. bipar. 139, diam. front. max. 120, min. 105, Höhe (vom Form. audit. zum Vertex) 121, Horizontalumfang 493 mm. *Dr. Buschan-Stettin.*

b. Degenerations-Anthropologie.

223. J. Dallemagne: Stigmates anatomiques de la criminalité. Encyclopédie scientifique des aide-mémoire. Paris. G. Masson. 1895. 185 Seiten.

Vorliegendes Buch bildet den ersten Band eines grösseren Werkes: Sur la criminalité. In ihm finden wir eine mit grossem Fleisse und unter weitgehender Berücksichtigung der in den verschiedenen Sprachen erschienenen Litteraturangaben angefertigte statistische Aufzählung und Nebeneinanderstellung der Befunde der verschiedenen Autoren.

Nach einer kurzen Einleitung, in der Dallemagne die Berechtigung der Kriminalanthropologie als Spezialfach der Gesamtanthropologie begründet, erklärt er, was er unter dem Worte Stigma verstanden haben will. Wie in der Charcotschen Schule den „accidents“ der Hysterie die Stigmata gegenüberstehen, so sei in der Kriminalanthropologie das accident das Verbrechen, seien die Stigmata die an Verbrechen gesammelten individuellen spezifischen charakteristischen Eigenschaften. Aus dem reichen Inhalt können wir nur einzelnes hervorheben. So berücksichtigt er in dem Kapitel (I.) über den Schädel insbesondere die Kraniometrie und stellt

die sehr zahlreichen Befunde in dankenswerter Weise nebeneinander. Im nächsten (II.) Kapitel weist er nach, dass man nach Gewicht, Struktur und pathologischen Befunden am Gehirn nicht berechtigt ist, von einem Verbrecherhirne zu sprechen. Bei dem Herzen betont er das häufige Vorkommen von Herzaffektionen bei Verbrechern. In den folgenden Abschnitten des zweiten Kapitels berührt er kurz die anatomischen Ergebnisse bezüglich des Verhaltens der Leber, des Magens und der Genitalien, sowie das Vorkommen von Gynäkomastie bei Verbrechern.

Zu den Sinnesorganen übergehend, erwähnt er bei der Nase (Kap. III) die ausführlichen Untersuchungen von Ottolenghi bei Dieben und Sittlichkeitsverbrechern. Bei dem äusseren Ohre (Kap. IV) weist Dallemagne auf die affenähnliche Bildung des menschlichen Ohres hin, und lässt sich im besonderen über die Ansichten von Frigerio und Schwalbe aus. Die anderen Kapitel (Kap. V—VII) handeln von den Integumenten, den Gliedmaassen, dem Körpergewicht und der Statur, sowie ihrem Verhältnis zu einander.

Aus dem anatomischen Untersuchungsergebnisse zieht Dallemagne den Schluss, dass wir auf Grund dieser nicht berechtigt sind, von einem bestimmten Verbrechertypus zu sprechen.

Ein Verzeichnis über fast anderthalbhundert Litteraturangaben schliesst den ersten Band ab.

Näher auf die Einzelheiten einzugehen, müssen wir uns leider versagen. Der vielumstrittene Gegenstand, die Frage nach dem „type criminel“ ist mit gewissenhafter Berücksichtigung der divergierenden Ansichten und Befunde behandelt und mit einer grossen Anzahl von Daten, Prozentberechnungen und Tabellen belegt. Das Büchlein empfiehlt sich in erster Linie für solche, die sich in das Studium der Kriminalanthropologie einführen wollen; aber auch der bereits Eingeweihte wird sein Wissen aus demselben bereichern können.

Wir sehen dem Erscheinen der weiteren zwei Bände, in denen der Verf. eine Besprechung der biologischen und soziologischen Stigmata und anknüpfend daran eine Analyse der verschiedenen Theorieen über den Verbrecher in Aussicht stellt, mit Spannung entgegen.

Dr. A. Pafsow-Friedrichsberg.

224. A. Debierre: Le crâne des criminels. Bibliothèque de criminologie. Nr. XIII. Lyon, A. Stork. 1895. 466 Seiten mit 137 Figuren im Text.

Ein neuer Ansturm gegen die Lehre Lombrosos, die dadurch in ihren Grundfesten wiederum stark erschüttert wird. In der Hauptsache ist derselbe gegen den „tipo criminale“ gerichtet. Verf., Professor an der medizinischen Fakultät zu Lille, hat an mehr als 300 Verbrecherschädeln aus verschiedenen Museen Frankreichs und Belgiens eine sorgfältige Unter-

suchung vorgenommen, die sich auf das Gewicht, die Kapazität, die Dimensionen, Winkel und Durchmesser, auf die Naht- und sonstigen Anomalien bezog. Den hierbei gewonnenen Resultaten (auf einer Reihe von Tabellen wiedergegeben) stellt er die Ergebnisse zur Seite resp. gegenüber, zu denen die übrigen Autoren an Verbrecherschädeln und an denen nicht verbrecherischer Individuen gekommen sind, und zieht hieraus das Facit, dass es selbst für das geübteste Auge nicht möglich ist, einem Schädel anzusehen, ob er von einem Verbrecher stammt oder nicht. Allerdings findet auch er, was bereits von anderer Seite verschiedentlich bestätigt worden ist, dass der Verbrecherschädel wohl häufiger als der ehrbarer Menschen anatomische Abweichungen darbietet, sich indessen weniger als der Schädel des Kretin oder Idioten vom menschlichen Normalschädel unterscheidet. Dieses Resultat scheint uns gegenüber dem Lombrosos deswegen mehr Wert zu besitzen, weil es auf einem grösseren Schädelmaterial, besonders in Bezug auf normale Schädel basiert, als die Angaben des italienischen Forschers.

Zu dem gleichen Ergebnis kommt der Verf. auch bei der Analyse der bisherigen am Verbrechergehirn erhobenen Befunde (S. 167—214), nämlich dass sich das Gehirn der Verbrecher in nichts von dem der übrigen Menschen unterscheidet. Das Gleiche gilt für die Psychologie und die Physiognomie des Verbrechers, mit der er sich in den beiden folgenden Kapiteln (S. 215—312) beschäftigt. Jedoch will er damit nicht behaupten, dass der Verbrecher hinsichtlich seines cerebralen und seines psychischen Verhaltens allen Individuen der gleichen Rasse und Gesellschaftsklasse, der er angehört, gleichgebildet ist; aber der Mechanismus, der ihn zu seiner impulsiven und brutalen Thätigkeit führt, lässt sich nicht durch Makroskopie des Schädels oder Gehirns enthüllen, sondern erfordert eine mikroskopische Untersuchung, und eine solche fehlt zur Zeit noch.

Der zweite Teil des Werkes (S. 313—464) ist theoretischen Betrachtungen über den Verbrecher und das Verbrechen gewidmet. Verf. bespricht zunächst kurz die Erblichkeit des Verbrechens, analysiert sodann die verschiedenen Hypothesen, die über dasselbe aufgestellt worden sind (das Verbrechen als atavistische Erscheinung, als Zeichen der Degeneration, als moralische Abnormität und als Erzeugnis des psychischen und sozialen Milieu), und lässt sich schliesslich des längeren über die Verantwortlichkeit des Verbrechers aus. Die Ausführungen des Verf., besonders auf psychologischem Gebiet, sind geistreich, klar und wissenschaftlich gehalten. Das Verbrechen ist für ihn ein biologisches und ein soziales Phänomen zugleich. *Dr. Buschan-Stettin.*

225. Giuseppe Peli: L'indice cerebrale nei sani di mente e negli alienati. Archivio per l'Antrop. e l'Etnol. Bd. XXIV, Heft 3.

Mittelst der Methode von Giacomini und Topinard hat Peli an 120 Geistesgesunden (60 ♂, 60 ♀) und an 450 Geisteskranken (250 ♂, 200 ♀), den Cerebralindex und gleichzeitig den Cephalindex berechnet. Die von ihm wiedergegebenen Tabellen gestatten folgende Schlüsse.

1. Der Cerebralindex beträgt bei Geistesgesunden
für das männliche Geschlecht im Mittel 84,42, Max. 96,25, Min. 76,16,
" " weibliche " " " 83,45 " 94,28 " 75,85;
er ist also bei jenem um 0,97 höher als bei diesem.

Der vorherrschende Typus ist der subbrachycephale (53,33 pCt. für Männer, 56,67 pCt. für Weiber).

Der Cephalindex beträgt an denselben Personen im Mittel 82,66 für die Männer, 82,01 für die Weiber; er ist demnach um 1,76 resp. 1,44 niedriger als der Cerebralindex. Vorherrschend ist auch am Cephalindex der subbrachycephale Typus (50,00 pCt, resp. 51,67 pCt.).

2. Der Cerebralindex beträgt bei Geisteskranken
für das männliche Geschlecht im Mittel 83,73, Max. 95,62, Min. 72,01,
" " weibliche " " " 82,96, " 94,52, " 72,63;
er ist in gleicher Weise bei jenem um 0,77 höher als bei diesem. Der vorherrschende Typus ist hier gleichfalls der subbrachycephale (52 pCt. für die Männer, 54,50 pCt für die Weiber).

Der Cephalindex beträgt an denselben Personen im Mittel 82,07 für die Männer, 81,45 für die Weiber.

3. Aus den Tabellen geht ferner hervor, dass bei den Geisteskranken im Verhältnis zu den Geistiggesunden die grössten Dimensionen und noch mehr die kleinsten für beide Indices weniger häufig sind, und dass bei Geistesgesunden beide Indices eine etwas höhere Ziffer aufweisen, als bei Geisteskranken.

Peli glaubt durch seine Messungen den Beweis dafür erbracht zu haben,

a. dass — was im übrigen auch schon Meynert für 128 Schädel Geisteskranker aus Wien, Peli schon früher für 670 solcher aus Bologna gefunden haben — bei den Geisteskranken im allgemeinen die Dolichocephalie vorherrscht, oder im speziellen Falle mit Rücksicht auf die in Bologna gesagt, eine geringere Neigung für Brachycephalie, die diesem Volksstamm hauptsächlich typische Schädelform, als bei Normalen besteht, und

b. dass eine bestimmte Correlation zwischen Kraniometrie und Gehirn besteht. *Dr. Buschan-Stettin.*

226. L. Manouvrier: Observation d'un microcéphale vivant et de la cause probable de sa monstruosité. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 227.

Die 6jährige Mikrocephale ist das zweite von 4 Kindern aus anscheinend in keiner Hinsicht belasteter Familie; die beiden lebenden Geschwister sind wohlgebildet und kräftig entwickelt.

Die Körpergrösse gleicht der eines 2jährigen Kindes. Die Schädelmaasse sind folgende:

Grösster Längsdurchmesser . .	130	mm,
Metopischer Längsdurchmesser .	125	"
Grösster Querdurchmesser . .	106	"
Höhendurchmesser	85	"
Bizygomatischer Durchmesser .	94	"
Cephalindex	81,5	"

Die Stirn ist fliehend; zur Zeit der Geburt soll dieselbe noch mehr abgeplattet gewesen sein. Die Gegend der Lambda-Naht springt ziemlich stark vor. Bei der Geburt soll die Bregmafontanelle nicht bestanden haben. Form und Dimensionen der Ohren sind normal. Die Untersuchung der Genitalien wurde verabsäumt.

Zwei pithecoide Merkmale zeichnen den Mikrocephalen aus: 1) Die 4 Eckzähne sind merklich zugespitzt und überragen sichtlich ihre Nachbaren. 2) Die linke Handfläche zeigt eine einzige transversale Palmarfalte, die rechte dagegen zwei. M. hat diese Eigentümlichkeit, die vielleicht gar nicht so selten zu sein scheint, bisher ohne sie zu suchen, an 2 erwachsenen Menschen mit intacter Intelligenz angetroffen.

Das Kind ist vollkommen idiotisch und unartig. Es ist nicht im stande aufrecht zu gehen, stützt sich beim Fortbewegen auf die beiden Handflächen.

Die Entstehung der Mikrocephalie giebt M. im vorliegenden Fall dem Umstande Schuld, dass die Mutter während der Schwangerschaft stets den ganzen Tag über schwere Lasten zu tragen hatte, die sie gegen den Unterleib stützte. Hierdurch sei ein direkter Druck durch die Bauchdecken und die Uteruswand auf den Fötuskopf ausgeübt worden.

Dr. Buschan-Stettin.

227. M. Alsberg: Vorstellung eines 23jährigen jungen Mannes mit mikrocephaler Schädelbildung. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. 1895. Band XXVI, No. 16. Seite 106.

Schädelmaasse:	Grader Durchmesser . . .	15,2	cm,
	Bitemporal-Durchmesser . .	11,5	"
	Biparietal-Durchmesser . .	11,5	"
	Biauricular-Durchmesser . .	9	"
	Kinn-Scheitel-Durchmesser .	20,5	"
	Horizontalumfang	43	"
	Sagittalkurve	31	"
	Frontalkurve	30	"
	Gesichtshöhe	9,5	"
	Jochbogenbreite	11,5	"

Die Körpergrösse beträgt 128,5 cm.

Bemerkenswert sind noch: die Lücken zwischen den Zähnen, das Vorspringen des Zahnrandes am Oberkiefer, das Überragen desselben über den Zahnrand des Unterkiefers, das Vorhandensein eines Gaumenwulstes und die Verkürzung der kleinen Finger an beiden Händen.

Die geistigen Fähigkeiten sind herabgesetzt; jedoch besteht keine Idiotie. Der junge Mann vermag zu lesen und ein wenig zu schreiben, ist auch im stande mit kleinen Zahlen zu rechnen, sodass er sich durch Hausieren ernähren kann. *Dr. Buschan-Stettin.*

228. Frederick Peterson: Craniometry and cephalometry in relation to idiocy and imbecility. Americ. Journ. of Insanity, 1895. Vol. LII, Juli.

Zur Kopfmessung bei Idioten und Imbecillen empfiehlt Peterson die folgenden Maasse und teilt zugleich die mit demselben bei 19 Idioten (11 männlich, 8 weiblich), — mit Ausnahme zweier epileptischen Idioten und Imbecillen, sämtlich mit cerebraler Kinderlähmung — gewonnenen Resultate mit.

1. Horizontalumfang; normaler Durchschnittsumfang bei Männern 52 cm, bei Frauen 50 cm, physiologische Variation von 48,5 bis 57,4 cm. Bei den 19 Idioten war der durchschnittliche Kopfumfang geringer als 52 bezw. 50 cm.

2. Arcus naso-occipitalis, von der Nasenwurzel bis zum tiefsten Theil des Protuberantia occipit. extern. gemessen, misst durchschnittlich beim Manne 32, bei der Frau 31 cm, physiologische Variation zwischen 28 und 38 cm. Bei den Idioten, männlichen wie weiblichen, ist das Durchschnittsmaass ebenfalls geringer; bei einer Idiotin noch unter der unteren physiologischen Grenze.

3. Arcus naso-bregmaticus oder frontalis, von der Nasenwurzel zum Bregma, normaler Durchschnitt bei Männern 12,5 cm, bei Frauen 12 cm; physiologische Variation von 10,9 bis 14,9. Bei drei männlichen und fünf weiblichen Idioten ist er unter dem Durchschnitt, jedoch ist die durchschnittliche Länge desselben bei den 11 männlichen Idioten 1 mm über der normalen, bei den 8 weiblichen 7 mm unter der normalen durchschnittlichen Länge; bei 2 weiblichen Idioten unterhalb der unteren physiologischen Grenze.

4. Arcus bregmato-lambdoideus oder parietalis, Länge der Sagittalnaht, bei Männern durchschnittlich 12,5 cm, bei Frauen ca. 11 cm., variierend zwischen 9,1 bis 14,5 cm. Bei den männlichen Idioten ist sie durchschnittlich kleiner als 12,5, bei den weiblichen etwas grösser als 11 cm; bei 5 männlichen reicht ihr Maass nicht an die untere physiologische Grenze.

5. Arcus binauricularis, durchschnittlich bei Männern 32, bei Frauen 31 cm betragend und physiologisch zwischen 28,4 und 35 cm variierend,

ist im Durchschnitt aller 19 Individuen geringer als normal, bei 2 Frauen unter 28,4 cm.

6. Der grösste antero-posteriore Durchmesser, von der Glabella zum entferntesten Punkt des Hinterhaupts, normal durchschnittlich 17,7 cm bei Männern, ca. 17 cm bei Frauen, zwischen 16,5 und 19 cm variierend, betrug bei den 19 Idioten durchschnittlich weniger als 17,7 bezw. 17 cm; bei einem Manne weniger als 16,5 cm.

7. Der grösste Querdurchmesser, durchschnittlich 14,6 bezw. 14 cm, zwischen 13 und 16,5 variierend, wird im Durchschnitt bei diesen 19 Idioten nicht erreicht; 6 davon (4 männliche, 2 weibliche) erreichen nicht einmal die untere physiologische Grenze. — Bezüglich des Index cephalicus befinden sich 8 männliche und 6 weibliche Idioten unter dem Durchschnitt. 6 Männer und 4 Frauen sind dolichocephal, 1 Mann und 2 Frauen mesocephal, 4 Männer und 3 Frauen brachycephal. 2 Männer und 1 Frau besassen einen pathologischen Grad von Dolichocephalie, 1 Frau einen solchen von Brachycephalie.

8. Der binauriculäre Durchmesser, normal durchschnittlich 12,4 bezw. 11,9 cm, zwischen 10,9 und 13,9 variierend, ist bei diesen 19 Idioten ebenfalls unter dem Durchschnitt, bei der Hälfte noch unter 10,9 cm.

9. Der Radius auriculo-bregmaticus jeder Seite; mittels desselben und des binauriculären Durchmessers lässt sich die Entfernung des Bregma von einem Punkte in der Medianebene, der Mitte des binauriculären Durchmessers berechnen. Diese Entfernung beträgt bei normalen Schädeln ca. 11,7 cm durchschnittlich und variirt zwischen 10 und 12,6 cm. Bei 3 männlichen Idioten ist diese Entfernung vermindert, bei einem auffallend vergrössert.

10. Die Länge des Gesichts, von der Nasenwurzel bis zum tiefsten Punkt des Unterkiefers gemessen, normal durchschnittlich 12,37 cm, zwischen 10,5 und 14,4 cm variirend, ist bei 9 männlichen Idioten unter dem Durchschnitt.

Für 9 und 10 fehlten dem Verf. die zum Vergleich notwendigen Maasse bei Frauen unter normalen Verhältnissen.

11. Die grösste Höhe des Kopfes, 13,3 bezw. 12,3 cm, von 11,5 bis 15 cm variierend, ist durchschnittlich bei allen 19 Idioten vermindert; bei 2 Frauen in pathologischem Grade. — Auf die Dicke der Kopfhaut nebst Kopfhaar wurde bei den Messungen bezw. den Vergleichen durch entsprechenden Abzug Rücksicht genommen. — Die Betrachtung jedes einzelnen der 19 Fälle für sich fördert in jedem derselben irgend ein abnormes Maassverhältniss deutlich zu Tage, doch würde hier eine genaue Wiedergabe zu weit führen. — Bei der Bestimmung des Horizontalumfangs und des Arcus binauricularis ergab sich in allen Fällen, mehr oder weniger deutlich, für die Hälfte des Kopfes, welche als der Sitz der Erkrankung (Hemiplegie) angesehen werden musste, ein geringerer Umfang;

besonders beim Arcus binauricularis trat diese Differenz der beiden Kopfhälften deutlich zu Tage.

Eine am Schluss angefügte Tabelle giebt noch eine kurze Übersicht über Kopfmaasse von einigen Mikrocephalen und Hydrocephalen (Idioten) ohne neue Gesichtspunkte zu bringen. *Oberarzt H. Bresler-Freiburg.*

229. S. Ottolenghi: La sutura etmoido-lacrimale nei delinquenti. Giorn. della R. Accad. di Medic. di Torino. 1895. Anno LVIII, Nr. 12.

Auf Regnaults Behauptung hin, dass, wenn aus den Schädeln niederer Rassen ein vollständiges Schwinden der Sutura ethmoido-lacrimalis nur ausnahmsweise vorkommt, die genannte Sutura für gewöhnlich mehr kurz ist, hat Verf. darüber Untersuchungen angestellt, ob diese Erscheinung ausschliesslich bei den niederen Rassen und häufiger bei den Geisteskranken und Verbrechern als bei den Normalen vorkomme. Zu diesem Zwecke untersuchte er die Sutura an 161 Schädeln von Normalen italienischer Herkunft, an 149 Schädeln von Geisteskranken, an 125 Schädeln von Verbrechern und an 30 Schädeln von Indianern und fand, dass das Verhältnis der Sutura ethmoido-lacrimalis zur Länge der Unguis, gleich 100 gesetzt, gewöhnlich zwischen 70 und 59 schwankt, d. h. die Sutura ist meistens $^2/_3$ der Länge des Unguis gleich, dass an den italienischen Normalen oft Verhältnise über 70 (26 $^0/_0$) auftreten, während an den Geisteskranken, den Verbrechern und den niederen Rassen solche hohe Verhältnisse nur ausnahmsweise vorkommen, dagegen hier Verhältnisse unter 50 häufig sind. Hieraus schliesst der Verf., dass die Sutura ethmoido-lacrimalis von den höheren zu den niederen Rassen hin an Länge abnimmt, und dass dieselbe viel häufiger als beim europäischen Normalmenschen, bei Geisteskranken und Verbrechern sehr kurz erscheint, und behauptet daher, gegenüber Bianchi, der solche Interpretation bekämpft, dass die Kürze der genannten Sutura ein Anzeichen für Degeneration sei.

Prof. Dr. Moschen-Rom.

230. S. Ottolenghi: Sulla divisione per sutura verticale della lamina papiracea dell' etmoide (osso lacrimale posteriore dei mammiferi) nei degenerati. Arch. di Psichiatr., Scienze pen. ed Anthropol. crimin. 1896. Vol. XVII, fasc. 1 u. 2.

Sehr häufig hei Schädeln von Idioten und Kretinen (15 pCt.), aber auch bei solchen von Verbrechern (ca. 4 pCt.), häufiger als bei solchen von normalen Individuen (2—3 pCt.), fand Ottolenghi die Lamina papyracea, teils einseitig, teils auf beiden Seiten, durch eine Sutur getrennt; auch Bianchi hat ungefähr dieselbe Häufigkeit dieses Befundes festgestellt. Die vordere Hälfte der Lamina papyracea soll dem Os lacrimale posterior der Säugetiere entsprechen. Ottolenghi hält diese Trennung für ein regressives

Phänomen, unbeschadet dessen, dass bei den Primaten dieselbe nicht konstant vorkommt, einen Einwand, der von Bianchi gemacht worden ist, aber nicht stichhaltig sei. *Oberarzt H. Bresler-Freiburg.*

231. **S. Ottolenghi: La sensibilità dei sordomuti.** Atti della Soc. Rom. di Antropol. 1895. Vol. III, fasc. 2.

Ottolenghi hat die Schmerzempfindlichkeit, den Tastsinn, das Gesichtsfeld und den Farbensinn bei 44 Taubstummen (die aber nicht Idioten oder Kretins waren) geprüft und gefunden, dass sie darin gar nicht oder nur wenig hinter den normalen Menschen gleichen Alters und gleicher Lebenssphäre zurückstehen. Auffallend war die schnelle Ermüdbarkeit der Retina, die sehr an das gleiche Verhalten der Retina bei Schriftsetzern, Schreibern u. s. w., überhaupt Leuten, deren Augen grösserer Anstrengung ausgesetzt sind, erinnert. Ottolenghi betont die Bedeutung der Untersuchung der Sinnesorgane bei Taubstummen; sie gäbe wertvolle Aufschlüsse über die Aussichten der Erziehung eines Taubstummen, wie auch für die Beurteilung der Intelligenz eines solchen in forensischen Fällen. — In Italien zählt man gegenwärtig rund 15 000 Taubstumme; davon erfreuen sich nur etwa $^2/_3$ der Segnungen des Taubstummen-Unterrichts.

Oberarzt H. Bresler-Freiburg.

232. **G. Antonini: Sulla distribuzione topografica della degeneratione psichica nella provincia di Bergamo.** Arch. di Psichiatr., Scienze penal. ed Antropol. crimin. 1896. Vol. XVII, fasc. 1 u. 2.

6 Karten der Provinz Bergamo, in denen die einzelnen Kreise je nach der Höhe des Prozentsatzes der Bevölkerung an Geisteskranken, Epileptischen, Pellagrösen, Idioten und Kropfleidenden durch entsprechende kolorierte Schraffierung markiert sind, nebst kurzer Erläuterung. Die Gegenden des Maisbaues sind natürlich reich an Pellagra, die Gebirge und Gebirgsthäler an mit Kropf Behafteten und Kropfkretins. Sonst kommt für die Verteilung der Geisteskranken auf die einzelnen Kreise Unfruchtbarkeit des Bodens, d. h. schwierige Erwerbsverhältnisse, in Industriebezirken Überanstrengung bei schlechtem Lohn u. s. w. in Betracht. — Diese graphische Darstellungsmethode empfiehlt sich sehr zur Nachahmung.

Oberarzt H. Bresler-Freiburg.

2. Ethnologie und Rassenkunde.

a. Allgemeine Ethnologie und Ethnographie.

233. **Friedrich von Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart.** 4. Aufl. Neu bearbeitet von M. v. Brandt, L. Büchner, A. Conrady, R. Cronau, W. Deecke, L. Geiger, H. Haas, O. Henne am Rhyn, A. Holm,

P. Horn, A. Kaufmann, S. Lefmann, A. Mogk, M. Nordau, M. Philippson, H. Schäfer, F. Schwally, W. Soltau. Leipzig. P. Friesenhahn. 1896.

v. Hellwalds verdienstvolle „Kulturgeschichte“ wird nach dem Ableben der Verfassers einer gründlichen Umarbeitung unterzogen, die um so gerechtfertigter erscheint, als dem Werke bei der einseitigen und oft genug etwas oberflächlichen Auffassung v. Hellwalds bisher mancherlei Schwächen anhafteten. In die Neubearbeitung teilen sich eine ganze Reihe (18) Autoren, unter denen wir einzelnen Namen von gutem Klang begegnen. Leider lässt aber immer der Umstand, dass sich so viele und dabei nicht gleichartige Köpfe und Sinne in die Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Stoffes teilen, die Befürchtung entstehen, dass die einzelnen Abschnitte ungleichmässig ausfallen mögen. Hoffen wir, dass dennoch das allgemeine Ganze nicht darunter leiden wird. Das ganze Werk soll 3 Bände (das Altertum, das Mittelalter und die neuere Zeit) zu je 10 Lieferungen à 1 Mark umfassen.

In den uns bisher vorliegenden 3 ersten Lieferungen behandelt zunächst Prof. Hippolyt Haas in lichtvoller Darstellung „die Entwickelungsgeschichte des organischen Lebens bis zum ersten Auftreten des Menschen auf der Erde“; es folgen sodann einige geistreiche, aber doch in ihren Einzelheiten recht anfechtbare Kapitel von Prof. Büchner über die Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur, das Alter und den Urzustand des Menschen, die sozialen Gesetze, den Ursitz, die Bildung und Verbreitung der Rassen, Entstehung der Sprache, der Religion, Familie etc., sowie Europas vorgeschichtliche Kultur.

Das Werk ist reich illustriert; leider sind die Abbildungen planlos zusammengestellt und harmonieren zumeist nicht mit dem Text, der auf sie gar nicht Bezug nimmt.

Wir gedenken auf das ganze Werk, sobald es vollständig erschienen ist, noch einmal zurückzukommen. *Dr. Buschan-Stettin.*

234. J. D. E. Schmeltz: Das Schwirrholz. Versuch einer Monographie. Verhandl. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung zu Hamburg. 1896, Bd. IX, S. 92—128. Mit 1 Tafel.

Der „Waldteufel“, ein bei unserer norddeutschen Jugend um die Weihnachtszeit herum beliebtes Musikinstrument (ein dünner Pappcylinder der an einem Ende offen, an dem andern geschlossen und hier mittels einiger Pferdehaare an einem runden Stöckchen befestigt ist, durch das er durch die Luft gewirbelt werden kann), findet sein Analogon in dem „Schwirrholz“, einem aus einer etwas rhombischen oder an einem Ende zugespitzten und am anderen abgerundeten oder endlich an beiden Enden abgerundeten, dünnen, verzierten Holzlamelle oder auch wohl aus einer solchen in Form eines Fisches und einem Stöckchen, das an dem einen

Ende dieser Holzplatte mittels einer Schnur befestigt ist, hergestellten Geräte.

Mit der geographischen Verbreitung und dem Zwecke dieses Schwirrholzes macht uns der Verfasser in dem vorliegenden Aufsatze bekannt. Er weist nach, dass dasselbe bei verschiedenen Völkern auf der Erde angetroffen wird, in England, auf Sumatra, Java, Neu-Guinea, den Inseln der Torresstrasse, Neuseeland, Australien, Süd- und Westafrika, Süd- und Nordamerika. Diese ethnographische Paralelle berechtigt aber, dies betont Verfasser noch besonders, keineswegs zu der Annahme einer Verwandtschaft so grundverschiedener Rassen; sie ist nur ein neuer Beweis für die psychologische Einheit des Menschengeschlechtes, eine neue Stütze für Bastians Lehre vom Völkergedanken.

Bezüglich des Zweckes des uns interessierenden Gerätes findet Schmeltz, dass es bei drei Gelegenheiten zur Verwendung kommt, bei der Reifezeremonie, der Totenfeier und der Bitte an die Götter um Regen. Auch vom „Waldteufel“ vermutet Verfasser, dass er einst, freilich in anderer Gestalt, in Germanien ebenfalls den Zweck gehabt haben dürfte, die Wissenden zu culturellen Versammlungen zu rufen und die Nichtwissenden fern zu halten. *Dr. Buschan-Stettin.*

235. O. Hovorka, Edler v. Zderas: Verzierungen der Nase. Mitteil. der anthrop. Gesellschaft in Wien. Band XXV. 1895, S. 155—176.

Verfasser, der sich die Anthropologie der Nase zum erfolgreichen Spezialstudium gemacht hat (cf. seine wertvolle Studie: Die äussere Nase, Wien, A. Hölder, 1893, S. 154), giebt in der vorliegenden Abhandlung eine zusammenfassende Darstellung der gebräuchlichsten Arten und der Verbreitung des Nasenschmuckes. Der interessante Inhalt eignet sich wegen seiner vielen Details nicht zur Wiedergabe. Er wird durch 60 Einzelabbildungen reichlich illustriert. *Dr. Buschan-Stettin.*

236. Chibret: Sur la distribution géographique du trachome. Verhandl. der Soc. franç. d'ophtalm. 14. session. Bericht in Semaine médicale. 1896. S. 190.

Die Rasse spielt bei der Entstehung des Trachoms (granulöse, ägypt. Augenentzündung) eine grosse Rolle. Absolute Immunität gegen dasselbe besteht bei den Wilden Canadas (Irokesen, Huronen, Chippewas etc.), die wohl alle möglichen, von den Europäern importierten Leiden, wie Tuberkulose, Syphilis, Eruptivfieber etc. sehr leicht und sehr intensiv acquirieren, gegen Trachom sich aber trotz ihrer traurigen hygienischen Verhältnisse refraktär verhalten. Auch gewisse Negerrassen erfreuen sich einer mehr oder minder starken Immunität in dieser Hinsicht. Unter den weissen Rassen geniessen die Kelten Broca's eine relative Immunität, d. h.

ein Kelte ist immun gegen das trachomatöse Virus, wenn es vorher bei seinem Durchgang durch einen andern Kelten abgeschwächt worden ist. (Fehlen der Ansteckung innerhalb der keltischen Bevölkerung.) Die übrigen Rassen zeigen eine mehr oder weniger grosse Empfänglichkeit: Germanen, Angelsachsen, Semiten, Slaven, die gelbe Rasse eine solche von 1 % und weniger bis zu 70 % (Chinesen im südlichen Teile des Reiches). — In der Diskussion wird verschiedentlich der Einwand erhoben, dass in erster Linie die klimatischen Verhältnisse bei der Ätiologie des Trachoms die Hauptrolle spielen. *Dr. Buschan-Stettin.*

237. L. Lapicque: Documents ethnographiques sur l'alimentation minérale. L'Anthropologie. 1896. Band VII, S. 35.

Das Kochsalz (NaCl) ist das einzige mineralische Element, das der Mensch seiner Nahrung hinzufügt. Es wird mit grosser Begierde nicht allein von den meisten Völkern, sondern auch von vielen grasfressenden Thieren aufgesucht. Bis jetzt glaubte man, dass dem NaCl eine grosse physiologische Bedeutung zukomme; nämlich, (nach Bunges Ansicht) dass es das Übergewicht der mit der pflanzlichen Nahrung aufgenommenen K.-salze auszugleichen habe. Daraus erkläre sich, dass die Völker, welche ausschliesslich pflanzliche Nahrung geniessen, hohes Gewicht auf das Salz legen und es sogar sehr teuer bezahlen, wenn sich in ihrer Heimat keines vorfindet, während die fleischessenden Völkerschaften (Todas, Kirghisen, Buschmänner u. s. w.) kein Salz gebrauchen. Das Fleisch enthält in der That viel weniger Kaliumsalze als die Vegetabilien.

Nach Verf. Ansicht ist die Ursache für dieses Verhältnis eine ganz andere. Während nämlich im allgemeinen die Neger das gewöhnliche Kochsalz sehr begierig aufsuchen, findet man zwischen dem Tschadsee und dem Kongo in den Thälern des Ogoun und der Sangha sehr grosse Landstrecken, wo nur Aschensalz verbraucht wird. Die Einwohner wählen gewisse Pflanzen (besonders Pistacia stratiotes, eine schwimmende Aroïdee) aus, verbrennen sie, vermengen die Asche mit Wasser und lassen die Lauge auskristallisieren. Das so gewonnene Salz enthält nur Kalium (sonderbarerweise wenig CO^3K^2 und viel KCl und SO^4K^2, was von der Bereitungsart herrühren mag). Es wird von diesen Völkern mit grosser Freude und ganz ausschliesslich genossen. Also kann hier nicht die Rede von der vermeintlichen physiologischen Wirkung des NaCl sein. Vielmehr ist anzunehmen, dass man im Kochsalz gewiss nur eine angenehme Geschmacksempfindung sucht, welche durch den Genuss eines bestimmten Aschensalzes ersetzt werden kann. Die pflanzenessenden Völker und Tiere zeigen mehr Verlangen für das Salz aus dem einfachen Grunde, weil im allgemeinen Pflanzen weniger schmackhaft als Fleisch sind.

Dr. L. Laloy-Paris.

238. Friedmann: Über die Beziehungen der pathologischen Wahnbildung zu der Entwicklung der Erkenntnisprinzipien, insbesondere bei Naturvölkern. Zeitschrift für Psychiatrie etc. 1895. Bd. 52, S. 393.

Mit zu den schwierigsten Aufgaben der theoretischen Irrenheilkunde gehört die Frage nach dem Ursprunge der Wahnbildung. Nun hat Verf. in vorliegender Arbeit es unternommen, auf höchst geistreiche und eingehende Weise auf die Ähnlichkeit des Wahns der Verrückten mit den primitiven Formen des Denkens hinzuweisen, also die Völkerpsychologie heranzuziehen, und es lässt sich nicht leugnen, dass die Darlegung eine sehr bestechende ist. Natürlich verkennt Verf. dabei nicht, dass es sich beim pathologischen Wahn vorwiegend um einen krankhaften Zustand handelt. Vom primitiven Zustande der Menschheit sind noch im heutigen Denken viele Überbleibsel da. So hängt „die subjektive Wahrheit von der richtigen Ausführung des logischen Verfahrens" nicht ab, ferner sind auch heute die Trennung von Wahrheit und Idee nicht streng durchgeführt, und endlich gewährt das Vorurteil noch grössere Ähnlichkeit mit dem Wahne. Sodann werden die „logischen Denkgewohnheiten" der Natur- und Kulturvölker übersichtlich dargestellt. „Auf primitiver Stufe bemerkt der Intellekt überhaupt allein den Widerspruch bei einfachen sinnfälligen Thatsachen. . . . In jeder gröbsten theoretischen Idee dagegen ist der eine Analogieschluss so nahe wie der andere. . . . Auf jeder Kulturstufe wird die Wahrheit gesucht." Doch gab es nie eine inhaltlich gleichartige subjektive Wahrheit oder einheitliche Methode der Erkenntnis. Dennoch haben stets 2 Gattungen von Wahrheiten nebeneinander bestanden: „die Idee ohne logische Begründung . . . und die nach herrschender Denkgewohnheit vorsichtig gefundene Wahrheit". Kein Erkenntnisprinzip ward so oft verletzt, wie das kausale Gesetz. „Logische Wahrheit und Absurdität an sich ist nie direkt erkannt worden, aber natürlich hat jedes Volk allgemein anerkannte und ebensolche unglaubhafte Denkresultate." Die eindrucksvolle Idee packt suggerierend am meisten die Autorität. Man kann eine aktive und passive Suggestibilität unterscheiden, letztere ist besonders die hysterische, erstere zeigt sich besonders in der paranoischen Veranlagung, wodurch „die Affekt- und Erregtheitsvorstellung zur dauernd überwertigen, d. h. zur fixen Idee wird".

Dr. P. Näcke - Hubertusburg.

239. Národopisná výstava českoslovanská v Praze, 1895 (Die čechoslavische ethnographische Ausstellung in Prag, 1895). Prag, Verlag von J. Otto.

Noch vor Schluss der ethnographischen Ausstellung in Prag (Oktober 1895) begann unter Redaktion der Herren Maler K. Klusaček, Univ.-Dozent Dr. E. Kovář, Univ.-Dozent Dr. L. Niederle, Architekt Fr. Schlaffer, und

Schriftsteller F. A. Šubert, ein Prachtwerk in Heften mit zahlreichen Illustrationen, Farbendrucken, Wappen und Plänen versehen, zu erscheinen, in welchem diese Ausstellung und die auf ihr angehäuften Schätze in Wort und Bild vorgeführt werden sollen. Den bis jetzt erschienenen Heften entnehmen wir folgende Daten, um zugleich ein knappes Bild der Ausstellung und ihrer Geschichte zu liefern.

Der Sinn für heimische Ethnographie begann sich in den böhmischen Ländern Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts (Sammlungen von Volksliedern, Gebräuchen und Sitten) zu regen, wurde aber namentlich in den fünfziger Jahren durch den Maler J. Manes (Trachtenstudien), später in Böhmen durch den eifrigen Sammler V. Náprstek (Náprsteksches Gewerbemuseum) und in Mähren durch Dr. H. Wankel (Olmützer Museum), und in den letzten zwei Dezennien durch eine grosse Reihe eifriger Künstler, Schriftsteller und Sammler gefördert; im Jahre 1879 kam es zur ersten Trachtenausstellung in Prag, 1885 zu einer zweiten in Olmütz. Auf der Landesausstellung 1891 war in einem „Bauernhaus“ und einer systematischen Stickereiensammlung ein reichliches Material aus den meisten Gebieten der heimischen Ethnographie zusammengetragen, und diese Exposition hat am meisten zur Popularisierung des ethnographischen Studiums in den böhmischen Ländern beigetragen. In demselben Jahre wurde der Grund zu einer Abteilung für heimische Ethnographie im böhmischen Landesmuseum gelegt und der Plan gefasst, eine grossartige ethnographische Ausstellung zu veranstalten, aus der ein speziell ethnographisches Museum hervorgehen könnte. Nach längeren Vorarbeiten wurde dieselbe trotz mannigfacher Hindernisse — in Prag herrschte noch der Ausnahmezustand — im Sommer 1895 bewerkstelligt. Die Vorarbeiten besorgte neben dem Prager Hauptausschuss, dem ursprünglich Graf J. Harrach, später Graf Vl. Lažanský vorstand, eine grosse Reihe von Lokal- (Stadt- und Bezirks-) Ausschüssen (in Böhmen 154, in Mähren 47, in Schlesien 4, in der ungar. Slovakei und in Wien je 1, in Amerika 2). Durch Studienreisen, Wanderversammlungen, Vorträge und Arrangierung von kleineren Ausstellungen (118 in Böhmen, 54 in Mähren, 2 in Schlesien, 1 in Wien) wurde die nötige Belehrung und Begeisterung in die grosse Schaar der Mitarbeiter aus dem Volke gebracht, und die gesuchten Objekte gesammelt und einer Sichtung unterzogen. Die Ausstellung sollte ein Bild vom Leben und Wirken des böhmischen Volkes — besonders des Landvolkes — am Ende des XIX. Jahrhunderts und einzelne Nebenbilder, betreffend die kulturhistorische Entwicklung des ganzen Volkes, bieten; das Programm der Ausstellung enthielt daher folgende Abteilungen:

I. Ethnographischer Theil: a. Systematische Sammlungen mit den Abteilungen für: 1. Geographie und Naturkunde, 2. Demographie und Statistik, 3. Somatologische Anthropologie, 4. Sprache und Dialekte, 5. Volkslitteratur, 6. Volkserzählungen und Traditionen, 7. Volksdrama, 8. Volks-

lied, -Musik und -Tanz, 9. Gebräuche und Sitten, 10. Trachten und weibliche Handarbeiten, 11. Wohnung des Volkes (Dorf, Modellsammlung), 12. Beschäftigung (Landwirtschaft, Hausindustrie); — b. Regional-Abteilungen, die Ethnographie der Land- und Landstädtebevölkerung betreffend, nach den einzelnen Stämmen und Gegenden.

II. Kulturhistorische Zusätze mit den Abteilungen für: 1. Prähistorie, 2. Litteratur, 3. Theater, 4. Musik, 5. Architektur, 6. Alt-Prag, 7. Prager städtische Altertümer, 8. böhmische Kunstschätze, 9. Kirchenwesen (katholische und evangelische Abteilung), 10. Frauenarbeit und Emancipation, 11. Schulwesen, 12. Hochschulen und Studentenschaft, 13. Rechtswesen, 14. Handel, 15. Vereinswesen, 16. Kriegswesen, 17. Zuckerindustrie, 18. Chemie, 19. Technik.

III. Moderne Industrie und private, der Vergnügung und Belehrung gewidmete Unternehmungen. Am bemerkenswertesten waren: die systematischen Sammlungen der Volksstickereien und Trachten (zum Teil an 200 Modellen dargestellt, die zugleich — in Gruppen geordnet — gewisse Sitten und Gebräuche vorführten), der Volkslitteratur (volkstümlich gezierte Ranzionale und Gebetbücher u. s. w.), der keramischen, Glas-, Metall- und Holzerzeugnisse des Volkes, die Regional-Ausstellungen, die Abteilung der böhmischen Kunsterzeugnisse, die Sammlung der Bautenmodelle, das böhmische Dorf (23 Bauten oder Bautengruppen aus verschiedenen Gegenden der böhmischen Länder um einen Dorfplatz mit einer majestätischen Dorfkirche [Holzbau mit 33 m hohem Turm, aus der Gegend von Pardubitz samt Einrichtung hierher übertragen] gruppiert), Alt-Prag (Prag aus dem Jahre 1600, Gruppe von 27 Häusern und einer Kirche, den kleinen Altstädter Ringplatz und die anstossenden Gassen vorstellend), das Theater und Amphitheater, zur Vorführung von Volksfesten, Volksgebräuchen, Liedern und Tänzen bestimmt, die Ruine Kokořin u. dgl. m.

Die Ausstellung dauerte vom 16. Mai bis zum 20. Oktober 1895 und wurde von über 2 000 000 das Eintrittsgeld zahlenden Personen besucht. Der Kostenaufwand wird auf 900 000 Fl. veranschlagt und wurde durch eine Subvention von 60 000 Fl. von Seiten des Landes, 15 000 Fl. von Seiten der Stadt Prag und durch einen Subventionsfonds, sowie besonders durch die Einnahmen der Ausstellung bestritten. Die Regierung verhielt sich vollständig abweisend gegen das Ausstellungsprojekt, und nur der begeisterten Mitwirkung des gesamten Volkes ist es zu danken, dass das von ihm geistig geschaffene Werk auch materiell vollkommen gedieh und einen Reingewinn von etwa 20 000 Fl. erübrigte (die Rechnungen sind noch nicht abgeschlossen). Die Erfolge der Ausstellung sind die Popularisierung des Sinnes für das Studium der heimischen Ethnographie, die Gründung einer ethnographischen Gesellschaft und eines ethnographischen Museums in Prag, dem ein grosser Teil der ausgestellten Objekte gewidmet wurde.

Dr. H. Matiegka-Prag.

240. A. Dumont: Mouvement de la population française en 1893. Bullet. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 395.

Während der Jahre 1888—92 hat die Volkszählung in Frankreich Franzosen und Fremde getrennt behandelt. Dumont teilt zunächst einige interessante Daten mit, welche über das demographische Verhältnis der Franzosen und der eingewanderten Bewohner Frankreichs Licht verbreiten. In dem bezeichneten Zeitraum war die Mortalitätsziffer für die Gesamtbevölkerung Frankreichs 22,3, für die Fremden 16,0 und für die Franzosen allein 22,5. Das Verhältnis der unehelichen Geburten zu den Geburten überhaupt war 8,5 : 100 für die Gesamtbevölkerung, 12,8 : 100 für die Fremden, 8,3 für die Franzosen allein. Die Ziffer der Heiraten ist für Franzosen 7,3, für die Fremden nur 6,2 auf 1000; die Geburtsziffer für die Franzosen 22,66, für die Fremden 23,2 auf 1000. Für die Gesamtbevölkerung übertraf die Zahl der Geburten die der Sterbefälle um 61 426, für die Fremden um 40 334; während dieses Quinquenniums durchschnittlich pro Jahr für die Fremden allein um 8066, für die Franzosen allein 4218. Sehr ungünstig waren die Jahre 1890, 1891 und 1892; während derselben übertraf die Zahl der Sterbefälle bei der Gesamtbevölkerung die der Geburten um 68 992, für die Franzosen allein um 90 832, während sich die Fremden infolge Überwiegens der Geburten über die Sterbefälle in diesem Zeitraum um 21 840 Seelen vermehrten. — Dumont bedauert, dass im Journal officiel vom 19. Januar 1895, woselbst die Bewegung der Bevölkerung während des Jahres 1893 mitgeteilt ist, eine Trennung zwischen Franzosen und Fremden nicht gemacht wurde. Die Heiratsziffer war für dieses Jahr 7,56 auf 1000; die Geburtsziffer 22,9; die Ziffer der unehelichen Geburten 8,8; die Sterblichkeitsziffer 22,8; die Geburten überwiegen die Sterbefälle um 7146 (für die Gesamtbevölkerung). Berücksichtigt man, dass bei den Fremden in dem Triennium 1890—92 die Zahl der Geburten die der Sterbefälle um 21 840 übertraf, d. h. durchschnittlich jährlich um 7280, und wendet man diese Durchschnittszahl auf das Jahr 1893 an, so ergiebt sich für die Franzosen allein für das Jahr 1893 ein Überwiegen der Sterbefälle über die Geburten um 134 (7146 — 7280 = — 134). Die entsprechende Durchschnittszahl des Quinquenniums 1888—92, nämlich 8066, würde für die Franzosen ein Minus von 920 ergeben. — Hinsichtlich der Zahl der jährlichen Geburten nimmt Frankreich unter den übrigen Nationen Europas den letzten Rang ein, hinsichtlich der Zahl der Heiraten einen mittleren. Die Sterblichkeit ist in Frankreich ungefähr die gleiche wie in England, aber grösser als diejenige Dänemarks, Schwedens und Norwegens. Wenn man bei normalen demographischen Verhältnissen 8 Heiraten auf 1000 Seelen rechnet, so haben in Frankreich nur 20 Departements diese Ziffer erreicht bezw. übertroffen, 67 blieben hinter dieser Zahl zurück. Gleichzeitig ist in Frankreich eine Zunahme der Ehescheidungen zu konstatieren. Auf 100 Ehen kommen in Frankreich 277

Geburten; bei den gegenwärtigen demographischen Verhältnissen dürfte der Quotient des Verhältnisses der Ehen zu den Geburten nicht unter 3,5 sinken; 3,8 würde erst im Stande sein, die demologische Gesundheit wieder herzustellen. Auf 1000 Einwohner muss man 25—30 Geburten rechnen: in 58 Departements wird die Zahl 25 nicht erreicht, in 5 Departements ist diese Zahl 17 und darunter. — Im Jahre 1893 kamen auf 100 Geburten überhaupt 8,8 uneheliche. Diejenigen Departements, in denen die wenigsten legitimen Geburten stattfinden, haben auch die wenigsten illegitimen aufzuweisen. Die Annahme, dass die Zahl der legitimen Geburten zu der der illegitimen im umgekehrten Verhältnis steht, trifft nur für 2 Departements zu. Dagegen sind die illegitimen am häufigsten in den Departements der cimbrischen Rasse und in den Proletarierbezirken. — Die Sterblichkeit variiert in 66 Departements von 20—25 auf 1000 Seelen, in 11 Departements von 25—28,2. Im Jahre 1893 war in den meisten Departements die Sterblichkeitszahl höher als die Geburtszahl. Verfasser schliesst seine demographischen Betrachtungen mit dem Ausdruck des schmerzlichsten Bedauerns über diese traurigen Verhältnisse und mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, die Bedingungen derselben nach allen Richtungen gründlich zu erforschen, damit der Staat hier endlich helfend eingreifen könne. *Oberarzt H. Bresler-Freiburg.*

241. Juan B. Ambrosetti: Die Grottenbilder von Cara-huasi (Argentinien). Globus 1895. Band, LXIX, Nr. 10.

In der argentinischen Provinz Salta hart an der Grenze der Provinz Tucuman existiert 25 m über dem Rio Cara-huasi eine natürliche Grotte, die figurenreiche und farbige Wandgemälde enthält. Der vorliegende Aufsatz bringt eine detaillierte Schilderung und eine getreue farbige Wiedergabe einiger photographischer Aufnahmen. Es handelt sich auf denselben um die Darstellung von Indianern im Waffenkostüm (Axt, Pfeil, Mantel, Kopfputz etc.), einer Indianerin mit ihrem Kind, Lamas, einer grossen Bronzeaxt und von 5 Schildern. Eine Figur, die u. a. einen roten Fleck anstelle der Nase (= eine rote Troddel, das Abzeichen der Inca) und grosse Ohrgehänge trägt, hält Ambrosetti deswegen für einen Incafürsten. Er erblickt in dem Gemälde die Wiedergabe eines Zuges der Inca gegen Tucuman.

Verf. erwähnt noch, dass er ähnliche Zeichnungen (zu Churcal, beim Rio Pablo), auch Petroglyphen (zu Cafayate, Tolombon, Las Piedras Pintadas) in verschiedenen Höhen der gleichen Gegend angetroffen hat. Er hält dieselben für älter, als die spanische Einwanderung. *Dr. Buschan-Stettin.*

242. Jos. Cunow: Die soziale Verfassung des Inkareichs. Stuttgart. W. Dietz, 1896.

Der verdienstvolle Verfasser der „Verwandtschafts-Organisationen der Australneger“ hat in dem vorliegenden Buche Untersuchungen aufgenommen

und fortgeführt, welche er in einigen Aufsätzen des Auslands (1890, Heft 42 ff.) begonnen hatte, aber in solcher Erweiterung, dass wir hier eine völlig selbständige Arbeit vor uns haben. Es handelt sich hier (noch ganz abgesehen von dem fraglichen positiven Gewinn der Studie) um ein für die gesamte Ethnologie äusserst wichtiges methodologisches Moment, bei dem es sich wohl verlohnt, einen Augenblick zu verweilen. Bekanntlich ist es die allgemeine Rechtswissenschaft gewesen, welche in den letzten drei Dezennien auf Grund ethnologischer Dokumente für die soziale Entwicklung der Menschheit universelle Gesetze aufgefunden hat, welche über den Bereich des einfachen ethnographischen Zusammenhanges weit hinausgreifen. Das vorzügliche Hülfsmittel der Vergleichung hat die bisher gültigen geographisch - historischen Areale völlig aufgehoben und dafür uns die organische Struktur eines Assoziationsprozesses erschlossen, von dem frühere Zeiten nichts ahnen konnten. Auch die vorliegende Schrift liefert dazu wieder einen Beleg, indem sie einen genauen Parallelismus der altperuanischen und germanischen Territorialgenossenschaft nachweist. Cunow sagt: Es mag manchen Leser und selbst manchen Ethnologen überraschen, dass zwei Völker von so verschiedener Eigenart, wie die Altperuaner und unsere alten Vorfahren, gleiche agrarische Verfassungen und Einrichtungen geschaffen haben sollen; denn, wenn auch in der heutigen Völkerkunde sich immer weiter die Erkenntnis von der Gesetzmässigkeit und Gleichartigkeit der menschlichen Entwicklung Bahn bricht, so hat doch seit jeher gerade die soziale Verfassung des Inkareichs als etwas Besonderes, in der Menschengeschichte noch nie Dagewesenes gegolten. Indess nimmt Peru keineswegs im socialen Werden eine Ausnahmestellung ein. Die Erzählung von den weisen kulturschaffenden „Inkakaisern", die mehr durch Güte, als durch Gewalt im Handumdrehen aus rohen, ackerbauunkundigen Massen eine „sozialistische Monarchie" formten, in der gewissermaassen schon vor Campanella, Vairasse und Fourier deren kommunistische Ideen verwirklicht waren, ist nichts als ein grosses phantastisches Märchen. Was an Kommunismus in den Einrichtungen des Inkareiches steckt, ist nichts anderes, wie jener urwüchsige Agrarkommunismus, der als natürliches Produkt der gentilgenossenschaftlichen Organisation auf gewisser Stufe der Entwicklung bei allen heutigen zivilisierten Völkern vorhanden gewesen ist. Die Inkas sind daran völlig unschuldig. Ihr ganzes Verdienst beschränkt sich darauf, die von ihnen bei den höher entwickelten peruanischen Stämmen vorgefundenen Einrichtungen teilweise auf die minder entwickelten ausgedehnt zu haben. (Vorwort S. 5.) Für das Aufkommen dieser Legende ist namentlich Garcilaso de la Vega verantwortlich zu machen, der als Abkömmling der Inkas den Spaniern gegenüber die culturellen Verdienste seiner Ahnen nicht begeistert genug darstellen konnte. Eine genauere kritische Prüfung der Urkunden (die theilweise erst in der letzten Zeit von der spanischen Regierung der wissenschaftlichen Bearbeitung zugängig gemacht

sind) hat aber zur Evidenz ergeben, dass die Inkas eine verhältnismässig schon höhere Gesittung antrafen, dass sie nur deshalb sich so schnell die Herrschaft des Landes zu verschaffen imstande waren, weil Peru in eine Reihe mehr oder minder selbständiger kleiner Staaten zerfiel, die sie nacheinander unterjochten. Schon vor ihrer Regierung bestand die so charakteristische Markgemeinschaft (die als Feld-, Wald- und Wiesengemeinschaft sich darstellt) oder Hundertschaft, indem der peruanische Staat aus zehn Tausendschaften und jede Tausendschaft aus 10 Hundertschaften bestand — ein merkwürdiger Parallelismus übrigens zu den römischen Gentilabteilungen. Diese Territorialgenossenschaften stützten sich letzten Endes auf die primitiven Geschlechtesverbände, die Ayllu's, wie sie überall als Keimzelle der sozialen Organisation anzusehen sind. Auch die toltekische Territorialgenossenschaft war ursprünglich geschlechtesrechtlicher Natur. Bezeichnend ist es auch, dass religiöse Momente mit hinein spielen, — so hat jede Ayllu ihre eigene Begräbnisstätte —, wie immer Religion und Recht eng miteinander verknüpft sind. Trotz aller kommunistischen Züge (Stammeseigentum, gemeinsame Bestellung der Felder, alljährlich neue Verteilung der Ackerloose) ist es beachtenswert, dass der Ertrag nicht allgemein verteilt wurde, sondern jeder bekam, was auf seinem Stück gewachsen war. Auch diese Verteilung (je nach dem Bedarf der Familien) ist bekanntlich überaus häufig und wiederholt sich z. B. bei brasilianischen Indianern, Oceaniern, Indiern, Ostasiaten u. s. w. Für uns sind die russischen Mirs das naheliegendste Beispiel. Abgesehen von der Oberleitung durch die Inkas bestand eine gewisse selbständige soziale Verwaltung durch eingeborene Häuptlinge, die für alle inneren Angelegenheiten eine gewisse Jurisdiktion ausübten. Auch darin scheint uns noch ein ursprünglicher Kommunismus sich zu bethätigen, dass bei schweren Vergehen nicht der Verbrecher allein für seine That haftete, sondern auch dessen ganze Familie, ja wohl die gesamte Geschlechtsgenossenschaft, wenn sie auch völlig unbeteiligt war. Wir schliessen mit den Worten des Verfassers, welche klar und schlicht den Zweck der Untersuchung bezeichnen: Die vorliegende Schrift vermeidet es, Garcilaso de Vega und seinen Nachfolgern auf ihren spekulativen Wegen zu folgen; sie will nicht mehr sein, als eine einfache ethnologische Untersuchung der auf gentilrechtlicher Basis ruhenden alten Agrarverfassung der peruanischen Stände und ihrer Entwicklung unter der Inkaherrschaft. Bisher ist uns die eigentliche Struktur jener Gesellschaftsformen, bis zu welchen die sogenannten altamerikanischen Kulturvölker auf ihrem Entwicklungsweg vorgedrungen sind, noch immer so wenig bekannt, dass ich hoffe, man wird der vorliegenden Arbeit einen Wert nicht absprechen. Vielleicht mag sie auch dazu beitragen, die markgenossenschaftliche Organisaition unserer eigenen frühesten Vorzeit dem Verständnis näher zu bringen.

Dr. Th. Achelis-Bremen.

243. Fillip Jacobsen: Sissauch-dansen. (Der Sissauch-Tanz.) Ymer, Zeitschrift der schwedischen Gesellchaft für Anthropologie und Geographie. Stockholm, 1895/96. S. 1—23, Tafeln 1—4.

Der Verfasser, jüngerer Bruder des bekannten Adrian Jacobsen und in British Columbia seit längerer Zeit ansässig, referiert zuerst die Traditionen, die bei den Bilkula-, Kimskwit- und Tallio-Indianern den Ursprung des Sissauch-Tanzes schildern, und geht dann zur Beschreibung dieses eigentümlichen Maskentanzes über. — Die interessante Mitteilung wird im Berichte des Amerikanisten-Kongresses in Stockholm 1893 in englischer Sprache zugänglich werden. Jacobsens Abhandlung ist von 4 Tafeln,* Facsimilen von Indianerzeichnungen, verschiedene Sissauch-Masken darstellend, illustriert. *Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.*

244. Godefrey Dale: An Account of the principal customs and habits of the natives inhabiting the Bondei Country. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain etc. 1896. Vol. XXV. Nr. 3, S. 181 ff.

Die Bondeis wohnen westlich vom Küstenstrich von Pemba zwischen den Küstenstämmen und den Wadigo im Osten, den Waschambala im Westen, den Wazegua im Süden und den Wadigo und den Wamasai im Norden. Sie sollen vom jetzigen Wadigoland her eingewandert sein,

Dale giebt eingehende Schilderungen ihrer Gebräuche bei der Geburt. Kinder werden stranguliert, wenn die Mutter stirbt (in diesem Fall musste in früherer Zeit der Vater des Kindes den Verwandten der verstorbenen Frau Schadenersatz leisten), ferner angeblich, wenn es in Kopflage geboren wird (!), wenn das Kind schreit (!) oder Kot von sich giebt. (Wären diese Angaben richtig, so wäre das gleichbedeutend mit schleunigster Selbstvernichtung des Stammes.) Auch wenn Vater oder Mutter es versäumt haben, die Zeremonieen der Männer- oder Frauen-Weihe durchzumachen, soll das Kind durch Ersticken getötet werden. Die Namengebung scheint sehr kompliziert zu sein: der Vater giebt dem Kind den Namen des Grossvaters, die Hebamme giebt ihm seinen wirklichen Namen, bei dessen Bestimmung der Wahrsager (mtoa miamulo) befragt wird. Von jetzt an nimmt der Vater die Bezeichnung: Vater des „so und so" an. Ausserdem hat ein Jeder ausser seinem eigenen Namen noch einen besonderen Spitznamen. Wird nach der Namengebung das Kind unruhig oder krank, so wird ihm, da man voraussetzt, dass ein böser Geist mit dem gegebenen Namen nicht zufrieden ist, ein neuer Namen verliehen. Angeblich werden auch fast alle Kinder getötet, bei denen die oberen Schneidezähne zuerst durchbrechen. Verfasser beschreibt dann die mannigfachen Spiele der Kinder, die Männerweihe (Galo) und die Frauenweihe (Kiwanga), die als wesentliche Vorbedingung für das spätere Eingehen einer Ehe angesehen werden. Sie setzen sich zusammen aus Prüfungen

des Mutes, der Standhaftigkeit etc., aus Abwehr schädlicher Einflüsse übel gesinnter Dämonen und aus Scherz und Unterhaltung. Bei der Beschneidung, die ganz allgemein vollzogen wird (ein Unbeschnittener würde allgemeinem Hohne verfallen), wird die abgetrennte Vorhaut in einen Topf mit Wasser geworfen, aus dem später die andern essen, und darauf unter dem Hause vergraben. Bis die Wunde geheilt ist, waschen sich die Eltern nicht; es werden um diese Zeit mehrere Totenopfer dargebracht. Später schlafen die unverheirateten jungen Leute beider Geschlechter je in einem besonderen Haus, dem „Bweni". — Leider gestattet der Raum nicht, auf die grosse Menge interessanter Einzelheiten einzugehen, die von den Heiratsgebräuchen, den Märkten, von Krieg und Jagd, vom Landbau, den Spielen, der Medizin, der Zauberei bei Krankheiten (Kutabana), der Wahrsagerei, der Behexung, den Gottesurteilen, den Gesetzen, der Religion, den Gebräuchen bei Tod und Begräbnis mitgeteilt werden. Über alle diese Dinge berichtet Dale, der selbst als Missionär lange bei den Bondeis lebte, eine grosse Menge wichtiger ethnologischer Thatsachen,

Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.

245. A. Hajdukiewicz de Pomian: Dahome, land och folk. Ymer, Zeitschrift der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie. Stockholm, 1895/96. S. 89—131. Mit einer Kartenskizze und 4 Abbildungen ethnographischer Gegenstände.

Der Verfasser schildert nach eigener mehrjähriger Erfahrung Land und Volk von Dahome. Die objektive Schilderung zeigt einen offenen Blick für die ethnographischen Eigentümlichkeiten des Volkes.

Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.

246. R. H. Mathews: The rock paintings and carvings of the Australian aborigines. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain etc. 1895. Vol. XXV. Nr. 2. S. 145 ff.

Mathews hat mit grossem Interesse und Erfolg die Petroglyphen und Felsenzeichnungen der Eingeborenen Australiens studiert und speziellere Beschreibungen solcher Vorkommen bereits in einer grösseren Zahl von Aufsätzen veröffentlicht; in der vorliegenden Abhandlung fasst er seine Beobachtungen übersichtlich zusammen.

Die Felsenzeichnungen sind in verschiedenen Farben an den Wänden und Decken von Felsengrotten aufgetragen, und zwar im wesentlichen nach drei Methoden, nämlich vermittels Schablonen, durch direkten Abklatsch und in gewöhnlicher Zeichnung. Wird eine Schablone (Hand oder andere Gegenstände, Geräte, Waffen etc.) benutzt, so wird zunächst die Felsenoberfläche, die mit dem Kunstwerk geziert werden soll, mit Wasser etwas angefeuchtet, dann wird der abzubildende Gegenstand fest an die Felsoberfläche angedrückt (die Hand mit ausgespreitzten Fingern und Daumen),

und nun wird die in trockenem Zustand als Pulver in den Mund genommene Farbe über Schablone und Felswand geblasen. Die Silhouette des Gegenstandes hebt sich nun scharf von seiner gefärbten Umgebung ab. Als Farbe wird Pfeifenthon (weiss), Ocker (gelb) und Rötel (rot) verwendet, gelegentlich auch Kohlenpulver (schwarz); die Farbe haftet fest an den vorher befeuchteten Felsen. — Für die Anfertigung eines Abklatsches wird die Farbe (blau, rot oder weiss kommt zur Verwendung) mit Wasser oder Öl verrieben, die Hohlhandfläche wird damit durch Eintauchen überzogen und dann fest auf die Felswand aufgedrückt. Andere Objekte als die Hand werden auf diese Weise nicht dargestellt. — Zeichnungen von Menschen, Tieren und anderen Gegenständen werden aber am häufigsten durch freihändige Umrisse in verschiedenen Farben ausgeführt. Der Umriss wird manchmal noch durch Farbenauftrag flächenhaft ausgefüllt. Als Farben werden die bereits genannten Stoffe gewählt, die mit Öl oder Fett angerieben werden und auf der steinernen Fläche sehr fest haften. Der Umriss wird mit einem Stück Pfeifenthon, Rötel oder Kohle auf die vorher angefeuchtete Fläche gezogen.

Auch die Petroglyphen werden nach drei verschiedenen Methoden hergestellt: 1) es wird ein blosser Umriss gezogen, indem man zunächst eine der aufgetragenen Zeichnung desselben folgende grosse Zahl dichtnebeneinander stehender Löcher einhaut und diese nachher zu fortlaufender Linie verbindet, die, wenn fertig, oft 1 $^1/_4$ Zoll breit und $^1/_2$ Zoll tief ist; 2) es wird zunächst ein solcher vertiefter Umriss eingeschnitten, dann aber die ganze von ihm umschriebene Fläche mit spitzen Steinmeisseln etwa $^1/_2$ " tief vertieft; 3) oft werden Umrisszeichnungen (vom Fuss oder anderen Gegenständen) einfach durch Herumfahren eines spitzen Steins eingekratzt; diese Zeichnungen sind eben nie sehr tief.

Alle Arten von gemalten Felsenbildern finden sich in ganz Australien; Petroglyphen sind weniger häufig, und ihr Vorkommen ist beschränkter. Überall aber zeigen diese künstlerischen Versuche in der Art ihrer Ausführung, wie in der Wahl des Gegenstandes grosse Ähnlichkeit. Manche von ihnen mögen als Bilderschrift geschichtliche Ereignisse darstellen, andere irgend eine Sage erzählen; wieder andere sind wahrscheinlich Totenzeichen, während sicher viele (wohl die meisten) dem blossen künstlerischen Darstellungsgebiet ihre Entstehung verdanken. Die Zeit ihrer Entstehung ist sehr verschieden; manche sind sicherlich sehr jungen Datums, während die Abwitterung anderer auf relativ hohes Alter schliessen lässt. *Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.*

247. R. H. Mathews: Stone cooking-holes and grooves for stone-grinding used by the Australian aborigines. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain etc. 1895. Vol. XXV, Nr. 3. S. 255 ff.

Mathews beschreibt eine Anzahl künstlicher in Felsen gehauener Vertiefungen, die sich in Cumberland county (New South Wales) finden und wahrscheinlich als Kochtöpfe zum Kochen mit erhitzten Steinen benutzt wurden. Die grössten von ihnen sind 15 " tief, andere sind mehr oder weniger abgewittert und daher seichter. Dass sie künstlich hergestellt sind, zeigen die noch deutlich zu erkennenden Bearbeitungsmarken; dass sie dem genannten Zweck dienten, ist wegen der Feuerspuren, die noch deutlich zu erkennen sind, wahrscheinlich. Mathews giebt noch eine anschauliche Beschreibung davon, wie die Australier ihre Speisen mit heissen Steinen in Erdlöchern kochen oder dämpfen. *Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.*

b. Rassenkunde.

248. Ludwig Wilser: Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. Bonn. P. Hanstein 1895. X und 59 Seiten.

Der Verf. vertritt unter Hinweis auf seine vorher in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Einzelaufsätze nunmehr im Zusammenhange mit Eifer den Standpunkt, dass die Überlieferung von der Urheimat aller germanischen Stämme in Skandinavien allein richtig sei, da es „weder sprachliche noch archäologische und am allerwenigsten naturwissenschaftliche“ Gegengründe gebe. Die Einleitung führt aus, dass nach Skandinavien seit der Steinzeit keine Einwanderung stattgefunden haben könne, aber auch aus sprachlichen und anthropologischen Gründen eine lange Trennung der Einwohner dieses Landes von den Festlandgermanen, Kelten und Slaven nicht vorauszusetzen sei; vielmehr müssten die arischen Völker als Urbewohner Skandinaviens angesehen werden, nicht in dem Sinne jedoch, dass dieses „die Wiege des Menschengeschlechtes gewesen, sondern nur, dass durch die Eiszeit die europäische Menschenrasse eine Zweiteilung erfahren, in Nordeuropäer mit durch klimatische Einflüsse gebleichten Farben, und Südeuropäer mit gleicher, länglicher Kopfform, aber dunkeln Haaren und Augen.“ Dann wird dargethan, dass die „geschichtliche“ Überlieferung früher mehr gewürdigt sei, allerdings mit dem Vorurteil des Festhaltens am Stammbaum Japhets, also einer vorgeschichtlichen Einwanderung aus dem Morgenlande, dann aber infolge der vergleichenden Sprachforschung dem noch schlimmeren Vorurteil einer unmittelbaren Einwanderung der Indogermanen aus Asien habe weichen müssen, bis sich allmählich ein Rückschlag bemerklich gemacht habe, besonders seit der Verf. von 1882 an die alte Meinung bestimmt verteidigt habe. Nach Tacitus und Plinius, dessen fünfter Teil allerdings „gar keine Germanen“ enthält und der „etwas willkürlich“ und mit „verschiedenen Irrtümern“ verfährt, wird nun ein Stammbaum der vier germanischen Hauptstämme aufgestellt, der diese samt dem arischen West- und Oststrom auf Skandinavien zurückleitet; ja derselbe könnte leicht auf die ganze arische Völkerfamilie ausgedehnt werden, zumal die Benennungen der Wohnstätten und

„die Schrift aller europäischen und kleinasiatischen Arier — das europäisch-arische Uralphabet“ — auf Skandinavien zurückweisen. Auf Seite X ist der Stammbaum mit 4 Haupt-, 2 Zwischen- und 2 Nachbarzweigen graphisch dargestellt.

Von Seite 1 an (hier ist die fehlende Kapitelüberschrift aus dem Inhaltsverzeichnis zu ergänzen) wird I der suebisch-herminonische Stamm (Schwaben und Alemannen) behandelt, im Stammbaum mit III bezeichnet und den Mittelzweig bildend; Schwaben bedeutet „Glänzende“ und ist gemeinsame Bezeichnung für die in der alten Heimat gebliebenen Schweden wie alle zu den Sueben gehörenden Stämme, wie z. B. die Nachrichten der Schriftsteller von den Langobarden, Angeln, Alemannen behaupten. Da nun der Verf. glaubt, „dass wir alle Stämme, Völker und Völkchen der Urzeit in der späteren Geschichte, wenn auch manchmal unter neuen Namen, wieder auffinden können“, so sind nach ihm die Alemannen mit Einschluss der Juthungen aus den Semnonen entstanden, was sich bei Dio nachweisen lässt, wenn man statt Κεννους liest Σεμνονας (S. 11). Für die süddeutschen Schwaben bleiben als Stammväter die Reudinge, Eudosen, Suardonen und Withonen übrig [S. 18], allerdings ohne direkte Zeugnisse. Wie einerseits die Sachsen, „das einzige Volk, das sich nicht mit Leichtigkeit in einem der vier Urstämme unterbringen lässt“, doch nach Westen hin den Herminonen am nächsten stehen und darum einen Zwischenzweig des Stammbaumes bilden, der aber auch von Skandinavien ausgeht, so findet man andererseits die von J. Grimm vermisste Brücke zu dem östlichen Gotenstamme in den Bayern; diese sind nicht, wie verschiedene Forscher gewollt haben, Schwaben oder Goten, auch nicht aus einer Mischung schwäbischer und gotischer Volksteile hervorgegangen, „sondern ihre Beziehungen nach beiden Seiten hin beruhen auf einer ursprünglich vermittelnden Stellung des Bayernstammvolkes“ (S. 21). Sie entstanden aus den früheren Lugiern, deren Beiname bei Ptolemäus ’Ομανοι auch Βαιομανοι lauten könnte (S. 21); ebenda ist auch statt Δαυκιωνες zu lesen Λαυκιωες, „die Lugier-Bajovaren sind das einzige Volk, das, ohne Schwaben zu sein, zum grossen Stamme der — Herminonen gehörte“ (S. 24).

II. Der kimbrisch - ingävonische Stamm, im Stammbaum mit I bezeichnet, wird sehr kurz behandelt; er bildet die Westgermanen, von denen durch die Kimbern (erweitert: Gambrivii) die Brücke zu den Kelten im Westen geht, und umfasst Teutonen, Ambronen, Dänen, Jüten, Amphivarier und Friesen; alle stammen aus Skandinavien, auch die Vorläufer der Kimbern, die Kimerier.

III. Der istävonisch - marsische Stamm (Frankenstamm), im Stammbaum mit II bezeichnet, wird dagegen wieder sehr breit behandelt, weil er ursprünglich in einer selbständigen Abhandlung besprochen war, die bei der Aufnahme in das vorliegende Buch aber unverändert blieb und trotz der vorausgeschickten allgemeinen Einleitung nun noch einmal ganz

von vorn anfängt. Nicht nur die Quellen, sondern auch naturwissenschaftliche, archäologische und auch sprachliche Gründe sind es, die „noch viel eindringlicher für die skandinavische Herkunft zeugen." Sie werden aber nicht aufgeführt, sondern nur aus den geschichtlichen Zeugnissen Herkunft und Zusammenhang des Frankenstammes entwickelt. Die Franken können nur die alten Marsen sein, und zu ihnen gehören die Chauken, Cherusker, Chatten u. a., „braucht man doch nur einen Kreis um die von Tacitus mit ch geschriebenen Völker zu legen, um zu wissen, aus welchem Grundstock der spätere Frankenstamm erwachsen ist."

IV. Der gotisch-vandilische Stamm ist der östlichste, die Zugehörigkeit der Gepiden, Burgunden, Rugier, Heruler u. a. allgemein angenommen, skandinavische Abkunft auch hier von den Schriftstellern bezeugt (bei Tacitus ist zu lesen Leonovii statt Lemovii), auch ihre Wege aus der Heimat noch nachweisbar.

Der Zusammenhang mit dem arischen Oststrom ist nur aus der graphischen Darstellung des Stammbaums ersichtlich, nach dem die Wenden, Slaven, Littauer, Goten auch aus Skandinavien stammen und mehrfach sich mit dem Gotenstamm in einzelnen Namen berühren.

Das Resultat der neuen Auffassung wird S. 58 gegeben; „Sie zeigt uns die Anfänge unseres Werdens, den ununterbrochenen Gang unserer Entwickelung, sie erhellt das Dunkel der Vorgeschichte und enthüllt die natürlichen Grundlagen der Geschichte, sie erklärt uns das Verhältnis zu unseren Nachbarn und giebt uns den rechten Begriff von unserer Weltlage."

Nicht verschwiegen darf werden, dass neben der ungleichen Ausführung der einzelnen Kapitel auch die fremdsprachlichen Zitate verschiedene Behandlung erfahren haben und hier und da durch Übersetzung erst verständlich gemacht sind, endlich neben den wissenschaftlichen Ausführungen regelmässig rhetorisch-patriotische Abschweifungen vorkommen, so dass z. B. beim Stammbaum der Schwaben die Meisterwerke Tizians, die Hohenstaufen, Erwin, Holbein, Schiller, Uhland, R. Mayer, bei den Ingävonen das wiedergewonnene Helgoland, sonst Siegfried, Armin, Karl der Grosse, der romanische Stil, blonde Haare, Tapferkeit, Hohenzollern, das deutsche Reich noch Platz finden. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

249. **J. Sasse Az.: Über friesische Schädel.** (Holländisch.) Verhandlungen des V. Niederländischen Kongresses für Natur- und Heilkunde in Amsterdam. April 1895. Haarlem. J. L. E. J. Kleynerberg. S. 570—581 (auch in Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde. 1895. 2. Bd. No. 5. 3. August).

Zweck dieser Abhandlung war, die Kraniologie bei den nicht fachmännischen Gelehrten mehr bekannt zu machen und weiterhin den Standpunkt des verstorbenen holländischen Kraniologen Dr. A. Sasse in Zaandam

(und seines Sohnes) klarzulegen, welcher erstere schon seit Jahren mit Geheimrat Virchow über die friesische Schädelform, die geographische Ausbreitung Frieslands u. s. w. einen Streit hatte. Gegenüber der mehrfach in Deutschland vertretenen Ansicht der Veränderlichkeit der Rasse durch Kultur, Klima und Boden und gegenüber Herrn Virchows Meinung, dass der germanische Gesamttypus nicht in dem Maasse ein einheitlicher sei, wie man es bis dahin angenommen hatte, war Dr. Sasse stets davon überzeugt, dass alle Rassen ab origine sehr homogen seien, so auch die Germanen, und dass, wo in historischen Zeiten eine Abänderung vom Typus sich nachweisen lasse, dies nur die Folge von Mischung mit anderen Rassen sein könne. Heutigen Tages findet man nirgendwo mehr reine, ungemischte Rassen, aber in den Schädelsammlungen zu Amsterdam, Halle, Leipzig, Göttingen und im American Museum for Natural History zu New York angestellte Untersuchungen haben den Referenten zu der Überzeugung gebracht, dass noch bis in unsere Zeit hinein grosse Homogenität unter Papuas, Asiaten, afrikanischen Negervölkern, Indianern, Gross-Russen und Kosacken bestanden hat. Dasselbe lehren auch die ältesten Reihengräber, von denen wir seit Lindenschmidt wissen, dass sie Germanen enthielten. Ein derartiger Reihengräber-Fund auf dem Meeresufer zu Domburg (Insel Walcheren) wurde von Dr. J. C. de Man in Middelburg im Archiv des „Zeeuwsch Genootschap der Wetenschappen“ Band VI, 1865, S. 135 beschrieben und von Dr. A. Sasse in Revue d'Anthropologie, 1875, T. IV, p. 170 referiert.

(Merkwürdigerweise ist im Volksmunde die Überlieferung an eine germanische Invasion aufbewahrt geblieben; denn auf alten Karten findet man am Domburger Meeresstrande eine Stelle als Wohnplatz der alten Goten verzeichnet.)

Ganz abweichend von diesen Langköpfen waren Kurzköpfe aus dem östlichen, i. J. 1532 überschwemmten Teile der Insel Süd-Beveland, von denen der längst verstorbene Prof. J. van der Hoeven in Leiden einen und mein Vater später zehn erhielten. Prof. van der Hoeven sagte darüber (Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde, 1861, S. 481): „ich will warten, ob ich später noch Schädel aus demselben Orte erhalten werde, aber wenn dieselben mit diesem, der jetzt in meinen Besitz gelangt ist, übereinstimmen, so würde die Schädelform der ehemaligen Bewohner der Insel Süd-Beveland in sehr auffälliger Weise von jener der Germanen abweichen.“ Dieser Schädel befindet sich jetzt in Prof. Emil Schmidts Sammlung. (Archiv für Anthrop., Bd. XVII, Nr. 47.) Dr. A. Sasse kam zu derselben Schlussfolgerung, als er seine zehn Schädel gleicher Herkunft beschrieb. (Nederl. Tijdschrift voor Geneeskunde, 1874, 2. Abt., 129 und Archiv für Anthrop., 1873, Bd. VI, S. 76); desgl. Dr. J. C. de Man bei seinen zahlreichen Untersuchungen an Schädeln aus der Provinz Seeland, Dr. Victor Jacques und Dr. de Pauw an etwa 100 Schädeln aus dem überschwemmten Saaftingen und einer Reihe aus dem ebenfalls in demselben

Jahre überschwemmten Reimerswaal. Mein Vater, der solche Kurzköpfe mit Weisbachs Rumänen-Schädeln verglich, hielt sie damals für ein Spiel der Natur; aber später, als man Kurzköpfe so ziemlich überall vorfand, in Mittel- und Süd-Europa, in Ost-Europa, ja sogar in Asien, glaubte er diesem Befunde eine grosse Bedeutung zuschreiben zu dürfen. Vorläufig aber stellte er die Vermutung auf, dass diese Brachycephalen die vorgermanische Bevölkerung dieser Gegenden repräsentierten; woher diese Vorgermanen stammten, darüber konnte er sich im Jahre 1872 noch nicht aussprechen. Er wies sie an mehreren Orten nach; das gleiche vermochte ich, aber nicht rein wie aus Süd-Beveland, sondern gemischt mit Langköpfen.

Später entstand Prof. Virchows Friesenarbeit, in der exquisite Kurzköpfe und exquisite Langköpfe in einer Gruppe abgehandelt werden. A. Sasse erlaubte sich darauf hin einige Gegenbemerkungen, fand als beschäftigter Arzt zu einer eingehenden Widerlegung leider keine Zeit. Er konnte indessen davon um so eher absehen, als v. Hölder dieses in überaus tüchtiger Weise schon gethan hatte (Archiv für Anthrop. Bd. XII, S. 315), geschweige dessen, was Schaaffhausen geschrieben hatte. Ich selbst fand später (1892) Gelegenheit bei meiner Anwesenheit in Berlin im Gespräch mit Professor Virchow die Frage nach der Schädelform der Friesen zu berühren und in seiner Sammlung den berühmten Langeraar-Schädel Nr. 1, den Typus der Chamecephalie noch einmal etwas näher zu messen.

Weil bekanntlich alle Autoren darüber einig sind, dass die heutige holländische Provinz Friesland das Stammland der Friesen ist, so sollte man anfangen dorther sich Schädel zu verschaffen; und wenn Prof. Virchow sagt, dass es eine Übertreibung ist St. Omer und Calais noch zu Friesland zu zählen, gleichwie wenn man das Land zwischen Hamburg und Bremen zu Friesland zählen wollte, dann ist es auch nicht gestattet, hier die Schädel aus Bremen, sogar aus Ost-Friesland in Betracht zu ziehen.

So ist es auch etwas merkwürdig, wie Prof. Virchow mit den von meinem Vater beschriebenen langen und niedrigen Geertruidenberger Schädeln verfährt. Ihrer Chamaecephalie wegen werden diese Schädel für friesisch erklärt, wiewohl es ganz ohne Frage fehlerhaft ist, diese Gegend in der Provinz Nord-Braband noch zu Friesland zu zählen. Dies zu thun wäre eher berechtigt gewesen für die Provinz Zeeland, von der Virchow sagte: „aber erst vom 7. oder 8. bis 11. Jahrhundert haben wir ganz Seeland zu Westfriesland und seine Bewohner, die Zeeuwen, zu den Friesen zu rechnen.“ Aber da heisst es später: „die hypsibrachycephalen Zeeuwen wage auch ich nicht als friesisch anzuerkennen.“ (Virchow.)

Wie steht es nun damit, haben nur Dr. A. Sasse, Dr. A. Folmer und ich Kurzköpfe in Friesland gefunden? oder fand Herr Virchow sie auch? Ja gewiss! Aber dann fragt es sich, ob diese Schädel etwa pathologisch sind, z. B. ist dies der Fall mit dem von Spengel beschriebenen Urker-Schädel No. 273 der Blumenbachschen Sammlung in Göttingen. Professor

Merkel, der die Güte hatte mir sein schönes Museum zu zeigen und dem ich diesen Schädel vorzeigte, sagte davon: „Wenn dieser Schädel nicht normal ist, welcher ist es dann sonst? „So giebt es auch unter den Warga-Schädeln Virchows einen, Nr. 6, der auch ein Kurzkopf (83,0) ist; hier aber fehlt in der Beschreibung jede Bemerkung, dass dieser Schädel pathologisch sei. Und so giebt es mehrere Kurzköpfe, sogar Rundköpfe; aber Herr Virchow legt nicht viel Wert darauf, weil ihn nur niedrige Schädel interessieren. So beschreibt Virchow 2 Schädel der Insel Terschelling (im Museum Vrolik in Amsterdam); einer davon ist typisch rundköpfig. Zur Erklärung dieser abweichenden Form aber wird nur auf Geschlechtsunterschiede hingewiesen. Aber wenn dem so wäre, dass in einer und derselben Rasse exquisite Langköpfe Männerschädel und typische Rundköpfe, die ja in Herrn Virchows Friesenarbeit als zusammengehörig abgehandelt werden, weibliche vorstellen, dann müsste man wirklich Herrn Virchow beipflichten, dass der friesische (germanische) Gesammttypus nicht mehr sonderlich einheitlich ist; dann wäre man, wie v. Hölder sagt, von der kraniologischen Einheit des Menschengeschlechts nicht weit entfernt.

Dennoch sagt Virchow, dass er das Vorkommen dieser Kurzköpfe nicht begreift, „denn es fehlt bis jetzt aller Grund an eine vorgermanische Bevölkerung zu denken, weil nirgends in Friesland Anhalt zu solcher Anschauung gegeben ist." Aber man wolle beachten, dass die unterjochte vorgermanische Bevölkerung wahrscheinlich ihre Toten verbrannte oder ganz gewiss nicht sorgfältig vergrub, so dass im Laufe der Jahrhunderte die meisten Kurzköpfe verwittern mussten. Nichtsdestoweniger ist es Dr. A. Folmer gelungen, solch einen Kurzkopf aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. aufzufinden und zu beschreiben.

Dr. A. Folmer, ehedem Anhänger der Virchowschen Lehre, hat sich, seitdem er sehr viele alte Schädel aus friesischen Gegenden untersucht hat, zu der Ansicht bekehrt, dass, wie mein Vater behauptete, der friesische Schädel ab origine lang, schmal und hoch war, und dass die Germanen und Friesen unvermischt und rein hier in ihre Heimat eingezogen sind.

Ich selbst habe in dieser Abhandlung Gelegenheit genommen, dank der Güte des Prof. Hubrecht (in Utrecht) über 14 weitere Schädel aus der von Herrn Virchow wegen der Reinheit seiner friesischen Bevölkerung gerühmten Insel Terschelling zu berichten, und habe darunter drei typische Rundköpfe gefunden, also mit jenem von Herrn Virchow aus dem Museum Vrolik 4 unter 16 Schädeln! Wir behaupten also, hierin eine Bestätigung dafür gefunden zu haben, dass es nirgendwo mehr reine Rassen giebt. Wir behaupten weiter, dass diese Kurzköpfe zu einer anderen, kleineren und brünetten Rasse gehören. — Die Friesen aber, d. h. die germanischen Friesen im anthropologischen Sinne, sind schlank und hochgewachsen, mit schmalen Schultern, blauen Augen, blonden Haaren und

weisser Haut. Die braune Rasse ist unterjocht worden, ist aber anthropologisch nicht friesisch. *Autoreferat.*

250. C. Arbo: 1) **Nogle Bidrag til Nordmaendenes fysiske Antropologie.** Biologiske Meddelelser, 1884, H. II. 2) **Udsigt over det sydvestlige Norges anthropologiske forhold.** Ymer 1894. 3) **Fortsatte Bydrag til Nordmaendenes fysiske Antropologi:** 1. Österdalen. 2. Güdbrandsdalen. Norsk Mag. f. Laegevidenskaben 1891. 3. Stavanger Amt. Videnskalesselskabets Skriften. Kristiania 1895. 4) **Nogle iagttagelser over militärdygtigheden i Norge.** Statsökonomisk Tidsskrift, 1895. 5) **Iagttagelser over den mandlige norske Befolknings Hördeforhold i 22 — 23 Aårs Alteren.** Norsk Magazin f. Laegevidenskaben 1895.

Abgesehen von einigen kleineren Arbeiten rührt die ganze norwegische anthropologische Forschung von einem Manne her, dem Sanitätsstabsarzte C. Arbo. Durch Untersuchungen, die sich schon über Jahrzehnte hinziehen, hat er die hochinteressanten Verhältnisse der norwegischen Anthropologie studiert, und die geistvollen Resultate seines ungeheuren Fleisses sind so reichhaltige, dass es hier unmöglich ist, davon mehr als Andeutungen zu geben.

Die kupierten Terrainverhältnisse unseres Landes bewirken, dass die Bewohner unserer Thäler wie in einer abgeschlossenen Sackgasse leben, oder vielmehr lebten. Denn die Kommunikationen sind ja jetzt viel verbessert, und die Erhaltung der unvermischten Rassen deshalb nicht mehr so vollständig wie früher. Schon in seinen ersten Arbeiten hat der Verfasser auf die in den norwegischen Thälern von ihm zuerst entdeckten Typenwechsel aufmerksam gemacht. Index ceph., Gesichtswinkel, Körperhöhe u. s. w. sind ganz verschiedene in aneinander grenzenden Bezirken, die für gewöhnlich zwar durch grosse Wälder oder Gebirge getrennt sind, aber untereinander keine Hindernisse für die gegenseitige Kommunikation darbieten. Die Dolichocephalie wechselt hier sowohl mit der Brachycephalie als mit der Mesocephalie, welch letztere der Verfasser nicht als Mischform, sondern als eigenen ethnischen Typus ansieht.

Die Brachycephalie gehört den ältesten Bewohnern Norwegens an. Zu welcher Rasse diese zu rechnen sind, muss vorläufig noch unentschieden bleiben. Ziemlich früh ist die dolichocephale Rasse eingewandert. Sie stand bedeutend höher und hat die Brachycephalen verdrängt, so dass diese bis jetzt entweder nur die Küstenstrecke oder einige abgetrennte Stellen im innern Lande noch besitzen.

Die übersichtliche Darstellung der norwegischen Anthropologie ist in dem oben mit 1 und 2 bezeichneten „Udsigt etc.“ zu finden. In der Arbeit 3 werden die lokalen Verhältnisse (engeren Bezirke) speziell

beschrieben, und in der Arbeit 4 werden interessante Beobachtungen über die Dienstfähigkeit zum Militärdienst referiert. Die norwegische Jugend zeigt in den letzten 15 Jahren eine zunehmende Besserung der Dienstfähigkeit. Arbeit 5 behandelt die geographische Verteilung der verschiedenen Körpergrössen unter den Wehrpflichtigen (22jähr.). Die Körpergrösse ist in den letzten 15 Jahren um 1,5 cm gestiegen (169,8). Die geographische Verteilung — auf einer hübschen Karte veranschaulicht — scheint vom Milieu so ziemlich unberührt, mehr von etwas verschiedenen Rassenverhältnissen abhängig zu sein. Die grösste Körperhöhe findet man nämlich — mit wenigen Ausnahmen — vorzugsweise in den sogenannten dolichocephalen Ausstrahlungen des Landes.

Dr. Henrik Dedichen-Trondhjem.

251. Charles Browne: The ethnography of the Mullet, Inishkea Islands and Portacloy, County Mayo. Proceedings of the Royal Irish Academy. 3 rd. Ser., Vol. III. Nr. 4, S. 587 bis 649. Plates XV, XVI und XVII.

Die vorliegende Untersuchung ist bereits die dritte in der Reihe der vorzüglichen Arbeiten, die auf Veranlassung des Dubliner anthropologischen Komitees von den Leitern des anthropologischen Laboratoriums des Trinity College ausgeführt und publiziert werden. Wie bei den früheren gebührt auch in diesem Fall wieder Dr. Charles Browne die vollste Anerkennung für den Fleiss und die Genauigkeit, mit der er seine Erhebungen anstellte und verarbeitete.

Die angewandten Methoden sind im Prinzip die gleichen, wie in den beiden vorangegangenen Untersuchungen, nur wurde diesmal das von dem Ethnographic Survey Comittee der British Association eingeführte Beobachtungsblatt acceptiert. Die Erhebungen erstrecken sich auf zwei getrennte, im Nordwesten Irlands gelegene, zu der County Mayo gehörige Lokalitäten: 1) auf die Halbinsel Mullet und die beiden südlich davon gelegenen Inselchen Nord- und Süd-Inishkea; 2) auf den nicht scharf abzugrenzenden gebirgigen Distrikt Portacloy.

Die Körpergrösse der gemessenen Männer beträgt im Mittel 1725 mm (Min. = 1628 mm, Max. = 1820). Spannweite und Unterarmlänge sind im Verhältnis dazu meist beträchtlich. Die Kopfform ist mesocephal (reduzierter L.Br. - Index = 77,4), die Stirn breit und senkrecht, das Hinterhaupt wenig vorspringend, das Gesicht mittelbreit, die Nase kurz mit geradem Rücken, das Kinn vorstehend. Hautrunzeln treten früh auf. Die Iris hat eine lichtblaue oder blaugraue, die Haut meist eine blassrötliche Färbung; das Haar ist vorwiegend dunkelbraun, helles oder rötliches Kopfhaar kommt relativ selten vor.

Im allgemeinen sind die Leute von Nord-Inishkea grösser und von hellerer Hautfarbe als die Bewohner von Süd-Inishkea und Mullet.

Von den physiologischen Merkmalen sei nur die ausserordentliche Schärfe des Gesichtssinnes erwähnt. Die Angabe eines anonymen Gewährsmannes, dem Quatrefages (L'Unité de l'Espèce humaine II. p. 316) und Devay (Du Danger des Mariages consanguins sous le Rapport Sanitaire) gefolgt sind, dass die in Co. Mayo niedergelassenen Nachkommen der Ulster-Leute zu einem zwergartigen, dickbäuchigen und prognathen Typus degeneriert seien, hat sich als vollständig unrichtig herausgestellt. Blutverwandtschaftsehen, besonders fernerer Grade, kommen seit alter Zeit sehr häufig vor; aber dieselben haben nur zur Entstehung scharfmarkierter Lokaltypen beigetragen, dagegen keinerlei schädigende Wirkungen ausgeübt. Der Rückgang der Bevölkerung wird durch die Census-Erhebungen auf eine ausgedehnte Auswanderung zurückgeführt.

Die grosse Mehrzahl der Bewohner ist bilingual d. h. spricht irisch und englisch; in Kilmore waren 1891 noch 59,5 pCt. Analphabeten. Unter den mannigfachen Krankheitsformen scheinen Typhus, Erkrankungen der Athmungsorgane und Rheumatismus in Folge der klimatischen Verhältnisse die am häufigsten auftretenden zu sein.

Trotz scharfer Intelligenz sind die Leute von Mullet einer kontinuierlichen Arbeit ziemlich abgeneigt; künstlerische Fertigkeiten sind bei ihnen nicht entwickelt, nur für Musik, Tanz und Poesie sind sie eingenommen. Die Familiennamen sind teils altirisch, teils anglo-normannisch, teils weisen sie auf Einwanderung von Ulster und England hin. Mit Ausnahme des Städtchens Belmullet und der Bergregion sind die Bewohner Fischer oder Farmer, oder beides zugleich. Die Ehen werden durch Familienvereinbarung in rel. jungen Jahren geschlossen. Hochzeits- und Totengebräuche sind einfach, aber interessant.

Unter den Nahrungsmitteln überwiegen Fische, Kartoffeln, Thee und Haferbrei. Die Wohnungen haben gewöhnlich nur 2 Räume und sind ärmlich eingerichtet.

Folk-lore, alte Sitten, Gebräuche, Traditionen und succesive Vorstellungen, die an andern Orten bereits ausgestorben sind, haben sich auf diesen Inseln noch erhalten. Die von Dr. Browne gesammelten Notizen bilden für den Ethnologen ein wichtiges Studien-Material.

Die architektonischen Überreste der Gegend bestehen meist aus Wällen und Stein- resp. Erdbefestigungen oder aus kirchlichen Bauwerken. Einige Ruinen auf Inisglora werden für die alten Wohnungen der ursprünglichen Einwohner, der Damnonii, gehalten. In den Muschelhaufen von Inishkea ist auch eine Anzahl Nadeln aus Knochen, Bronze und Kupfer, bisweilen von feiner Ausführung, gefunden worden. Soweit die historischen Nachrichten gehen, ist die dortige Bevölkerung bis in rel. jüngere Zeit herein fast unvermischt geblieben; als die reinsten Repräsentanten der ursprünglichen Ansiedler müssen die Bewohner von Inishkea angesehen werden.

Die Physis derselben wird durch 3 photographische Tafeln, welche die wichtigsten Typen leider in etwas zu kleinem Massstab zeigen, illustriert.

Referent kann seine gedrängte Besprechung nur mit dem Wunsche schliessen, dass der Verfasser die anthropologische Wissenschaft noch durch manche derartige wertvolle Monographien bereichern möge.

Dr. Rud. Martin-Zürich.

252. Heinrich Matiegka: Anthropologie des čechoslavischen Volkes, Artikel im Sammelwerk „Národopisná výstava českoslov, 1895.“ Prag 1896.

Enthält einen geschichtlichen Rückblick und die Beschreibung der auf der ethnographischen Ausstellung in Prag ausgestellten, zum Teil zu diesem Zwecke ausgeführten anthropologischen Untersuchungs-Ergebnisse. — Hiervon sei hier folgendes angeführt: Die Höhe der Stadt- und Landschulkinder beträgt nach vollendetem:

	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14. J.
bei Knaben	110,9	115,5	120,5	125,1	129,4	134,0	138,3	143,8	148,8 cm,
bei Mädchen	107,7	113,7	118,9	121,9	128,5	134,5	138,7	143,7	148,5 =

Diese Zahlen erlauben einen Vergleich mit Kindern anderer Nationen. Gewisse Gegenden (Mittelböhmen) weisen eine bedeutendere Körpergrösse bei den Schulkindern auf als gewisse arme Grenzbezirke. Auch die Hauptstadt Prag steht in dieser Hinsicht über dem anderen Lande.

Das Körpergewicht beträgt nach vollendetem

	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14. J.
bei Knaben	19,59	20,93	23,32	25,90	27,69	31,20	33,24	36,22	40,10 kg,
bei Mädchen	18,74	20,54	22,41	25,06	26,98	29,94	33,32	36,87	42,12 =

Die grösste Körperhöhe wird zwischen dem 24. und 30. Jahre erreicht und beträgt dann bei Männern im Durchschnitt 169,2, bei Weibern 157,3 cm; das bedeutendste Gewicht fällt bei Männern auf die Jahre 41—50 (72,3 kg), bei Weibern auf das Alter von 36—55 J. (65,2—65,7 kg). Von 3169 über 24 Jahre alten Männern fiel die grösste Zahl auf die Höhe von 168—170 cm. Das Minimum betrug 141 cm; das Maximum betrug 198 cm. (Auch der Riese Josef Drosal aus Holleschau in Mähren war czechischer Abkunft.) Die Haarfarbe war bei Prager Stadtkindern

	rot	hell	hellbraun	braun	dunkelbraun und schwarz
im 5. Jahre	1,4 pCt.	33,3 pCt.	36,1 pCt.	20,8 pCt.	8,3 pCt.
= 13. = ...	2,3 =	10,0 =	31,1 =	35,0 =	21,5 =
bei erwachsenen Männern aus Böhmen und Mähren	1,0 =	5,9 =	17,8 =	32,7 =	42,6 =

Diese Zahlen zeigen das Überwiegen der dunkeln Haarfarbe bei den Czechen und zugleich den Grad des Nachdunkelns mit dem Wachstum.

Der Schädelindex beträgt nach Schädeln aus böhmischen Beinhäusern 83,33.

Der braune Typus erlangte erst im Laufe der Zeit die Oberhand über die noch im Mittelalter überwiegende blonde Rasse; auch der Schädelindex ist im Laufe der Zeit starken Veränderungen unterworfen gewesen; denn derselbe beträgt bei Schädeln aus der Stein- und Bronzezeit im Mittel 72,2, hält sich bei Schädeln der Latène-Zeit noch unter 80 (Auftreten einzelner Brachycephalen) und erreicht in der spätslavischen Zeit (VIII. bis XII. Jahrh.) 78,0, im XVI. Jahrhundert 81,7 und in den jetzigen Beinhäusern beträgt er 83,33. Die relative Breitenzunahme seit dem XVI. Jahrhundert trotz mangelnder Einwanderung neuer brachycephaler Elemente ist bemerkenswert. Eine Mischung der Typen ist an allen anthropologischen Charakteren schon sehr zeitig bemerkbar.

Ausführliche Berichte über diese neuen Untersuchungen werden vorbereitet. *Autoreferat.*

253. **L. Glück: Prilozi fizičkoj antropologiji španjolskih Jeoreja u Bosni.** (Beiträge zur physischen Anthropologie der Spaniolen in Bosnien). Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni i Hercegovini VI. 1894. 4. (Kroatisch.)

Glück mass 55 männliche bosnische Spaniolen im Alter von 18 bis 51 Jahren und kam zu dem Schlusse, dass sie eine Mischrasse repräsentieren, welche durchaus nicht etwa durch besondere anthropologische Merkmale ausgezeichnet ist, wie man bisher geneigt war anzunehmen. Die Körpergrösse betrug im Mittel 1634 mm; die Haut, das Haar, die Farbe der Iris zeigte fast alle Nuancen und Arten, der Kopf war zu 7,3 pCt. dolichocephal, zu 34,5 pCt. mesocephal, zu 58,2 pCt. brachycephal; Chamaeprosopie ergab sich in 52,7 pCt., Leptoprosopie in 47,3 pCt. der Fälle; die Nase war in 44 pCt. der Fälle gerade, in 20 pCt. konkav, in 34 pCt. konvex. Glück konnte sich eigentlich nur in 34 pCt. der Fälle entschliessen, dieselbe als „echt semitisch“ zu bezeichnen.*)

Die heutzutage in Bosnien angesiedelten Juden wanderten im Jahre 1604 hauptsächlich aus Konstantinopel und Salonichi, zum geringen Teile aus Italien ein; später kamen solche auch aus Serbien, Bulgarien und Rumelien.

Dr. Hovorka Edler v. Zderas-Janjina.

254. **G. Sergi: Le influenze celtiche e gl'italici.** Atti d. Soc. Rom. di antrop. 1895. Bd. III, S. 157.

Durch die Thatsache, dass die heutige Bevölkerung Italiens keineswegs als eine monolitische zu betrachten ist, ergaben sich seit jeher der anthro-

---

*) Dass es thatsächlich keine typische „semitische“ Nase giebt, versuchte Ref. in der „Äusseren Nase“ 1893, S. 88 u. f. nachzuweisen.

pologischen, archäologischen und prähistorischen Forschung strittige Punkte, welche noch durchaus nicht aufgeklärt sind. Sergi nimmt an, dass die apenninische Halbinsel in der vorhistorischen Epoche von den Italern, einem Zweige der von ihm angenommenen mittelländischen Rasse, bevölkert wurde, und dass etwa zur Zeit der jüngeren Steinperiode von Norden her der erste Vorstoss seiner „europäischen" (d. h. keltischen) Rasse in Oberitalien erschien und sich im Pothale, im Piemont, in der Lombardei und Emilia ansiedelte. Diese Kelten sind jedoch nicht zu verwechseln mit den historisch erwiesenen Einfällen der Gallier in Italien. Die Schädelmerkmale der italienischen Kelten fand Sergi in einer auffallenden Übereinstimmung mit den ckarakteristischen Eigentümlichkeiten der übrigen Kelten und zwar sowohl der alten, als auch der modernen; er hebt insbesondere auch den Umstand hervor, dass bei den Kelten die Feuerbestattung in Gebrauch stand, während die Italer ihre Toten in der Erde begruben. *Dr. Hovorka Edler v. Zderas-Janjina.*

255. André Lefèvre: Les Celtes orientaux. Hyperborées, Celtes, Galates, Galli. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI. S. 331.

Gestützt auf ein eingehendes historisches Studium stellt Lefèvre die Behauptung auf, dass die Keltoi resp. Celti, die Galates und die Galli identische Völkerschaften sind; die verschiedenen Namen wären nur dialektische Verschiedenheiten eines und desselben Stammwortes Kel (Gal), das „Tapferer" (noch erhalten in Held, Hildebrand, Brunhildis etc.) bedeute. Auch die Hyperboräer wären mit diesen Kelten zu identifizieren. Das älteste und ursprünglichste Wort war Keltoi; der Name Galates erscheint zum 1. Male ums Jahr 280; jedoch scheint das Wort Gall noch etwas älter zu sein (5. Jahrh.). — In der Diskussion spricht sich Collignon gleichfalls für die Identität der Kelten und Galater aus und will darunter einen grossen blonden, dolichocephalen Volksstamm verstanden wissen. Er weist gleichzeitig auf die falsche Auslegung der Kelten Brocas als kleine brachycephale dunkle Rasse hin. Für diese fehle es zur Zeit noch an einer passenden Bezeichnung. Der Name Prokelten wär zu verwerfen, weil man darunter dann auch den Neanderthaler, den Menschen von L'Homme-Mort u. s. w. verstehen würde; desgleichen der Name Ligurer, weil es noch nicht für ausgemacht gelte, ob der Ligurertypus dolichocephal oder brachycephal wäre. *Dr. Buschan-Stettin.*

256. Francesco P. Garofalo (Catania): Gli Allobroges. Parigi, H. Welter 1895. 102 Seiten.

Eine Studie, die in erster Linie von historischer Bedeutung ist, da sie eine Darstellung der Geschichte der Allobroger, einer keltischen Tribus, die am Ober- und Mittellauf der Rhône wohnte, bringt. Indessen die ein-

gestreuten Notizen ethnographischen Inhaltes dürften auch für weitere Kreise von Interesse sein. — Verf. berührt auch die Fragen nach der Urbevölkerung Galliens, den Kelten, Galliern u. a. m. Im Gegensatz zu Bertrand hält er Kelten und Gallier für eine und dieselbe Völkerschaft, die nach den Ligurern von ihrem ursprünglichen Sitze, den Landstrecken zwischen Kaspischem und Schwarzem Meere her von Gallien Besitz ergriffen hat und der gräco-italo-keltischen Gruppe angehörte.

Zahlreiche Litteraturangaben scheinen mir das Werk für das Studium der Keltenfrage etc. wertvoll zu machen. *Dr. Buschan-Stettin.*

257. Philippe Salmon: Dénombrement et types des crânes néolithiques de la Gaule. Paris, Félix Alcan, 1896.

Ein mit grossem Fleisse und Fachkenntnis zusammengestelltes Nachschlagebuch gallischer Schädel aus der neolithischen Periode, dessen Übersichtlichkeit gewiss nicht zu den letzten Vorzügen des Werkes zu zählen ist. Die Arbeit basiert hauptsächlich auf der Betonung des rassenanatomisch wichtigen Breitenindex, wobei allerdings hervorzuheben ist, dass Salmon die obere Grenze der Dolichocephalie, wie es eben die französische Craniologie im Gegensatze zur „Frankfurter Verständigung" feststellt, bis 77 hinaufrücken lässt. Im Ganzen sind 688 Indices bearbeitet, von welchen 57,7 Prozent dolichocephal, 21,1 mesocephal, 21,2 brachycephal erscheinen; am stärksten vertreten sind dolichocephale Schädel mit dem Index 73 und 74.

Sowie G. Hervé für die ältere Steinzeit drei Epochen aufstellte (l'époque chelléenne, moustérienne, magdalénienne), von denen die erste und älteste allerdings durch Schädelfunde noch nicht belegt ist, versucht Salmon durch Statuierung von 4 Schädeltypen in das Gewirre des neolithischen Schädelmaterials einige Klarheit zu bringen.

1. Der Typus Baumes-Chaudes oder „alte Dolichocephalie", welcher chronologisch und dem natürlichen Entwickelungsgange gemäss den ersten Platz einnimmt, lehnt sich noch stark an den quaternären Typus Laugerie-Chancelade der magdalenischen Epoche Hervé's an. Alle hieher gehörigen Schädel sind durchgehend dolichocephal; ihre Indices schwanken zwischen 64 und 76.

2. Die ersten nach Gallien eingewanderten Brachycephalen werden durch den zweiten Typus repräsentiert, welcher nach den Fundobjekten in den Steinbrüchen von Grenelle seinen Namen erhielt.

3. Der dritte Typus war bereits vor 25 Jahren in Frankreich unter dem Namen „neolithische Dolichocephalen" bekannt und festgestellt; um ihm per analogiam eine geographische Bezeichnung zu geben, benannte ihn Hervé als jenen von Genay. Der Typus von Genay repräsentiert eingewanderte Dolichocephalen.

4. Während diese drei Typen die Vertreter von ziemlich reinen und unvermischten Rassen darstellen, umfasst die vierte Gruppe jene mesocephalen Schädelformen, welche durchweg als Kreuzungsprodukte verschiedener Abkunft anzusehen sind und welchen Salmon den Typus von Furfooz an die Spitze stellt.

Der Arbeit ist auch eine Übersichtskarte aller 140 Fundorte aus der neueren Steinzeit in Frankreich beigegeben, und zum Schlusse findet sich noch ein Verzeichnis von jenen neolithischen Fundorten, deren Schädelmaterial entweder verloren ging, oder nicht messbar ist, oder noch nicht gemessen wurde. *Dr. Hovorka v. Zderas-Janjina.*

258. Collignon et Bleicher: Observations sur les crânes et ossements du Vieil-Aître. Extr. des Mém. de la Soc. d'arch. Lorraine. 1895.

Das Musée Lorraine besitzt 9 Schädel und einige Röhrenknochen aus dem merovingischen Friedhof zu Vieil-Aître. Trotz dieser recht kleinen Schädelserie lassen sich in ihr dennoch 2 deutlich voneinander verschiedene Typen unterscheiden.

Der eine Typus, dem 7 Schädel angehören, zeichnet sich durch extreme Dolichocephalie — der einzig messbare Schädel hat einen Cephalindex von 69,14; der Index der übrigen dürfte 71 oder 72 kaum überschreiten —, schmale Stirn, gewölbtes vorspringendes Hinterhaupt, hohen Vertikaldurchmesser, Prognathie des Gesichts, kräftig entwickelten, breiten, im Niveau der Symphyse hohen Unterkiefer aus. Diese Gruppe bezeichnet Collignon als nordische (fränkische) Barbaren (= Eroberer).

Der andere Typus wird nur durch 2 Kalotten vertreten, die extrem brachycephal — Index 90,5 und 91,2 — sind. In ihnen vermutet Collignon die Überreste der Kelten Broca's (Autochthonen) und vergleicht sie mit den Schädeln der modernen Lothringer.

Die Femora sind zwar kräftig entwickelt, zeigen jedoch eine ganz normal entwickelte Linea aspera; von den 3 Tibien sind zwei von dreieckigem Querschnitt, die dritte leicht platyknemisch mit Retroversion des Kopfes. *Dr. Buschan-Stettin.*

259. R. Collignon: Les Basques. Extr. des Mémoires de la Soc. d'anthrop. de Paris. 3. série, t. I, f. 4. 1895. Seite 1—64 mit Karten und Tabellen.

Über die Herkunft und Beschaffenheit des baskischen oder euskarischen Volkes ist bisher viel und lange debattiert worden, ohne dass die verschiedenen Autoren dabei zu einem befriedigenden Resultate gekommen wären. Im Jahre 1893 bot sich für Collignon, aus Anlass der militärischen Aushebungen in Hautes-Pyrénées, die günstige Gelegenheit, seine bekannten wertvollen ethnographischen Untersuchungen auch auf diesen Himmelsstrich

auszudehnen. Diese Untersuchungen, sowie die von ihm früher in den angrenzenden Departements des südwestlichen Frankreichs gewonnenen Resultate und schliesslich noch eine Anzahl Messungen, die Collignon an den Leuten eines in San Sebastian garnisonierenden spanischen Regiments genommen hat, dienen ihm zur Grundlage für die vorliegende Studie.

Die Quintessenz derselben ist, dass es in der ganzen Ausdehnung der Gegend, wo man die euskarische Sprache spricht, eine besondere Rasse giebt, die ganz isoliert dasteht und in den bisher sowohl aus der vorhistorischen, als auch der modernen Zeit bekannten Rassen keine Analogie findet. Dieselbe charakterisiert sich nach Collignons Beobachtungen folgendermaassen: Die Figur des Körpers ist gross, dünn, aufgeschossen; die Schultern sind breit, grade und hochstehend, die Brust ist breit und geräumig; der Rumpf hat die Form eines ausgesprochenen Kegelstumpfes und geht in eine feine Taille und sehr schmale Hüften über, die die ziemlich schlanken Beine noch überragen. Der Schädel ist eher als brachycephal zu bezeichnen; seine Stirnpartie ist schmal, am Hinterhaupt abgerundet und aufgetrieben, in der Linea supraauricularis (Schläfen) hervorgewölbt. Er ist ferner hypsicephal, sowohl seinem Höhenlängen- als auch seinem Höhenbreiten - Index nach. Die gerade Stirn setzt sich ohne supranasale Einsenkung in eine feine, vorspringende Nase fort. Das Gesicht ist lang und schmächtig, besonders nach unten zu sich stark verschmälernd; das Kinn ist schmal, leicht vortretend und in hohem Grade zugespitzt. Die Farbe der Augen und Haare ist dunkelbraun.

Die vorstehend gekennzeichnete Rasse kommt reiner in Frankreich als in Spanien vor. In Frankreich macht sie im reinen Zustande mehr als 40 pCt. der Bevölkerung baskischer Zunge aus; der Rest der Bevölkerung in dem oben angegebenen Landstriche setzt sich aus einer Mischung der verschiedenartigsten ethnischen Elemente zusammen, der das Übergewicht der baskischen Rasse jedoch einen deutlichen Stempel aufgedrückt hat. Die linguistischen Grenzen decken sich vollständig mit den ethnographischen; ausserhalb derselben kommt kein Baske im anatomischen Sinne mehr vor. Hierin liegt ein Beweis dafür, dass die baskische Rasse ihr gegenwärtiges Verbreitungsgebiet in Frankreich niemals überschritten hat. Die Rasse zeigt ferner nicht die geringsten Beziehungen zu den Aquitaniern Cäsars und Strabos, die sich bis zur Garonne ausbreiteten. Denn zwischen Adour und Garonne hat sie keinen Repräsentanten. Die Aquitanier, die heutigen Tags noch dort wohnen, kennzeichnen sich als eine dolichocephale braune Bevölkerung, deren anatomischer Typus mit dem der Neolithiker aus der Grotte von Sordes (Landres) identisch ist. Die vorstehenden Argumente machen die Annahme, dass die Basken ihr gegenwärtiges Gebiet vor der römischen Eroberung in Beschlag genommen hätten, zur Unmöglichkeit. Vielmehr ist anzunehmen, dass die heutigen französischen Basken von spanischen Basken abstammen, die zwischen 580—587 n. Chr. vor

dem Vordringen der Goten über die Pyrenäen flüchteten und sich in dem von ihnen damals in Beschlag genommenen Gebieten durch einen Zufall vor Mischung bewahrt haben. Hingegen haben ihre Stammesangehörigen, die in Spanien zurückgebliebenen Basken, sich in hohem Grade der Kreuzung mit andern auf der Halbinsel ansässigen ethnischen Elementen ausgesetzt. Die spanischen Basken zeigen eine niedrige Körperstatur und eine grössere Neigung zur Dolichocephalie und Leptorrhinie; sie stellen eine ausserordentlich stark gemischte Bevölkerung dar, in der ein Mischtypus vorherrscht, der das Kreuzungsprodukt ihrer Vorfahren mit dem spanischen Durchschnittstypus der nördlichen Halbinsel (hauptsächlich dem abgeschwächten Cro-Magnon-Typus) ist.

Über den Ursprung der alten Basken eine bestimmte Ansicht zu äussern, wäre verfrüht. Immerhin lässt sich somit mit Sicherheit sagen, dass eine asiatische Herkunft ausgeschlossen erscheint. Dagegen hat die Vermutung viel für sich, dass die Basken mit dem Typus der nordafrikanischen Bevölkerung, der eurafrikanischen Gruppe, verwandt erscheinen.

In linguistischer Hinsicht lässt sich unmöglich sagen, ob die euskarische Sprache das ursprüngliche Idiom der baskischen Rasse gewesen ist oder ob derselben diese erst durch andere iberische Rassen, besonders die Cro-Magnon - Rasse oktroyiert worden ist. Die zweite Annahme hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. *Dr. Buschan-Stettin.*

260. R. Collignon: Anthropologie du Sud-Ouest de la France. Basses - Pyrénées, Hautes - Pyrénées, Landes, Gironde, Charente - Inférieure, Charente. Mémoires de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. 3. série, t. I., Fasc. 4, S. 67 bis 127. Mit Karten und Tabellen.

Der vorliegende Aufsatz ist das Resultat der anthropologischen Beobachtungen, die Collignon gelegentlich der militärischen Aushebungen im Südwesten Frankreichs angestellt hat. Er zerfällt in 2 Teile.

Im 1. Teile beschäftigt sich der Verfasser mit der physikalischen Beschaffenheit der Bewohner des Landstriches im Süden der Dordogne und der Gironde bis zu den Pyrenäen, den die römischen Schriftsteller als Aquitanien bezeichnet haben. Unter Umgehung der zahlreichen Einzelheiten, die sich durch umfangreiche Tabellen und geographische Karten illustriert finden, beschränke ich mich auf das Aufzählen der ethnischen Elemente, die die heutige Bevölkerung dieses Himmelstriches zusammensetzen. Collignon unterscheidet, von Norden nach Süden gehend, folgende Rassen:

1. Zu Medoc eine dolichocephale, stark mit Blonden vermischte Bevölkerung, die vielleicht ursprünglich selbst blond war, sich aber später gekreuzt hat.

2. Im eigentlichen Bordelais, sowie im südlichen Bazedais herrscht ein brauner dolichocephaler Typus vor, gekennzeichnet durch feine Züge, längliches Gesicht, grosse, dünne, gebogene Nase, im allgemeinen hohe Statur. Dieser Typus entspricht keiner reinen Rasse, sondern ist das Resultat zahlreicher Kreuzungen, die eine der Cro-Magnon-Rasse analoge ursprüngliche Rasse verändert haben.
3. Im südlichen Bazedais liegt ein Centrum für Brachycephalie mit niedrigerer Statur.
4. Im Departement Landes, im Nordosten der Basses-Pyrénées und in den ganzen Hautes-Pyrénées trifft man kleine, braune, brachyopside, mesorrhine Brachycephalen, die Kelten Broca's, an.
5. Im Südwesten von Landes finden sich braune Dolichocephalen, gekennzeichnet durch mittelgrosse Statur, braune Farbe, dolichocephale, etwas niedrige Schädelform, langes, feines, regelmässiges Gesicht, nicht vorspringende Jochbogen, ziemlich lange, aber relativ breite Nase, mässige Leptorrhinie.
6. Die baskische Rasse (bereits an anderer Stelle besprochen).
7. In den Thälern kommen ganz verschiedene Typen vor, braune Dolichocephale, Brachycephale und ein eigentümlicher blonder Typus, der sich durch hohen Wuchs, langen und dabei hohen Schädel, kugliges Hinterhaupt, ausserordentlich langes Gesicht, scharfes Profil, wenig fliehende Stirn, lange, gebogene Nase und vollständig fliehendes Kinn kennzeichnet.

Im 2. Teile behandelt Collignon die Anthropologie der Bewohner des Charente-Beckens und des rechten Ufers der Gironde und Dordogne. Auch hier handelt es sich um einen brachycephalen Grundstock vom Keltentypus, der sowohl durch blonde als auch durch braune, selbst schwarzhaarige Dolichocephale mehr oder weniger modifiziert worden ist.

Bezüglich der Verteilung von Dolichocephalen und Brachycephalen auf Stadt und Land ist Collignon zu dem gleichen Resultate wie Ammon gekommen; jedoch meint er, dass man sich diesen Vorgang in anderer Weise erklären müsse, als dieser Autor es thut. Er hält denselben für einen Rassenkampf, einen Kampf der Brachycephalen mit den Dolichocephalen und stellt eine eingehendere Darstellung seines Standpunktes in Aussicht. *Dr. Buschan-Stettin.*

261. Alb. Hovelacque: La taille dans un canton ligure. Revue mens. de l'École d'Anthrop. de Paris. 1896. Band VI, Seite 51.

Der Kanton Saint-Martin-Vésubie, mit dem sich Verfasser beschäftigt, liegt im äussersten Nordwesten des Arrondissement Nice auf beiden Ufern der oberen Vésubie in den See-Alpen. Einmal der Umstand, dass derselbe

in ein Hauptverbreitungsgebiet der alten Ligurer, der präkeltischen Bevölkerung fällt, zum anderen noch mehr der Umstand, dass das Material für die gelegentlich der Rekrutenaushebungen vorgenommenen Körpermessungen sich auf ein Jahrhundert (1792 — 1872 für sämtliche 5 Gemeinden, 1792 bis 1893 für die Gemeinde Saint-Martin) verteilt, machen die vorliegenden Untersuchungen besonders wertvoll.

Dieselben förderten die interessante Thatsache zu Tage, dass die durchschnittliche Körperlänge in 100 Jahren um 10 cm zugenommen hat. Denn es gab den Messungen zufolge:

in den Jahren		1792 bis 1799 pCt.	1801 bis 1810 pCt.	1811 bis 1820 pCt.	1821 bis 1830 pCt.	1831 bis 1840 pCt.	1841 bis 1850 pCt.	1851 bis 1860 pCt.	1861 bis 1872 pCt.	1861 bis 1870 pCt.	1871 bis 1880 pCt.	1881 bis 1893 pCt.
in den 5 Gemeinden	Leute unter 1,60 m	71,8	57,4	53,9	52,0	44,8	34,9	27,1	16,9	—	—	—
	Leute von 1,60 m u. darüb.	27,8	42,4	45,9	48,9	55,1	65,0	72,8	83,1	—	—	—
in der Gemeinde Saint-Martin allein	Leute unter 1,60 m	80,5	58,6	54,8	44,7	55,8	52,4	29,5	—	22,3	29,2	9,9
	Leute von 1,60 m u. darüb.	19,3	41,3	45,1	55,2	44,1	47,4	70.3	—	78,5	70,6	90,0

Zwei Erklärungen bieten sich für diese Erscheinung. Entweder ist die Längenzunahme der Bevölkerung durch Einwanderung von Volksstämmen mit hoher Statur bedingt, oder der Hebung der sozialen Lage und der dadurch herbeigeführten Besserung der hygienischen Verhältnisse zuzuschreiben. Die erste Möglichkeit stellt Hovelacque gerade nicht gänzlich in Abrede, will ihr jedoch keine sonderliche Bedeutung beilegen; hingegen glaubt er die Aufbesserung der Existenzbedingungen hauptsächlich für die Längenzunahme der Bevölkerung verantwortlich machen zu dürfen.

Dr. Buschan-Stettin.

262. Maurice Bedot: Notes anthropologiques sur le Valais.
Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 486.

Verfasser fand Gelegenheit der Rekrutenaushebung in Nieder-Wallis (zwischen Sion und Lac de Genève mit französisch sprechender Bevölkerung) beizuwohnen und Notizen über Ursprungsort, Körpergrösse, Längs- und Querdurchmesser des Schädels, und Farbe der Haare bei 614 Gestellungs-

pflichtigen zu sammeln. Er verteilt das Beobachtungsmaterial auf folgende 5 lokale Gruppen:

	Zahl der Individ.	Körp.-L. im Mittel.	Cephalindex im Mitt.	Cephalindex im Max.	Cephalindex im Min.	Brachyceph. pCt.	Subbr.-ceph. pCt.	Mesoceph. pCt.	Subdol.-ceph. pCt.	Dolichoceph. pCt.
1. Thal der Rhône . (von Monthey bis Sion.)	232	1,640	79,92	90,5	70,4	17	33	18	23	8
2. Thal der Illient, Trient, und Land Entremont . . . (von Monthey bis Martigny.)	284	1,625	83,78	92,5	72,7	54	28	13	3	1
3. Isérable . . . . (Gebirgsdorf auf d. linken Rhôneufer.)	15	1,621	84,58	90,0	75,0	60	33	—	7	—
4. Nendaz (desgl.) . .	41	1,600	79,63	87,2	72,9	15	34	19	19	12
5. Savièze . . . . (Bergdorf auf dem rechten Ufer.)	42	1,633	77,08	89,1	71,7	7	9	14	36	33
	614	—	—	—	—	35	29	15	14	7

Die lokale Verteilung der Brachycephalen und Dolichocephalen geht aus voranstehender Tabelle hervor. Bezüglich der Körperlänge ist noch zu bemerken, dass es sich um noch nicht ausgewachsene Individuen handelt. Ferner hat sich herausgestellt, dass die Brachycephalen eine durchschnittliche Körperlänge von 1,621, die Subbrachycephalen von 1,628 die Mesocephalen von 1,633, die Subdolichocephalen von 1,641 und die Dolichocephalen eine solche von 1,628 m aufweisen. Unter Berücksichtigung der Thatsache, dass mit 19 Jahren dem Manne noch 15 mm an seiner definitiven Länge fehlen, würden nur die Subdolichocephalen ein wenig hinter der Mittelgrösse von 1,65 m zurückbleiben. Die Untersuchung der Haarfarbe hat nichts charakteristisches ergeben. Brünette und blonde Haare, sowie Zwischennüancierungen sind gleichmässig auf alle 5 Bezirke, desgleichen auf Brachycephale und Dolichocephale verteilt; jedoch scheint die kastanienbraune Farbe um ein Geringes das Übergewicht zu haben. Dunkelbraune Haare sind sehr selten, schwarze fanden sich nur 4 mal, (bei je 2 Brachycephalen und Dolichocephalen).

Unter-Wallis wird demnach von einer stark brachycephalen, übermittelgrossen Rasse bewohnt, deren am wenigsten vermischte Vertreter sich gegenwärtig in den Bergen und Thälern der Rhône - Nebenflüsse, besonders auf ihrem linken Ufer finden. Ausserdem lässt sich die Anwesenheit einer nach anderen Rasse, die die erstere in die Seitenthäler zurückgedrängt

und sich in der Niederung der Rhône und an gewissen Stellen ihres rechten Ufers festgesetzt hat, nachweisen. Dieselbe kennzeichnet sich durch einen schmalen Kopf und ein wenig höhere Statur. — Bemerkenswert ist noch, dass diese brachycephale Rasse einen sehr hohen Cephalindex aufweist, der an gewissen Orten (in Isérable abzüglich eines Subbrachycephalen im Mittel 85,26) den der Savoyarden und Auvergnaten, vielleicht auch den der Lappen übertrifft. *Dr. Buschan-Stettin.*

263. C. V. Hartman: Indianer i nordvestra Mexiko. Ymer, Zeitschr. d. schwed. Gesellsch. f. Anthropologie nnd Geographie. Stockholm 1895/96, S. 272—290.

Der Verf., Teilnehmer an der von dem Norweger Lumholtz geleiteten Expedition nach Sierra-Madre 1890—93 giebt eine gedrängte, aber fesselnde Schilderung der „Höhlenbewohner Amerikas", der Tarahumaros-Indianer und teilt auch die Resultate der Ausgrabungen in den Ruinen von Casas Grandes mit. Verf. widerlegt Bartletts Ansicht, dass Steinhaufen in der Nähe von Casas Grandes die Gräber der ehemaligen Bewohner seien und zeigt, dass diese ihre Verstorbenen stets innerhalb der Häuser, gewöhnlich in einer Ecke des Zimmers, ziemlich tief unter dem harten Fussboden beerdigten, ein Umstand, den Bandelier übersehen zu haben scheint. Die vollständige Abwesenheit steinerner Waffen und Geräte in diesen Gräbern vergleicht Verf. mit der noch bei den Tarahumaros herrschenden Sitte, den Toten niemals (nur für Zauberer wird eine Ausnahme gemacht) steinerne oder metallene Geräte mitzugeben, „weil sie zu schwer seien, um nach dem Jenseits mitgenommen zu werden." Dagegen kam Topfgeräte häufig in den Casas Grandes-Gräbern vor, und die Expedition sammelte circa 500 Stücke, die sich jetzt nebst übrigen Casas Grandes-Funden im Natural History Museum in New-York befinden und von W. H. Homes beschrieben werden sollen. — Die jetzigen Tarahumaros (20—30 000 an der Zahl) wohnen grösstenteils in Häusern, entweder Blockhäusern oder aus Sochete (einem Gemisch von Thon und Steinen) oder Adoben gebaut. Die heidnischen Tarahumaros leben noch in natürlichen Höhlen an den westlichen Abhängen von Sierra Madre. In den Dörfern stehen die Häuser immer einige 100 Fuss voneinander entfernt, und jedes Haus beherbergt nur eine einzige Familie. Das Pueblosystem ist also diesen Indianern fremd. Sie sind Ackerbauer. In Webereien sind sie sehr geschickt, und besonders charakteristisch ist eine Art von langen, bunten, wollenen Gürtelbändern. Sie begraben ihre Toten in Gebirgshöhlen und geben ihnen Waffen und Topfgeschirr, aber, wie schon gesagt, keine „schweren Gegenstände" mit. Hartman beschreibt die Lebensweise, die Feste und die religiösen Anschauungen dieser wenig bekannten Indianer. Einmal traf er ein Albino-Weib, wie man sagte, den einzigen noch lebenden Überrest eines ganzen Albino-Dorfes an. Der Sprache der Tarahumaros (von Brinton

dem uto-aztekischen Sprachstamme zugezählt), wie auch der bisher fast völlig unbekannten Sprache der Tubaros-Indianer widmete Hartman seine besondere Aufmerksamkeit; seine sämtlichen Aufzeichnungen wurden aber von Lumholtz übernommen und sind noch nicht publiziert.

In einem Anhange widerlegt Hartman die von Nadaillac aufgestellte Theorie der Verwüstung der Urwälder durch die Indianer, die ihrerseits wieder die Änderung des Klimas und die Depopulation der verdörrten Landstriche in Folge gehabt haben sollte. Hartman hält die Ausrottung des Urwaldes durch die Indianer für unmöglich, und wird von Professor C. S. Sargent, dem Verf. von „Sylva Americana“, in einer im Anhange abgedruckten brieflichen Mitteilung in seiner Ansicht gestützt.

Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.

3. Urgeschichte.

a. Prähistorische Botanik.

264. El. Piette: Etudes d'ethnographie préhistorique: les plantes cultivées de la période de transition du Mas-d'Azil. L'Anthropologie 1896. Bd. VII, S. 1.

Verf. hat zu Mas-d'Azil (einem am linken Ufer der Arize in den Pyrenäen gelegenen Ort) eine grosse Anzahl von Gegenständen gefunden, welche zum Teil einer Übergangsperiode zwischen der Renntier- und der jüngeren Steinzeit angehören. — Es ist nicht ohne Interesse, einen Blick auf die Vegetationsverhältnisse dieser Übergangsperiode zu werfen. Die grossen Gletscher waren allmählich zurückgetreten, und das Renntier war bereits im Verschwinden begriffen; das Klima war ziemlich mild und sehr feucht. Die Bäche erhoben ihr Bett bis 14 m über ihr jetziges Niveau.

Verf. hat in den Schichten von Mas-d'Azil die Spuren zahlreicher, teils wilder, teils kultivierter Pflanzen gefunden. Alle Kerne des Steinobstes sind aufgebrochen, als hätte man ihr Inneres herausholen wollen. Die am häufigsten vorkommenden Früchte sind die von: Quercus, Crataegus oxyacantha, Schlehe (Prunus spinosa) — letztere diente wahrscheinlich zur Bereitung eines alkoholischen Getränks —, Haselstaude (Corylus avellana), Kastanienbaum (unsicher); Triticum vulgare (angebaut); Prunus avium (Vogelkirsche), Zwetschenbaum (beide sehr zahlreich) und Nussbaum.

Was den Kirschbaum anbelangt, so sei hier bemerkt, dass Lucullus diesen Obstbaum vom Schwarzen Meer nach Italien im Jahr 68 vor Chr. gebracht haben soll. Es handelt sich wahrscheinlich hier um eine verbesserte kultivierte Varietät. Aber die Vogelkirsche existierte schon am Ende der Madeleine-Periode in Frankreich. Kirschsteine sind übrigens auch in mehreren Pfahlbauten und Terramaren gefunden worden.

Die Zwetschensteine von Mas-d'Azil stammen von den Spezies Prunus insititia und Pr. domestica. Erstere hat man schon in neolithischen

Fundorten angetroffen. Man glaubte bisher, dass Pr. domestica aus dem Orient stamme und erst später importiert worden sei. Piettes Entdeckung zeigt aber, dass diese Spezies schon vor der neolithischen Zeit in Frankreich angebaut wurde.

In mehreren quaternären Fundorten hatte man Nüsse angetroffen, die aber der Juglans acuminata angehören. Dr. Buschan glaubte daher, dass unser jetziger Nussbaum (J. regia) aus Asien herzuleiten sei. Der Fund aus Mas-d'Azil dürfte dieser Vermutung widersprechen, denn seine Nüsse gehören bereits dieser letzteren Spezies an. Also schon vor der jüngeren Steinzeit besassen die Bewohner der Höhlen in den Pyrenäen nicht allein den Weizen, sondern auch mehrere kultivierte und veredelte Obstbäume. *Dr. L. Laloy-Paris.*

b. Funde.

α. Die nordischen Länder.

265. Sophus Müller: Ordning af Danmarks Oldsager. Système préhistorique du Danemark, résumé en français. I. Sten-og Bronzealderen 1888—1895. II. Jernalderen 1895. Kjöbenhavn. 4°. 40 + 70 + 104 Seiten mit 14 + 28 + 42 Tafeln.

Mit dem die „Eisenzeit" behandelnden zweiten Bande von Müllers „Ordnung dänischer Altertümer" ist das bedeutende Werk zum Abschluss gelangt. Es werden in Beschreibung und Abbildung alle wesentlichen Formen vorgeführt. Die Ordnung ist die chronologische, wie das System der Dreiteilung schon im Jahre 1836 von Thomsen in seinen Hauptzügen aufgestellt, später aber so vielfach ins einzelne aus- und durchgearbeitet wurde.

Die Steinzeit zerfällt in zwei Abschnitte: die ältere Periode der Muschelhaufen und die jüngere der grossen Steingräber.

Die Bronzezeit hat ebenfalls zwei Haupt-Abteilungen; innerhalb beider lassen sich aber wieder ältere und jüngere Formen unterscheiden. Die Eisenzeit umfasst eine vorrömische, eine römische und eine Periode der Völkerwanderung, die zusammen einen älteren Abschnitt ausmachen, dann eine nachrömische Zeit und die Zeit der Wikinger, welche jüngere Abteilung mit dem Beginn des nordischen Mittelalters etwa im 10. Jahrhundert nach Chr. abschliesst.

Die aus freiem Felde oder aus den Mooren gehobenen Funde tragen grossenteils einen von dem der Gräberfunde verschiedenen Charakter, weshalb sie in besonderen Gruppen innerhalb der verschiedenen Perioden eingeordnet werden. Die Gräberfunde sind ihrerseits auch ungleicher Art, je nachdem sie aus Männer- oder Weibergräbern stammen. Während die Stufen des Systems auf solchen Grundlagen aufgebaut sind, werden naturgemäss die einzelnen Altertümer je nach ihrer Verwandtschaft in Bezug auf Art und Form aneinander gereiht. Dabei wurde die Entwickelung der

verschiedenen Stilarten zum Teil unter dem Einflusse fremder Kulturströmungen immer verfolgt. Es sollte hier überhaupt eine wirkliche Systematik der nordischen Altertümer geschaffen werden.

Die Darstellung ist durchgehends in gedrängter Form gegeben; zu weiterer Orientierung dienen in jedem einzelnen Falle Hinweise auf die Litteratur des In- wie Auslandes. *Sarauw-Kopenhagen.*

266. **Chr. Blinkenberg: Etrurisk Kedelvogn, funden ved Skallerup.** Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie 1895 S. 360—375, 8⁰, mit 8 Fig. im Texte.

Funde von bronzenen Kesselwagen sind bekanntlich selten. Im Norden waren bisher nur zwei solche Funde gemacht worden, nämlich bei Peccatel in Mecklenburg (1843) und bei Ystad im südlichen Schweden (1855). Erst neuerdings, im Sommer 1895, wurde in Dänemark und zwar beim Dorfe Skallerup, nördlich von Vordingborg im südlichen Seeland, ein solcher Kesselwagen aufgedeckt. Ein sehr grosser Grabhügel von 7,5 m Höhe wurde hier vom Pächter des Grundstückes ausgegraben. Mitten am Boden fand man einen grossen Steinhaufen, der ein viereckiges Grab von 4 m Länge und 1,1 m Breite umschloss und überdeckte. Innerhalb des Grabes wieder wurden Stücke von Eichenholz, die einem Sarge angehört haben dürften, und verschiedene Beigaben, darunter der Kesselwagen, gehoben. Von den übrigen Sachen sind zu nennen ein goldener Armring, Fragmente von einem Schwerte und einem Rasiermesser aus Bronze, dann Reste von Kleidern und Viehhaut.

Durch nachherige Untersuchung der Fundstelle von Seiten des dänischen Nationalmuseums wurde die Lage der Grabbeigaben soweit noch möglich festgestellt, und die Sachen fürs Museum erworben. Der Kesselwagen lag zwar in vielen kleinen Bruchstücken vor; durch Zusammenstellung des Vorhandenen konnte jedoch seine ursprüngliche Form sicher ermittelt werden. Er besteht aus einem Wagengestell mit vier Rädern und vier kleinen Vogelfiguren, dann aus dem Kessel, der aus getriebenem und zusammengenietetem Bronzeblech verfertigt ist. Die Arbeit ist nicht nordisch, sondern italisch, etwa aus dem 9. Jahrh. v. Chr. stammend.

Der Kessel enthielt gebrannte Menschenknochen, ist also im vorliegenden Falle als Graburne verwendet worden.

Ganz allgemein wird angenommen, dass solche auf Rädern bewegiche Gefässe religiösen Zwecken, etwa zum Tempeldienst gedient haben. Dieser Auffassung tritt Verf. entgegen. In der That wird eine solche Annahme durch nichts gestützt; vielmehr ist das Gefäss nur als profanes Hausgerät zu betrachten, das, auf langen Wegen nach Norden geführt, auch hier gebraucht wurde und schliesslich als Graburne Verwendung gefunden hat. Die Beigaben sowohl, als auch die Grabform zeigen an, dass der Fund

dem zweiten Abschnitte der älteren nordischen Bronzezeit oder etwa dem Ende des 9. Jahrhunderts v. Chr. angehört.

Sarauw-Kopenhagen.

267. A. P. Madsen: Gravhöje og Gravfund fra Stenalderen i Danmark. Det östlige Danmark. (38 Seiten mit 50 Tafeln gross 4°.) Kjöbenhavn 1896.

Die grossen Steingräber, jene gewaltigen Denkmäler aus der jüngeren Steinzeit, deren es in Dänemark noch so viele giebt, bilden den Gegenstand dieses Werkes. Im vorliegenden Teile wurde jedoch nur der östliche Teil Dänemarks, östlich vom Grossen Belt berücksichtigt, und zwar geschah dies aus dem Grunde, weil hier die grossen Steingräber besonders zahlreich und bei weitem vorherrschend sind.

Eine Auswahl der schönsten Monumente mit ihrem Inhalte an Totenspenden sind auf 50 in Kupfer gestochenen Tafeln durch die geübte Hand des Verf. abgebildet worden. „Langdysser", „Runddysser" und „Gangbygninger" sind ihrer äusseren Erscheinung nach, sowie im Grundplan und Durchschnitt dargestellt.

Unter den Beigaben finden wir Waffen und Werkzeuge aus Stein oder Bein, reich verzierte Thongefässe und Bernsteinschmuck. Der Text giebt über die Dimensionen der Gräber etc., über Fundsachen und Fundverhältnisse Aufschluss.

Die langjährige archäologische Thätigkeit des Künstlers verleiht seinem Werke einen besonderen Wert. *Sarauw-Kopenhagen.*

268. B. Salin: De nordiska guldbrakteaterna. Några bidrag tilb kännedomen om brakteaternas utbredning och kulturhistoriska betydelse (Beitr. zur Kenntnis der Verbreitung und kulturgeschichtlichen Bedeutung der Brakteaten). Antiquarisk Tidskrift för Sverige. XIV. Nr. 2 S. 1—111. Fig. 1—92. Stockholm 1895.

Der Verf. liefert zuerst ein Verzeichnis der seit 1869 in Schweden gefundenen Goldbrakteaten, um die damals von Montelius gegebene Liste zu vervollständigen. — Das Resultat giebt 69 neu gefundene Goldbrakteaten, wodurch die Gesamtzahl der in Schweden gefundenen bis über 200 steigt. Hinsichtlich der Arbeitstechnik unterscheidet er unter den Brakteaten mit bildlichen Darstellungen zwei Arten, gepresste und geschlagene, und sieht in den Reliefverhältnissen der ersteren den Beweis dafür, dass sie mittelst in Holz geschnittenen Formen angefertigt sind; die geschlagenen erfordern metallene Geräte. Der Ornamentierung nach teilt er sie in 5 Hauptgruppen ein, die sich aber wieder in nicht weniger als 22 Untergruppen spalten. Das interessanteste bei dieser Systematisierung ist, dass die verschiedenen Variationstypen sämmtlich bestimmte geographische Verbreitungsbezirke zeigen, und hierin liegt eigentlich der Schwerpunkt der Argumentation des Verf. für den okalen Ursprung der Brakteaten. Es zeigt sich weiter, dass die südlicheren

Formen den vermuteten klassischen Vorbildern (Verf. sieht nämlich als solche gewisse römische und byzantinische Goldmünzen an) näher stehen, als die nördlicheren, die freier stilisiert sind, und bei denen man auch häufiger selbständige Einschaltungen mehr lokaler Dekorationsmotive findet. Interessant ist weiter das Vorkommen der Swastika überwiegend an Brakteaten aus dem dänischen Gebiete. Noch einen Beweis für den nordischen Ursprung gewisser Brakteattypen findet Verf. in der deutlichen Übereinstimmung ihres Dekors mit den Reiterfiguren an einem der vom Ref. in Vendel in Upland (Antiqu. Tidskr. VIII. 1884) gefundenen Helme. Obwohl Verf. sich vorläufig aller mythologischen Erklärungen enthalten will, lässt er es doch nicht an Andeutungen dafür fehlen, dass er in den verkümmerten Reiterfiguren der Brakteaten bald Thor, bald Odin erblickt. Gegen Steenstrups Yak-Lungta-Theorie polemisiert Verf. eigentlich nicht, und seine Arbeit hatte auch vom Anfang an einen ganz anderen Zweck; es ist aber doch klar, dass seine Ausführungen für die Beurteilung der Steenstrupschen Theorie von grösster Wichtigkeit sind. Die anregende Abhandlung verdiente übersetzt zu werden. *Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.*

269. R. Sernander. Om några arkeologiska torfmossfynd. Antiquar. Tidskr. f. Sverige. XVI. Nr. 2. S. 1—35. Fig. 1—8. 8°. Stockholm 1895.

In einem Torfmoore im nördlichen Östergötland (Simonstorp, Kirchsp. Hällestad) wurde im Herbste 1893 auf ungefähr 4 Fuss Tiefe ein eigentümliches Bauwerk aus dünnen Fichtenstämmen gefunden. Es hatte die Form einer etwa 6 Fuss langen, 2 Fuss breiten und 2 Fuss hohen Kiste und war aus etwa 4 Zoll dicken Fichtenstämmen in der Weise konstruiert, dass an den beiden Enden ungefähr ein Dutzend solcher Stämme vertikal eingetrieben waren, während die Seiten aus horizontal auf und neben einander gelegten Stämmen bestanden. Ein Dach war nicht vorhanden, und der Zugang fand offenbar von oben her statt. Inwendig war der Raum mit einer Schichte von Fichtennadeln ausgepolstert. Die Enden der Fichtenstämme sind deutlich mit Hauwerkszeugen bearbeitet, ob aber, wie angenommen wird, mit steinernen Äxten, muss dahingestellt bleiben. — Übrigens liefern weder die archäologische (von Cand. phil. F. R. Martin) noch Sernanders botanische Untersuchung überzeugende Beweise für ein so hohes Alter. — Das Bauwerk kann zum Verstecke für einen Jäger, der auf Hochwild lauerte (Elentiere sind noch in dieser Gegend sehr häufig) gedient haben. Sernanders übrigens verdienstvolle botanische Ausführungen liegen ausserhalb des Bereiches dieser Zeitschrift.

Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.

270. Montelius: Nordiska jernålderns Kronologi (Die Chronologie des nordischen Eisenzeitalters). Svenska Fornminnes foreningens Tidskrift 1895. 8°. S. 155—214. Fig. 1 - 53.

Verf. behandelt mit gewohnter Genauigkeit ausführlich die Chronologie seiner vier ersten Perioden des Eisenzeitalters, d. h. die Zeit von 500 vor bis 200 nach Chr. Nach einem Vergleiche mit den Zeitbestimmungen der dänischen Archäologen, woraus unter anderem hervorgeht, dass Montelius teils die skandinavische Eisenzeit um ein Jahrhundert früher anfangen lässt, teils unter Völkerwanderungszeit archäologisch etwas anderes versteht als die dänischen Forscher es thun, geht er zur speziellen Behandlung seiner obengenannten vier Perioden über. Seine erste Periode (vorrömische ältere Eisenzeit I (500—300 v. Chr.) entspricht also der späteren Hallstattperiode auf dem Kontinent, seine zweite (300—150 v. Chr.) der mittleren La-Tèneperiode und seine dritte (150 v. Chr. bis Geburt Christi) der jüngsten La-Tènezeit. — Er betont den langsamen Übergang zwischen Bronze- und Eisenzeit und sucht zu beweisen, dass die meisten Gegenstände, die seiner ersten Periode angehören, wirklich hier im Norden angefertigt sind. Dasselbe gilt auch für die folgenden Perioden. Bei der Behandlung der vierten Periode, römische ältere Eisenzeit I (von Geburt Christi bis 200) berührt Verf. die typologische Entwickelung der Fibeln und zeigt deren chronologischen Zusammenhang mit den auch im Norden nicht selten gefundenen römischen bronzenen Schöpflöffeln aus dem ersten Jahrhundert. Für das relative Alter der verschiedenen Fibulatypen holt Verf. übrigens seine Beweise sowohl von dem Grabfelde bei Darzau (Hannover) als von dem bei Kannikegaard auf Bornholm her. Auch das Alter der birnenförmigen goldenen Hängezieraten wird näher bestimmt (spätere Hälfte des ersten Jahrhunderts), wie auch dasjenige der Waffen (einschneidiger Schwerter und dütenförmiger Schildbuckel).

Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.

271. Stolpe: Tuna-Fyndet (Gräberfund bei Tuna in Upland). Ymer, Ztschr. d. Schwed. Gesellsch. f. Anthropologie und Geographie. Stockholm 1895/96. S. 219. Fig. 1—5.

Durch zufällige Funde veranlasst, fing der Ref. im Aug. 1895 an, systematische Ausgrabungen bei Tuna, etwa 1.5 km südlich von Upsala, zu machen, die zur Entdeckung eines kleinen Grabfeldes ans dem 8. und vielleicht 7. Jahrhundert n. Chr. (Periode VII von Montelius) führten. Die Gräber waren Bootgräber, den bekannten Gräbern bei Ultuna und Wendel (Antiqu. Tidskr. f. Sverige, VIII, Stkhlm. 1884) sehr ähnlich, nur waren die Anordnungen hier etwas einfacher. Leider waren sämtliche bisher entdeckten vier Gräber teilweise beschädigt. Das Schema für die Grablegung war folgendes: In einem etwa 10 m langen Boote (wahrscheinlich mit plattem Boden) wurde der Krieger mit Waffen und sonstiger Ausrüstung niedergelegt, und in der vorderen Hälfte des Bootes folgten in einer Reihe nacheinander geordnet ein Hund und ein oder zwei Pferde. — Von dem reichen Haustierbestande in den älteren Wendelgräbern (ausser den Pferden

und Hunden ein Stier und ein paar Schafe und Schweine) war hier nichts zu bemerken; nur in einem Grabe, wo unter dem Pferde ein Hund lag, fand Referent unter diesem das Skelett einer Gans. Die Waffenausrüstung des Kriegers bestand aus einem Speere (einmal mit prachtvoller Silberornierung), Pfeilen, 1' Schilde und 1 Axt. Von Schwertern fanden sich nur ein paar Bruchstücke in dem schon vor längerer Zeit durchgewühlten Teile eines Grabes. Von sonstigem Geräte sind Kämme, Messer, Eisenspitzen für Schuhe u. s. w., nebst Spornen, Steigbügel, Pferdegebissen und bronzenen Verzierungen des Geschirres zu nennen. Statt Hufeisen, die in Schweden während des ganzen Eisenzeitalters unbekannt waren, trugen die Pferde, ganz wie in Wendel und auf Björkö, einfache Eisennägel. — Auch zur Weibertoilette gehörende Schmucksachen, wie eine prachtvolle, mit Granaten eingelegte grosse Bronzefibula, Hängeschmuck verschiedener Form, ovale Bronzespangen, silberne Zieraten u. s. w. wurden gefunden, leider aber vor der systematischen Untersuchung, und fördern daher nur unvollständig unsere Kenntnis von den weiblichen Gräbern während dieser Periode. Der Tuna-Fund ist indessen von sehr hoher Bedeutung, und die Untersuchuug wird in diesem Jahre fortgesetzt werden.

Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.

272. **Henr. Munthe: Om fyndes of ett bewedskap i Ancylustera näro Norsholm i Östergötland.** (Fund eines knöchernen Gerätes im Ancylusthon in der Nähe von Norsholm, Östergötland. — Öfversigt K. Vet. Akad. Förhandl. 1895, Nr. 3. S. 151—177. 8°. Mit 1 Karte und 2 Abbildungen im Text.

Ein knöchernes Gerät (sehr fein poliert, 35,5 cm lang, am dünnen Ende querschneidig, aus der Vorderseite des rechten Radius von Cervus Alces L. angefertigt), 2,5 m tief in einer Thongrube gefunden, hat den Verf. veranlasst, eine genaue geologische Untersuchung der Fundstätte zu unternehmen. Es hat sich dabei herausgestellt, dass der Thon ein unzweifelhafter Ancylusthon ist. Der Fund würde also für die Feststellung des Alters des Menschen im Norden von der allergrössten Wichtigkeit sein, wenn es nur vollkommen sicher wäre, dass das Gerät der betreffenden Formation entschieden angehört. Leider aber ist das nicht der Fall; denn obwohl, wie der Verf. besonders betont, gegen die Glaubwürdigkeit des Finders an und für sich kein Einspruch erhoben werden kann, war doch kein Fachmann zur Zeit anwesend, und somit ist die Möglichkeit unfreiwilliger Irrungen nicht ausgeschlossen. Wie der Unterzeichnete in einer Anmerkung zu Munthes Abhandlung nachdrücklich hervorhebt, gehört das Gerät höchst wahrscheinlich gerade den letzten Phasen der schwedischen Steinzeit an, was wenigstens bei dem jetzigen Standpunkte unseres Wissens ein so hohes Alter, wie es der Ancylusthon dem Funde verleihen müsste, (Munthe sagt: „einige 10 000 Jahre!“) weniger wahrscheinlich

macht. Zu dieser Zeit, wo die Oberfläche des Ancylussees ca. 85 m über dem jetzigen Meeresniveau gestanden haben muss, ist, so meint Munthe, der Mensch nur auf die höher gelegenen Teile der jetzigen Landschaft angewiesen gewesen. Das Klima legte um so weniger der Anwesenheit des Menschen Hindernisse in den Weg, weil die von Dr. Gunnar Andersson bestimmten Reste höherer Gewächse in diesem Ancylusthone zeigen, dass Pinus silvestris, Populus tremula, Betula verrucosa und odorata, Alnus glutinosa und incana das Land bedeckten, während Phragmites communis, Myriophyllum spicatum und ein Potamogeton im Wasser wucherten. — Der Fund von Norsholm ist jedenfalls, dank Munthes sorgfältiger Untersuchung, von grösstem Interesse und berechtigt zu der Hoffnung, dass die exacte geologische Forschung unserer Tage bald der archäologischen Chronologie eine hilfreiche Hand reichen wird. *Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.*

273. Carl Wibling: Lunds Domkyrkas grund. Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. Kjöbenhavn 1895, S. 205—217.

Ausgrabungen des Verf. sowohl innerhalb als ausserhalb des Domes zu Lund zeigten, dass sich unter der Kirche ein altes Kulturlager befand, wahrscheinlich der letzten Periode der Eisenzeit angehörig. Verf. erblickt darin den Beweis, dass die Kirche auf einem alten heidnischen Opferplatze errichtet wurde. *Dr. Hj. Stolpe-Stockholm.*

β. Deutschland.

274. Neueingänge des Grossherzogl. Museums in Schwerin. (Abtheilung für vaterländische Altertümer). 1895. Mecklenburg. Nachrichten 1895, Nr. 40, 150, 151, 366.

Dr. R. Belz berichtet kurz über neue Funde und Untersuchungen in Mecklenburg-Schwerin. Zeitlich geordnet handelt es sich um steinzeitliche Funde aus einem langgestreckten Hünengrabe von Garvsmühlen, wo eine Urne mit Leichenbrand gefunden wurde, Feuersteinsplitter aus einer sog. Feuersteinmanufaktur bei Schwerin, Einzelfunde an Steingeräten aus Benitz, Güstrow, Plau, Raggow, Wismar, ferner um eine kleine unverzierte Urne aus Goldberg. Aus der Bronzezeit sind aufgedeckt Gräber bei Turloff (Bronzen im Charakter von Montelius II/III, daneben ein Steinhammer; ferner eine Urne mit Leichenbrand), Blengow (grosse Grabanlage mit Beerdigung und geringen Beigaben), Sormstorf (Grabkammer mit Leichenbrand, eine beachtenswerte Erscheinung, mit Bronzen im Charakter Montelius III); erworben wurde ein prächtiger „Eidring“ von Gold, gefunden neben einem grossen Steine bei Baumgarten. Aus der La Tène-Zeit stammen Funde von Krebsförden, Brahlstorf, Zwendorf, Urnen mit geringen Beigaben. Aus spätrömischer Zeit sind bekannt geworden eine eigentümliche Grabanlage von Blengow: Hügel mit runder Steinsetzung, um die herum an

die 80 Schädel (keine weiteren Gebeine) lagen; in Urnen Fibeln und Proben von Tischlers Periode D; ferner ein Urnenfeld von Granzin. Aus wendischer Zeit Skelettgräber von Klein-Lantow (schöne Schläfenringe) und Gamehl (Kölner Münzen des 11. Jahrhunderts, Feuerstahl u. dgl.), und Wohngruben von Lankow und Kalsow. *Dr. Buschan-Stettin.*

275. **H. Jentsch: Das Gräberfeld bei Sadersdorf, Kreis Guben, und andere Niederlausitzer Fundstellen der La Tène- und der provinzialrömischen Zeit.** Niederlausitzer Mitteilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. 1895. Band IV, Heft 1—4, S. 1—142. Mit vielen Abbildungen. (Auch als Sonderabdruck.)

Die provinzialrömische und namentlich die La Tène-Kultur war in der Niederlausitz bis vor kurzem so spärlich vertreten, dass die Meinung entstehen konnte, es gäbe dort überhaupt keine andre Art von vorgeschichtlichen Gräberstätten, wie die bekannten Lausitzer Urnenfriedhöfe. Der Grund liegt in der Missachtung, mit der in der älteren Sammelperiode Eisenfunde behandelt wurden, und der unzweifelhaft selbst die Zerstörung ganzer Gräberfelder zuzuschreiben ist. Unter dieser Gleichgiltigkeit hat früher auch die Fundstätte zu leiden gehabt, deren umfassender Durchforschung sich der Verf. in den letzten Jahren vorzugsweise gewidmet hat, der vorgeschichtliche Friedhof in der Sadersdorfer Haide. Derselbe liegt nur 2,5 km südlich vom heiligen Land bei Niemitzsch auf einer Höhenplatte, die in alter Zeit vom Überschwemmungsgebiet der Neisse ringsum eingeschlossen war. Er mag ursprünglich weit über 200 Gräber umfasst haben. Erhalten und planmässig erschlossen wurden noch 151, wovon 31 auf die La Tènezeit, 120 auf die römische Kaiserzeit entfallen. Die La Tènegräber enthielten meist je eine unverzierte Urne, die durch einen tiefen, einhenkeligen Deckelteller oder einen henkellosen Napf geschlossen war, keine Beigefässe und 1—3 Beigaben: Fibeln mit zurückgeschlagenem Fuss, Gürtelhaken und Spinnwirtel. Eine selbständige Weiterbildung der eingeführten Formen war nicht zu erweisen. In dem provinzialrömischen Teile des Gräberfeldes kamen untermischt Urnenbegräbnisse und Brandgrubengräber vor. Die Beigaben lagen hier über oder mitten in dem Leichenbrande. Sie bestanden in Schwertern (3 Stück), Ortbändern, Lanzen, Schildbuckeln, Messern, Messerschärfern, Scheeren, Pfriemen, Nähnadeln, Spinnwirteln, Netzsenkern, Eimerbeschlägen, Schlüsseln und Schlossteilen, Nägeln, Fibeln, Riemenbeschlägen, Fingerringen, Thonperlen, Pinzetten, Kämmen, Rasirmessern, Sporen u. dergl. m. Die Thongefässe waren teils grobe Arbeiten aus blättriger und magerer Thonmasse, teils härter gebranntes Geschirr mit dünner Wandung und gefälligeren Formen. Im Ganzen macht es den Eindruck, als ob im Verlauf der La Tènezeit ein Verfall der Töpferarbeit eingetreten sei. Die Benutzung des Gräberfeldes

fällt nach der Berechnung des Verfassers etwa in die Zeit von 150 v. Chr. bis 250 n. Chr. Für die Feststellung einer untern Zeitgrenze der altlausitzer Urnenfelder ergiebt dies keinen Anhalt, da ein Übergang von jenen zu den La Tènegräbern bisher nicht wahrnehmbar gewesen ist. Jentsch ist geneigt, bei Beginn der La Tène-Einflüsse für die Niederlausitz einen Bevölkerungswechsel anzunehmen, obwohl dem die Taciteïsche Angabe über die Autochtonie der Semnonen entgegensteht. Die in den Sadersdorfer Funden zu Tage tretenden Kultusbeziehungen weisen nicht sowohl nach Süden (Schlesien und Böhmen), sondern nach Westen und ergeben einen Weg, der von Thüringen, jenem Herde der La Tène-Kultur über Golssen nach Guben und weiter nordwärts an der Oder bis zur Warthestrasse, dann zurück durch Welna und Netze zur Weichsel und an die Meeresküste führt.

An die Betrachtung des Sadersdorfer Gräberfeldes reiht sich eine Übersicht über anderweitige Niederlausitzer Funde aus der La Tène- und der provinzialrömischen Zeit (S. 98—129), sodann ein Verzeichnis aller hierher gehörigen, bisher ermittelten Fibeln (129—136) und endlich Schlussfolgerungen auf die Bevölkerungs- und die Kulturverhältnisse dieser Periode. Die Arbeit bildet einen ausserordentlich wertvollen Beitrag zur Aufklärung der Vorgeschichte Ostdeutschlands. *Dr. H. Seger-Breslau.*

276. Hermann Böttcher: Neue vorgeschichtliche Funde von Zauchel und Datten, Kreis Sorau. Niederlausitzer Mitteilungen. Band IV, Heft 1—4, S. 143—149.

Einzelfunde der Bronze- und Hallstattzeit, darunter eine 38 cm lange bronzene Gewandnadel, ein Bronzeknopf mit Oese und eine Schlangenfibel.

Dr. H. Seger-Breslau.

277. Heinrich Begemann: Mitteilungen über das Zietensche Museum. Beilage zu dem Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Neu-Ruppin. 1895.

Bei der oft beklagten Zersplitterung des archäologischen Materials in zahllose kleine und kleinste Sammlungen ist es doppelt zu begrüssen, wenn wenigstens, was selten genug geschieht, ein Verzeichnis der betreffenden Fundstücke veröffentlicht wird. Das ist für die Sammlung des Neu-Ruppiner Gymnasiums in mustergiltiger Weise durch Herrn Direktor Begemann in den Programmen von 1892 und 1895 geschehen; vollständige Fundberichte, treffliche Abbildungen der wichtigsten Stücke und Bestimmung der zweifelhaften unter der sachkundigen Beihilfe von Dr. M. Weigel geben ein übersichtliches Bild des Bestandes, in dem man eine überraschende Fülle besonders schöner und zum Teil seltener Bronzen findet. Der vorliegende Nachtrag giebt ausser einer Geschichte der Sammlung, (die auf einer Schenkung des 1854 verstorbenen Landrats von Zieten, des einzigen Sohnes von Hans Joachim, beruht) einige neue Abbildungen, unter denen der

hölzerne Hakenpflug von Dabergotz, meines Wissens das einzige erhaltene Exemplar des ältesten Typus, ein besonderes Interesse beanspruchen kann.

Dr. Beltz-Schwerin i./M.

278. **O. Mertins: Depotfunde der Bronzezeit in Schlesien.** Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Zeitschrift des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer. Breslau 1896. Band VI, Heft 4, S. 291—384. (Auch als Sonderabdruck.)

Die vorliegende Arbeit füllt in der archäologischen Litteratur eine empfindliche Lücke aus. Während über die Bronzezeit der meisten deutschen und der angrenzenden Landesteile ausreichende und zum Teil mustergiltige Publikationn existieren, fehlte es für Schlesien bisher an einer zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung. Und doch hat gerade diese Provinz durch ihre geographische Lage eine besondere Wichtigkeit für die Feststellung eines Kulturzusammenhanges zwischen dem Süden und dem Norden Mitteleuropas. Der Verf. hat sich nun fürs erste auf eine Zusammenstellung und Beschreibung der Depotfunde beschränkt, indem er von der Ansicht ausgeht, dass diese in einer an Bronzefunden sonst armen Gegend am ehesten einen Überblick über die vorhandenen Typen und einen Vergleich mit denen andrer Fundgebiete ermöglichen. Andererseits verkennt er nicht, dass Depotfunde allein doch nur ein unvollständiges Bild von dem Kulturbesitz einer Zeit und eines Volkes gewähren und verspart sich deshalb alle allgemeinen Schlussfolgerungen bis nach erfolgter Untersuchung des überhaupt vorhandenen Materials mit Einschluss der Grabfunde und Ansiedelungsreste. Nach ihrer Zusammensetzung werden die schlesischen Depotfunde in drei Gruppen eingeteilt. Die erste, die fast ausschliesslich durch Funde von der linken Oderseite vertreten ist, wird durch Halsringe mit verjüngten, zu Ösen aufgerollten Enden, dicke Ringe mit steil abgeschnittenen zusammenstossenden Enden, Armspiralen und Kragencelte charakterisiert. Die zweite Gruppe besteht vorwiegend aus offenen quergerippten Armringen von plankonvexem Durchschnitt, die anscheinend einheimischen Ursprungs und nur vereinzelt in Ungarn nachgewiesen sind. Ihr Verbreitungsgebiet liegt gleichfalls auf dem linken Oderufer. Die Ornamente sind nicht durch Guss hergestellt, sondern mit Punzen eingeschlagen. Die dritte Gruppe enthält tordierte Hals- und Armringe, Zierscheiben, getriebene Schalen, Sicheln, Hohlcelte und Lanzenspitzen, welche nach den entsprechenden Gussformen, Gusskuchen und im Guss missratenen Stücken zu schliessen, grösstenteils im Lande selbst hergestellt worden sind. Nur die in dieser jüngsten Gruppe bereits auftretenden Formen vom Hallstätter Typus dürfen mit gutem Grunde als importiert angesehen werden.

Die Mertinsche Abhandlung bildet, ebenso wie die drei folgenden, einen Beitrag zu der Festschrift, die der Verein für das Museum schlesischer

Altertümer seinem Vorsitzenden Dr. Wilhelm Grempler zu dessen 70. Geburtstag dargebracht hat. Diesem festlichen Zwecke entspricht die reiche Ausstattung mit Abbildungen, die in Verbindung mit der äusserst sorgfältigen Beschreibung und den ausgiebigen Verweisen auf das nicht schlesische Vergleichsmaterial die Anschauung der Originale nahezu entbehrlich machen. *Dr. H. Seger-Breslau.*

279. A. Langenhan: Vorgeschichtliche Funde im Liegnitzer Kreise. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 1896. Bd. VI, Heft 4, Seite 385—398.

Enthält eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung der wichtigsten, im Kreise Liegnitz bekannt gewordenen Funde. Ausführlicher behandelt und durch zwei Tafeln Abbildungen erläutert wird das der jüngsten Hallstattzeit angehörige Gräberfeld von Strachwitz, das eine besonders reiche Ausbeute an bemalten Thongefässen ergeben hat. Ausserdem verdient noch eine kürzlich in Liegnitz selbst im diluvialen Schotter gefundene Hirschstange mit Spuren menschlicher Bearbeitung hervorgehoben zu werden, da dieselbe der Annahme, dass Schlesien bereits zur Interglacialzeit bewohnt war, eine neue Stütze giebt. *Dr. H. Seger-Breslau.*

280. Dr. H. Seger: Schlesische Funde der vorrömischen Eisenzeit. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 1896. Band VI, Heft 4, S. 399—458. Mit zahlreichen Abbildungen. (Auch als Sonderabdruck.)

In der Einleitung tritt der Verfasser der noch vielfach verbreiteten Ansicht entgegen, dass die schlesischen Urnenfriedhöfe bis in die römische Kaiserzeit, oder gar bis in die Zeit der slavischen Besiedlung hineinreichen. Einerseits haben die unzweifelhaft der Kaiserzeit angehörigen Gräber in ihrem typischen Inventar nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem der Urnenfelder, andererseits ist auf den genauer untersuchten Friedhöfen unter den tausenden von Fundobjekten auch nicht eines bemerkt worden, das als „römisch“ bezeichnet werden könnte. Vielmehr weisen alle nur irgend für die Datierung verwertbaren Beigaben durchaus auf die Hallstatt- und nur vereinzelte auf die frühe La Tèneperiode hin. Da demnach als untere Zeitgrenze der Urnenfriedhöfe das vierte, allenfalls das dritte Jahrhundert v. Chr. anzusehen ist, die Funde der Kaiserzeit aber doch frühestens aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammen, so entsteht die Frage, wie die zwischen beiden klaffende Lücke auszufüllen ist. Aus Gründen der Analogie ist es von vornherein wahrscheinlich, dass auch in Schlesien um jene Zeit der Einfluss der La Tènekultur herrschend gewesen ist. In der That beweist die vom Verfasser gegebene Zusammenstellung das Vorhandensein einer Anzahl wohl charakterisierter Grabfunde, deren Zugehörigkeit zur La Tènestufe aus der Beschaffenheit der Beigaben ohne

weiteres zu schliessen ist. Unter diesen Funden treten zwei Gruppen besonders scharf hervor. Die eine umfasst Funde aus dem südlichen Teile des Landes, welche sämtlich aus Skelettgräbern stammen und Beigaben enthalten, die vorwiegend in bronzenen Schmucksachen von ausgeprägtem Früh-La Tènetypus bestehen. Hierin zeigen sie grosse Ähnlichkeit mit den keltischen Skelettgräbern Nordböhmens. Man könnte sonach versucht sein, auch in Schlesien an eine keltische Invasion zu denken. Seger weist diese Hypothese nicht von der Hand, bemerkt aber, dass ein zwingender Grund sich ihrer zu bedienen, durch die archäologischen Verhältnisse allein nicht gegeben ist. Dasselbe gilt auch von der zweiten Gruppe von Funden, welche Steinkistengräbern mit Gesichtsurnen und gesichtsurnenähnlichen Gefässen entnommen sind. Solche Funde hat man bisher nur im Norden der Provinz gemacht. Sie deuten auf Beziehungen zu den Weichselländern, stehen aber doch auch in keinem unüberbrückbaren Gegensatz zu den schlesischen Urnenfriedhöfen, sodass auch hier die Annahme einer allmählichen Entwicklung und friedlichen Beeinflussung von seiten der Nachbarländer zur Erklärung ausreicht. Endlich ist die La Tènezeit in Schlesien noch durch einige über die ganze Provinz verstreute Funde vertreten, die in näherem Zusammenhange teils mit den Urnenfriedhöfen der Hallstattzeit, teils mit den Funden der römischen Kaiserzeit stehen und die Verbindung zwischen beiden vermitteln. *Dr. H. Seger-Breslau.*

281. **H. Söhnel: Tierfiguren aus schlesischen Gräbern.** Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 1896. Band VI, Heft 4, S. 459—474. Mit 14 Abbildungen.

Beschreibung der auf schlesischen Gräberfeldern der Hallstattzeit besonders häufigen Thongefässe und Klappern in Tierform. Soweit die Deutungsversuche einen Anspruch auf Richtigkeit machen können, erkennt man als Vorbilder die Gans, die Ente, das Huhn, das Rebhuhn, die Trappe (?) oder Schnepfe, die Schildkröte, das Schwein, den Igel und den Maulwurf. Ihrem Zwecke nach hält der Verfasser diese Gebilde für Kinderspielzeug. *Dr. H. Seger-Breslau.*

282. **Prof. Dr. Joseph Partsch: Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk.** I. Teil: Das ganze Land. Mit sechs farbigen Karten und 23 Abbildungen. Ferd. Hirt, Breslau, 1896.

In diesem prächtigen, von strenger Wissenschaftlichkeit und warmer Heimatsliebe gleichmässig durchdrungenen Werke ist ein kleiner Abschnitt (Seiten 320—350) auch der vorgeschichtlichen Bevölkerung Schlesiens gewidmet. War der Verfasser hier auch, soweit es sich um spezifisch archäologische Verhältnisse handelt, auf die Benutzung der vorhandenen Fachlitteratur angewiesen, so tritt doch durch die Verschmelzung der verschiedensten Gesichtspunkte und namentlich durch die Betrachtung vom

Standpunkte des weitblickenden Geographen manches in ein ganz neues Licht. Von hervorragendem Interesse ist das Kapitel über das Zeitalter des römischen Handels, worin u. a. das schwierige Problem einer römischen Handelsstrasse durch Schlesien an der Hand der überlieferten Nachrichten und Ortsnamen sowie der Funde in gründlicher und überzeugender Weise erörtert wird, und nicht minder das über die slavische Zeit, das ein sehr anschauliches Bild von der Ausdehnung und Art der slavischen Besiedlung, ihren Verkehrswegen und ihrem Verteidigungssystem gewährt. Wenn der Verfasser im Vorwort betont, dass ihn bei seiner Arbeit das Streben geleitet habe, in der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Einzelarbeit, wie der Gesamtauffassung den strengsten Forderungen genüge zu thun, die Form der Darstellung aber so zu gestalten, dass jeder Gebildete mit Verständnis und ohne Widerstreben ihr zu folgen vermöge, so ist ihm das in diesem Teile des Buches sicherlich in vollstem Maasse gelungen.

Dr. H. Seger-Breslau.

283. XVI. amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1895. Nebst einer Sonderanlage. Danzig 1896.

Der vom Direktor des Museums, Prof. Conwentz, erstattete Bericht führt auf S. 32—47 die neuen vorgeschichtlichen Erwerbungen und die stattgehabten archäologischen Untersuchungen nach Perioden geordnet auf. Von allgemeinem Interesse sind die Mitteilungen über die chemische Analyse der weissen Füllmasse an neolithischen Thongefässen und Gesichtsurnen der Hallstattzeit, die nach O. Helm aus fast reinem phosphorsaurem Kalk besteht, ferner die Ausgrabungsberichte über Hügelgräber der ältesten Bronzezeit bei Gapowo, Kr. Karthaus, und die über die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder verstreuten Steinkistengräber der jüngsten Bronzezeit. Aus letzteren wurden wieder zahlreiche Gesichtsurnen zu Tage gefördert, darunter eine aus Zakrzewke, Kr. Flatow, die mit einer höchst merkwürdigen figürlichen Zeichnung geschmückt ist. Ausser einigen schwer zu deutenden Figuren bestehen dieselben in der Darstellung eines Armes mit der Hand, zweier wagerecht gehaltener Jagdspeere, deren jeder in der Mitte mit einer kurzen Schleife versehen ist, und eines an einer Leine geführten vierfüssigen Tieres (wohl eines Hundes). Ein reiches Ergebnis hatten auch die Untersuchungen von Gräbern der römischen Periode: Bei Sampohl, Kr. Schlochau, wurde in einem Hügel ein mit Bernstein und Glasperlen, reich verzierten T-Fibeln und vergoldeten Bronzespangen geschmücktes Skelett gefunden, in der königl. Forst Rittel, Kr. Konitz, ein Flachgrab mit terrinenförmigen Urnen, einer Sprossenhakenfibel und anderen Schmucksachen, bei Garnseedorf, Kr. Marienwerder, ein goldener Halsreif und unweit davon ein Skelett mit vielen Zweisprossen-

Fibeln, gerillten blauen Glasperlen u. a., in der Forst Neustadt 10 Hügelgräber mit Skeletten, wovon eines am Schläfenbein mit einem bleiernen Hakenring von der Form der bekannten slavischen Schläfenringe geschmückt war.

Die arabisch-nordische Periode ist vornehmlich vertreten durch Funde von dem Gräberfelde am Lorenzberge bei Kaldus, Kr. Kulm, das zuerst Mitte der 70er Jahre von Lissauer, Fröhling und Helm planmässig durchforscht worden ist. Hierher, und zwar in die Wikingerzeit, wird auch ein 12 m langes Kielboot gesetzt, das 1 m unter Tage in Baumgarth bei Christberg ausgegraben wurde. Mit Rücksicht auf die Bedeutung und die allgemeine Teilnahme, welche dieser Fund in Anspruch nimmt, wird derselbe in einer besonderen Anlage dieses Berichtes (S. 49—63) ausführlich behandelt und durch Skizzen erläutert.

Die Fundstelle liegt 10 km vom Ufer des Drausensees und 26 km von der Küste des Frischen Haffs entfernt. In ca. 1 m unter Tage wurde die erste Holzspur nachgewiesen und festgestellt, dass dieselbe von Planken herrührte, die teilweise noch untereinander zusammenhingen und weiter unten an den Kiel sich ansetzten. Im Inneren lagen eine unversehrte Spante, sowie mehrere Bruchstücke von anderen Spanten und sonstige Holzteile. Die von der Danziger Schiffsbaufirma J. W. Klawitter mit grösster Sorgfalt ausgeführte Rekonstruktion ergab Folgendes: Die Länge des Bootes zwischen den Steven an der oberen Kante des obersten Plankenganges stellt sich auf rund 12 m, die Breite auf den Spanten des Mittelschiffs auf 2,25 m, die Höhe von der Spundung bis zur Oberkante auf 0,95 m. Der Kiel war 9 m lang. Beide Steven waren ausfallend und wahrscheinlich durch einen Lasch mit dem Kiel verbunden. Sämtliche Bauteile sind aus Eichenholz hergestellt. Das Boot ist klinkerartig gebaut, d. h. die Planken greifen wie bei einem Bretterdach von oben übereinander. Jederseits sind 7 Plankengänge, die miteinander und dem Kiel durch schmiedeeiserne Nieten verbunden sind. An den Spanten sind dagegen die Planken durch eichene Nägel befestigt, und ebenso ist anzunehmen, dass die Steven mit dem Kiel durch Holznägel verbunden waren. Ein Spant und die zugehörige Ducht weisen Öffnungen für den Mast auf. Die Überlappungen der Planken sind nicht mit Werg, sondern mit Kuhhaaren gedichtet. Das Steuer befand sich nicht am Hintersteven, sondern hinten an der rechten Seite. Das Boot wurde durch zwei Schotte in drei Abteilungen geteilt. Das Vorhandensein eines Decks war nicht ersichtlich.

Die Grössenverhältnisse und die Bauart des Bootes (hoher Kiel und auf beiden Enden scharf gebaut) weisen darauf hin, dass es nicht dem Verkehr auf Binnengewässern gedient hat, sondern durchaus seetüchtig gewesen und auch über See an den Fundort gelangt sein muss. Diese Bauart wird schon von Tacitus (Germ. c. 44) erwähnt. Die Frage, ob es hier zu Lande gebaut sei, verneint der Verfasser, da es schon einen

hohen Grad technischer Vollkommenheit aufweist, aber keinerlei Anzeichen dafür sprechen, dass überhaupt in früh- und vorgeschichtlicher Zeit Schiffbau in diesen Gegenden betrieben worden ist. Es steht ferner fest, dass Boote der Art in historischer Zeit unsere Gewässer nicht mehr befahren haben, und dass zur Ordenszeit zwischen Elbing und Christburg eine für grössere Fahrzeuge benutzbare Wasserstrasse nicht bestanden hat. Neben diesen Erwägungen deuten vor allem die Form des Bootes, die sparsame Verwendung des Eisens und das gänzliche Fehlen des Hanfes (dessen Anbau erst Karl d. Gr. empfahl) auf eine Zeit, die jedenfalls vor der Ordenszeit liegt. Verf. gelangt auf Grund des Vergleiches mit bildlichen Darstellungen von Wikingerschiffen z. B. auf dem Teppich von Bayeux und des Reiseberichts Wulfstans, eines Hörigen Alfreds d. Gr. von England, der mit seinem Schiffe bis nach Truso (an der Stelle des heutigen Elbing) kam, zu dem Ergebnis, dass das Baumgarthener Segelboot etwa im 9. Jahrhundert aus Skandinavien über See durch das Kahlberger Tief ins Frische Haff, von dort in den Elbingfluss getrieben und schliesslich am Südufer desselben gestrandet ist. Es ist wahrscheinlich ein Fischerboot gewesen, wie denn der auch von Wulfstan gepriesene Fischreichtum der Gegend noch bis in die jüngste Zeit alljährlich zahlreiche Fischerboote aus Schweden herbeigelockt hat. *Dr. Seger-Breslau.*

284. Łegowski: Vorgeschichtliche Funde im Kreise Wongrowitz im Jahre 1894. Zeitschr. der Histor. Gesellsch. f. d. Provinz Posen. 1895. Jahrg. X, S. 127—130.

Bericht über die Untersuchung dreier Gräberfelder. Das erste im Dorfe Modrzewie enthielt Steinkistengräber mit Urnen in Vasen- oder Terrinenform, die meist mit zwei Henkeln und Strich- oder Punktornamenten versehen sind. Das zweite an der Südostecke des Stempuchowoer Seees enthielt gleichfalls Steinkistengräber mit Urnen und Schalen, sowie einigen metallenen Schmucksachen. Der dritte und grösste Begräbnisplatz liegt im Westen desselben Seees auf einer niedrigen Hügelkette. Er wird durch ein festes Pflaster von Kopfsteinen bezeichnet, unter welchem die Aschenurnen, grössere und kleinere Krüge, Töpfe, Schüsseln u. s. w. lose im Stande stehen. *Dr. Seger-Breslau.*

285. O. Heinemann: Hacksilberfund von Wengierskie. Ztschr. d. Histor. Gesellsch. f. d. Provinz Posen. 1895. Jahrg. X, S. 303—304.

Schmucksachen im Gewicht von 28,6 gr und arabische Münzen aus der Zeit von etwa 870—950 n. Chr. *Dr. Seger-Breslau.*

286. O. Heinemann: Hacksilberfund von Murtschin. Ebendas. S. 304—304.

Schmucksachen und Münzen, teils arabische, teils europäische. Vergrabungszeit ca. 1000 n. Chr. *Dr. Seger-Breslau.*

γ. Die österreichischen Länder incl. Ungarn.

287. J. K. Hráše: Kamenná mohyla nad Hánovem u Milevska. (Ein Steingrabhügel oberhalb Hanov bei Mühlhausen [Südböhmen]). Památky archäol. 1896. XVII, S. 67.

Isoliert stehender mächtiger Hügel in einer an Hügelgräbern reichen Gegend. Doppelter Steinkranz aus mächtigen Steinblöcken hergestellt. Der Hügel enthielt drei Gräber mit Asche, Kohle und verbrannten Knochen in kleinen Steinringen; im ersten fand sich eine gerippte Bronzeciste mit Eisenrand und Eisenösen (vgl. Abbildung), darin ein Bronzedeckel und Asche, im zweiten und dritten Eisenobjekte (eiserne Gefässe und Gürtelbestandteile?). *Dr. H. Matiegka-Prag.*

288. J. L. Píč: Mohyly Bechyňské. (Hügelgräber bei Bechyně [Südböhmen]). Památky archäol. 1896. XVII, S. 1.

1. Hügelbrandgräber in den „Hemery" (dazu Abbildungen Taf. I—V), mit und ohne Steinkranz und Steinkegel, enthaltend Bronzearmringe, Nadeln, Pfeilspitzen, Halsringe, einen grossen Bronzeturban, eine Paukenfibel (neben Eisenlanzenspitzen und Glasperlen, Gefässen, darunter eine Fussamphora). Einzelne Objekte gehören der älteren Bronzezeit, andere der Früheisenzeit und der La Tènezeit (Armringe) an. Das Grabfeld bildet also ein Bindeglied zwischen diesen beiden Kulturperioden. — 2. Hügelgräber am Burkover Berg bei Nemějik mit Eisenmessern, Goldspiralen, Bronzearmband, Bronzeringen und Gefässen (Tafel VI, VII), den gleichen Typus, wie die vorhergehenden, zeigend. — 3. Brandgrabhügel in den „Hemery", Gruppe „na Blatě", Lehmhügel mit Scherben, einer Eisenlanzenspitze und Eisenschlacken, vielleicht bis an die Christenzeit in Böhmen hinaufreichend. — 4. Grabhügel „u Sovy" von gleicher Art wie die vorigen (Scherben vom Burgwalltypus). *Dr. Matiegka-Prag.*

289. J. L. Píč: Několik gallských hrobů (einige gallische Gräber). Památky archäol. 1895. XVI, S. 759. Mit Abbildungen im Text und 2 Tafeln.

Skelettgräber in Letky, Plaňan, Žáběhlic und Sobčic, charakterisiert durch La Tènearmringe, Buckelringe, Bronze- und Eisenfibeln, Eisenschwerter in Scheiden und Lanzenspitzen. Interessant ist ein Bronzearmring, der von 5 achterförmig ineinander übergehenden Ringen gebildet wird, an deren Knotenpunkten je ein kleinerer Ring eingehängt erscheint. Das Armband ist mit Ringelornament bedeckt. — Eine Schwertscheide trägt ein charakteristisches La Tèneornament. *Dr. Matiegka-Prag.*

290. R. von Weinzierl: Die neolithische Ansiedelung bei Gross-Czernosek an der Elbe. Mitteil. der anthrop. Gesellschaft in Wien. 1895. Band XXV, S. 29.

Die Ufer zu beiden Seiten der Elbe in der Umgebung von Lobositz in Nordböhmen sind reich an prähistorischen Ansiedelungen und Grabstätten. R. v. Weinzierl hat seit vielen Jahren den daselbst gemachten Funden seine Aufmerksamkeit zugewendet, und selbst umfassende Ausgrabungen vorgenommen. Letzterer Zeit hat er sich besonders mit dem Fundorte am rechten Elbeufer bei Gross-Czernosek beschäftigt und teilt in der obigen Abhandlung seine dort gemachten Beobachtungen mit.

Schon seit dem Jahre 1833 stiess man beim Abbau der Kalksteinbrüche bei Gross-Czernosek wiederholt auf prähistorische Gräber. In letzteren Jahren ist durch Verfasser eine prähistorische Ansiedelung, sowie eine grosse Zahl von Grabstätten daselbst aufgedeckt worden. Die Ansiedelung ist durch Feuerherde, deren Sohle rotgebrannt ist, gekennzeichnet. In den Feuerherden liegen zahlreiche Gefässscherben und stellenweise grosse Haufen von Flussmuscheln. Die Scherben stammen von Freihandgefässen und zeigen die Ornamentik der neolithischen Zeit. Ausserdem kommen in der Kulturschicht vor: Webstuhlgewichte, Würtel, Geräte aus Bein und Horn, Netzsenker, Mahlsteine, sowie gelochte und ungelochte Steinbeile.

Die Gräber sind Flachgräber und zwar sowohl Skelettgräber, als auch Brandgräber. In den ersteren kommen teils gestreckte Skelette, teils sogen. liegende Hocker vor. Sie enthalten meist Grabgefässe.

Ausser den angeführten Artefakten und Gefässscherben, die der neolithischen Periode angehören, fand man auch schön graphitierte Gefässscherben, die auf eine spätere Zeit hinweisen, sowie eine Anzahl Bronzeartefacte. In Bezug auf letztere Funde führt R. v. Weinzierl an, dass dieselben immer nur als Streufunde, unmittelber unter der Ackerkrume, vorkommen, und mit der Ansiedelung in der neolithischen Kulturgeschichte nichts zu thun haben. Er sagt: „Unsere Ansiedelung hat die Bronzekultur entschieden in sich nicht aufgenommen.“

In einer Fussnote der Redaktion der „Mitteilungen“, die aus der Feder des Dr. M. Much stammt, spricht letzterer seinen Zweifel darüber aus, ob alle Grabstätten von Gross-Czernosek der neolithischen Zeit angehören. Er sagt, dass Brandgräber aus dieser Zeit, inbesondere in Böhmen, sehr selten seien, und da man in Gross-Czernosek Bronzeartefacte fand, so dürften die daselbst vorkommenden Brandgräber bis in die Bronzezeit hineinreichen.

Diese Ansicht widerlegt R. v. Weinzierl in einer Entgegnung. (Mitteilungen der anthrop. Gesellschaft in Wien, 1895, Bd. XXV, pag. 189.) Er beharrt auf seiner Behauptung, dass auch die Brandgräber von Gross-Czernosek der neolithischen Zeit angehören, indem er durch eine später unternommene Ausgrabung den Beweis erbringt, dass auf der neolithischen Ansiedelung eine Nachbesiedelung des Ortes stattgefunden hatte, von der die daselbst gefundenen Bronzeartefacte stammen, dass aber die Brand-

gräber in der unberührten neolithischen Kulturschichte liegen. Auch führt er mehrere Orte in Böhmen an, wo neolithische Brandgräber gefunden worden sind. *W. Osborne-Dresden.*

291. Dr. M. Helf: Das Urnenfeld bei Borstendorf in Mähren. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1895. Band XXV, S. 194.

Schon seit dem Jahre 1886 wurden bei Gelegenheit der Tiefackerung auf einem Felde der Gemeinde Borstendorf Gefässscherben ans Tageslicht gebracht. Im Jahre 1892 wurde dem Grabfelde durch den Gutsverwalter Kuser grössere Aufmerksamkeit zu teil, indem sämmtliche aufgeackerte Grabstellen notiert, und die Gefässe und Scherben aufbewahrt wurden.

Auf dem betreffenden Felde bemerkt man zahlreiche, mehrere Meter im Durchmesser haltende tiefschwarze Brandplätze. In einer Tiefe von 30—40 cm findet man an diesen Stellen eine Art von Steinsetzung, ähnlich einem primitiven Strassenpflaster, und unter dieser Steinsetzung befinden sich die Grabgefässe, gewöhnlich eine Haupturne mit 2 — 4 Beigefässen. Dieselben sind durchwegs aus freier Hand geformt. Bronzefunde wurden nur in 10 Gräbern gemacht, lauter kleine, zum Teil halbgeschmolzene Gegenstände. Die Gefässe sind denen von Libochovan in Böhmen ähnlich und dürften wohl aus der Übergangszeit von der Bronze- zur Hallstattperiode stammen. *W. Osborne-Dresden.*

292. Dr. Max Bartels: Über einen angeschossenen Menschenknochen aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain. Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien. 1895. Bd. XXV, S. 177.

Obwohl es in prähistorischen Zeiten an häufigen Kämpfen gewiss nicht gefehlt hat, sind doch in den Gräberfeldern nur selten Knochen gefunden worden, denen man die Spuren von Verwundungen anmerkt. Einen solchen Knochen, aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain, in dem eine bronzene Pfeilspitze steckt, beschreibt M. Bartels, und weist nach, dass der Verwundete nicht gleich nach der Verwundung gestorben ist, sondern erst infolge der durch die Wunde erzeugten Eiterung an Pyämie zu Grunde ging. *W. Osborne-Dresden.*

293. R. Virchow: Photographie eines aus Mammuthsstosszähnen geschnitzten Idols von Brünn. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellschaft. 1895. Bd. XXVII, S. 705.

Menschliche, aus Mammuthszahn geschnitzte, der Länge nach durchbohrte Figur von ca. 22—23 cm Länge, die von Prof. Maskowky über dem Löss in einer Tiefe von 4 m in Brünn, zusammen mit einem menschlichen Schädel, zahlreichen Mammuths- und Rhinocerosknochen, sowie vielen Dentalien und Artefakten gefunden wurde. Der 7 cm hohe und 5 cm breite Kopf, den Schaaffhausen s. Zeit für die „typische Bildung des

Menschen der damaligen Zeit" erklärte und in dem er eine sehr grosse Ähnlichkeit mit einem früher im Löss des roten Berges bei Brünn gefundenen Schädel herausfand, zeigt niedrige Stirn, starke Augenbrauenwülste, breite Nasenwurzel, langes Kinn und ungleich hoch angebrachte Ohrmuscheln; Nase, Mund und Hals fehlen. Der nackte Rumpf besitzt stark hervortretende Brustwarzen, Nabel und Glans penis. Füsse waren nicht vorhanden, dagegen der linke Arm von der Achsel bis zum Handgelenk.

Dr. Buschan-Stettin.

δ. Schweiz.

294. E. Egli: Die christlichen Inschriften der Schweiz vom 4. bis 9. Jahrhundert. Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich. Bd. XXIV. Heft 1. Mit 4 Tafeln.

Mit grossem Fleisse hat der Verf. der „Kirchengeschichte der Schweiz bis auf Karl den Grossen" (Zürich 1893) die frühchristlichen Inschriften seines Heimatlandes gesammelt und ediert. In einem 1. Teil erscheinen Inschriften der römischen und merowingischen Zeit. Zunächst kommt eine 377 n. Chr. datierte Inschrift des Präses Pontius Asclepiodotus mit dem Monogramm Christi, die sich gegenwärtig noch in Sion befindet. Dann folgen Inschriften von Sierre und von St. Maurice, in dessen Nähe das Kloster Agaunum stand, von dessen erstem Abt Hymnemodus eine Grabschrift vorhanden war, die 516 n. Chr. datiert gewesen. Mehrere Inschriften stammen aus Genève, sind aber nicht mehr vollzählig erhalten. Eine im Museum Genf befindliche Bau-Inschrift nennt den bekannten Burgundionen-König Gundobad (ca. 500). Einige Thonlampen in demselben Museum weisen zwar nicht christliche Inschriften, wohl aber christliche Zeichen auf, wie das Bild des Fisches, das monogrammatische Kreuz etc. Aus Lausanne stammte die im Original verlorene Grabschrift des Bischofs Marius von Aventicum (574—594). Auf burgundischen Gürtelschnallen von Vaudallaz, Daillens u. a. O. ist Daniel in der Löwengrube dargestellt, und die Inschriften geben neben der Erklärung der Bilder auch die Namen der Besitzer. Ringe mit Monogrammen sind an verschiedenen Orten der Schweiz gefunden worden. Mehrere Grabschriften lieferte das frühgermanische Gräberfeld von Kaiseraugst, das unfern der römischen Augusta Rauracorum nahe am Rhein entdeckt wurde. Von Chur stammt eine Grabschrift des Bischofs Valentinian, datiert 548 n. Chr., die nach Gons im Kt. St. Gallen verschleppt wurde und nur noch in einem Fragment erhalten ist.

Die zweite Abteilung der Arbeit von Prof. Egli enthält Inschriften aus karolingischer Zeit. Da erscheint zunächst die Aufschrift eines Reliquiars des Bischofs Altheus von Sitten (Wallis), dann die Grabschrift eines Genfer Bischofs um 877, ferner die Grabschrift der Landoalda, dann diejenige der Nonne Eufraxio in Yverdon; sodann folgen Grabschriften von Lausanner

Bischöfen des 9. Jahrhunderts, eine Weihinschrift zu Ehren des h. Martin aus Windisch (Vindonissa), und den Beschluss machen eine Anzahl Inschriften aus St. Gallen, wie sie besonders aus den Neubauten der Äbte Grimold (843—872) und Hartmut (872 bis nach 895) bekannt wurden.

J. Heierli-Zürich.

ε. Egypten.

295. G. Schweinfurth: Über anscheinend unzulässige Methoden der Ausgrabungen in Ägypten. Verh. der Berl. anthropol. Gesellschaft, 1895. XXVII, S. 363.

Schweinfurth hat zu rügen, dass Flinders Petrie bei seinen letzten grossen Ausgrabungen, über welche er in der „Academy“ (20. April) und „Times“ (18. April) berichtet, nicht die Möglichkeit des Falles berücksichtigt habe, dass es sich um eine Bestattungsart mit sekundärer Beisetzung der Reste handele. Demgemäss seien auch seine Schlussfolgerungen unzuverlässig.

Dr. A. Götze-Berlin.

ζ. Griechenland.

296. E. Deschamps: Les menhirs percés de l'île de Chypre. L'Anthropologie. 1896. Band VII, S. 46.

Auf der Insel Cypern findet man eine grosse Anzahl (mehr als 50) durchbohrter Menhirs. Diese Steine haben für gewöhnlich mehr als zwei Meter Höhe über der Erde, manchmal nicht weniger als ein Meter Dicke. Das Loch ist unregelmässig und länglich viereckig; manchmal geht es nicht durch die ganze Dicke des Steins hindurch, jedoch ist der Stein meistens ganz durchbohrt. Diese eigentümlichen Menhirs liegen in 2 Hauptgruppen von je 34 und 14 Stück in der Nähe der Ruinen zweier Tempel der Aphrodite. Verf. vermutet, dass sie ein Zeichen der Fruchtbarkeit darstellen, das die Merkmale beider Geschlechter in sich vereinigen soll. Erst lange nach ihrer Errichtung durch ein noch ganz unbekanntes Volk hätten die Griechen der erwähnten Aphrodite Tempel gebaut. Mehrere dieser Menhirs sind auch später zur Unterstützung verschiedener Gebäude benutzt worden, welcher Umstand zu der überraschenden Ansicht Anlass gegeben hat, dass man in ihnen einen Teil der mechanischen Einrichtung von Mühlen oder Ölpressen erblicken sollte. Verfassers Ansicht erscheint uns viel besser begründet; denn heute noch werden einige dieser Menhirs unter dem Namen Aghia Trypiméni (durchlöcherte Heiligtümer) von Frauen, die fruchtbar zu werden wünschen, angebetet.

Dr. L. Laloy-Paris.

C. Tagesgeschichte.

Athen. Am 28. Februar d. J. starb zu Athen in seinem 87. Lebensjahre der Generalarzt a. D. der griechischen Armee Dr. Bernhard Ornstein, ein geborener Braunschweiger. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit anthropologischen und ethnologischen Studien und blieb bis in sein hohes Alter hinein schriftstellerisch recht produktiv. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, seine Mithilfe am Centralblatte für Anthropologie, die er uns mit grosser Bereitwilligkeit zugesagt hatte, zu bethätigen.

Berlin. Geheimrat Prof. Dr. Bastian, Direktor des Museums für Völkerkunde, hat einen einjährigen Urlaub erhalten und eine Reise nach Indien angetreten. — Am 26. Juni begeht der grosse Ethnograph und Ethnologe die Feier seines 70. Geburtstages.

Budapest. Die Universität hat in ihrer aus Anlass des Milleniums am 13. Mai abgehaltenen Festsitzung u. a. Prof. R. Virchow in Berlin und Prof. Retzius in Stockholm zu Ehrendoktoren der Medizin ernannt.

Genf. Vom 24. bis 29. August d. J. findet in Genf der 4. Congrès d'anthropologie criminelle statt. Derselbe hat sich zum Studium die Kriminalität beim Menschen in ihrer Beziehung zur Biologie und Sociologie gesetzt. — Bei dem Organisationskomitee, dem als Präsident Dr. Paul Ladame, als Vizepräsident Prof. Alfred Gautier und als Sekretair Direktor Maurice Bedot angehören, wurden bis Mitte Februar 53 Vorträge angemeldet, von denen wir nur folgende anführen wollen:

Prof. B. Alimena (Neapel), Relation entre la prédisposition héréditaire et le milieu domestique pour la provocation du penchant criminel.

A. Bertillon (Paris), Résultats obtenus par l'anthropométrie au point de vue de la criminalité, quelles sont les lacunes à combler.

Prof. Dallemagne (Brüssel); Dégénérescence et criminalité.

Abbé de Baets (Gent), Influences anthropologiques en matière de capacité et de responsabilité civiles.

Fr. Galton (London), Empreintes digitales.

Prof. Dr. Lacassagne (Lyon), L'enseignement de l'anthropologie criminelle.

Prof. Lombroso (Turin), Histoire des progrès de l'anthropologie et de la sociologie criminelles depuis 1890.

Prof. Dr. Morselli (Genua), Faits positifs démontrant le criminel-né.

Prof. van Hamel (Amsterdam): L'anarchisme et le combat contre l'anarchisme au point de vue de l'anthropologie criminelle.

Zur Teilnahme berechtigt ein Beitrag von 20 Francs. Man erhält dafür ausserdem noch den Band der Sitzungsberichte. Beitrittserklärungen sind zu richten an M. M. Bedot, Musée d'histoire naturelle à Genève.

Moskau. Am 4. April verstarb in Moskau Prof. Dr. Anatol Bogdanow, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Anthropologie und Prähistorie und Präsident der Gesellsch. d. Freunde der Naturw. etc.

München. Der vom 4. bis 7. August d. J. in München tagende III. Internationale Kongress für Psychologie verspricht in wissenschaftlicher Beziehung viel Genüsse. Dem uns vorliegenden Programme zufolge wurden bis zum 15. April bereits über 150 Vorträge angemeldet, die hochinteressante Themata aus den verschiedensten Gebieten der Psychologie und ihr verwandten Disziplinen behandeln. Wir beschränken uns darauf, aus dem überaus reichhaltigen Programm die unseren Lesern am nächsten liegenden Themata hier anzuführen:

Dr. Buschan (Stettin), Wieweit gestatten die vorgeschichtlichen Funde einen Rückschluss auf die Psychologie der Steinzeitmenschen?

Dr. J. B. Crocq (Bruxelles), L'hérédité dans la psycho-pathologie.

Prof. Dr. L. Edinger (Frankfurt a. M.), Kann die Psychologie aus dem heutigen Stande der Hirnanatomie Nutzen ziehen?

Dr. Max Friedmann (Mannheim), Über die Entwickelung des Urteils bei Natur-Völkern.

Dr. Hermann Gutzmann (Berlin), Die Sprache des Kindes und der Naturvölker.

Prof. Dr. Franz von Liszt (Halle a. S.), Die kriminelle Zurechnungsfähigkeit.

Dr. Theod. Kaes (Hamburg), Über den Markfasergehalt der Hirnrinde bei einer zweijährigen Mikrocephalin und bei einem 40jährigen makrocephalischen Idioten. Mit Demonstration einer grösseren Anzahl von Zeichnungen.

Dr. H. Kurella (Brieg): Neuere Ergebnisse zur Anthropologie der Verbrecher.

Frederic W. H. Myers (Cambridge): The Psychology of Genius.

Dr. Paul Näcke (Hubertusburg): Über Kriminalpsychologie.

Hofrat, Prof. Dr. W. Preyer (Wiesbaden); Die Psychologie des Kindes.

Derselbe: Das Protoplasma als Grundlage des Seelenlebens.

Dr. Ernst Rehm (München): Die Hirnrinde des Menschen.

Prof. Dr. G. Sergi (Rom): Dove è la sede delle emozioni?

Dr. Edward Westermarck (Helsingfors): Ethik und Völkerpsychologie.

Die Eröffnung des Kongresses findet statt am Dienstag den 4. August 1896, Vormittags 10 Uhr in der grossen Aula der kgl. Universität (Ludwigstrasse 17). Im Allerhöchsten Auftrage wird Se. kgl. Hoheit Dr. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern der Eröffnung des Kongresses beiwohnen und den Prinz-Regenten vertreten.

Zur Teilnahme an den Sitzungen sind eingeladen Gelehrte und gebildete Personen, welche für die Förderung der Psychologie und für die Pflege persönlicher Beziehungen unter den Psychologen verschiedener Nationen Interesse hegen. Weibliche Mitglieder des Kongresses geniessen dieselben Rechte, wie die männlichen.

Die Beiträge (= 15 Mark) sind zu senden an den Kassierer, Herrn Sekretär Retter, Adalbertstrasse 6, III, oder an die Verlagsbuchhandlung Lehmann, München, Landwehrstr. 71. Als Quittung gilt die Mitglieds-Karte.

Die Dauer der Vorträge in den Sektionssitzungen ist auf 20 Minuten bemessen, für die Vorträge in den allgemeinen Sitzungen auf 30 Minuten.

An geselligen Veranstaltungen sind u. a. ein Festabend im alten Rathaussaal, Vorstellung im Residenztheater, Gartenfest und ein Ausflug an den Starnberger See in Aussicht genommen.

Paris. Am 22. Februar d. J. verstarb im Alter von 52 Jahren Dr. Abel Hovelacque, Professor und Direktor der École d'anthropologie de Paris, ein sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, als auch wegen seines uneigennützigen Charakters hochgeschätzter Linguist und Anthropologe. — Zugleich hat die medizinische Fakultät den Verlust des Anatomen Prof. Dr. Sappey zu beklagen.

Prag. Das neue Cechoslavische, ethnographische Museum in Prag wurde am 15. Mai 1896 feierlich eröffnet. Dasselbe ist provisorisch in den vom Herrn Grafen Sylva-Taroucca in munifizenter Weise auf eine Reihe von Jahren überwiesenen Festräumlichkeiten des im schönsten Barokstyl erbauten Nostizschen Palais (Prag, Graben Nr. 12) untergebracht. Da nur ein Teil (etwa die Hälfte) der zumeist durch Schenkungen (zum kleineren Teil durch Kauf) aus den Objekten der vorjährigen Ausstellung erworbenen Sammlungen wegen Raummangel ausgestellt werden konnte, musste der Rest vorderhand deponiert werden: Ein Saal ist Modellen volkstümlicher Bauten, ein Saal Möbeln und Hausgeräten, ein Saal keramischen Objekten (besonders reich!), drei weitere Säle Volkstrachten und Volksstickereien gewidmet. Eine wesentliche Ergänzung des Museums bildet das Ausstellungsdorf, das weiterhin erhalten werden soll. Übrigens wird für weitere Räumlichkeiten gesorgt und auf die Errichtung eines eigenen Museumsgebäudes hingearbeitet. Das Museum wird durch einen Museumsrat geleitet. Mit der Verwaltung ist der Univ.-Dozent Dr. L. Niederle (Prag, Graben 12, Ethnogr. Mus.) betraut worden, der die Einrichtung durchführte und auch stets bereit ist, fremden Gästen schriftlich wie mündlich alle nötigen Auskünfte zu erteilen. Den Grund des Verwaltungsvermögens bildet der Reinertrag der Ausstellung. Der deutsche Katalog befindet sich im Drucke. Das Museum ist Mittwoch und Samstag unentgeltlich, an den andern Tagen gegen Eintrittsgeld zugänglich, fremden Gästen jederzeit gegen Anmeldung bei der Verwaltung.

Smyrna. Am 12. April verstarb der Geheime Regierungsrath Karl Humann, bekannt durch seine Ausgrabungen des alten Pergamos, Magnesia und Troas. Er erreichte ein Alter von 57 Jahren.

Speier. Die diesjährige Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft findet vom 3. bis 6. August d. J. in Speier statt. An Vorträgen sind bis jetzt angemeldet:

Prof. Dr. Harster und Studienrektor Dr. Ohlenschlager: Über die prähistorischen Verhältnisse der Rheinpfalz.

Dr. Mehlis: Über spätrömische Befestigungen im Haardtgebirge.

Prof. J. Ranke: Über eine moderne Zwergrasse.

Prof. R. Virchow: Über einige Punkte der Kriminalanthropologie.

Prof. Waldeyer: Bemerkungen zur Anatomie des Beckens mit besonderer Berücksichtigung der Rassenanatomie.

Stettin. Die Société d'anthropologie de Paris hat Dr. Buschan eine silberne Medaille (Prix Godard) mit Rücksicht auf seine „Vorgeschichtliche Botanik der Kultur- und Nutzpflanzen der alten Welt" zuerkannt.

— Auf der Insel Panay im Bisayerarchipel verstarb am 15. Januar d. Jahres im Alter von 44 Jahren Dr. Alex. Schadenberg (von Geburt Schlesier, von Beruf Apotheker). Seine Studien „über die Negritos" erregten seiner Zeit (1880) Aufsehen, aber auch verschiedentlich Widerspruch. Er war Ethnograph, Linguist und Botaniker zugleich.

Zürich. In Olten konstituierte sich am 3. Mai d. J. eine „Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde" unter dem Vorstande von Dr. Hoffmann-Zürich, Dr. Stückelberg-Zürich, Prof. Meyer von Knonau-Zürich, Prof. Muret-Bern und Dr. Staub-Zürich. Die Thätigkeit der Gesellschaft soll sich laut ihrem Programm erstrecken auf: 1. Anthropologische Beobachtungen und Statistiken, 2. Siedelungs-, Wohn- und Nahrungsverhältnisse, 3. Trachten, 4. Hausindustrie und volkstümliches Kunstgewerbe, 5. Sitten, Gebräuche und Feste, 6. Spiele, 7. Musik und Tanz, 8. Volksmeinungen und Volksglauben, 9. Volksthümliche Rechts-Altertümer, 10. Volksdichtung, 11. Ortsneckereien, 12. Redensarten, 13. Namen, bezw. Übernamen von Menschen, Tieren, Pflanzen etc., 14. Sachlich geordnete lexikalische Zusammenstellungen verschiedener Art.

D. Bibliographische Übersicht.

Laufende Litteratur des Jahres 1896.

1. Zeitschriften.

(Inhalt nur soweit angeführt, als es der Richtung des Centralblattes entspricht.)

Americ. Journ. of insanity. Bd. LII. April. — G. Boody, On the study of the palate. Neff, Some cases showing possible psychical signs of degeneration. Dana, Deformity and paralysis of the uvula as a stigma of degeneration.

Archaeologiai Ertesitö. Bd. XVI, Nr. 2. F. Sandorfi, Funde zu Szomolánny. L. Kárász, Goldfund aus der Zeit der Völkerwanderung. A. Száraz, Grab zu Salamon. A. de Jóso, Fund aus dem Bronzealter zu Kemecse. M. Wosinsky, Funde zu Regöl.

Bullett. di Paletn. ital. Bd. XXII, Nr. 1—3. Colini, Martelli litici con foro rinvenuti in Italia. Taramelli, Sepoltura neolitica a Mosio. Patroni, La fibula nella necropoli del Fusco.

Globus. Bd. LXIX, Nr. 12. G. Radde, Besuch auf Buton und Süd-Celebes (Schluss). W. v. Bülow, Das ungeschriebene Gesetz der Samoaner. M. Przyborski, Totengebräuche beim rumänischen Landvolke in Südungarn. — Nr. 13. R. Hansen, Die Bauernhäuser in Schleswig. — Krahmer; Über jukagirische Briefe. — Nr. 14. E. Sartori, Die Sitte der Namenänderung. P. v. Stenin, Die Kirgisen des Kreises Saissansk im Gebiete von Ssemiplatinsk. — Nr. 16. C. Hahn, Kaukasische Dorfanlagen und Haustypen, I. Kellen, Neue Beiträge zur elsässischen Volkskunde. G. v. Buchwald, Atebar und Uhu im germanischen Elementargedanken, I. — Nr. 17. C. Hahn, II (Fortsetzung). G. v. Buchwald, II (Fortsetzung). H. Seidel, Ethnographisches aus Nordost-Kamerun. — No. 19. K. Moser, Einst bewohnte Felshöhlen des Karstes im österreichischen Litorale.

Internat. Archiv f. Ethnologie. Bd. IX, Nr. 1. Sapper, Altertümer aus der Republik San Salvador. Krauss, Zwei moslimische Gusbarenlieder. Schmeltz, Antike südamerikanische Keulen, ein altertümliches Signalinstrument etc. — Nr. 2, L. Roth, Alleged native writing in Borneo. Schadae, Beiträge zur Kenntnis der Ethnographie von Westborneo.

Mitteil. aus deutschen Schutzgebieten. Bd. IX, H. 1. v. Kalben, Über die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen bei Bukoba.

Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie de Paris. Bd. VI, Nr. 1. G. de Mortillet, La foi et la raison dans l'étude des sciences. M. Imbert, Le Dieu gaulois de Chasseron. Collineau, L'île de Seins. — Nr. 2. F. Schrader, Echanges d'activité entre la terre et l'homme. H. Galiment, Les divinités à attitude orientale. Ab. Hovelacque, La taille dans un canton ligure. L. Manouvrier, Nouvelle mutilation crânienne néolithique, le T sincipital. — Nr. 3. Nécrologe à Abel Hovelacque. G. Papillault, La suture métopique et ses rapports avec la morphologie générale du crâne. F. Daleau, Hameçons en bois employés près de Bordeaux. — Nr. 4. G. Hervé, L'ethnologie des populations françaises. F. Poly, Les pierres percées de la Haute-Savoie. — Nr. 5. Ch. Letourneau, Passé, présent et avenir de l'éducation. G. Romain, L'atelier de tranchets de la Coudraie.

The American Antiquarian. Nr. 1. Peet, History and Architecture of the Tusayans. Wickersham, Pueblos on the Northwest Coast. H. Hale, The Schuylkill Gun and its indian Motto. Haynes, Paleolithic implements in Africa and Burmah. W. Fewkes, A prehistoric shell heap on Prince Edward Island. Gatschet, The Whip-poor-will as named in American Languages. Teall, The house of the Kumuque. Putnam, Symbolic Carvings of the Moundbuilders. Moorehead, The Hopewell Find.

The American Anthropologist. Februar. H. Mathews, Australian Ground and Tree Drawings. Washington Mathews, A Vigil of the Gods, Navajo Ceremony. — März. Powell, Seven venerable ghosts. Mc Gees, Expedition to Papaguerie and Seriland.

The Scottish Geogr. Magazine. Nr. 4. Aprilheft. The Shotts of Algeria and Tunis.

Verhandl. der Berliner anthrop. Gesellschaft. Bd. XXVIII, H. 1. Fromm, Haarmensch Ram-a-Sama. M. Lehmann-Filhés, Isländische Gräber aus der Vorzeit; zwei isländische Handschuhe. Staudinger, Medizinisches aus Afrika. Joest, Plagiat inbezug auf spanische Stiergefechte. Bartels, Die Koma- und Bodscha-Gebräuche der Bawenda in Nord-Transvaal. Fr. Nötling, Das Tanyet, eine merkwürdige Waffe der Birmaner. Nötling, Birmanisches Maass und Gewicht. S. Ehrenreich, Reise durch die iberische Halbinsel.

Verhdl. der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin. Nr. 3. Seler, Reise in Mexiko.

Zeitschrift f. Ethnologie. Bd. XXVIII, H. 1. P. Reinecke, Die skytischen Altertümer im mittleren Europa. Ph. J. J. Valentini, Das Geschichtliche in den mythischen Städten „Tulan“.

2. Einzelne Abhandlungen bezw. Werke.

a. Anthropologie.

O. Ammon. Der Abänderungsspielraum. Ein Beitrag zur Theorie der natürl. Auslese. Berlin, F. Dümmler.

E. Bleuler. Der geborene Verbrecher. München, J. F. Lehmann.

G. Buschan. Die Frauen und das medizinische Studium. Ärztl. Vereinsbl. f. Deutschland. Nr. 319.

P. Celesia. Ricerche sperimentali sulla eredità progressiva. Neo-Lamarckismo e Neo-Darwinismo etc. Atti de Soc. ligur. di sc. nat. et geogr. Bd. VII. Nr. 1, S. 3.

L. Chalumeau. Influence de la taille humaine sur la formation des classes sociales. Genève.

Ch. Debierre. La signification morphologique de l'os anormal du crâne humain appelé os interpariétal, os épactal. Arch. des sciences méd. Bd. 1, Nr. 1, S. 35.

E. Dubois. Näheres über den Pithecanthropus erectus als menschenähnliche Übergangsform. Internat. Monatsschrift für Anat. und Phys. Bd. XIII, H. 1.

E. Dubois. Pithecanthropus erectus, eine Stammform des Menschen. Anatom. Anzeiger Bd. XII Nr. 1.

J. Vilh. Hultkrantz. Om svenskarnes Kroppslängd. Ett bidrag till Sveriges antropologi. Ymer, H. 1.

Knauer. Zum Kapitel Vererbung. Deutsch. med. Wochenschr. Bd. XXII Nr. 12, S. 189.

V. de Lapouge. Les sélections sociales. Paris.

Rodolfo Livi. Antropometria militare. Risultati ottenutti dallo spoglio dei fogli sanitarii dei militari delle classe 1859—1863 eseguito dell' ispettorato di sanità militare. Parte 1. Dati antropologici ed etnologici. Roma, Giorn. med. d'Exerc. milit.

F. Maltese. Il problema morale. Vittoria (Sicilia), Velardi & Figlio.

G. Marina. Ricerche antropologiche ad etnografiche sui ragazzi. Torino.

J. Mies. Die Schädel in der Grossherzoglichen anatomischen Anstalt zu Heidelberg. Aus: Die anthropologische Sammlung Deutschlands, Nr. IX. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.

A. P. Pawlow. Zur Lehre von der Grösse und Form des Beckens. Das Becken der Polin. (Russ.) Shurn akuscherst shensk. bolesn. 1895/96. Nr. 6.

W. Z. Ripley. Ethnic influences in vital statistics. Quaterly Public. of the American Statistical Society. Nr. 5, Nr. 33. März.

R. Schellwien. Der Darwinismus und seine Stellung in der Entwickelung der wissenschaftlichen Erkenntnis. Leipzig, A. Jansen.

C. Schmid-Monnard. Beobachtungen über die körperliche und gesundheitliche Entwicklung der Schulkinder. Deutsche Ärzte-Zeitung. Nr. 6 u. 9.

E. Selenka. Die Rassen und der Zahnwechsel des Orang-Utan. Akad. Schrift. Berlin.

S. Sergi. Sulla nuova teoria delle emozioni. Rivista di Sociologia. S. 23.

Sernoff. Die Lehre Lombroso's und ihre anatomischen Grundlagen im Lichte moderner Forschung. Deutsch v. R. Weinberg. Leipzig, E. Besold.

G. Tornier. Über Hyperdaktylie- und Regenerationsexperimente und über eine neue Vererbungstheorie. Stzber. d. Ges. naturf. Frd. z. Berlin Nr. 2. S. 24.

Fr. Warner. Mental and physical conditions among 50000 children seen 1892—1894 and the methods of studying recorded observations, with special reference to the determination of the causes of mental dulness and other defects. Journ. of the Roy. statist. Society. Bd. LIX. März.

G. Wolff. Der gegenwärtige Stand des Darwinismus. Leipzig, W. Engelmann.

Gregg Wilson. Hereditary polydactylism. Journ. of anat. and. phys. Bd. XXX. April.

b. Ethnologie und Ethnographie.

J. B. Ambrosetti. Costumbres y superstitiones en los valles Calchaquies (provincia de Salta). Buenos Aires.

A. Bastian. Denkschöpfung umgebender Welt aus kosmogonischen Vorstellungen in Kultur und Unkultur. Berlin, F. Dümmler.

P. C. J. van Brero. Einiges über die Geisteskrankheiten der Bevölkerung des malaiischen Archipels. Beiträge zur vergleichenden Rassenpsychopathologie. Allg. Zeitschrift f. Psych. v. Lähr. Bd. LIII. S. 25.

F. Burnett. L'influence de pays et de la race dans l'étiologie du trachome. Annales d'oculist. März.

Chibert. Rapport de géographie ophtalmologique sur le trachome. Gaz. hebdom. Bd. XLIII, Nr. 43.

S. Drzaźdźyński. Die slavischen Ortsnamen Schlesiens. Teil I. Kreis Leobschütz. Programm. Leobschütz.

Otto Hermann. Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns, mit besonderer Berücksichtigung der Urbeschäftigungen. Wien, A. Hölder.

Richard Löwe. Die Reste der Germanen am schwarzen Meere. Eine ethnol. Untersuchung. Halle, M. Niemeyer.

Aug. Meitzen. Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Berlin, Besser.

M. Murko, R. Meringer und F. Heger. Drei Vorträge über die ethnographische Ausstellung in Prag 1895. Wien, A. Hölder.

Ph. Paulitschke. Ethnographie Nordost-Afrikas. Die geistige Kultur der Danâkil, Galla und Somâl. Berlin, D. Reimer.

R. Steinmetz. Endokannibalismus. Wien. A. Hölder.

c. Urgeschichte.

A. Baudon. Dernières découvertes dans le canton de Mouy, Beauvais, Mém. de la Soc. académique Oise.

Adf. Brinkmann. Die Burganlagen bei Zeitz in tausendjähriger Entwickelung. Programm. Halle, O. Hendel.

M. v. Chlingensperg auf Berg. Die römischen Brandgräber bei Reichenhall in Oberbayern. 22 Tafeln, 1 Karte, 2 Ansichten. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.

R. Eins. Das Rudern bei den Alten. Gymnas. Programm. Danzig.

Rob. Engelhard. Das Steingrab zu Thuine, nebst Beiträgen zu den prähistor. Altertümern des Kreises Lingen (Prov. Hannover), Progr. Lingen, R. van Acken.

O. Guelliot. Note sur des ossements préhistoriques trouvés à Reims. Union méd. du Nord-Est. April 15.

Th. Habert. Ville de Reims, Musée préhistorique. Dons à la ville et fouilles archéologiques. Troyes.

Cl. Moore. Certain sand mounds of Florida. Science, Bd. III, Nr. 58.

Zschiesche. Heidnische Kultusstätten in Thüringen. Separatabdruck aus den Jahrb. der Königl. Akademie gemeinnützig. Wissenschaft zu Erfurt. N. F. Heft XXII.

Um Einsendung von Separatabdrücken, Abhandlungen etc. an den Herausgeber wird gebeten.

Einsendungen für die Redaktion sind zu richten an den Herausgeber Dr. Buschan, Stettin, Moltkestrasse 8.

Druck von Grass, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

Centralblatt

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben von Dr. phil. et med. G. Buschan.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

1. Jahrgang. Heft 4. 1896.

Originalarbeit.

Über die Körperlänge der schwedischen Wehrpflichtigen.

Von J. Vilh. Hultkrantz, Stockholm.

Sämtliche Angaben über die Körperlänge der Schweden, die man in der Litteratur vorfindet, erscheinen nicht besonders zuverlässig, da sie zum Teil auf einer sehr beschränkten Anzahl Messungen beruhen, zum Teil sich auch nur auf schwedische Emigranten beziehen. Es dürften daher die folgenden Untersuchungen nicht ganz ohne Wert sein.

Das Material, das mir zu Gebote stand, waren die offiziellen Berichte über die Aushebungen der Wehrpflichtigen in Schweden aus den Jahren 1887—94. In diesen wird die Körperlänge in Centimetern angegeben; nur die wenigen Zahlen unterhalb 1,50 und oberhalb 1,90 werden unter je einer Rubrik zusammen aufgeführt Die Berichte umfassen sowohl die zum Militärdienst Tauglichen, wie die wegen Gebrechen und anderer Ursachen davon Befreiten, zusammen nicht weniger als 232367 21jährige Schweden.*) In dieser Zahl sind aber die in der angeworbenen und Indelta**)-Truppe angestellten 21jährigen Soldaten nicht mitinbegriffen: sie machen etwa 5 % der obigen Zahl aus, und ihre Mittellänge ist aus militärstatistischen Berichten her bekannt. — Die relativ kleine Anzahl 21jähriger Marinesoldaten konnte dagegen nicht berücksichtigt werden, da mir keine Statistik über dieselben zugänglich war. Die Nomaden-Lappen (0,14 % der ganzen Einwohnerzahl Schwedens) ferner sind nicht dienstpflichtig. Die Einwohner der Insel Gotland (kaum 1 % der ganzen Nation) wurden bis 1893 schon in

*) D. h. Leute, die im laufenden Kalenderjahre 21 Jahr werden; ihr Alter schwankt zwischen 20 Jahr 2 Monate und 21 Jahr 2 Monate, ist also durchschnittlich 20 Jahr 8 Monate.

**) D. h. gegen Sold und ein Landgut zum Kriegsdienst Verpflichteten. Die Redaktion.

ihrem 19. Jahre wehrpflichtig; nur eine geringe Anzahl 21 jähriger aus dieser Provinz sind deswegen in der obigen Zahl inbegriffen. Mit diesen Ausnahmen umfasst das Material sämtliche Elemente der Nation ziemlich gleichmässig; es dürfte auch hinreichend gross erscheinen, um korrekte Resultate zu liefern.

Die genauen Angaben über die Beschaffenheit des Materials halte ich für notwendig, um eine Vergleichung mit den Zahlen anderer Autoren zu ermöglichen. Die Tabellen der anthropologischen Handbücher sind fast immer trügerisch, da die Einzelziffern oft von dem ungleichartigsten Materiale her gewonnen sind. Nur eine genaue Kenntnis des Beobachtungsmaterials kann den Zahlen ihren rechten Wert verleihen.

Die mittlere Länge der bei den Musterungen Anwesenden betrug 1,6933 m. Von diesen standen nur 2,2 % hinter dem vorgeschriebenen Maasse (1,57) zurück; 5,3 % waren übergross (1,80 und darüber).

Klein (unterhalb 1,62) waren . . . 10,4 %,
mittelgross (1,62 bis 1,70) . . . . 40,0 %,
gross (1,70 und darüber) . . . . . 49,6 %.

Die Mittellänge der angeworbenen und Indelta-Soldaten belief sich im Jahre 1890 auf 1,727 m. Werden die 21 jährigen von diesen mitberechnet, dann beträgt die durchschnittliche mittlere Körperlänge der 21jährigen Schweden 1,6951 m.

Um einen Vergleich mit anderen Ziffern zu erleichtern, will ich noch anführen, dass die zum Militärdienst als tauglich befundenen 21 jährigen (79,8 % der ganzen Zahl) eine durchschnittliche Länge von 1,6999 hatten; 7,6 % davon waren klein, 51,6 % gross (darunter 5,4 % übergross). Die Mittellänge der tauglichen Wehrpflichtigen und der 21 jährigen Soldaten zusammen beträgt 1,7015 m.

Soweit ich aus der mir zugänglichen Litteratur ersehen kann, übertrifft keine europäische Nation (vielleicht mit Ausnahme der Bosnier?) die schwedische an Körperlänge; möglicherweise erreicht sogar auch keine dieselbe. Auf eine detaillierte Vergleichung einzugehen ist hier nicht der Platz. Nur die Durchschnittslänge unseres Nachbarvolkes, der Norweger, möge hier Berücksichtigung finden. Nach den neuesten Untersuchungen von C. Arbó*) betrug dieselbe im Jahre 1893 1,698 m. Diese Zahl stammt aber von Messungen an den zum Militärdienst als tauglich befundenen 22—23jährigen Wehrpflichtigen her.

Vom Jahre 1887 bis 1894 hat sich die mittlere Körperlänge der Schweden um ungefähr 0,5 cm vergrössert. Ähnliche Beobachtungen

*) Norsk Magazin for Laegevidenskaben. 1895, S. 497.

hatte Arbó bereits früher zu verzeichnen, sowohl betreffs der Schweden wie der Norweger.

Die graphische Darstellung der Körperlänge in Schweden zeigt eine ziemlich symmetrische, aber etwas flache Kurve mit dem höchsten Gipfel (Frequenzmaximum) bei 1,70, entsprechend 7 %. Schwache Andeutungen zu relativen Frequenzmaxima findet man bei 1,65 bis 1,68 und bei 1,72.

In den verschiedenen Militärbezirken Schwedens (31 an der Zahl) variirt die durchschnittliche Körperlänge etwas, doch nicht sonderlich stark. Der grösste Unterschied beläuft sich auf etwa 2,5 cm; die Prozentzahlen der grossen wechseln zwischen 43,9 und 61,1, die der kleinen zwischen 13,8 und 5,5. — Die grösste Körperlänge finden wir in der südlichen Hälfte von Norrland (in den Landschaften Semiland, Herjedalen, Ångermanland, Medelpad, Helsingland und Gestrikland) wie auch in Stockholm und Gothenburg mit ihren nächsten Umgebungen. Am kleinsten ist die Körperlänge einerseits in den zwei nördlichsten Landschaften Schwedens (Lappland und Vesterbotten), andererseits im südlichsten und südöstlichen Schweden (in Schonen, Bleking, Öland, Småland und Östergötland), endlich auch in der Landschaft Vestmanland, in der Mitte Schwedens nördlich vom Mälarsee. Unter den relativ Grossen wären noch die Einwohner Gotlands, unter den Kleineren die Dalekarlier zu nennen.

In den klimatischen und anderen äusseren Verhältnissen wird man eine hinreichende Erklärung für solche Verschiedenheiten vergeblich suchen. Dass die kleine Körperlänge im nördlichsten Schweden in einer Mischung mit Lappen und vielleicht noch mehr mit Finnen ihre Erklärung findet, scheint mir unzweifelhaft. Auch andere Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Bezirken sind vielleicht auf (prähistorische) Rassenmischungen zurückzuführen. Dafür sprechen auch Andeutungen von zwei Gipfeln u. dgl. in den Kurven von etlichen Bezirken.

Noch nicht abgeschlossene Detailuntersuchungen in einigen Bezirken haben mir gezeigt, dass, wie es auch zu erwarten stand, weit grössere Unterschiede sowohl in der Körperlänge als auch in anderen somatisch-anthropologischen Merkmalen (Haarfarbe, Kopfform u. dgl.) zwischen den einzelnen Kirchspielen und Gauen bestehen, als zwischen den grösseren Bezirken. Hoffentlich werden weitere Untersuchungen dieser Art neue und wichtige Beiträge zu der somatischen Anthropologie Schwedens bringen können.

B. Referate.

I. Anthropologie.

a. Allgemeines, Methoden, Mensch in der Natur etc.

297. G. Corrado: Intorno ad un cranio cefalo-metrografo. Atti dell' XI. Congr. med. intern. Vol. V. Medicine legale S. 59. Roma, 1895.

Der von dem Verf. erfundene Schädelmessapparat zeigt ein ähnliches Aussehen, wie Antelme's Cephalometer. Er besteht zunächst aus einem messingenen graduierten Kreisbogen, der sich mittelst besonderer Vorrichtungen sowohl am lebenden (mittelst Nackenstütze und eines Stückchen Holz, das zwischen die Zähne zu liegen kommt), als auch am skelettierten Schädel (auf einem Schädelhalter) in jeder beliebigen Horizontalebene des Schädels leicht befestigen lässt. Um die Achse dieses Kreisbogens ist ein 5—6 mm dicker, ebenfalls aus Messing hergestellter und graduierter Halbkreis (mit 34 cm Innendurchmesser) beweglich, der über dem Kopf zu stehen kommt und in jeder Stellung (Winkel zum horizontalen Kreisbogen) fixiert werden kann. Dieser Halbkreis ist von 5 zu 5 cm in der Richtung seiner Radien durchbohrt und trägt in diesen Löchern verstellbare Stifte, die behufs Bestimmung der Schädelkurven (sagittal und frontal) bis zur Kopfoberfläche vorgesteckt werden und nach Abnahme des Halbkreisbogens — was dadurch erleichtert wird, dass derselbe aus 2 zusammensetzbaren Hälften besteht — ein Abzeichnen der Schädelkurve (resp. mehrerer Kurven um einen festen Mittelpunkt herum) auf Papier ermöglichen.

Der Apparat dient zunächst zur Messung und Wiedergabe der Schädelkurven sowohl in der sagittalen, als auch in der frontalen Ebene, ferner zur Bestimmung des Gesichtsprofils, zur Messung der Ohr- und Gesichtswinkel, sowie als Cephalometer.

Drei beigegebene Abbildungen dienen zur Erläuterung.

Dr. Buschan-Stettin.

298. Ch. Wiener: Ein neuer Schädelmesser (Kraniometer). Abhandl. des Naturw. Vereins z. Karlsruhe. Bd. XI, 1888 bis 1895. S. 44.

Verf. liess sich für seine Schädelmessungen einen eigenen Kraniometer konstruieren, der sich durch seine Unbiegsamkeit und grösstmöglichste Genauigkeit vor ähnlichen Instrumenten aus Holz, im besonderen der sog. Kluppe auszeichnen soll. Derselbe, der in seinen Umrissen einem Zeitungshalter nicht unähnlich sieht, besteht aus einem quadratischen Rahmen aus Holzleisten (Lumen circa 21 : 28 mm), von denen die zwei gegenüberstehenden, die beim Messen einen Druck auszuhalten haben, noch

besonders verstärkt, die beiden anderen, nur durch Zug in Anspruch genommenen, hingegen leichter gebaut sind. Dieser Rahmen, dessen Ecken noch durch kreisförmig ausgeschnittene Brettstückchen versteift werden, trägt in der Mitte der einen Seite einen flachen Griff, in dessen Führung nach dem Mittelpunkte des Rahmens zu ein graduierter Maassstab entlang gleitet. Bei der Messung wird der Kopf in den Rahmen zwischen der dem Griff gegenüberliegenden Leiste, die in ihrer Mitte wegen der Ausladung des Hinterhauptes noch ein senkrechtes Plättchen trägt, und dem centralen Ende des Maassstabes gebracht.

Kontrolversuche ergaben, dass dieser Schädelmesser sehr genau arbeitet.

Dr. Buschan-Stettin.

299. Arnaldo Pieraccini: Grado estremo di dolicocefalia. Arch. di Psich., Scienze pen. ed Antropologia criminale. 1896. Bd. XVII, S. 276.

Die niedrigsten Schädelindices, die sich in der Litteratur verzeichnet finden, betragen 52,4 (Skaphocephale im Hunter'schen Museum Nr. 129) und 53 (Australier von Miklucho-Maclay gemessen). Verf. beschreibt den Schädel eines belasteten Geisteskranken, der unter den bisher bekannten extremsten Ziffern die dritte Stelle einnimmt. Sein Index beträgt 53,48. Die grösste Länge beläuft sich nämlich auf 215, die grösste Breite auf 115 mm. Der kleinste Stirndurchmesser misst 96, die Stirnhöhe 60 mm. Der Schädel ist in hohem Grade ultradolichocephal und gleichzeitig hypsistenocephal. Wie der ganze (1,64 m hohe) Körper, weist auch er eine Reihe Degenerationszeichen auf.

Die nächst niedrigen Schädelindices, die Pieraccini in der Litteratur auffinden konnte, betragen 56,33 (Skaphocephale von Dolly gemessen), 61,8 (Papua von Mantegazza), 61,9 (Schädel im Hunter'schen Museum Nr. 1126) und 62,62 (Caledonier von Dolly). *Dr. Buschan-Stettin.*

300. Franz Boas: Die Beziehungen des Längenbreitenindex zum Längenhöhenindex an Schädeln. Dazu **Rud. Virchow.** Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1895. Bd. XXVII, S. 304, 305.

Die Behauptung, welche Schumann durch ausnahmereiche Kurven zu beweisen suchte, dass bei slavischen Gräberschädeln lange Köpfe gleichzeitig niedrig, kurze gleichzeitig hoch seien (oder genauer, dass mit dem Längenbreitenindex von im Ganzen 48 altslavischen Gräberschädeln deren Längenhöhenindex grösser werde. Ref.), glaubt Boas verallgemeinern zu dürfen und darauf zurückführen zu können, dass, wenn die Schädellänge zunehme, dies gleichzeitig bei Breite und Höhe des Schädels der Fall sei, aber in geringerem Grade. Nach Boas gilt diese Beziehung zwischen den beiden Indices für alle Schädel, erlaubt aber nicht, auf den Ursprung der

betreffenden Schädel zu schliessen, was Sch. thut, indem er darin eine Mischung einer kurz- und hochköpfigen mit einer lang- und niedrigköpfigen slavischen Bevölkerung erkennen will.

Virchow betont gegenüber der von Boas gegebenen Erklärung, die seinem Gesetze der kompensatorischen Erweiterung des Schädelraums in der auf einem Hindernisse senkrecht stehenden Richtung entspreche, dass dieses Gesetz, bevor wir mehr über das Gehirnwachstum wissen, sich nicht ohne weiteres auf Schädel übertragen lasse, deren Nähte nicht vorzeitig verknöchert sind. *Dr. Mies-Köln.*

301. Pitzorno: Quattordici crani con ossa accessorie. Arch. per l'Antropologia etc. 1895. Bd. XXV, Heft 1.

Die anthropometrische Untersuchung von 14 Schädeln mit Schaltknochen (unter 200 Schädeln aus Sardinien) ergab folgendes Resultat:

1. Gewicht und Kapazität des Schädels nehmen vom normalen Schädel zu solchem mit Schaltknochen ohne irgendwelche Bedeutung, sodann zum Schädel mit os praeinterparietale, zu solchem mit ossa interparietalia und schliesslich zu solchem mit ossa interparietalia und praeinterparietale allmählich zu.
2. Der Längsdurchmesser der Schädel mit Schaltknochen von morphologischer Bedeutung ist bei allen derselbe, jedoch grösser als an normalen Schädeln. An Schädeln mit Schaltknochen ohne morphologische Bedeutung ist er kleiner als an Schädeln von normaler Beschaffenheit.
3. Der grösste Querdurchmesser und der basilobregmatische Durchmesser sind an Schädeln mit ossa interparietalia ein wenig grösser.
4. Der Horizontalumfang nimmt von den normalen Schädeln zu solchen mit os praeinterparietale zu.
5. Die Fronto-occipital-Kurve ist an Schädeln mit Schaltknochen ohne morphologische Bedeutung kleiner als an normalen Schädeln und grösser als an anderen Schädeln. Bei diesen letzteren ist der Frontalabschnitt im allgemeinen gleich gross. Der Sagittalabschnitt ist an Schädeln mit os praeinterparietale kleiner als an solchen mit ossa interparietalia. Der Occipittalabschnitt ist dagegen an den Schädeln mit os praeinterparietale grösser.
6. Die biasterische Kurve und Linie sind im Durchschnitt bei allen den genannten Schädeln die gleichen.

Prof. Dr. G. Mingazzini-Rom.

302. J. M. de Yta: Étude comparative des dimensions du pelvis mexicain et de l'européen. Atti dell' XI. Congr. med. intern. Roma. Vol. V. Ostetricia S. 137. Roma, 1895.

Wie die zahlreichen Untersuchungen von Rodriguez, Ortega, Flores, Sanchez Gomez u. A. lehren, unterscheidet sich das knöcherne Becken

der Mexikanerin durch gewisse Eigentümlichkeiten von dem des europäischen Weibes. In der Hauptsache bestehen dieselben in einer Abnahme der Sagittaldurchmesser des kleinen Beckens, im besonderen der der Beckenhöhle und des Beckenausganges. Während der Längendurchmesser des Beckeneinganges sich annähernd normal verhält (100—108 mm), stehen die beiden anderen Längsdurchmesser des kleinen Beckens denen des als normal anzusehenden europäischen weiblichen Becken um 2—3 mm nach (Durchmesser der Beckenhöhle 115 mm, des Beckenausgangs 85—95 mm). Diese Reduktion der Beckenlängsmaasse rührt von der grossen Höhe der Symphyse und ihrer grossen Neigung her. Die Symphyse misst 50—60 mm, selbst 70—80 mm Höhe an Stelle von 30—40 mm beim Normalbecken. Ihr Neigungswinkel zur Vertikalen beträgt 34—35°. — Die Neigung der Ebene des Beckeneinganges variirt zwischen 61° 5′ und 65° 6′, die der Ebene des Beckenausganges zwischen 18° 35′ und 21°.

Diese Verkürzung des mexikanischen Beckens in sagittaler Richtung ist nach des Verf. Ansicht kein Bildungsfehler, sondern ein Rassenmerkmal; sie ist keine vereinzelte, sondern konstante Erscheinung.

Dr. Buschan-Stettin.

303. F. J. Brockway: Observations on the fossa capitis and a tubercle in the trochanteric fossa. New-York med. Record. 1896. Bd. IXL, Nr. 3.

Unter 900 von Brockway untersuchten Femora besassen 2,8 pCt. überhaupt keine Fovea capitis, 0,4 eine doppelte, 9,4 ein Tuberculum an der Insertionsstelle des Ligamentum teres, 0,2 eine Fovea und ein separiertes Tuberculum zugleich, 3,1 pCt. eine Fovea und ein mit ihr zusammenhängendes Tuberculum, 84 pCt. Gefässöffnungen in der Fovea und 4 pCt. zeigten ein Verharren auf fötalem Zustande, d. h. eine Fovea und eine deutliche postero-inferiore Rinne, die ziemlich bis zum Rand der Gelenkfläche herabsteigt und ihre Richtung zu der Linie hin nimmt, die von dem kleinen Trochanter zur unteren Grenze des Femurhalses zieht. In 45 pCt. der Fälle zeigte die Fovea eine ovale, in 34 pCt. eine dreieckige und in 21 pCt. eine runde Form. Alte Leute haben eine mehr flache Fovea (von 22 über 60 Jahren 13); die Gefässöffnungen in ihr sind hier nicht seltener, als bei jugendlichen Individuen. — 4 unter 900 Femurschäften zeigten Pilasterbildung, 28 (= 3 pCt.) einen gut entwickelten Trochanter tertius, 6 von diesen wieder ein Tuberculum in der Fossa digitata.

In der Tierreihe fehlt die Fossa bei den Monotremen (Ornithorynchus, Echidna), Marsupialien (Macropus), Edentaten (Myrmecophaga, Bradypus) Perissodactylen (Rhinoceros, Tapirus), Artiodactylen (Hippopotamus), Proboscoiden (Elephas, Hyrax) Rodentien (Castor) und Pinnipeden (Trichetus, Phoca).

Dr. Buschan-Stettin.

304. Ch. Wiener: Über das Wachstum des menschlichen Körpers. Abhandl. d. Naturw. Vereins zu Karlsruhe. Bd. XI, 1888—1895. S. 22.

Verf. hat an seinen 4 Söhnen die Entwicklung der Körperlänge und der Kopfgrösse von ihrer Geburt an bis zum 33., resp. 31., 26. und 18. Lebensjahre verfolgt, indem er an ihnen in gewissen Zwischenräumen (wenige Wochen bis 1 Jahr) Messungen der Körperhöhe, des Kopfumfanges und Sagittalbogens (Nasenwurzel über Scheitel bis zum oberen Rand des Hinterhauptloches) vornahm. Er teilt in der vorliegenden Abhandlung die diesbezüglichen Tabellen und Kurven im einzelnen mit und kommt an der Hand dieser Messungen zu folgenden Schlussfolgerungen:

1. Körpergrösse. Der Verlauf des Wachstums ist ein ziemlich stetiger. Bei der Geburt betrug die Körpergrösse an den 4 Söhnen 54, 52,4, 55,0 und 46 (wohl nicht ausgetragen) cm. Mit 16½—18 Jahren war der Körper mit 173—180 cm fast ganz ausgewachsen; von da an betrug die Zunahme bis zu 25 Jahren nur noch 0,5—1,5 cm. — Das Wachstum war in den ersten 6—8 Monaten am grössten. In den ersten 6 Monaten betrug es 15, 20, 19 und 19 cm, verminderte sich dann aber rasch, sodass es im 1. ganzen Jahre nur 18, 25, 22 und 19 cm betrug. Im 2. Jahre betrug die Längenzunahme 12—13 cm. Von da an nahm sie bis zum 12. Jahre langsam und mehr oder weniger stetig von 9 bis auf 5 cm ab. Dann aber stellte sich ein erneutes rasches Wachsthum ein, das im 13., 14. und 15. Lebensjahre sein Maximum mit 8,2 bis 9,9 cm erreichte.

Die von Quetelet angegebenen Wachstumskurven decken sich nicht mit den von Wiener gefundenen.

Die tägliche Schwankung der Körpergrösse betrug 1—2, nach starken Ermüdungen auch 3 cm. Unmittelbar nach dem Aufstehen ist die Körperlänge am grössten; das Kleinerwerden, das in der Hauptsache in einer Verkürzung des Rückgrates besteht, geht zumeist in der ersten Stunde nach dem Erheben vor sich und erreicht nach 4—5 Stunden des Tages so ziemlich den höchsten Grad.

2. Kopfgrösse. Der Kopf wächst verhältnismässig viel weniger als der Körper. Der Kopfumfang nahm von der Geburt an bis zum 18. Lebensjahre um das 1,6fache seiner Anfangsgrösse zu, die Körpergrösse um das 3,4fache. Wie der Körper wächst auch der Kopfumfang im 1. Lebensjahre, besonders in seiner ersten Hälfte, am stärksten und nimmt von da an nur langsam zu. Im 14. Jahre tritt wiederum eine Steigerung des Zuwachses ein, und mit 17—18 Jahren ist der Kopf so ziemlich ausgewachsen; eine noch spätere Zunahme ist jedenfalls nur gering. — Ähnliche Erscheinungen, wie der Kopfumfang, zeigt auch der Kopfbogen.

Dr. Buschan-Stettin.

305. Lucien Chalumeau: Influence de la taille humaine sur la formation des classes sociales. Génève, Impr. W. Kündig & fils. 1896.

Zur Entscheidung der Frage, ob das Vorherrschen des blonden, hochgewachsenen Elementes vor dem dunklen, niedrig gewachsenen in den Städten gegenüber dem flachen Lande auf Rassenverschiedenheit beruhen dürfte, unterzog Chalumeau die Tabellen des Annuaire statistique de la Suisse, in denen ausser der Körpergrösse der Rekruten der Jahrgänge 1884 bis 1891 auch ihre Profession vermerkt ist, einer Durchsicht. Seine Resultate ordnete er sodann nach den beiden Gruppen: „Körpergrösse über 170 cm (grosse Leute) und solche unter 156 cm (kleine Leute).“ Dabei stellte sich heraus, dass nicht etwa diejenigen Elemente, deren Handwerk grosse Kraftentwicklung erfordert, die grössten Leute stellen, sondern dass im Gegenteil, je weniger ein Beruf mit grober Kraft verknüpft ist, sein Vertreter eine um so höhere Statur aufweist. Daher finden sich die grössten Leute unter den Vertretern der Artes liberales; es sind dieses in absteigender Reihenfolge bezüglich der Häufigkeit Ärzte, Geistliche, Studenten, Juristen, Tierärzte, Architekten, Ingenieure, Apotheker, Bierbrauer, Lehrer. Weniger gross sind schon die Kaufleute, noch weniger die manuell sich beschäftigenden bessern Handwerker und die Beamten. Das Kontingent für die kleinsten Leute stellen die kleinen Handwerker, die Tagearbeiter, die Fabrikarbeiter und zuletzt die Leute ohne Beschäftigung.

Chalumeau erklärt sich diese Erscheinung in folgender Weise. Die Bevölkerung setzt sich aus mehreren Rassen zusammen. Die kleinere Rasse resp. Rassen, die zugleich brünett sind, sind vermöge ihrer geringer entwickelten Fähigkeiten zu einer untergeordneten Rolle im Leben verurteilt und stehen daher im Kampfe ums Dasein der grösseren, blonden Rasse resp. Rassen gegenüber zurück, die vermöge ihrer grösseren Kapazität und Energie besonders zur Ausübung der Kunst und Wissenschaften befähigt sind. Verf. kommt also zu den gleichen Schlussfolgerungen, wie sie bereits De Candolle, Ammon und Lapouge aufgestellt haben.

Dr. Buschan-Stettin.

306. W. Z. Ripley: Ethnic influences in vital statistic. Quaterly Public. of the Amer. Statist. Associat. 1896. Bd. V, No. 33. S. 18.

Angeregt durch einen Artikel der Dezembernummer 1895 der Revue d'Economie politique stellt Verf. folgende 3 Thesen zur Diskussion:

1. Die Vermischung zweier Rassen führt zu einer relativen Unfruchtbarkeit.

2. Die Vermischung zweier Rassen führt zu einer Abnahme der Zahl der männlichen Geburten gegenüber der der weiblichen.

3. Der blonde, dolichocephale Typus zeigt einen charakteristischen Wandertrieb, im besonderen in die grösseren Städte, während der dunkle brachycephale Typus mehr an der Scholle kleben bleibt und mehr Vorliebe für das flache Land zeigt.

Bezüglich des ersten Punktes sprechen die Verhältnisse in England und in den Vereinigten Staaten gegen eine solche Annahme. Auf der anderen Seite aber wieder hat sich herausgestellt, dass die Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Konfessionen — und Glaubensbekenntnisse geben oft genug ein sichereres Rassenmerkmal ab, als die Sprache — weniger fruchtbar sind, als die zwischen Angehörigen gleicher Konfession. Dessenungeachtet glaubt R., dass man an dem biologischen Grundsatze festhalten müsse, dass kein Einfluss für die Fruchtbarkeit so ungünstig ist, als fortgesetzte Inzucht. Wenn Lapouge sich zu Gunsten der ersten These mit Bezugnahme auf Frankreich ausspricht, dann muss man in Betracht ziehen, dass hier die sozialen Bedingungen und der Einfluss des Milieu mitsprechen.

Die zweite These hält Verf. für berechtigt. Als eklatantes Beispiel zu ihren Gunsten führt er die Verhältnisse in Belgien an. Dieses Land ist geologisch und topographisch in zwei vollständig differente Bezirke geteilt. Im Norden und Westen ist dasselbe flach und fruchtbar, im Süden und Osten gebirgig und steinig, dabei aber gewinnbringend in bergmännischer Hinsicht. Dort wohnen die blonden, langköpfigen Flamländer, hier die dunklen, kurzköpfigen Wallonen (= Kelten Brocas). Wie R. nun graphisch nachweist, weisen die Departements, die längs der Grenzlinie zwischen den beiden Völkerschaften liegen, die also eine gemischte Bevölkerung besitzen, nämlich Hainaut (Index 81,3), Brabant (im Norden 79,4, im Süden 82,3) und Liège (81,1) einen relativ geringeren Prozentsatz an Knabengeburten (104,30, resp. 104,86 und 104,76 Knaben : 100 Mädchen) auf, als die nördlichen Departements mit flamländischer Bevölkerung, nämlich Flamland (Index 80,1—80,5; Natalitätsrate 105,47—105,14 : 100), Antwerpen (79,4 und 105,08) und Limburg (78,9 und 106,49) und die südlichen mit wallonischer Bevölkerung, nämlich Namur (Index 80,7 und Natalitätsrate 105,63) und Luxemburg (83,4 und 106,45). Die vorstehende Statistik erstreckt sich auf 40 Jahre und betrifft, wohlgemerkt, ein Land, dessen Bewohner unter den gleichen günstigen sozialen Bedingungen leben. — Ob sich diese in Belgien gemachten Erfahrungen auf alle Länder übertragen lassen, ist fraglich. In Griechenland und Algier z. B. beläuft sich der Prozentsatz für männliche Geburten gerade innerhalb der deutlich gekreuzten Bevölkerung sehr hoch.

Der dritte Satz lässt sich nur zum Teile aufrecht erhalten; denn die Frage, welche Schädelform den am höchsten entwickelten Typus, besonders mit Bezugnahme auf die Bevölkerung der Städte, vorstellt, ist eine noch offene. Für Europa scheint sich herauszustellen, dass im allgemeinen in

den Städten die Dolichocephalen einen stärkeren Prozentsatz stellen, als auf dem Lande (von Ammon für Baden, Calori für Italien, Durand de Gros für Frankreich, Oloriz für Spanien etc. nachgewiesen). Auffälliger Weise lässt sich dagegen für den blonden Typus das gleiche nicht behaupten. Denn in den Städten macht sich gerade ein Überwiegen der dunklen Elemente bemerkbar (von Mayr für Bayern, Virchow für Deutschland, Schimmer für Österreich, Beddoe für England, Studer für die Schweiz nachgewiesen) Der dunkle Typus ist nachweislich widerstandsfähiger, zeigt eine grössere Vitalität und in Hinsicht auf Akklimatisation grössere Chancen.

Dr. Buschan-Stettin.

307. Gustav Fritsch: Über die Ausbildung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaares. Sitzungsber. der Kgl. Preuss. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. Physik.-mathem. Klasse. 1896. Bd. XXII, S. 491.

Unsere bisherige Kenntnis von den Rassenmerkmalen des menschlichen Haupthaares ist zum Teil noch recht lückenhaft und unsicher, was daher kommen mag, dass man bisher der Entstehung dieser Eigenschaften keine rechte Beachtung geschenkt hat. Fritsch tritt nun dieser Frage an der Hand eines zuverlässigen Untersuchungsmaterials, das er sich zum Teil persönlich im Orient sammelte, in der vorliegenden Abhandlung näher. Dieselbe soll das Thema keineswegs erschöpfend behandeln, sondern nur eine Grundlage für weitere Studien abgeben.

Verf. hat über die Ausbildung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaares folgende Beobachtungen zu verzeichnen.

1. Alle menschlichen Kopfhaare treten aus dem Haarboden in Gruppen von allerdings sehr verschiedener Zahl und Anordnung hervor. Es giebt beim Menschen nur eine einzige Haarform, die die merkwürdigen Veränderungen eingeht, die uns zum Teil bereits als Rassenmerkmale am Haare bekannt sind. Nach des Verf. Ansicht sind dieses nur die sogen. Oberhaare. — Beim Menschen treten in der Regel zwei Haare zusammen hervor, viel seltener drei, oder zwei Haare erscheinen einander soweit genähert, dass eine Gruppe von vieren entsteht. Wenn bei einzelnen Autoren von mehr zu einer Gruppe vereinigten Haaren die Rede ist, dann sind die schwachen Ersatzhaare mit eingerechnet worden. Wenn man diese mit in der Kreis der Betrachtung zieht, dann entstehen Gruppen höherer Ordnung, die man mit Pincus wohl als „Haarkreise“ bezeichnen könnte. In dieser Gruppierung dürften die verbreitetsten Rassenmerkmale erkannt werden.

2. Bezüglich der Einpflanzung und Krümmung der Haare in der Kopfhaut stellte F. fest, dass der Winkel, welchen das Haar mit der Hautoberfläche bildet, ein sehr verschiedener, nicht nur bei den verschiedenen menschlichen Rassen, sondern selbst innerhalb derselben Rasse ist, sodass es zur Zeit unthunlich erscheint, hierauf Rassenunterschiede aufbauen zu

wollen, und dass bei den spiralig gekrümmten Menschenhaaren die Krümmung bereits in der Wurzelscheide vorhanden ist, und zwar nicht sowohl spiralig, sondern zumeist säbelförmig. Eine Erklärung für die Krümmung anzugeben, ist sehr schwierig und bei dem bisher vorliegenden geringen Untersuchungsmaterial fast unmöglich. Verschiedene Momente, von denen die succulente Beschaffenheit der Kopfschwarte in erster Linie zu nennen ist, mögen das ihrige dazu beitragen.

3. Der typische Querschnitt des Haares wird schon sehr früh in der Wurzel erreicht; bereits dicht unterhalb des Bulbus, wo die innere Wurzelscheide noch erhebliche Breite zeigt, wird derselbe schon vollständig fertig angelegt vorgefunden. Die Untersuchungsreihe lässt die Verwertung des Haarquerschnittes als Rassenmerkmal vollständig berechtigt erscheinen. — Der Neigungswinkel des Haares zur Hautoberfläche dürfte auf die Form des Querschnittes ohne Einfluss sein; die letztere wird durch anderweitige Momente bedingt.

4. Die Gestalt der Haarpapille beeinflusst die Haarform. — Wenn gelegentlich auch ohne besondere Papillenform Haare von ovalem oder unregelmässig dreieckigem Querschnitte vorkommen, dann darf man sich das Zustandekommen derselben in der Weise erklären, dass die selbständig auftretende, ungleichmässige Wucherung der äusseren Wurzelscheide in dem allseitig komprimierten Haarbalg die Regelmässigkeit des Haarquerschnittes verloren gehen liess.

5. Das Pigment wird den Haaren durch pigmenthaltige Zellen zugeführt, die in die Papille gelangen und von hier schnell nach dem Papillenmantel durchtreten, um so zwischen die Haarzellen zu gelangen.

Dr. Buschan-Stettin.

308. J. Ranke: Vergleichung des Rauminhaltes der Rückgrat- und Schädel-Höhle als Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Aus der Festschrift zu Adolf Bastians 70. Geburtstage. Berlin 1896. S. 53—62.

Weder absolut noch relativ in Beziehung zum Körpergewicht besitzt der Mensch das grösste Hirngewicht; Walfisch und Elefant haben ein absolut, kleine Singvögel, einige kleinere Säugetiere, namentlich Krallenäffchen etc. ein relativ schwereres Gehirn als der Mensch. Um die Überlegenheit seiner Gehirnfunktion über die der Thiere nachweisen zu können, musste also die Frage anders gestellt und zunächst einmal innerhalb des Gesamtnervensystems selber Vergleiche gezogen, Hirn dem übrigen Nervensystem gegenüber gestellt werden. Wie Ranke bereits früher durch direkte Wägungen von Hirn und Rückenmark nachweisen konnte, dass hinsichtlich des Verhältnisses von Gehirn zu diesem der Mensch weitaus die höchste Stelle einnimmt, so konnte er diesen Satz nun auch durch Messung und Vergleichung des Rauminhalts von Rückgrat- und Schädel-Höhle am

Skelette bestätigen. Die Volumenbestimmungen an den Skeletten von 9 Menschen, 4 Anthropoiden, 6 niederen Säugetieren und 1 Krokodil ergaben nämlich: bei 6 erwachsenen Männern beträgt das Verhältnis des Wirbelsäulenkanals zur Schädelhöhle 8 pCt., bei 2 erw. ♂ Orangs 18,73, bei 2 erw. ♀ Orangs 22,19 pCt. Bei den niederen Säugern steigt diese Ziffer rapid (beim Wolf z. B. auf 80 pCt.), und Pferd und Kuh besitzen sogar eine grössere Rückgrat- als Schädel-Höhle, 112,09 resp. 146,72 pCt., Krokodil eine mehr als siebenfach so grosse, 720 pCt.

Bei Negern ist die Rückgrats-Höhle nicht weiter, d. h. nicht tierischer als bei Weissen, eher etwas kleiner, absolut wie relativ.

Dr. R. Lehmann-Nitsche-Gocanowo.

309. Daniel G. Brinton: Left-handedness in North American aboriginal art. The American Anthropologist. 1896. May, S. 175 ff.

Unter den jetzigen Gebildeten der weissen Rasse giebt es nur 2 bis 4 pCt. Linkshändige, während 96 pCt. entschieden rechtshändig oder doch ambidexter sind. Manche archäologische und linguistische Thatsachen sprechen dafür, dass dieses Verhältnis in früheren Zeiten nicht ganz so stark ausgesprochen war. Brinton hat die Frage an mehreren hundert amerikanischen Steingeräten im Museum der Pennsylvania-Universität in Philadelphia geprüft. Die Asymmetrieen, die Ausführung der einen oder anderen Seite, die spiralige Drehung der Flächen zeigen, dass bei den Anfertigern jener Instrumente wohl die Rechtshändigen überwogen, aber das Verhältnis von Rechts- und Linkshändigen (3 : 1) weniger stark ausgesprochen war, als heute bei den Weissen. Es scheint sonach, dass die Erziehung die schon in der Anlage des Menschen gegründete Rechtshändigkeit noch weiter entwickelt hat. Den Grund für diese Disposition des Menschen zur Rechtshändigkeit findet Brinton im aufrechten Gang. Die Anthropoiden sind noch ambidexter; bei vollkommen aufrechtem Gang aber enthält die Schwere des Blutes grössere Bedeutung für seine Verteilung in die ober- und unterhalb des Herzens gelegenen Teile des Körpers, und unter ihrem Einfluss macht sich die Anordnung der grösseren zum Gehirn führenden Arterien ausdrücklich bemerklich: Der Blutweg zum Gehirn ist auf der linken Seite merklich gerader und kürzer, als rechts. Bei aufrechtem Gang erhält daher die linke Gehirnhälfte günstigere Ernährung, und die rechte Körperhälfte kräftigere Innervation. Die wenig häufigen Ausnahmen verdanken ihr Bestehen teils hereditären Verhältnissen, teils wohl auch Anomalien im Bau und in der Anordnung der Arterien.

Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.

310. Otis T. Mason: Left-handedness. The American Anthropologist. 1896. S. 226.

Mason bezweifelt, dass blos aus der Form der Steingeräte auf die Rechts- oder Linkshändigkeit ihrer Verfertiger geschlossen werden kann.

Sicherere Schlüsse lassen die speziell für die eine oder die andere Hand gearbeiteten Wurfbretter zu, und hier zeigt sich, dass dieselben nur in 3 pCt. für die linke Hand gearbeitet sind. Auch war unter fast 100 Schabesteinen, die Gruben für die Finger zeigten, nicht ein einziger für die linke Hand passend. Nach Mason war daher die Linkshändigkeit bei den Indianern in weit geringerem Grade vertreten, als dies Brinton annimmt.

Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.

311. Lesser: Demonstration eines Falles von Hypertrichosis universalis. Correspondenzbl. f. Schweiz. Ärzte, 1896. Nr. 11. S. 355.

Bei der Geburt war das nunmehr 6jährige Mädchen normal; vor 2 Jahren wurde von der Mutter das Auftreten einer stärkeren Behaarung bemerkt. Die Eltern und die ältesten Geschwister des Kindes zeigen keine abnorme Haarentwicklung, die nächst ihnen folgenden Brüder dagegen (16 und 12 Jahre) frühzeitige Entwicklung des Bartes.

Jetzt (im 6. Jahre) ist die Behaarung des Kindes, besonders an den Unterextremitäten, eine wesentlich stärkere, als bei einem stark behaarten Manne; die Schamhaare sind stark entwickelt, stärker als oft bei Erwachsenen. Ferner besitzt das Mädchen einen ordentlichen Backenbart. Das Kopfhaar ist normal. Auffallend ist ferner die sonstige körperliche Entwicklung: das Kind hat Brüste mit entwickelten Warzen und Warzenhöfen wie eine Erwachsene; der ganze untere Habitus, die äussere Form des Beckens sind dieselben wie bei einer Erwachsenen. Im Alter von drei Jahren soll die erste Menstruation von 6—7tägiger Dauer und mit reichlichem Blutverlust aufgetreten sein; in den nächsten 1 $^1/_2$ Jahren soll dieselbe sich in annähernd regelmässigen Pausen 8—9 mal wiederholt haben und seit den letzten 1 $^1/_2$ Jahren ausgeblieben sein. Auch die geistige Entwicklung ist bei dem Kinde in der gleichen Weise fortgeschritten, wie die körperliche. *Dr. Buschan-Stettin.*

312. Ehlers: Ein frühreifes ostpreussisches Kind. Verhdl. der Berlin. anthrop. Gesellsch. 1895. Bd. XXVI, S. 476.

C. G. Woodruff: A case of unusually early menstruation. New-York med. Record. 1896. Bd. IXL, S. 338.

1. Fall. Ein 2 $^3/_4$ jähriges Mädchen zeigt seit dreiviertel Jahren eine Zunahme des Fettansatzes, die sich über den ganzen Körper erstreckt. Gewicht 32 Pfund. Seit einem Jahre beträchtliche Entwicklung der Pubes. Menses bis dahin noch nicht eingetreten. Das Kind ist geistig rege und spricht gut.

2. Fall. Ein 6jähriges, 117 cm grosses Kind von brünettem Typus (in Wien) macht äusserlich den Eindruck eines gut entwickelten 14 bis 15jährigen Mädchens. Büste voll, rund und fest; reichliche Pubes; Men-

struation seit dem 2. Lebensjahre regelmässig. Beckenmaasse: Dist. crist. ilium 20 cm, spin. super. 21 cm, troch. maj. 25 cm.

Beiden Arbeiten sind die diesbezüglichen Abbildungen beigegeben.

Dr. Buschan-Stettin.

313. Maass: Zwei menschliche Missbildungen. Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthropologie. 1895. Bd. XXVI, S. 412 bis 414.

Louis Henning: Beitrag zum Kapitel der menschlichen Missbildungen. A. a. O. S. 419—421.

Dazu Rud. Virchow. A. a. O. S. 421, 2.

Maass stellte einen 10jährigen Knaben aus Berlin vor, dessen rechter Arm aus dem nach oben verrenkten Oberarm, dem Unterarm und der Hand besteht, aber nur 10 cm lang ist und schlaff herabhängt, ferner die 24jährige Vance, die, wie ihre Mutter, verkrüppelte Gliedmaassen hat und auf allen Vieren, ähnlich wie ein Bär, geht, weshalb sie sich „das Bärenweib“ nennt.

Von der Vance giebt Henning die Grösse einiger Maasse an, woraus man erkennt, dass der linke Arm länger als der rechte ist, dass unterhalb des Ellbogengelenks beiderseits eine starke Geschwulst sitzt, an die sich die Hand mit ihren nicht vollkommen streckbaren Fingern anschliesst. Unterschenkel sind eigentlich nicht vorhanden, die stark geschwollenen Füsse vielmehr durch Gelenke mit den Oberschenkeln verbunden. — Henning teilt ferner die Maasse der sehr vergrösserten Unterschenkel und Füsse eines gewissen Berry mit, dessen Eltern und Geschwister wohlgebaut sind. Die Zunahme setzte erst nach der Geburt ein und hat links einen höheren Grad erreicht als rechts. Die linke grosse Zehe ist verkümmert, die rechte 3. und 4. Zehe sind verwachsen und stets nach oben gestreckt. — Ausserdem erwähnt Henning noch drei Mädchen, die, nebst 14 Geschwistern von normalen Eltern in Süd-Dacota geboren, allenthalben helle Flecken auf ihrer dunkelbraunen Haut und mitten auf dem Kopf einen farblosen Haarstreifen haben.

Virchow macht darauf aufmerksam, dass dieser Haarstreifen sich an einer Hautstelle befindet, unter der keine Muskeln liegen, und wohl auf der geringen Versorgung dieser Gegend mit Gefässen beruht, ferner, dass die bei Berry sehr ausgeprägte Hyperplasie der Füsse sonst gewöhnlich angeboren ist. *Dr. Mies-Köln.*

314. R. Nardelli: Ectrodattilia, reversione atavica? Atti dell' XI. Congr. med. intern. Bd. IV. Psich. Roma, 1895.

39jähriger Feldarbeiter (Schädel scaphocephal, Gesichtsasymmetrie, Prominenz der Jochbögen, Henkelohren mit adhärentem Läppchen) zeigt folgende Merkwürdigkeiten an Händen und Füssen:

Beiderseits fehlen die Mittelfinger; an der linken Hand fehlt ausserdem noch der entsprechende Metakarpus, an der rechten ist er rudimentär vorhanden und neben dem Wurzelknochen des Index beweglich. Beiderseits sind die 4 vorhandenen Finger zu je 2 Paaren, Daumen und Index auf der einen, 4. und 5. Finger auf der anderen Seite gruppiert. Es erinnert das Verhalten an die klauenförmige Spaltung bei gewissen Tierklassen: das eine Paar Finger bildet mit seinen Metakarpi zu dem anderen Paare einen weiten Winkel. — Am linken Fusse findet sich ein ähnliches Verhalten; es fehlen hier die 2. und 3. Zehe, und die restierenden Zehen stehen weit von einander ab. Am rechten Fusse ist die 2. Zehe nur rudimentär entwickelt.

Im übrigen besteht am Becken noch die Eigentümlichkeit, dass die Femura nicht an seiner Seite, sondern nach oben und hinten zu mit ihm artikulieren.

In der Familie der betreffenden Person ist von einem weiteren Vorkommen ähnlicher Verunstaltungen nichts bekannt. — Zum Schluss wirft N. die Frage auf, ob wir es im vorliegenden Falle mit einer einfachen Monstruosität oder mit einer atavistischen Bildung (Rückschlag) zu thun haben? *Dr. Buschan-Stettin.*

315. E. Schwalbe: Über die Varietäten der menschlichen Arteria mediana in ihrer atavistischen Bedeutung. Inaugur.-Dissert. zu Heidelberg 1895.

Wie G. Ruge, Bayer und Zuckerkandl bereits hervorgehoben haben, sind die Varietäten der menschlichen Blutgefässe keineswegs Zufälligkeiten, sondern typische Formen, die sich als atavistische Befunde deuten lassen. Verf. versucht diesen Nachweis für die Arteria mediana hominis zu erbringen. Er hat im ganzen 51 getrocknete und 14 feuchte anatomische Präparate untersucht. In 12 Fällen der getrockneten Präparate fehlte jede Andeutung der genannten Arterie; an den übrigen 53 Präparaten liessen sich drei Typen unterscheiden. In der ersten Gruppe fand sich die Arteria mediana durch einen mehr oder weniger starken Muskelast vertreten; in der zweiten liess sich ihr Verlauf bereits bis über die Mitte des Unterarmes, selbst bis zum Radiocarpal-Gelenk hin verfolgen; in der dritten endlich erschien die Mediana als selbständiges Hauptgefäss des Unterarmes, das sich unter Abgabe von Muskelästen zur Hand hinzieht, sich hier gabelt und unter Anastomose mit Ästen von der Art. ulnaris und radialis den oberflächlichen Hohlhandbogen bildet, sowie sich an der Versorgung der Finger in verschiedener Weise beteiligt. — Auch in der Litteratur finden sich verschiedentlich Fälle von selbständiger resp. stärkerer Ausbildung der Mediana beschrieben.

An der Hand der Entwicklungsgeschichte weist der Verf. nach, dass diese starke Ausbildung der Arteria ihr ursprünglicher Zustand ist, und

der schwache Muskelast, der in vielen Fällen beim Menschen gefunden wird, nur eine Reduktion der Mediana darstellt. Denn einige Tierformen haben diesen ursprünglichen Typus noch bewahrt. Halmaturus, Phalangista z. B. besitzen ausgesprochenen Medianatypus, desgleichen Crossarchus von den Karnivoren. Die Feliden ferner zeigen einen typischen Mediana-radialis-Befund. Die Varietäten der menschlichen Arteria mediana sind somit im atavistischen Sinne zu deuten. *Dr. Buschan-Stettin.*

316. Herluf Winge: Jordfundne og nulevende Aber (Primates) fra Lagoa Santa, Minas Geraes, Brasilien. E Museo Lundii. II. Kjöbenhavn 1895. 4°.

Durch eingehende Untersuchungen über die jetzt lebenden und ausgestorbenen Primaten ist der Verf. zu sehr bemerkenswerthen Resultaten über die Abstammung des Menschen gelangt. Von den Insectivoren ausgehend stellt er das folgende System auf:

Lemuroidei
Ceboidei
  Cebidae
  Simiidae
    Simiini
      Hylobatae — Hylobates
      Homines — Homo
      Simiae — Dryopithecus, Simia, Pithecus
    Cercopithecini.

Der Mensch stammt von einer den Hylobatiden nahestehenden Form ab; weniger verwandt erscheint er mit Simia und Pithecus. Dryopithecus ist kaum von Simia zu unterscheiden. Pithecanthropus ist noch zu wenig bekannt, steht doch vielleicht zwischen Homo und Hylobates. Der Mensch hat seine Heimat in der alten Welt, woher er nach Amerika eingewandert ist. In Amerika ist nie die geringste Spur von Simiiden gefunden worden; den angeblich sehr alten Menschenresten, welche dort gefunden sind, spricht der Verf. in dieser Rücksicht jede Bedeutung ab.

Dr. Sören Hansen-Kopenhagen.

b. Degenerations-Anthropologie.

317. Paul Perrin: Les Mariages consanguins et leurs conséquences. Thèse pour le doctorat en Médecine. Faculté de Médecine. Paris, 1896.

Der Wert der vorliegenden Dissertation beruht hauptsächlich auf der Zusammenstellung der bis jetzt geäusserten Ansichten über die Frage der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit blutsverwandter Ehen. Die Zahl der selbst beobachteten und erkundeten Fälle (besonders aus dem Departement de la Nièvre) ist zu gering, um zu eigenen, sicheren Schlüssen führen zu können.

Die drei bis jetzt aufgestellten, sich widersprechenden Sätze, für welche die einzelnen Autoren und Anhänger an dieser Stelle nicht namhaft gemacht werden können, sind die folgenden:

1. Fast alle Ehen zwischen nahen Verwandten sind der Nachkommenschaft schadenbringend.

2. Die konsanguinen Ehen sind durchaus nicht nachteilig, sondern ergeben oft sogar ausgezeichnete Resultate.

3. Der Einfluss blutsverwandter Ehen auf die Nachkommen ist entweder ein guter oder ein schlechter, je nachdem die eheschliessenden Individuen von konstitutionellen Krankheiten frei oder mit solchen behaftet sind.

Verfasser schliesst sich im allgemeinen der letzteren, neuerdings am häufigsten vertretenen Ansicht (vgl. dieses Centralblatt B. I, Ref. Nr. 131 S. 118) an, giebt aber doch auch Ausnahmen zu, besonders hinsichtlich der Entstehung der Taubstummheit und hält die Beantwortung der ganzen Frage, was auch in der That der Fall ist, für noch nicht abgeschlossen.

Dr. Rud. Martin-Zürich.

318. M. et H. Benedikt: Les grands criminels de Vienne; François Schneider. Arch. d'Anthropologie crimin. 1896. Vol. XI. Nr. 61, S. 14.

Nachdem Verf. einige Beispiele zur Erläuterung des Begriffs „Athletismus sexualis" — gesteigerter Sexualtrieb und gesteigertes Sexualvermögen mit verbrecherischer Neigung — gebracht, erfährt der an der Leiche des Wiener Lustmörders Schneider erhobene Befund, besonders der des Schädels und Gehirns, eine eingehende anthropologische Behandlung. Wir erwähnen daraus Folgendes: Die beiden Vertebralarterien und die Carotiden sind weniger entwickelt als die Basilararterien und die der Sylviusschen Spalte. Die Art. communicantes haben ein aussergewöhnlich grosses Kaliber. — Was Benedikt schon früher an dem Gehirn eines Fellah festgestellt hat, nämlich die Beziehung des Lobus parietalis der Thiere, namentlich der Karnivoren (Hund) zu demjenigen des Menschen, konnte er auch an diesem Verbrechergehirn beobachten. An demselben fand sich auf der rechten Hemisphäre die III. Leuretsche Furche dargestellt durch die Vereinigung des unteren Teils der Fissura retrocentralis mit einem von der I. Temporalfurche losgetrennten, um das Ende des aufsteigenden Astes der Sylviusschen Spalte herumziehenden Furchenstück. Auf der linken Hemisphäre waren diese Verhältnisse weniger deutlich ausgeprägt. Der beim Menschen den unteren und vorderen Teil der Interparietalspalte — der II. oder mittleren Leuretschen Furche — bildende Sulcus retrocentralis trat auf der linken Hemisphäre mit dessen mittlerem Teile in enge Verbindung; die II. Leuretsche Furche zog hier bis an die Rolandosche Furche und ging in deren unteres 2. Drittel über, nach hinten in den Sulcus parieto-

occipitalis externus. Hier sind also die verschiedenen Bestandteile der II. Leuretschen Furche miteinander in einer Art vereinigt, wie man es beim Menschen bisher noch nicht angetroffen hat. — Des ferneren fand sich an dem ziemlich grossen Schädel Verknöcherung fast aller Nähte und Asymmetrie des Schädels. *Bresler-Freiburg i. Schl.*

319. G. Ferrero: La morale primitiva e l'atavismo del delitto. Arch. di Psichiatria, Scienze penal. ed Antropol. crimin. 1896. Vol. XVII, S. 1.

Der Begriff des Atavismus des Verbrechens, wie ihn Lombroso und Ferri konstruiert haben, ist ein zu äusserlicher. Sie betrachten z. B. den Mord als eine Handlung, die auf der primitiven Stufe der Menschheit eine ganz indifferente, alltägliche wie manche andere sei. Diesem Standpunkte gegenüber könne man behaupten, dass bei den wilden Völkern das Verbrechen etwas recht seltenes sei, noch seltener als bei den im Beginn der Kultur stehenden Völkern, so dass man es als eine missratene Frucht auf dem Baume der Kultur betrachten könne. F. schafft für den Begriff des kriminalen Atavismus eine sichere Grundlage, indem er ihn, das Äussere der verbrecherischen That ganz beiseite lassend, auf zwei Grundbegriffen aufbaut, der Unfähigkeit zu regelmässiger Arbeit und der Impulsivität: zweien Eigenschaften, die die wilden Völker charakterisieren und dem geborenen Verbrecher organisch eingepflanzt sind, daher bei diesem selbst durch Erziehung nicht beseitigt werden können.

Bresler-Freiburg i. Schl.

320. Rinieri de Rocchi: Ingegno, epilessia, eccedenza di maschi. Arch. di Psichiatria, Scienze pen. ed Antropologia crim. 1896. Vol. XVII, S. 270.

Mitteilung eines, vier Generationen umfassenden Stammbaumes einer Bauernfamilie, in welcher bei nicht wenigen Mitgliedern die Intelligenz hoch entwickelt ist, das männliche Geschlecht auffallend vorherrscht, daneben aber auch Epilepsie mehrfach vorkommt. *Bresler-Freiburg i. Schl.*

321. Bleuler: Der geborene Verbrecher. München, Lehmann, 1896.

Der in den letzten Jahren immer mehr anwachsenden Litteratur über das viel diskutierte Thema fügt Verfasser diese kritische Studie hinzu, in der er auf den Kern der Lombrosolehre zurückgeht und zeigt, wie der italienische Gelehrte oft missverstanden und fälschlich angegriffen worden ist und wie andererseits seine Behauptungen in unbeabsichtigter Weise durch die Arbeiten der Gegner von diesen vielfach erst recht bestätigt worden sind.

Lombroso behauptet: Der Verbrecher weicht in anthropologischer Beziehung körperlich und geistig vom Durchschnittstypus des gesunden, ehrlichen Menschen ab.

In seiner Studie im ersten Kapitel bespricht Bleuler die Anthropologie des Verbrechers und weist die gegnerischen Angriffe von Bär, Topinard, Koch und Näcke in ihrer Unzulänglichkeit nach. Meist sind Lombroso Gesichtspunkte untergeschoben, die er nirgends behauptet hat, und dieses besonders mit dem Worte Typus. Nachdem Verf. die Unterschiede vom Gesunden, Kranken und Degenerierten ausführlich besprochen hat, geht er näher auf die Degerationszeichen und ihren Wert ein. Es folgt dann die Frage nach endogener und exogener Genese, welch letztere äusserst selten rein vorkommt. Bleuler weist nach, wie Bär und Näcke, ohne es selber zu wollen, den endogenen Ursprung verwiesen haben, und auch Sommer in Dresden seiner Zeit Recht gegeben wurde.

Auf die Definitionen des letzteren geht Bleuler nun im VI. Abschnitt näher ein und zeigt, dass kriminelle Anlage und Krankheit untrennbar miteinander in Berührung stehen.

Der III. Teil beschäftigt sich mit den allgemeinen theoretischen Konsequenzen der Kriminalanthropologie. Verfasser verwahrt sich gegen die vielfach gezogene Konsequenz, dass die Irrenanstalten durch Aufnahme der als krank erklärten Verbrecher keine Krankenanstalten mehr wären und zu Detentionsanstalten würden.

Nach einer genauen Berücksichtigung der praktischen Konsequenzen im IV. Abschnitt, stellt er im letzten Kapitel die unmittelbaren Aufgaben des Arztes als Thesen hin. Es sei zu erstreben:

Versetzung der Grundlagen des Strafrechts auf den Boden praktischer Bedürfnisse, Verlassen unfruchtbarer rechtsphilosophischer Theorien, möglichster Schutz der Gesellschaft, möglichst humane Behandlung der Verbrecher mit sicherer Unschädlichmachung der Unverbesserlichen und Heilung der Heilbaren.

Die Studie bietet des Interessanten manches, und sei deshalb auf sie warm hingewiesen. *Dr. Pafsow-Friedrichsberg.*

322. P. Pellacani: Morfologia di alcune anomalie del cranio. Atti dell' XI. Congr. med. intern. Bd. V, 1895. Medicina legale S. 74.

Der Schädel eines Mörders zeigt ausser verschiedenen anderen Anomalien eine doppelte Gelenkfläche seiner Kondylen: eine vordere vertikale, die in den Basalteil des Occiput übergeht, und eine hintere horizontale. P. vermuthet, dass zu dieser Bildung ein entsprechend geformter Atlas gehört haben muss, und wird in dieser seiner Annahme durch eine Beobachtung bestärkt, die er im anatomischen Museum zu Bologna machte. Es ist dieses ein Atlaswirbel, von dem in der That beiderseits zwei obere Gelenkflächen, eine vordere vertikale und eine hintere horizontale, existieren. Wie P. sich ausserdem an dem Materiale des gleichen Museums überzeugen konnte, giebt es verschiedene Thierspezies, die die gleiche Eigentümlichkeit

am Hinterhaupt (doppelte Gelenkfläche der Kondylen) aufweisen. Am deutlichsten findet sich dieselbe bei den Wiederkäuern (Rind, Schaf, Ziege) ausgeprägt. Sie kommt ferner bei den Solipeden (Pferd), Suiden (Eber) und Karnivoren (Hund, Katze) vor. Bei der letzten Gruppe springt neben den zwei Gelenkflächen noch die deutliche Konvexität der Kondylen in die Augen, die sich bereits der normalen Form am menschlichen Schädel und noch mehr der der Affen nähert. *Dr. Buschan-Stettin.*

323. Zuccarelli e Mauceri: Il 3° dente molare (cosidetto „del senno") della mascella superiore studiato in 271 crani. Atti della Società Rom. di Antropolog. 1895. Vol. III, S. 223.

271 Schädel werden mit ihren Anomalien unter Gegenüberstellung der Anomalien des Weisheitszahnes am Oberkiefer einzeln aufgeführt. Da nun letztere sich sehr häufig mit anderen Anomalien vergesellschaftet vorfinden, so sind Z. und M. geneigt, das ein- oder beiderseitige Fehlen des Weisheitszahnes, sowie sonstige abnorme Befunde an demselben als Degenerationszeichen aufzufassen. *Bresler-Freiburg i. Schl.*

324. Carlo Ascoli: Sullo sviluppo del dente del giudizio nei criminali. Arch. di Psichiatria, Scienze pen. ed Antropologia criminale. 1896. Vol. XVII, S. 205.

Unter 125 Verbrechern im Alter von über 30 Jahren fehlten nur bei 11 Individuen die Weisheitszähne (8,8 pCt.). Nach Mantegazza fehlten dieselben bei den niederen Rassen in 19 pCt., bei den höheren in 42 pCt. Schon Darwin behauptete, dass der Weisheitszahn bei den Kulturvölkern rudimentär zu werden neigt. *Bresler-Freiburg i. Schl.*

325. Ernesto Belmondo: Un rarissimo caso di denti sopranumerari e altri anomalie dentarie in crani di alienati. Arch. per l'Antrop. e la Etnol. 1895. Vol. VI, S. 255.

Am Oberkiefer des Schädels eines 9jährigen Idioten zu beiden Seiten der Mittellinie je ein grosser, vorn und hinten mit einer Längsfurche versehener, also durch Verschmelzung zweier entstandener Schneidezahn. Nach aussen von diesem ein viel kleinerer, aber wohl entwickelter Schneidezahn, der gegenüber den in jener Verschmelzung enthaltenen beiden normalen Schneidezähnen als überzähliger zu gelten hat. Das Os incisivum war noch durch eine Naht deutlich vom Oberkiefer getrennt. — Die übrigen Beobachtungen betreffen Heterotopien, Retentionen und andere an sich nicht seltene Zahnanomalien. Es wird hierbei betont, dass für das Studium der letzteren einzig die Beobachtung am Schädel zum richtigen Ziele führe. *Bresler-Freiburg i. Schl.*

326. Charles L. Dana: Deformity and paralysis of the uvula as a stigma of degeneration. Amer. Journ. of Insanity. 1896. Bd. LII, S. 556.

Verf. hat die Beschaffenheit der Uvula mit Bezug auf ihre Form, Grösse und Innervation an 108 Geisteskranken (69 erworbener, 39 degenerativer Form), 60 neuropathischen Personen (Neurasthenikern, Hysterischen, Epileptikern, Tabikern etc.) und 155 Geistesgesunden untersucht und wird durch das Resultat zu der Schlussfolgerung geführt, dass das Vorhandensein eines nach der Seite verbogenen (gekrümmten) und nicht innervierten Zäpfchens ein anatomisches und physiologisches Entartungszeichen vorstellt. Denn es hatten von den

155 Normalen	13 pCt. eine gekrümmte,	27 pCt. eine nicht innerv. Uvula,
57 Neuropathischen	22 " " "	—
108 Geisteskranken	31 " " "	53 " " " " "
und zwar 69 acquirierten Formen	20 " " "	—
und zwar 39 degenerativen Formen	54 " " "	—

Im einzelnen ist hierzu noch folgendes hinzuzufügen: 50 pCt. der Geisteskranken wiesen eine Deformation auf; am häufigsten kam hiervon ein Abweichen des Zäpfchens nach einer Seite hin vor. Der Prozentsatz war grösser bei den degenerierten Formen. Bei geisteskranken Männern kam diese Anomalie in 32 pCt., bei geisteskranken Frauen in 29 pCt. vor; hingegen zeigten bei den degenerativen Formen die Weiber eine grössere Häufigkeit. — Bezüglich der Innervation waren nur 51 Fälle der Untersuchung zugänglich; davon zeigten 27 Fälle eine Lähmung. — Hypertrophie und Verlängerung waren nicht abnorm häufig; auch bestand hierin kein Unterschied bezüglich der degenerativen und nicht degenerativen Formen. — Gespaltenes Zäpfchen kam nicht zur Beobachtung.

Unter den neuropathischen Personen fand D. 3 mal ein gespaltenes, 13 mal ein abweichendes und 1 mal ein überzähliges Zäpfchen; unter den Normalen 2 mal (unter 54 Fällen) ein gespaltenes Zäpfchen, 1 mal eine Verdoppelung desselben.

86 Geisteskranke hat D. ausserdem noch auf das Vorhandensein eines Torus palatinus hin untersucht. In ausgesprochener Weise war derselbe bei 28 pCt. vorhanden, und zwar bei den degenerativen Formen öfter (in 43 pCt. derselben), als bei den nicht degenerativen Formen (20 pCt.). Für normale Personen giebt D. eine Häufigkeit von 15 pCt., für neuropathische von 20 pCt. an. *Dr. Buschan-Stettin.*

327. Pierre Marie: Déformations thoraciques dans quelques affections médicales. Gazette hebdom. 1896. Bd. XLIII,. No. 14.

Wie Ramadier und Sérieux hält auch Marie die Trichterbrust (thorax en entonnoir) für ein Degenerationszeichen. In dem von ihm vorgeführten und abgebildeten Falle war der Kranke zwar selbst von anderen Stigmen frei, seine Schwester jedoch zeigte psychische Degenerationszeichen.

Auch die von Schmidt und Féré als thorax en gouttière beschriebene Verunstaltung des Brustkastens dürfte als Entartungszeichen aufzufassen sein.

Dr. Buschan-Stettin.

2. Ethnologie und Rassenkunde.

a. Allgemeine Ethnologie und Ethnographie.

328. A. H. Keane: Ethnology. Cambridge, C. J. Clay & Sons. 1896. XXX + 442 Seiten.

Für den Engländer ist die vorliegende Arbeit besonders interessant', weil sie das erste umfassende Textbuch darstellt, das seit der allgemeinen Annahme der Darwin'schen Theorie in England erschienen ist.

Der Verfasser hat es auf seinem Werk über indische Geographie und Philologie aufgebaut. Daher kommt es auch, dass den geographischen Fragen unverhältnismässig viel Raum gewidmet ist, und dass sich unvermerkt ein Einfluss der Philologie — häufig mit übertriebener Deutung ihrer Wichtigkeit — geltend macht. Indem er die spezielle Anthropologie etwas willkürlich von der Ethnologie abzweigt, beschönigt Keane seinen Mangel an anatomischer Kenntnis. Aber in den Kapiteln über das Alter und die Entwicklung des Menschen und über die verschiedenen ethnischen Gruppen beweist die Diskussion vieler, nur physischer Fragen, dass der Verf. die Unmöglichkeit seines Standpunktes empfunden hat. Daher ist die Behandlung der physischen Anthropologie sehr weit. läufig, dabei aber ganz ungenügend ausgefallen, während die der religiösen, ethnischen, sozialen und künstlerischen Seite auf 4 Seiten beschränkt wird, Von diesen Mängeln abgesehen eignet sich das Buch vorzüglich zu ethnologischen Studien. Fast jede Seite enthält Bemerkungen, die sich auf die mehr speziellen Arbeiten beziehen. Aus seinem, auf solche Weise angesammelten Wissensschatz zieht Verf. Folgerungen, die zuweilen dogmatisch, immer wichtig, oft wertvoll und originell sind.

Das celluläre Gewebe des Gehirns, bemerkt Keane (S. 44), scheint mit der entsprechenden Zunahme der geistigen Fähigkeiten zu wachsen, bis die Schliessung der cranialen Nähte es verhindert. Indessen Ramón y Cajal und v. Kölliker haben darauf hingewiesen, dass die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten weniger von der Gehirnmasse, als von dem complexen Zusammenweben der dendritischen Fortsätze der corticalen Zellen abhängig ist. Mehr als Scherz, denn als Ernst muss die Behauptung des Verf. auf-

gefasst werden, dass der Neger seine schwarze Hautfarbe einer übermässigen Kohlenstoffassimilation verdankt u. a. m.

Die höchst interessanten Schlussfolgerungen, zu denen Keane gelangt, lassen sich unter folgende Thesen zusammenfassen:

1. mit dem ersten Entstehen eines unorganischen Stotterns wanderte der monogenetische pleistocene Mensch aus seinem indo-afrikanischen Ursprungslande nach Europa, Asien und Amerika aus. Dadurch entstanden gleichzeitig und unabhängig von einander vier pleistocene Urtypen, der Äthiopische, Mongolische, Amerikanische und Kaukasische Typus, alle vier mit organischer Sprache begabt.
2. Die monosyllabische Sprachklasse wurde schliesslich von den polysynthetischen Klassen erreicht. Von den ursprünglichen agglutinierenden Sprachen kamen die isolativen, nicht flectierenden und polysynthetischen Klassen her.
3. Sprachliche und physische Gründe sprechen dafür, dass der Australiertypus, der später durch Einwanderung dravidischer und malaïscher Elemente verändert wurde, vordem mit dem jetzt ausgestorbenen der Tasmanier nahe verwandt gewesen ist.
4. Amerika hat seine paläolithischen Einwohner von Europa, und seine neolithischen von Asien her bezogen; seitdem hat sich seine Bevölkerung selbständig entwickelt.
5. Der arische Stamm ist aus einer Vermischung von kaukasischen und mongolischen Elementen hervorgegangen, die in der Sprache mit einander verwandt erscheinen. *Charles J. Myers-London.*

329. Alfred C. Haddon: Evolution in art, as illustrated by the life-history of designs. London, Walter Scott. 1895.

Das vorliegende Werk rechtfertigt vollkommen den Ruf, welchen die Contemperary Science Series geniessen. Verf. sucht dafür den Nachweis zu erbringen, dass eine sichere Grundlage der Kunsttheorie nur auf anthropologischer Forschung basiren kann. Während seines Aufenthalts in New-Guinea wandte er sich von der Biologie der Anthropologie zu und machte so auf wissenschaftliche Weise die anthropologischen Methoden der Kunst dienstbar. Er unternimmt daher den Versuch, hier die Dekorationsmuster von einem naturhistorischen Standpunkte zu behandeln.

Als Beispiel solcher Methoden beschränkt sich der erste Teil des Buches auf die dekorative Kunst in British New-Guinea. Es schliessen sich ihm zwei hochinteressante Kapitel über die Übertragung und Veränderung vieler künstlicher und natürlicher Gegenstände auf dekorative Zwecke an. Verf. beschreibt die Entwickelung der höchst entwickelten Muster von ihren einfachsten Anfängen her und betont den Unterschied zwischen Ähnlichkeit und Identität, d. h. zwischen Analogie und Homologie. Die analytische

Methode muss der synthetischen vorausgehen. Schlüsse müssen so lange unsicher bleiben, als die Lebensgeschichte der Muster unbekannt bleibt.

Im weiteren Teile finden sich die Ursachen der Verzierung behandelt.

Eine ausführliche Beschreibung der wissenschaftlichen Methode der Dekorationslehre bildet den Schluss der Arbeit, die sich durch überaus zahlreiche, leider aber oft zu kleine Illustrationen auszeichnet.

Dr. Buschan-Stettin.

330. Jos. Schedel: Phallus-Kultus in Japan. Verhandl. der Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1895. Bd. XXVI, S. 627—633.

Richard Andree: Amerikanische Phallus-Darstellungen. Ebendas. S. 678—680.

Den durch 12 Bilder erläuterten Aufzeichnungen, die Schedel zum Teil selbst in Japan gemacht, meist aber von Dr. med. Takahashi in Okayama und von Prof. B. A. Chamberlain in Tokio erhalten hat, entnehme ich, dass an den Phallus- (japanisch „Engi") Kultus, den die Regierung seit der Restauration zu unterdrücken sucht, den das niedere Volk im Innern aber noch weiter treibt, Darstellungen aus Holz, Thon, Stein, Bronze, Papiermasse u. s. w. erinnern. Diese Nachbildungen, durch welche der in dieser Gestalt verehrte Gott der Kraft, Mannheit (Konsei-Sama), dem Volksglauben gemäss nicht nur Unfruchtbarkeit, sondern auch Gonorrhoe, Lues u. s. w. heilt, werden in Schreinen aufbewahrt, als Votivtäfelchen aufgehangen, sie werden in Form von Haarnadeln bei einem bestimmten Feste getragen, oder aus Papier verfertigt und mit Zuckerwaren gefüllt auf den Märkten verkauft. Felsbildungen in Gestalt von männlichen und weiblichen Geschlechtsteilen werden als männliche und weibliche Göttersteine bezeichnet.

Zwei von den Maya Hceptunich, d. h. steinernes Glied, genannten, über mannsgrossen Steinen, die Maler in Yucatan entdeckt und photographiert hat, werden von Andree besprochen und bildlich wiedergegeben. Hierdurch und durch Hinweis auf den bei der Entdeckung Mexikos in der Stadt Panuco gefundenen Phallus-Kultus widerlegt Andree die von v. Brackel aufgestellte Behauptung, dass der von diesem Forscher ausgegrabene Phallus aus Selenit der erste und einzige Phallus sei, welcher je in Mexiko gefunden wurde. *Dr. Mies-Köln.*

331. J. H. F. Kohlbrugge: Malaria en hare genezing te Tosari. Geneeskundig Tijdschrift voor Nederl. Indië. 1895. Bd. XXXV. Batavia.

Verfasser, Kurarzt des Sanatoriums zu Tosari in der Residenz Pasuruan auf Java, betont zunächst in der vorliegenden Schrift den Wert dieses 1777 m über dem Meeresspiegel gelegenen Ortes bei der Therapie der verschiedenen Formen des Sumpffiebers. Fernerhin empfiehlt Dr. Kohlbrugge

den Gebrauch eines einheimischen Arzneimittels, welches man unter dem Namen Gambir huten zusammenfasst. Es sind dies die Blätter des Jasminum globiusculum Bl. oder die Rinde von Ficus Ribes Reimw., als Dekokt oder Tinktur verschrieben. Es werden mehrere Krankheitsfälle erwähnt, deren Wichtigkeit aber um so grösser gewesen wäre, wenn Verf. seinen Beobachtungen eine Untersuchung nach der Blutbeschaffenheit und nach den Plasmodien angeschlossen hätte. Von den (bis Juni 1895) 250 zu Tosari behandelten Malariapatienten genasen nur 2,8 pCt. nicht. Es verdient Beachtung, dass Malang in Ostjava, welches früher als malariafrei galt, jetzt ein wahrer Brutort des Sumpffiebers ist.

Dr. H. ten Kate-La Plata.

332. J. H. F. Kohlbrugge: Immunité phtisique dans les hautes régions et sa cause. No. V der Bijdragen tot de natuurlijke geschiedenis van menschen en dieren desselb. Verf. Natuurkundig Tijdschrift voor Nederl. Indië. 1896. Bd. LV. Batavia.

Dr. Kohlbrugge erwähnt das vollständige Fehlen von Skrofeln, Tuberkulose und Lungenphthise unter der einheimischen Bevölkerung des Tenggergebirges. Nachdem Verf. die verschiedenen Theorieen von der Ätiologie der Phthise in gedrängter Übersicht kritisch beleuchtet hat, kommt er zu der Annahme, dass die Infektion dabei nur eine ganz untergeordnete oder gar keine Rolle spielt. Dagegen betrachtet Dr. K. die Erblichkeit als die wahrscheinlich einzige Ursache der Phthise, und zwar im Sinne von Brehmer, Benneke und Gabrylowicz, welche in einer unvollkommenen Entwickelung des Herzens und der Blutgefässe, resp. in einer „Hypoplassia cordis dextri", die Prädisposition für phthisische Erkrankung suchen. Dr. K. hat wenigstens unter den circa 7000 Gebirgsbewohnern, welche in einer Höhe von 1800—2000 m leben, niemals einen Herzfehler gefunden, ebensowenig wie Hämorrhoiden, Varicen und Aneurysmen. Verf. schreibt dies der Herzgymnastik zu, welche diese Gebirgsbewohner täglich zu üben genötigt sind. Die Meinung des Verf., dass ein vollkommen gesundes Herz die einzige Ursache der Immunität gegen Phthise ist, wird bestätigt durch den Umstand, dass unter den Javanern im weiteren Sinne und unter den Europäern, welche Tosari besuchen, Phthise zweifellos vorkommt. Die Gelegenheit zur Infektion mit Tuberkelbacillen fehlt also nicht, und die Frage, ob die Rasse mit der Immunität etwas zu thun habe, scheint nach dem Vorgehenden vollständig ausgeschlossen. *Dr. H. ten Kate-La Plata.*

b. Rassenkunde.

333. Mario Morasso: L'origine delle razze europee. Arch. per L'Antropologia e la Etnologia. 1895. Vol. XV, S. 269.

M. bekämpft Sergi's Hypothese über den Ursprung und die Verbreitung des mittelländischen Stammes (s. dieses Centralblatt, Heft 1 des I. Bandes,

Originalartikel). Jene stütze sich ausschliesslich auf die anthropologische Forschung; aber die physischen Ähnlichkeiten, die auf einen gemeinsamen Ursprungsstamm hinweisen, sind ebenso unsicher und vieldeutig, wie die linguistischen und archäologischen. Dass so viele Hypothesen über den Ursprung der Rassen, speziell denjenigen der europäischen, existieren, sei nicht zu verwundern. Denn die Annahme einer Urrasse sei ein pures Geschöpf der menschlichen Phantasie (des Monogenismus). M. glaubt die Lösung der Frage in der Sociologie zu finden. Zu einer Zeit, als der Mensch schon die Eigenschaften besass, welche ihn als soziales Wesen kennzeichnen, war er bereits in unzähligen kleinen Trupps, etwa der Bevölkerung eines kleinen Dorfes entsprechend, über die ganze bewohnbare Erde verbreitet. Erst durch den ferneren sozialen Prozess bildeten sich grosse ethnische Kerne. Für den Sociologen giebt es also keine Diffusionscentra, von denen aus die Urstämme oder -rassen sich über noch nicht bewohnte Territorien verbreitet haben, sondern Attraktionscentra, in denen sich die bis dahin ethnisch noch getrennten Individuen zu einem Urstamm gruppieren. Die Ähnlichkeiten in Sprache, Sitte und Einrichtungen, die physischen Verwandtschaften beruhen demnach nicht auf einer gemeinsamen Abstammung von einer und derselben Urrasse, sondern sind der Effekt der Nachahmung, der gewaltsamen Aufdrängung, der Kreuzung und Verschmelzung. Unsere heutigen Rassen bilden daher ein Gemisch von unzähligen ethnischen Bestandteilen. *Bresler-Freiburg i. Schl.*

334. Rud. Virchow: Slavischer Schädel von der sog. Neuen Burg im Nuthethal bei Potsdam. Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1895. Bd. XXVII, S. 335.

Dem zwölften oder einem noch früheren Jahrhundert gehört das Gräberfeld an, dem H. Busse schon 20—25 Skelette mit meist gut erhaltenem Schädel, darunter auch den hier von V. besprochenen entnommen hat. Derselbe stammt von einem kräftigen Manne, hat eine offene Stirnnaht und sehr grosse Schaltknochen. Im Verhältnis zu seiner Länge ist er schmal und mittelhoch. *Dr. Mies-Köln.*

335. Rud. Virchow: Ein im Bette der Löcknitz (Priegnitz) gefundener Schädel. Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie. 1895. Bd. XXVI, S. 424, 5.

Der wohl erhaltene Schädel ohne Unterkiefer hat stark abgenutzte Zähne, ist, wie die norddeutschen Moorschädel, im Verhältnis zu seiner Länge schmal und in geringem Grade hoch, hat sehr niedrige Augenhöhlen und eine im Vergleich mit ihrer Höhe mittelbreite Nase. Er könnte sehr gut ein slavischer Schädel sein. — Nahe bei diesem Schädel wurde ein Halswirbel vom Pferde gefunden. Es fragt sich, ob Mensch und Pferd, wovon diese Funde stammen, derselben Zeit angehören.

Dr. Mies-Köln.

336. A. Weisbach: Die Bosnier. Mit 4 Kartenskizzen und 3 Tabellen. Mitth. d. anthr. Ges. in Wien. 1895. XXV. Bd, 6. Heft.

Die beiden, von Österreich okkupierten, ehemals türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina, deren durchwegs südslawische Bevölkerung somatologisch bisher fast noch gar nicht bearbeitet wurde, werden von Angehörigen dreier Konfessionen (Mohammedaner, Griechisch-Orientalische und Katholiken) bewohnt. Obzwar eine anthropologische, auf dieser scheinbar labilen Basis aufgebaute Arbeit auf den ersten Blick etwas verfänglich erscheint, hat Weisbach in der vorliegenden Abhandlung diese Thatsache dennoch als Ausgangspunkt seiner detaillierten Untersuchungen angenommen, da sich eben bei den zwei letzteren Religionsbekenntnissen die konfessionelle Bezeichnung mit der nationalen der Serben und Kroaten deckt, dagegen die Mohammedaner nicht etwa Türken, sondern auch Südslawen sind.

Weisbach verfügte über ein sehr homogenes Material, nämlich 3803 Soldaten im Alter von 20—24 Jahren. Mit der durchschnittlichen Körperlänge von 1726 mm (Capus fand 1710 mm für das centrale Bosnien) stehen die Bosnier an der Spitze aller Völker der Monarchie und werden sogar in Europa nur von den Norwegern übertroffen. Von den 6 Provinzen, in welche die beiden okkupierten Provinzen eingeteilt sind, findet sich der Durchschnittswuchs im Kreise Sarajewo am grössten (1742 mm), im Kreise Tuzla am kleinsten (1708 mm); im Süden und Westen ist somit der Menschenschlag grösser als im Norden und Osten. Mit Rücksicht auf die drei Bekenntnisse ergiebt sich kein durchgreifender Unterschied.

Unter den Farben der Haare, der Augen und der Haut herrschen die dunklen Töne vor. Braunes Haar findet sich bei mehr als der Hälfte (53,19 pCt.); schwarzes (18,32 pCt.) und hellbraunes (18,74 pCt.) halten sich das Gleichgewicht; blondes (9,54 pCt.) ist verhältnissmässig selten. Dies stimmt auch mit den slawischen Nachbarn der angrenzenden Länder überein, bei denen die dunklen Haare auch stets mehr als die Hälfte ausmachen.

Auch die braunen Augen sind überwiegend (50,48 pCt); doch ist hierbei hervorzuheben, dass die lichten Augen der Bosnier (33,99 pCt.) einen höheren Prozentsatz ausmachen als bei den benachbarten Dalmatinern (29,1 pCt.); ihre Häufigkeit nimmt parallel mit den Haarfarben von Osten nach Westen zu ab. Die Farbe der Haut ist ebenso vorwiegend dunkel; sie ist bei 42,59 pCt. bräunlich, bei 24,50 pCt. gelblich, bei 20,35 pCt. weiss, bei 12,54 pCt. braun. Indem für Bosnien zwei reine (hell und dunkel), sowie fünf Mischtypen (licht, dunkel, hellbraun, graubraun und grünlich) aufzustellen sind, gelangt man zu dem Schlusse, dass im Gegensatze zu der höheren Statur des dunklen Typus und der niedrigeren des lichten Typus bei den Adriaslawen in Bosnien alle Typen beinahe dieselbe Statur aufweisen. Während die Griechisch-

Orientalischen das reinste Volkselement darstellen, sind die Mohammedaner am meisten gemischt. Hinsichtlich der einzelnen Kreise gilt dieses für den Kreis Sarajewo, dagegen sind die Kreise Mostar und Bihac die reinsten.

Weisbach unterzog auch die Kopfmaasse am Lebenden eingehenden Studien, wobei sich die durchschnittliche grösste Kopflänge von 182 mm und die grösste Kopfbreite von 156 mm ergab; daraus schätzt er den durchschnittlichen Index für den Schädel auf 83,7, womit die bosnischen Männer im allgemeinen den ausgesprochenen Brachycephalen hinzuzurechnen wären. Während die Brachycephalie in jedem Kreise und bei jeder Konfession immer stark vorherrscht, findet sie sich bei den Griechisch-Orientalischen am gleichmässigsten verteilt, während bei den Mohammedanern oft eine Tendenz zur Dolichocephalie anzutreffen ist.

Dr. Hovorka Edl. v. Zderas-Janjina.

337. Anton Karl Fischer: Die Hunnen im schweizerischen Eifischthale und ihre Nachkommen bis auf die heutige Zeit. Zürich, Orell Füssli. 1896.

Die hunnische Abstammung der Anniviarden ist seit Bourrit (1781) mehrfach behauptet worden. Verf. unternimmt es, diese bisher völlig in der Luft schwebende Hypothese zu beweisen, vor allem aus einer Vergleichung der Familien- und Ortsnamen, der Sprache, Sitten und Gebräuche mit denen der heutigen Ungarn. In welcher Weise er hierbei verfährt, darüber lasse ich einen sachverständigen Referenten der „Neuen Züricher Zeitung, 1896, No. 118“ sprechen:

„Seite 207. „Chapella, Chepella etc. geschrieben und Tzapella ausgesprochen, bedeutet im Patois eine Kapelle, jedenfalls eine sehr eigentümliche Benennung einer Person. Dieser Name ist gewiss kein anderer wie der hunnisch-ungarische Mannesname Csepel u. s. f.“ oder Seite 228: „Arpitetta, eine Alpe am südlichen Ende des Zinalthales, war der Überlieferung nach die erste Niederlassung der eingewanderten Hunnen. Eine Erklärung für das Wort haben wir nicht; der Name muss ziemlich verdorben sein. Wir können aber nicht umhin, zu bemerken, dass Herodot einen König der nomadischen Skythen Aripithes nennt.“ (!) Noch bezeichnender ist die Ableitung des Wortes Hohwänggletscher, S. 235: „Die erste Silbe Hoh deutet auf das ungarische Wort „hó“ (Schnee).“ Für Zinal findet der Verfasser „in Ungarn keine Analogie; da aber (S. 247) diese Benennung uralt sein muss, weil in dieser Gegend die ersten Ansiedlungen waren, so wollen wir immerhin versuchen, wie dieser Name dem Ungarischen nahegebracht werden könnte u. s. f.“ So geht es weiter, mehr denn fünfzig Seiten. Ähnlich verhält es sich mit dem Abschnitt, der vom Patois, der Dichtkunst und den Liedern der Anniviarden handelt.

Dass der Verf. in den Zeichen, mit denen man „das gefällte Holz bezeichnet“, Spuren der hunnischen Schrift erkennt, darf nicht Wunder

nehmen. Auch die eigentlich historischen Partien des Buches lassen sehr zu wünschen übrig; der Abschnitt über die Geschichte des Wallis wimmelt geradezu von Irrtümern; ähnlich verhält es sich mit den Ausführungen über die „Geschichte des Eifischthales von der Bekehrung an“, übrigens begreiflich bei der sehr lückenhaften Litteraturkenntnis des Verf. Fischers vorzüglichster Gewährsmann ist der äusserst unzuverlässige P. Sigismund Furrer („Ein sehr gutes Werk“. S. 33) etc.“

In welcher Weise Fischer seinen Gewährsmann benutzt hat, zeigt der betreffende Referent an einer ganzen Reihe von Beispielen. Das Werk ist hiernach zu schliessen mehr oder weniger ein Plagiat von Furrer und F. O. Wolf.

„Und angesichts dieser Thatsachen“, fährt unser Kritiker fort, „hat der Verf. noch die Unverfrorenheit einleitend (S. 1) zu bemerken: „Der Leser wird sich überzeugen, dass wir nicht schon hundertmal Dagewesenes abgeschrieben haben, sondern dass wir durch jahrelanges, gewissenhaftes Studium aus den Urquellen Gesammeltes vorlegen, welches geeignet ist, auf manche bisher noch nicht beleuchtete Stelle der Geschichte ein Licht zu werfen.“ Es würde hier zu weit führen, wenn wir auf Einzelheiten noch weiter eintreten wollten; dass es aber auch da nicht an Ungeheuerlichkeiten, wie z. B. die Entstehung des Gemeindewesens aus der Bruderschaft des heiligen Geistes, fehlt, kann sich jedermann leicht vorstellen.“

Dr. Buschan-Stettin.

338. G. de Lapouge: L'indice céphalique des conscrits du canton de Rennes. 1895—1896. Bullet de la Soc. scientif. et méd. de l'ouest. 1896. Rennes. Vol. V. Nr. 2, S. 91.

Verf. fand Gelegenheit, an den Wehrpflichtigen zu Rennes in den Jahren 1895 und 1896 anthropologische Untersuchungen anzustellen, die sowohl wegen der Reichhaltigkeit und Gleichmässigkeit des Materials, als auch wegen der Vielseitigkeit in den Maassen von Wert sein dürften; er behält sich weitere Veröffentlichung dieser Beobachtungen, bis das grosse Material gesichtet und bearbeitet sein wird, vor. Bisher hat er gefunden, dass das Ammonsche Gesetz auch für Rennes gilt. Der Schädelindex stellt sich für die 67 Bezirke mit städtischer Bevölkerung auf 82,8, für die 100 Bezirke mit ländlicher auf 84, 7. Der Schädel der ersteren ist länger und weniger breit (Länge 0,187, Breite 0,155 m), der der letzteren umgekehrt (0,185 resp. 0,157). Die Schädelhöhe erscheint bei jenen ein wenig grösser. — Der Schädel nimmt an Volumen und Länge im allgemeinen von den Landleuten zu den Arbeitern, Beamten, Studenten mehr und mehr zu; bei den ersten Kategorien kommt eine Schädellänge von 0,190 nur sehr selten, bei den beiden letzten Gruppen sehr häufig vor.

Dr. Buschan-Stettin.

339. R. Livi: Antropometria militare. Risultati obtenuti dello spoglio dei fogli sanitarii dei militari delle classe 1859—63 eseguito dell' ispettorato di sanità militare per ordine del Ministero della guerra. Parte I. Dati antropologici ed etnologici. Mit Atlas. Roma. Giorn. med. del Regio Exercito. 1896.

Auf Vorschlag des Oberstabsarztes Dr. Guida ordnete das italienische Kriegsministerium im Jahre 1879 an, dass für jeden Soldaten, bei der i. J. 1859 geborenen Rekrutenklasse angefangen, ein „foglio sanitario" eingerichtet werde, in dem ausser dem allgemeinen Signalement des Individuums seine physischen Merkmale (Haarfarbe, Augen- und Hautfarbe, Form der Stirn, der Nase, des Mundes, des Kinnes, des Gesichtes, der grössten Längs- und Querdurchmesser des Kopfes, die Körperlänge, der Brustumfang und das Körpergewicht) bei der Aufnahme ins Heer und das Verhalten seiner Körperlänge, des Brustumfanges und Gewichtes, jedes Jahr aufgenommen, sowie die Gesundheitsverhältnisse während der Dienstzeit zu verzeichnen wären.

Diese „Gesundheitsblätter" wurden nach Ablauf des Zeitraumes 1879 bis 1883 gesammelt, — ihre Anzahl belief sich auf 300000 —, und ihre Verarbeitung vom Kriegsminister dem Stabsarzte Dr. Livi übertragen.

Bei der Einrichtung der „Gesundheitsblätter" hatte man zwei Zwecke im Auge: einmal an einem möglichst umfangreichen Materiale einzelne pathologische, hygienische und demographische Fragen von allgemeinem Interesse aufzuklären und gleichzeitig festzustellen, welche Veränderungen an den bestehenden Reglements nötig wären, um die Rekrutenzeit zu verbessern und die Morbidität und Mortalität im Heere herabzusetzen, zum anderen auch Daten für eine anthropologisch-ethnologische Statistik der Bevölkerung des Reiches zu sammeln. Der Berichterstatter hat demgemäss das ungeheure Material nach zwei Richtungen hin verarbeitet, nach der hygienischen, medizinischen und Rekrutierungsseite hin und nach der anthropologisch-ethnographischen Seite hin. Der zweite Teil liegt uns in seiner Veröffentlichung hier vor.

Als kleinste territoriale Einheit liegt diesen statistischen Untersuchungen der Aushebungsbezirk (mandamento di leva) zu Grunde. Von den 1719 Aushebungsbezirken des Königreichs sind nur 28 pCt. durch weniger als 100 Beobachtungen vertreten; im Durchschnitt ist jeder Bezirk durch 174 Beobachtungen vertreten. Es wurde für die aus jedem Aushebungsbezirk stammenden Individuen festgestellt: die Körpergrösse (zu 5 Gruppen), die Farbe der Haare und Augen, der Prozentsatz des blonden und brünetten Mischtypus und der Schädelindex im Mittelwert.

Für jeden Kreis (circondario) wurde ausser den schon für die Aushebungsbezirke festgestellten Merkmalen weiter berechnet: die Beziehung zwischen Körpergrösse und Haarfarbe resp. Augenfarbe, die Beziehung zwischen Körpergrösse und Cephalindex sowie zwischen diesem Index und der Haarfarbe, endlich die Serien für die Schädeleinheiten.

Für jede Provinz wurde ausser den oben bereits angegebenen Daten noch der Brustumfang (in 3 Gruppen), die Beziehung zwischen Körpergrösse und Brustumfang, die Serienbildung der Körpergrösse (cm für cm) und der mittleren Körpergrösse und das prozentuale Verhältnis für die übrigen hauptsächlichen deskriptiven Merkmale, nämlich Form der Haare, der Stirn, Nase, des Gesichtes und Kinnes, berechnet. Für die Landesabteilungen (compartimenti) endlich wurde die Körperhöhe, die Farbe der Augen und Haare, die Serien der Körperlänge, die Beziehung zwischen der Farbe der Haare und der der Augen, die Beziehung zwischen Körperhöhe und Cephalindex, zwischen Cephalindex und Haarfarbe, der Brustperimeter in seiner Beziehung zur Körperhöhe, derselbe mit Bezug auf die Meereshöhe, die Beziehungen der Beschaffenheit der Haare, Stirn, Nase etc. zur Körperhöhe festgestellt. Dazu kommt noch eine Tabelle, die sich auf das Verhalten der Körpergrösse und des Schädelindex mit Rücksicht auf die sozialen Verhältnisse (Bauern, Studenten, andere Professionen) in 69 Hauptaushebungsbezirken der Provinzen bezieht.

Alle diese Verhältnisse finden sich auf 14 Ziffertafeln erläutert, die eine wahre Fundgrube für die Somatologie des italienischen Volkes sind, und in einem an Karten und graphischen Tabellen reichen Atlas illustriert.

Es ist unmöglich, auf wenigen Seiten ein vollständiges Resumé über eine so kolossale Arbeit zu geben, die sowohl dem Kriegsministerium, das den Auftrag dazu erteilte, als auch dem Verf. Dr. Livi, der sich mit besonderer Geschicklichkeit und mit besonderem Eifer dieser Aufgabe entledigte, zu grosser Ehre gereicht. Wir beschränken uns daher, hier nur die hauptsächlichsten Resultate vorzuführen.

Bisher fehlte es in der Anthropologie Italiens ganz und gar an einer allgemeinen statistischen Erhebung über die Farbe der Haare, der Augen und der Haut, wie solche bisher aus Deutschland, der Schweiz, Belgien und Österreich vorliegt. Die Erhebungen Livis machen diese Lücke weniger empfindlich. Leider gestatten sie keinen Vergleich mit den in den soeben angeführten Staaten ausgeführten statistischen Erhebungen; denn diese beziehen sich auf Kinder, bei denen die endgiltige Farbe noch nicht fixiert ist, jene dagegen auf Erwachsene. — Aus den vorliegenden Beobachtungen geht hervor, dass der rein-blonde Typus (mit blonden Haaren und blauen Augen) im ganzen Königreich nur zu 3,0 pCt. (am häufigsten in Venetien mit 5,4 pCt., in Piemont mit 4,8 pCt. und in der Lombardei mit 4,3 pCt), der rein-brünette Typus zu 25,4 pCt. (unter 20 pCt. nur in Piemont mit 17,4 pCt. und in Venetien mit 18,6 pCt., etwas über 20 pCt. in der Lombardei mit 20,1 pCt. und in Ligurien mit 21,1 pCt.) vorkommt. Was die Körpergrösse betrifft, so existierten bisher schon recht brauchbare statistische Beobachtungen über die Ausgehobenen, die General Torre im Jahre 1854 begonnen hatte. Die vorliegende Statistik ist aber von um so grösserer Wichtigkeit, weil sie sich nur auf die militärisch Brauchbaren

bezieht und somit nur mit dem Einflusse, welchen die Rasse und das physisch-soziale Milieu ausüben, und nicht mit den pathologischen Einflüssen rechnet. — Die italienischen Soldaten besitzen eine mittlere Körper länge von 1645 mm die kleinsten Individuen finden sich in Sardinien (1619), die grössten in Venetien (1666). Über den Mittelwert hinaus gehen die Leute aus Venetien, Toskana, Ligurien, der Lombardei, Emilia und Piemont; kleiner als der Mittelwert dagegen sind die Leute der übrigen Landesteile. Allgemein gesagt, macht sich, wenn man von Venetien und Sardinien absieht, eine Abnahme der Körpergrösse mit einer Zunahme der Höhenlage der Herkunftsörtlichkeit bemerkbar. Diese Erscheinung wird vom Berichterstatter aber nicht einem besonderen Einflusse des Gebirges zugeschrieben, sondern vielmehr den schlechteren sozialen Bedingungen der Bergbewohner, was durch die Thatsache auch bewiesen wird, dass die Höhenlage die Körperlänge der Studenten nicht herabdrückt.

Der mittlere Cephalindex für das ganze Königreich beträgt 82,73 und variiert in den verschiedenen Landesteilen zwischen 77,5 als Minimum in Sardinien und 85,9 als Maximum in Piemont. Über den Mittelwert hinaus gehen Piemont, Emilia (85,2), Venetien (85,0), Lombardei (84,4), Umbrien (84,1) und die Marken (84,0), um denselben herum Toskana (82,3) und Ligurien (82,3), und unter denselben die übrigen Bezirke. Im allgemeinen darf die übrigens schon vordem festgestellte Thatsache für ausgemacht gelten, dass die höchsten Cephalindices sich in den nördlichen Landesteilen der Halbinsel, die niedrigsten in den südlichen und auf den Inseln, die intermediären im Centrum vorfinden.

Der Cephalindex ist von Livi auch mit der örtlichen Höhe, den sozialen Bedingungen, der Körpergrösse und der Haarfarbe in Beziehung gebracht worden. Zahlreiche Tabellen fördern hierüber mancherlei wichtige Thatsachen zu Tage. Erstens hat sich herausgestellt, dass bei der einen Hälfte der Landesteile der Cephalindex in den Gebirgsgegenden sehr hoch, bei der anderen Hälfte sehr niedrig ist. Dieser Umstand beweist, dass das Gebirge an und für sich die Brachycephalie nicht zunehmen lässt, wie einige Anthropologen behauptet haben. Zweitens hat sich gezeigt, dass in den brachycephalen Teilen Italiens die städtischen Centren weniger brachycephal als das übrige Territorium sind, während in den dolichocephalen Teilen die Städter sich mehr brachycephal als die Bewohner des flachen Landes verhalten. Diese Thatsache würde im Widerspruch mit dem von Ammon für Baden und von de Lapouge für Frankreich aufgestellten Satze stehen, dass nach den Städten hin ein Zufluss von Dolichocephalen stattfindet, da diese unternehmungslustiger und besser begabt wären, als die Brachycephalen. Drittens hat sich ergeben, dass in den mehr brachycephalen Teilen Italiens die dolichocephalen Schädel sich ein wenig häufiger bei hoher Körperstatur, und die Brachycephalen zumeist häufiger bei niederer Körperstatur vorfinden, während dagegen in den mehr dolichocephalen

Provinzen im allgemeinen das gerade Gegenteil stattfindet. Viertens hat sich noch herausgestellt, dass die Dolichocephalen häufiger als die Brachycephalen dunkle Haare haben, dass also der braune Komplex bei jenen häufiger als bei diesen vorkommt. *Prof. Dr. L. Moschen-Rom.*

340. Alfredo Niceforo: Le varietà umane pigmee e microcefaliche della Sardegna. Atti della Soc. Rom. di Antrop. 1896. Bd. III, S. 201.

341. E. Ardu Onnis: Contributo all' antropologia della Sardegna. Atti della Soc. Rom. di antrop. 1896. Bd. III, S. 179.

Beide Abhandlungen wollen den Nachweis bringen, dass die von Sergi vorzugsweise in den Mittelmeerländern vermuteten Pygmäen (mikrocephale Varietät mit niederer Körpergrösse) thatsächlich auch auf Sardinien vorkommen.

Niceforo hat 129 Schädel aus sardinianischen Beinhäusern zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Nach der Sergischen Nomenclatur fand er in dieser Serie:

30 Mikrocephalen (Kapazität bis 1150) mit den Varietäten Ellissoides (Kapazität 1061,32), Ooides (1060,88), Pentagonoides (1118,50), Sphaeroides (1091,08), Stenoplatycephalus (1064,33), und Sphenoides (1027,60);

52 Elattocephalen (Kapazität 1150—1300) mit den Varietäten Ellissoides (1184,25), Ooides (1210,93), Pentagonoides (1232,33), Sphenoides (1218,25);

32 Oligocephalen (Kapazität 1300—1400) mit den Varietäten Ellissoides (1350,38), Ooides (1342,60), Pentagonoides (1333,00), Sphenoides (1366,28);

11 Metriocephalen (Kapazität 1400—1500) mit den Varietäten Elissoides (1469,75), Ooides (1448,50), Pentagonoides (1491,60), Sphenoides (1414,00) und

4 Megalocephalen (Kapazität 1500 und darüber hinaus) mit den Varietäten Ellissoides (1566,00) und Ooides (1521,33).

Verf. erinnert daran, dass Sergi an einer anderen Serie sardinianischer Schädel die Varietäten Parallelepipedoides, Cuboides, Trapezoides, Ooides, Stenocephalus, Sphenoides und Acmonoides, sowie Ardu Onnis, dass eben derselbe an einer dritten Serie (im Museo di med. legale di Torino befindlich) die Varietäten Ellissoides, Platycephalus, Cuboides, Trapezoides und Sphenoides festgestellt hat. Es würden demnach 12 Schädelvarietäten sein, die an der Zusammensetzung der Bevölkerung Sardiniens den grössten Anteil nehmen.

Niceforo unterscheidet an den Schädeln mit ausgezogenem Hinterhaupt noch die Subvarietäten Sphyroides (Hinterhaupt mit sporgenza a calcagno), Cuneatus (sporgenza a cuneo) und Batrocephalus (sporgenza a scalina).

Alle von Niceforo untersuchten mikro- und elattocephalen Schädel zeigen an sich absolut nichts Krankhaftes; es handelt sich bei ihnen dem-

nach nicht um eine pathologische, sondern um eine physiologische, ethnische Eigenschaft. Das Gleiche trifft für die von Sergi und Flower in Afrika, den Inseln des stillen Meeres, des indischen Ozeans, in Asien und Europa (Russland, Italien, Sizilien, Aegypten und Griechenland) bisher nachgewiesenen mikro- resp. elattocephalen Schädel zu.

Zu den mikrocephalen sardinianischen Schädeln gehörte aber auch eine niedere Körperstatur. Zu diesem Schlusse ist man durch die Thatsache berechtigt, dass unter der lebenden Bevölkerung noch solche Pygmäen mit kleinem Schädel vorkommen. — Niceforo hat 104 ausgewachsene, gesunde und wohl proportioniert gebaute Individuen gemessen, deren Körpergrösse unter 1,55 m betrug. Für 98 Männer ergab das arithmetische Mittel 1,50 m (Max. 1,55, Min. 1,40 m), für 6 Weiber 1,46 m (Max. 1,51 m, Min. 1,41 m). An den

	98 ♂ Köpfen			6 ♀ Köpfen		
betrug	i. Mittel	Max.	Min.	i. Mittel	Max.	Min.
der Umfang des Schädels..	536	590	500	526	550	510
die Länge " " ..	184	205	174	180	186	174
die Breite " " ..	140	159	130	141	145	140
die Höhe " " ..	134	155	110	126	140	116
der Cephalindex........	76,5	86,8	68,9	78,3	79,1	75,7
der Verticalindex........	70,1	83,3	63,1	71,8	80,5	62,4

Die Grössenverhältnisse des Gesichtes und der Nase harmonieren mit diesen Maassen am Schädel.

Verf. hat auch Nachforschungen darüber angestellt, ob die niedere Körpergrösse vererbt worden ist. Bei 88 von den 98 männlichen und bei 5 von den 6 weiblichen Individuen liess sich die Erblichkeit mit Sicherheit nachweisen, bei 5 männlichen war sie wahrscheinlich und bei dem Rest (5 Männern und 1 Weibe) fehlte sie, mag jedoch hier aber durch Atavismus bedingt gewesen sein. — Auf Grund der vorstehenden Argumente hält Niceforo die Existenz einer mikro-elattocephalen Pygmäenvarietät für erwiesen.

Unter den von Niceforo untersuchten Sardinianern herrscht der dunkelbraune Typus bei weitem vor: bei 95 pCt. dunkelbraune Hautfarbe, bei 81 pCt. kastanienbraune Augen, bei 89 pCt. dunkelbraune Haare und bei 72 pCt. dunkelbrauner Bart. Demnach kennzeichnet der Verf. die Pygmäenvarietät als eine solche mit brauner Hautfarbe, dunklen Augen und dunkelkastanienbraunen Haaren, sowie Bart. Die helleren Typen beruhen auf Mischung mit den verschiedenartigsten Elementen.

Auch Ardu Onnis hat das Vorhandensein von Pygmäen auf Sardinien (zumeist in der Provinz Cagliari) nachweisen können. Wie die Schädel-

durchmesser und Kurven an den von ihm untersuchten 19 ausgewachsenen, in jeder Hinsicht gesunden Individuen, deren Körpergrösse durchweg 1,50 m oder noch weniger — es kamen darunter auch Leute von nur 1,37 (2 mal), 1,36 (2 mal), 1,35, 1,31 und 1,28 m vor — betrug, erkennen lassen, handelt es sich auch bei diesen um wirkliche Mikroresp. Elattocephalen.

Bezüglich der Schädelform unterscheidet Ardu an seiner Serie die Varietäten Cuboides, Trapezoides, Sphenoides, Ellipsoides und Ooides. — Das Gesicht der Gemessenen war oval, die Stirn im allgemeinen von schöner Form, die Jochbeine vorspringend, die Fossae caninae tief, die Nase öfters kurz und an den Nasenlöchern verbreitert; der Mund, wenn er auch nicht gerade prominente Lippen zeigte, hatte dieselben doch ziemlich dick und war horizontal gespalten; der Unterkiefer endlich war bei einzelnen (jungen) Individuen ziemlich stark entwickelt. Allgemein gesagt, wiesen einzelne Leute eine ziemliche Ähnlichkeit mit niederen Rassen auf. Die Hautfarbe war durchweg — bis auf eine Ausnahme (weiss mit grauen Augen und braunen Haaren) — braun, die Farbe der Augen mit 2 Ausnahmen (grau) schwarz, die der Haare bei 7 schwarz, bei 6 kastanienbraun, und bei 6 grau resp. weiss.

Im Anhange führt Niceforo des näheren noch aus, dass bereits die antike und mittelalterliche Kunst, sowie die griechischen Schriftsteller sich mit den Pygmäen beschäftigt haben, und erwähnt kurz die Ansichten Kollmanns, Virchows, Schmidts und Sergis über den Ursprung der Pygmäenvarietät. In Übereinstimmung mit letzterem spricht er sich für eine afrikanische Herkunft derselben aus.

Dr. Buschan-Stettin.

342. Dumont: Note sur la démographie des Musulmans en Algérie. Bull. de la Soc. d'Anthropologie 1895. Vol. VI, S. 702.

Die muselmännische Bevölkerung ist in dem Zeitraum von 1881 bis 1891 von 2 850 000 auf 3 557 000 Seelen gestiegen. Diese Zunahme wird durch vermehrte Einwanderung fremder Stämme, sowie durch steigende Genauigkeit der Zählung erklärt, nicht durch ein Überwiegen der Geburten über die Sterbefälle. Die Geburtsziffer ist überhaupt keine so bedeutende, als man erwarten möchte; auf 1000 Seelen kommen 32 bis 33 Geburten. Auf die bekannten frühzeitigen Verheiratungen, die nicht in solcher Häufigkeit stattfinden sollen, wie manche Demographen behaupten, legt D. wenig Werth. 1891 war in der ganzen muselmännischen Bevölkerung nur ein Ehegatte und eine Gattin unter 14 Jahren vorhanden. Die Polygamien verhalten sich zu den Monogamien wie 15 : 100. Cölibat ist ein ausnahmsweises Vorkommnis. Ausserordentlich häufig sind Ehescheidungen, hier gerade aus dem entgegengesetzten Grunde als in den zivilisierten Ländern, wo der zunehmende Individualismus und die Emanzipation der

Frau mehr denn je zur Ehescheidung führt. Der Muselmann dagegen betrachtet seine Frau mehr als Sklavin, die er entlässt, wenn sie ihm nicht mehr gefällt. *Bresler-Freiburg i. Schl.*

343. R. Verneau: De la pluralité des types ethniques chez les Négrilles. L'Anthropologie 1896. Bd. VII, S. 153.

Man hat bis jetzt angenommen, dass die Pygmäen Afrikas sich nicht allein durch die Kleinheit ihres Wuchses, sondern auch durch ihre Brachycephalie und den relativ grossen Umfang ihres Kopfes auszeichnen. Indessen besitzt diese Behauptung keine allgemeine Giltigkeit; denn Clozel und Herr haben aus Bayanga (am linken Ufer der mittleren Sangha, 3° Breite) einen weiblichen Schädel mitgebracht, der gerade die entgegengesetzten Eigentümlichkeiten besitzt. Die Frau gehörte zum Stamme der Akka oder Babinga, die nach Angabe beider Reisenden echte Zwerge sind.

Der Schädel stammt von einer ziemlich alten Frau her. Er ist sehr lang und sehr gross (siehe unten). Die Lambdanaht wird von einer ganzen Kette Schaltknochen durchsetzt; es finden sich solche auch in fast allen anderen Nähten. Von oben gesehen erscheint der Schädel regelmässig elliptisch, weil die Parietalhöcker vollständig abgeplattet sind. Die Occipitalgegend dagegen springt stark vor. Die Augenhöhlen stehen weit voneinander ab; die Nase ist sehr breit; es besteht endlich ein starker Prognathismus. Der Schädel zeichnet sich also durch seine ausgesprochene Dolichocephalie und seine nigritischen Merkmale aus.

Schädel einer Akka-Frau der mittleren Sangha:

Schädelinhalt	1440
Horizontalumfang	511
Grösster sagittaler Durchmesser	183
Grösster Breiten-Durchmesser	134
Basilo-bregmatischer (Höhen-)Durchmesser	138
(Länge = 100) Breiten-Index	73,22
(Länge = 100) Höhen-Index	75,82
(Breite = 100) Höhen-Index	103
Orbita-Breite	41
Orbita-Höhe	36
Nasenöffnung-Breite	32
Nasen-Höhe	49
Orbital-Index	87,80
Nasen-Index	63,30
Facial-Index	73,60(?)

Das Becken derselben Frau ist gleichfalls von Verneau gemessen und wie der Schädel abgebildet worden; denn es besitzt nicht weniger bemerkenswerte Eigenschaften. Im oberen Teil ist es demjenigen einer Europäerin ganz ähnlich; aber das kleine Becken ist viel enger und viel länger und gleicht eher dem eines Mannes; der Schambeinbogen bildet einen spitzen Winkel und das Kreuzbein ist relativ hoch, aber schmal und nach vorn zu ein wenig ausgehöhlt.

Im British Museum zu London befinden sich zwei Akka-Skelette, die aus dem Mombuttu-Land stammen. Ihre Indices betragen ♀ 78 und ♂ 74,5. Beide sind echte ausgewachsene Pygmäen. Man darf sie daher der betreffenden Babinga-Frau an die Seite stellen. Hiernach zu urteilen giebt es in Afrika auch langköpfige Zwerge. Sie bewohnen dieselbe Gegend wie die kurzköpfigen Pygmäen; sie können sich mit ihnen gekreuzt und so den mesocephalen Typus der Frau des British Museum hervorgebracht haben. Weiter nach Westen kann die Mesocephalie von der Kreuzung kurzköpfiger Zwerge und grosser Neger herrühren. Diese Mesocephalen sind daher nur Halbzwerge. *Dr. L. Laloy-Paris.*

344. R. Collignon: La couleur et le cheveu du nègre nouveau-né. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 687.

Collignon fand Gelegenheit, mehrere Negerkinder unmittelbar oder wenigstens bald nach der Geburt zu untersuchen und die weitere Veränderung der Hautfarbe eine Zeitlang zu verfolgen.

Die drei ersten Objekte wurden in einem Sudanesendorfe auf dem Marsfelde, das vierte in einem Senegaldorfe in Bordeaux geboren. — 1. Kind, Eltern Oulofs. Besichtigung beim Durchtrennen der Nabelschnur. Unter einem rotschwärzlichen Rosa (noch heller als Broca's Skala Nr. 24) sah man am ganzen Körper blasslila (fliederfarben), Pigmentflecke zerstreut. Die Ohren, Brüste und Geschlechtsteile waren deutlich dunkel (Nr. 28/29); Füsse und Hände dagegen zeigten ein frisches Rosa (noch heller als Nr. 24). Die Haare waren dicht, schwarz, fein, schmiegsam und nur wenig (kaum) gewellt. Am nächsten Tage war die Körperoberfläche deutlich gedunkelt (Nr. 29); Füsse und Hände von einem rotschwarzen Kolorit. Geschlechtsteile, Brüste und Ohren Nr. 28—35. Nach 46 Tagen war die Hautfarbe eher leicht abgeblasst: am Körper kaum Nr. 29, an den Hand- und Fussflächen Nr. 32 (gelbschwarz-rosa); von den Knöcheln und Handgelenken an ging die Farbe graduell in braun über.

2. Kind, Eltern Oulofs (Nr. 28 und 28—43). Besichtigung 10 Minuten nach der Geburt bei Lampenlicht. Hautfarbe rotschwarz, heller als die der Eltern, aber dunkler als die Collignons. Haare wie oben beschaffen. Am andern Morgen Farbe am Körper Nr. 30, die der Ohren, Achselhöhlen, Geschlechtsteile 28—29, die der Extremitäten rotschwarz. Nach 36 Tagen Körper Nr. 29; Extremitäten wie oben bei 1.

3. Kind. Zweimonatlicher Fötus eines Leybou-Mädchens. Hautfarbe frisch rosa, wie beim Europäer, ohne Pigmentflecken. — Rassenmerkmale bereits ausgeprägt: deutliche Dolichocephalie, deutliche platyrrhine, abgeplattete Nase mit transversal geöffneten Nasenlöchern.

4. Kind. Nach Angabe des Dr. Cabanes soll die Hautfarbe bei der Geburt kaum dunkler als die eines Europäers, im allgemeinen in einem gelben, rotschwarzen Tone gehalten gewesen sein. 2 Stunden nach der Geburt fand

Collignon dieselbe bereits relativ dunkel und etwas heller als Nr. 29. Auch die Geschlechtsteile, Brüste und besonders die Ohren waren dunkler, die Füsse und Hände rotschwarz.

Collignon legt bei den vorstehenden Befunden besonderes Gewicht auf das Verhalten der Haare, das ganz im Gegensatz zu dem Befunde an den Haaren Erwachsener steht. Möglicherweise dürften die Eigenschaften des Haarwuchses am Erwachsenen als relativ junge und erworbene zu deuten, und die ursprüngliche Beschaffenheit des Negerhaares als die gleiche der Weissen anzunehmen sein.

Zu Bordeaux machte Collignon ferner die Beobachtung, dass nicht nur bei den Schwarzen die Farbe der Hand- und Fussflächen heller ist, als die der sonstigen Körperoberfläche, sondern auch bei den Anamiten, die eben so rosige Hand- und Fussflächen wie die Weissen besitzen.

Dr. Buschan-Stettin.

345. F. von Luschan: Über eine Schädelsammlung von den Kanarischen Inseln. Separatabdruck aus Hans Meyer, Teneriffa. Leipzig, 1896. S. 285—319.

An der Hand einer Untersuchung von 52 Schädeln von den Kanarischen Inseln (sämtlich „aus Felsenhöhlen“ stammend) — darunter 45 von Dr. H. Meyer auf Teneriffa i. J. 1894 erworbenen —, die der Verfasser in ihren Einzelheiten und hauptsächlichsten Messzahlen vorführt, kommt derselbe zu interessanten Schlussfolgerungen bezüglich der Zusammensetzung der alten Kanarier. Die Längenbreitenindices gruppieren sich zumeist um die Zahlen 75 und 84; Verfasser schliesst hieraus, dass mindestens 2 von einander ganz verschiedene Elemente an der Zusammensetzung der vorliegenden Schädel beigetragen haben. Der Längenhöhen-Index liegt für 48 Schädel (= 80 pCt.) ganz dicht um die Zahl 73 herum. 6 Schädel sind wesentlich niedriger, 4 wesentlich höher. In diesen 4 hypsicephalen Schädeln, zu denen er noch einen fünften wegen seiner überwiegenden Zahl von Einzeleigenschaften stellt, erblickt v. Luschan eine dritte ethnische Gruppe, den gleichen Typus, wie die alten Vorderasiaten und die kleinen, brünetten Kurzköpfe Europas, den er bekanntlich als „armenoid“ bezeichnet und für central-asiatischen, jedoch nicht arischen Ursprunges erklärt hat.

Weiter beschäftigt sich der Verfasser mit einigen interessanten Einzelheiten an den fraglichen Schädeln: mit dem häufigen Vorkommen eines Proc. margin. oss. zygom. (auf 30 Wangenbeinen an 17 Schädeln), von Stenokrotaphie (fast an $^1/_3$ der Schädel) — Virchow hat auf diese Erscheinung an den Kanariern bereits vor 20 Jahren hingewiesen —, von Ossa epipterica (16mal von 11 Schädeln) bei gleichzeitigem Fehlen eines Proc. frontalis und anderer Nathanomalien, ferner mit der hochgradigen und eigenartigen (ganz schräge Neigung der Abschleifungsfläche) Zahnabschleifung, der grossen

Anzahl von eigentümlichen Knochennarben — teils von geheilten Frakturen, teils von chirurgischen Eingriffen (?) herrührend — und der an 3 Schädeln deutlich sichtbaren Trepanation. Der noch heutigen Tages von gewissen berberischen Kabylenstämmen geübte Brauch der Trepanation lässt den Verfasser an Beziehungen zwischen diesen und den alten Kanariern (Überbleibsel aus der Steinzeit) denken. *Dr. Buschan-Stettin.*

346. **Wiedemann: Beschneidung bei den Massai.** Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1895. Bd. XVII. S. 302 u. 303.

Wiedemann, z. Z. Stabs- und Stationsarzt in Moschi am Kilimandjaro, beschreibt genau die umständliche Operation, der sich fünf Massai-Knaben unterzogen, um ins Elmoranthum zu treten. Der Operateur heisst Fundi. Derselbe kann, wenn er geschickt ist, in 15 bis 20 Minuten nur einen Leion (unbeschnittenen Jüngling) beschneiden. Wiedemann betont, dass die Massai die Beschneidung in ganz anderer Weise ausführen, als die Bantu, welche um sie herumwohnen, und wirft die Frage auf, ob eine ähnliche Art dieser Operation vielleicht bei anderen Stämmen üblich sei, wodurch man möglicherweise etwas über die Abstammung der Massai erfahren könne. *Dr. Mies-Köln.*

347. **Stuhlmann und Simon: Anthropologische Aufnahmen aus Ost-Afrika.** Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthrop. 1895. Bd. XXVI, S. 656.

Dazu Rud. Virchow. Ebendas. S. 657—671.

Virchow hat 82 von Stuhlmann und Simon ausgefüllte Aufnahmen bearbeitet. Zunächst bringt er eine Übersicht der 32 Stämme, welchen die untersuchten Personen angehören, und zeigt durch Messungsergebnisse an mitgesandten Umrisszeichnungen, dass die 2. Zehe, die „wegen ihrer schlankeren Form und ihrer mehr abgesonderten Stellung länger aussieht", in mehreren Fällen entgegen den Angaben Stuhlmanns kürzer ist als die erste. Dieser Fehler wird auch vielfach von Künstlern gemacht, denen Virchow empfiehlt, „vorzugweise nach der mehr oder weniger grossen Vorragung der Spitze der 2. Zehe über die Kurve sämtlicher Zehen" zu „urteilen". Alsdann erwähnt Virchow, dass fast alle untersuchten Personen beschnitten waren, dass meist die vier unteren Schneidezähne ausgebrochen und in der Regel die oberen mittleren Schneidezähne durch Feilung in ihrer Form verändert werden, und dass Schnittnarben u. a. entweder auf ärztliche Eingriffe deuten oder am Oberam, Ohr und auf den Wangen als Stammeszeichen aufzufassen sind. Zum Schlusse giebt Virchow die beschreibenden Merkmale, sowie die Maass- und Verhältniszahlen von 20 Personen an, die entweder sehr selten oder schon öfter untersuchten Stämmen angehören, nämlich I. den Dschagga, II. den nilotischen Stämmen der Schilluk, Dinka, Diggaui, Bayaui, Alur, Mbissa und

III. den centralafrikanischen Mpäï. Letztere scheinen in Bezug auf das Verhältnis zwischen Länge und Breite des Kopfes den langköpfigen Dinka und Alur nahe zu stehen, die sich deutlich unterscheiden von den ausgesprochen mesocephalen Bayaui und Diggaui. *Dr. Mies-Köln.*

348. Macland: Notes sur les Pakhalla. L'Anthropologie. 1896. Bd. VII, S. 18.

Zwischen dem linken Ufer des Comoé und dem westlichen Arm der Volta (zwischen Abwai im Süden und Lobi im Norden) findet man eine Gegend, welche den Übergang zwischen den im Süden befindlichen Ur. wäldern und den nackten Ebenen des Sudans bildet. Sie wird von dem circa 50 000 Seelen zählenden Stamm der Pakhalla bewohnt. Dieselben unterscheiden sich vollständig von ihren Nachbarn, den Mande-Diula, Agni und Aschanti, und scheinen vom Mossi und vom Gurunsi herzurühren, von wo sie der Einfall der Mande, Fulbe und Haussa fortgetrieben hat. Sie werden jetzt noch häufig von den benachbarten Völkerschaften misshandelt und ausgeplündert.

Verfasser hat, in Gesellschaft von Lieutenant Braulot, mehrere Monate unter den Pakhalla gelebt; er beschreibt sehr ausführlich ihre physischen Eigenschaften, Sitten, Lebensweise, Wohnungen, Waffen, Kleidungen u. s. w. Die Pakhalla sind stark und von hohem Wuchse (Männer 1,72 m, Weiber 1,61 m). Ihr Gesicht ist breit und prognath, die Zähne sind schön und nicht verunstaltet; die Hautfarbe ist im allgemeinen schokoladenähnlich. Der Haar- und Bartwuchs sind ziemlich stark. Tättowierung ist nicht besonders entwickelt und variirt nach der Örtlichkeiit; häufig kommt auch gar keine Tättowierung vor. Im Gegensatz zu den andern Negern des Senegal und Sudan, welche entsetzlich schmutzig sind, badet der Pakhalla, so oft er Gelegenheit dazu hat. Er wäscht sich auch mit warmem Wasser und Seife. Auch seine Wohnungen sind sehr sauber, und es bestehen wirkliche Aborte, die viel besser eingerichtet sind, als die unserer Dörfer; sie liegen nämlich stromabwärts, im Gebüsch versteckt, in einer geringen Entfernung vom Dorfe. *Dr. L. Laloy-Paris.*

349. E. B. Landis: Mourning and burial rites of Korea. The Journ. of the Anthrop. Instit. of Great Britain etc. 1896. Vol. XXV, S. 340 ff.

In Korea wurden die Toten- und Trauer-Gebräuche bei dem Verlust eines Verwandten durch Yi Youl Kok, einen Minister der jetzt herrschenden Dynastie in äusserst umständlicher und für jeden Grad der Verwandtschaft bestimmt geregelter Weise festgesetzt, und ihre strenge Beobachtung gehört zu den heiligsten Pflichten der Überlebenden; man würde eher die allernotwendigsten Möbel des Haushaltes verkaufen, als die durch die Sitte vorgeschriebenen Opfer unterlassen. Aus dem ungemein complicierten

und hier in allem Detail beschriebenen Toten-Ceremoniell möchten wir nur diese Opfer hervorheben, weil sie uns einen Einblick in die Vorstellungen der Koreaner von der Seele und ihrem Verhältnis zu den höheren Mächten gewähren. Ist Jemand gestorben, so wird die beste Kleidung des Dahingeschiedenen in der Luft geschwungen und dabei sein Name und sein Titel dreimal laut gerufen, um die Seele wieder zurückzulocken. Später wird dem Toten Reis und eine Perle nacheinander in die rechte Seite, in die Mitte und in die linke Seite des Mundes geschoben, und ihm darauf Gemüse, Früchte, Fleisch, sowie Getränke vorgesetzt und Weihrauch angezündet, gerade als ob er noch lebte. In die Reisschüssel wird der Löffel so eingesteckt, dass er bequem mit der rechten Hand zu fassen ist. An dem Grabe wird den Geistern der Berge und der Erde Früchte, Fleisch und Wein geopfert, und sie werden angerufen, über dem Grabe zu wachen. Auch nach der Beerdigung werden noch lange Zeit dem Verstorbenen Speisen, Wein und Tabak dargebracht. In der Kapelle der Vorfahren haben die letzten 4 Generationen ihre Namensschilder, und vor denselben wird regelmässig geopfert. Sobald aber die Traueropfer für den zuletzt Verstorbenen aufhören, rückt dieser mit seinem Schild in die Vorfahrenkapelle ein, und dafür wird das Schild der bis dahin ältesten Generation abgenommen und beerdigt, natürlich mit aller nötigen Rücksicht; es wird dem ältesten Ahn feierlich angezeigt, dass die Trauerzeit seines jüngstverstorbenen Nachkommen beendet sei, und dass, so leid es den Trauernden auch thue, das Schild der ältesten Generation entfernt werden müsse: „überwältigt von Kummer bieten wir dir Wein, Früchte und Fleisch dar und rufen dir mit 100 Verbeugungen Lebewohl zu; willst du geruhen, unsere Gabe anzunehmen?“ Mit der Einfügung der Tafel des zuletzt Gestorbenen rücken natürlich alle früheren Generationen um eine Stufe zurück; auch das wird den letzteren mitgeteilt: „Nachdem unser Vater für unsere Sünde gestorben ist, haben wir drei Jahre lang um ihn getrauert. Das Herkommen darf nicht angetastet werden, deshalb ändern wir die Grade der Schilder. Wir bieten Euch Wein, Früchte und Fleisch; wollt Ihr geruhen, sie anzunehmen?“ Auch dem Verstorbenen selbst wird die Anzeige gemacht, dass der Sitte gemäss die Trauer jetzt aufhört, und dass jetzt seine Tafel in der Kapelle der Vorfahren aufgestellt wird.

Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.

350. M. Zaborowski: Les sauvages de l'Indo-Chine, caractères et origines. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1895. Bd. VI, S. 195.

Über den Ursprung und die Zusammensetzung der Völker Indo-Chinas herrschte bisher noch grosse Unklarheit. Man hat als gemeinsamen Grundstock derselben bald das Alfuru- (Thorel), bald das Negrito- (Hamy, Verneau u. A.), bald das javanische (Garnier), oder das malaiische (Harmand,

Hamy, Cuzet u. A.), schliesslich auch das Battack-Dayak- (Harmand, Hamy) Element angenommen. — Zaborowski will drei ethnische Gruppen unterschieden wissen: Die Moïs (Tribus von Kochinchina), Peunong (Tribus, die immer mit Kochinchina in Verbindung standen und solche, die zwischen Kochinchina und Annam wohnen) und Khâ (Völker im Norden vom 14.° nördl. Br.).

Über die Moïs (von Baria, Bien-hoa und Thioma) existieren Messungen von Neïs. Die zehn Kleinsten der gemessenen Individuen von 150 cm und darunter haben einen mittleren Schädelindex von 76,59, gleichen somit in der Körpergrösse den Negritos, unterscheiden sich aber von diesen durch den niederen Index (Negritos 80—84). Jedoch kommen auch zwei Individuen darunter mit dem Index 80,5 und 81,5 vor; diese können indessen nicht Negritos sein, wie die Haaruntersuchung beweist. Die Haare sind bei ihnen nämlich gewellt mit rotschwarzem Schimmer, ähneln eher denen der Dravidas. — Die Schädelindices der höher gewachsenen Leute (160 cm und darüber) sind zu 20 pCt. dolichocephal, zu 25 pCt. subdolichocephal und eben so viel subbrachycephal; ihr mittlerer Index ist subdolichocephal = 75,60, gleicht also dem der Indonesier, Dayak und Battak. Die Subbrachycephalen weisen auf das malaiische Element hin. Die Körperlänge der fünf am meisten Brachycephalen beträgt nur 151 cm (bei den Malaien 156).

Auch an den Moïs von Bien-hoa und den Thioma lässt sich feststellen, dass in der Gruppe der Subdolichocephalen die grösste Körperlänge vorkommt. Ihr mittlerer Schädelindex ist gleich dem der grössten Moïs von Baria = 77,20. Dieser Umstand erlaubt den Schluss, dass, wenn man in das Innere weiter vordringt, das subdolichocephale indonesische Element vor dem malaiischen vorherrschen dürfte.

Sieben Moïs-Schädel, die Zaborowski studiert hat, sind in der Mehrzahl dolichocephal (im Mittel 75,6). Ihr Orbitalindex beträgt 88,8 (Grenze der Mesosemie), ihr Nasalindex 56,96 (Platyrrhinie). Javanesen und Maduresen, desgleichen Orang Sakaï auf Malakka sind von den Moïs mehr oder weniger grundverschieden, wie Zaborowski nachweist. Dagegen bieten die Dayak zwar ähnliche Züge dar, besitzen aber einen höheren Cephalindex (77,52); sie sind ferner nicht platyrrhin und weisen eine grössere Interorbitalbreite auf. Nur Dravidas und Malabaresen kommen den Moïs in dem gleichzeitigen Auftreten der an diesen gefundenen Eigenschaften (Subdolichocephalie, Platyrrhinie und Mesosemie) sehr nahe. Mit diesem Resultat stimmen auch die Angaben Jagor's über die Dravidas überein. — Auf Grund der vorstehenden Erörterungen lässt sich die Behauptung aufstellen, dass ein Element vom Dravida-Ursprung gleichsam essentiell in die Zusammensetzung der Moïs-Tribus eingetreten ist. Die Peunongs haben Cupet, Harmand und Hamy für Malaien erklärt. Die beiden letzten Autoren sind indessen von dieser Ansicht wieder zurückgekommen, und

Harmand hat selbst gezeigt, dass sie dolichocephal oder subdolichocephal sind. Zaborowski meint, man müsse unterscheiden zwischen den Peunongs, die längs der grossen Heerstrasse der Einwanderungen wohnen und in Berührung mit der Bevölkerung von Kambodga stehen, und dem Grundstock der Peunongs. Bei den ersteren scheint das malaiische Element vorzuherrschen; die letzteren bieten bezüglich ihrer eigentümlichen Gebräuche und ihrer äusseren Züge Verwandtschaft mit den Dayak. Die Übereinstimmung in den Sitten erklärt sich daraus, dass Borneo und Indo-China einst miteinander in Verbindung gestanden haben.

Verf. hat auch sechs Schädel des Bahnar-Volkes (im Nordosten des Territoriums der Peunongs) gemessen. Zwei derselben erinnern, besonders in ihrem Gesicht (weite Entfernung der Augenhöhlen) an den Mongolentypus, also auch an die Dayak; indessen der niedrige Schädelindex und die ausgesprochene Platyrrhinie unterscheiden sie wiederum von diesen. Alle Schädel sind lang, zwei dieses ganz besonders. Trotz der Anzeichen für Mischung zeigen sie doch durch ihre essentiellen Merkmale (Schädel-, Nasal- und Orbital-Index) einen gemeinsamen Grundtypus, der dem der Moïs entspricht, wenn man das Gesicht unberücksichtigt lässt. Also auch unter den Bahnars ist der Grundstock derselbe, wie unter den Moïs von Kochinchina.

Das Resultat seiner Untersuchungen fasst Zaborowski dahin zusammen, dass Tribus derselben Merkmale, derselben Sitten und desselben Ursprunges wie die Dayak von diesen getrennt und vor der Ankunft der Annamiten ins Innern verdrängt worden sind durch zwei Elemente, die sich mehr oder weniger innig mit ihnen vermischt und im Übrigen dieselbe Rolle an den Küsten der grossen Inseln des malaiischen Archipels gespielt haben: durch das Dravida- und das malaiische Element.

Die Khâ gleichen in ihrer Zusammensetzung im allgemeinen den Peunongs, unterscheiden sich jedoch von ihnen dadurch, dass das malaiische und Dravida-Element verschwindet gegenüber zwei anderen ethnischen Elementen, dem laotischen, das alle Überreste der wilden Stämme zu absorbieren scheint, und einem besonders kaukasischen Typus, der anatomisch noch zu definieren bleibt, mit den Lolos jedoch verwandt erscheint.

Dr. Buschan-Stettin.

351. G. Radde: Besuch auf Buton und Süd-Celebes. Globus. 1896. Bd. LXIX, Nr. 10 u. 11.

Verf. teilt einige Episoden aus der Reise der Grossfürsten Alexander und Sergei Michailowitsch in die asiatischen Tropen auf der „Tamara“ (in russischer Sprache in einem mehrbändigen Prachtwerke erschienen) mit. — Von wissenschaftlichem Werte ist hierunter die Schilderung der Eingeborenen der Insel Buton (bei Celebes). Dieselben sind grundverschieden von dem malaiisch-javanischen Typus. Ihr Wuchs ist meistens gross; ihre

ganze Körperentwicklung kräftig. Die Hautfarbe ist hellkupfern. Die Verschiedenheit in der Gesichtsform lässt darauf schliessen, dass bereits Vermischung vorliegt. Die runde, etwas flache Gesichtsform herrscht zwar vor, jedoch giebt es auch hochstirnige, in gutem Oval geschnittene Köpfe. Die Nase ist wohlgebildet, schon an der Wurzel gut profiliert; eine eingedrückte Nase kommt selten vor. Augen und Haare sind pechschwarz. Die ersteren sind nicht schmal geschlitzt und von niedrig stehenden, kräftigen Brauen überwölbt. Die lang getragenen Haare sind dicht, zwar nicht eng gekräuselt, aber auch nicht schlicht anliegend, sondern meistens in Wirbeln gestellt. Die Lippen sind breit, wulstig. Das fast schwarze Gebiss (Betelkauen) steht bei vielen schräg nach aussen vor.

Interessant ist ferner die Angabe Raddes, dass man die Toten in Kähnen begräbt, und dass das von den Eingeborenen angefertigte Topfgeschirr sehr an die Keramik aus den ältesten Gräbern im Kaukasus erinnert. *Dr. Buschan-Stettin.*

352. Rud. Virchow: Schädel von Madura, Java und Sumatra (Batak von Toba). Verhandl. der Berliner Gesellschaft für Anthrop. 1895. Band XXVII, S. 323, 324.

Von Virchows vorläufigen Bemerkungen über diese drei Schädel sei nur erwähnt, dass im Verhältnis zur Länge der Schädel von Java breit, der von Madura mittelbreit und der Batak-Schädel schmal ist. Die beiden ersten sind ausserdem im Verhältnis zu ihrer Länge hoch, haben eine breite Nase im Vergleich mit der Höhe derselben, sowie verhältnismässig sehr hohe (Java) bezw. mittelhohe Augenhöhlen. Hierdurch unterscheiden sich dieselben deutlich von dem Batak-Schädel, der in Anbetracht seiner Länge mittelhoch ist, eine verhältnismässig mittelbreite Nase und sehr niedrige Augenhöhlen hat. Den Schädel von Java kennzeichnet ein Stirnfortsatz der linken Schläfenschuppe. *Dr. Mies-Köln.*

353. M. V. Portman: Notes on the Andamanese. The Journ. of Anthrop. Institute of Great Britain etc. 1896. Vol. XXV, S. 361 ff.

Es sind etwa 100 Jahre her, seit die ersten genaueren Aufzeichnungen über die Andamanen niedergeschrieben worden sind (Colebroche 1794), mit deren südlichen Stämmen die ersten Ansiedler in freundschaftlichen Beziehungen standen. Während dieses ganzen Jahrhunderts beziehen sich alle Mitteilungen über die Bewohner dieser Inselgruppe fast nur auf die südlichen Stämme, selbst Mans' sonst vortreffliches Buch behandelt nur einzelne Stämme (Áka-Béa-da und Puchikwar) der Südgruppe. Seither haben die freundlichen Beziehungen der Eingeborenen zu den Weissen sehr an Ausdehnung gewonnen, und so hat auch die Kenntnis der übrigen Stämme Fortschritte gemacht. Portman, seit einer Reihe von Jahren britischer Beamter auf jenen Inseln, hat es sich zur Aufgabe gestellt,

möglichst die ganze Gruppe von Stämmen zu studieren. Er unterscheidet drei, durch Sprache, Form der Geräte und Waffen bestimmt charakterisierte Gruppen, nämlich:

1. die nordandamanische Gruppe von Stämmen (die Ti Chári, die Tá Yéri und die Tá Kédé oder Kéda). Sie bewohnen die Inseln nördlich von einer zwischen Landfall Island und Amit-lá-Téd an der Ostseite von Mittel-Andaman gezogenen Linie;
2. die südandamanische Gruppe (die Áka-Béa-da, die Ákar-Bálé, die Puchikwár, die Okko-Juwai und die Kol), südlich von der vorhergehenden Gruppe wohnend.
3. die Öngé-Gruppe, die die Öngés auf Little Andaman, dann einen Stamm im Innern von Rutland Island, einen Stamm im Innern von South Andaman und einen auf North Sentinel Island umfasst.

Körpermessungen, die an je 100 erwachsenen Männern und Weibern von Gross-Andaman angestellt worden sind, ergaben die folgenden Zahlen:

	Mittl. Höhe	Mittl. Gewicht	Temperatur	Puls	Respirations-frequenz,
Männer . .	1,487	95 Pfd. 10 Oz.	99,1	82	19
Weiber . .	1,372	87 Pfd.	99,4	91	16

Charakter der Atmung

Männer . . 68 pCt. abdominal, 32 pCt. oberabdominal,

Weiber . . 66,26 pCt. abdominal, 26 pCt. oberabdominal, 4 pCt. untercostal und 4 pCt. obercostal.

Im Ganzen besteht eine Neigung zu Prognathie, wenn auch stärkere Grade nur selten vorkommen (auch einzelne Fälle starker Orthognathie kommen vor). Die Sehschärfe scheint nicht stärker zu sein, als durchschnittlich beim Europäer. Als mittlere Lebensdauer der Männer giebt Portman 60 Jahre an (?), bei den Weibern soll sie noch grösser sein. Gründe für das rasche Aussterben dieser Stämme sind: die Masern (die in der schweren Epidemie von 1877 wenigstens 25 pCt. der Eingeborenen dahinrafften), Syphilis (die besonders seit 1874 die Konstitution Aller, auch der Kinder untergräbt), und die rasch zunehmende Urbarmachung des Landes in der Umgebung der meisten Niederlassungen, wodurch die Eingeborenen sehr der Malaria und perniciösen Pneumonien ausgesetzt sind. Der Geschlechtstrieb soll sich erst um das 18. Jahr regen (?), aber erst nach der Heirat (ca. 26. Lebensjahr) in grösserem Maassstab befriedigt werden (?). Die Durchschnittszahl der Geburten einer Frau betrug 3, wenn auch gelegentlich einmal 7 und 8 Kinder einer Mutter vorkommen. Gegen Kälte, Hunger und Durst sind die Eingeborenen sehr empfindlich.

Ihr Charakter ist freundlich, sie werden aber leicht zu Zorn erregt, indem sie kein Maass kennen; von 40 Jahren an sollen die Männer störriger und streitsüchtiger werden, während das Weib bis in das hohe Alter ihren heiteren fröhlichen Sinn behalten soll; die Weiber sind

intelligent und von den Männern wohl geachtet. Viele der Gewaltthaten und Grausamkeiten, deren die Andamanen-Insulaner beschuldigt werden, sind in ihren Augen nur gerechtfertigte Wiedervergeltung von Unthaten, die die Weissen begingen. *Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.*

354. R. H. Mathews: The bŭrbŭng of the Wiradthuri tribes. Mit 3 Tafeln. The Journ. of the Anthropological Instit. of Great Britain etc. 1896. Vol. XXV, Nr. 4, S. 295 ff.

355. R. H. Mathews: The bora or initiation ceremonies of the Kamilaroi tribe. Part. II, ibidem S. 318 ff.

Mathews hat schon in einer früheren Nummer des Journ. anthr. inst. (XXIV S. 411 ff.) das Fest der Männerweihe Bora bei den Kamilaroi (Australien) beschrieben. In dem zweiten der genannten Aufsätze giebt er noch die ergänzenden Ergebnisse eigener, später an Ort und Stelle angestellter Nachforschungen. Dieselbe Feier heisst bei dem südlich von den Kamilaroi, zwischen Barwan und Murray river wohnenden, früher volk- und einflussreichen Stamm der Wiradthuri Bŭrbŭng. Mathews glückte es zwar nicht, Augenzeuge bei diesem, zuletzt im März 1893 abgehaltenen Feste zu sein, aber es gelang ihm doch, das Vertrauen eines der Stammeshäuptlinge der Wiradthuri in dem Maasse zu gewinnen, dass ihm die geheimsten Mysterien dieser sonst vor Fremden und Weibern strengstens geheim gehaltenen Feier mit allem Detail mitgeteilt wurden. Auf Grund dieser Informationen giebt Mathews in dem ersten der genannten Aufsätze eine sehr eingehende Beschreibung aller Vorgänge dieses Festes, bei dem die Sage von dem bösen Geist Dhuramulan eine Hauptrolle spielt. Die früher herrschende Sitte, dass bei der Männerweihe den Knaben ein Schneidezahn ausgeschlagen wurde, ist schon seit längerer Zeit abgeschafft; auch wird bei den Wiradthuri das Haar den Novizen nicht mehr abgeschnitten (wie dies noch jetzt bei den Kamilaroi gebräuchlich ist).

Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.

356. J. Edge-Partington: The Ethnography of Matty Island. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. 1896. Vol. XXV, Nr. 74, S. 288 ff.

Bis vor Kurzem gehörte dieses von Carteret 1767 gesehene, von Kapt. Bristow 1817 besuchte und Tiger-Insel benannte Eiland zu den am wenigsten bekannten Teilen der Erde. Erst 1893 erhielt die Welt genauere Kunde von dem Lande und seinen Bewohnern durch Kapt. Dallmann, der die Insel anlief, um Culis für die deutsche Guinea-Kompanie zu holen. Das von ihm gesammelte ethnographische Material wurde von v. Luschan (Arch. f. Ethnographie Vol. VIII) 1895 beschrieben. Neuerdings sind weitere Objekte nach England zum Teil in Privatbesitz, zum Teil in die Christy Collection (Brit. Museum) gekommen. J. Edge-Par-

tington giebt in dem vorliegenden Aufsatz Abbildungen und Beschreibung der hauptsächlichsten Typen von Geräten, Waffen und Schmuck der dortigen Insulaner. *Prof. Dr. E. Schmidt-Leipzig.*

357. P. C. J. van Brero: Einiges über die Geisteskrankheiten der Bevölkerung des malaiischen Archipels. Beiträge zur vergleichenden Rassenpsychopathologie. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie. 1896. Bd. LIII, S. 25.

In den Jahren 1892—95 wurden in die Staatsirrenanstalt zu Buitenzorg auf Java 211 eingeborene Geisteskranke aufgenommen. Am häufigsten (= 25,1 pCt.) war unter den psychischen Anomalien die Amentia (Verwirrtheit) vertreten, und zwar die illusorische Form. Rein ausgesprochene Manie kam nur selten zur Beobachtung (= 2,3 pCt.); hingegen sehr häufig (= 14,4 pCt.) periodische Manie. Melancholische (im Sinne Meynerts) wurden gar nicht aufgenommen. Auch Paranoia (Verrücktheit) war selten (= 2,8 pCt.), was Brero der geringen Entwicklung der Persönlichkeit zuschreibt; wo sie aufgetreten war, da handelte es sich um Personen, welche durch die Art ihres Erwerbes einen weiteren Wahrnehmungskreis sich erschlossen hatten. Das Eigenartige bei dieser Psychosenform bestand darin, dass das Wahnsystem nicht so umfangreich und so vielseitig entwickelt war, die Beziehungen des Ichs zu Personen und Sachen der Umgebung nicht so zahlreich waren, wie beim Europäer u. a. m. Hysterie traf Brero nur einmal bei einer Sudanesin an. Epilepsie kam zwar nur selten (= 3,3 pCt.) zur Aufnahme, scheint aber jedoch häufiger zu sein; Brero vermuthet, dass bei der gegebenen Sorglosigkeit der Verpflegung zu Hause mancher jugendliche Epileptiker einen vorzeitigen Tod findet. Die Idiotie (= 3,3 pCt.) verlief klinisch gewöhnlich als erethische Form. „Ausser einer Asymmetrie des Schädels begegnet man ziemlich oft einem stark ausgeprägten Brachycephaltypus mit sehr plattem Hinterkopf und aussergewöhnlich entwickelten Tubera parietalia.“ Der Ausgang der Psychosen ist zur grössten Hälfte der in Apathie. Progressive Paralyse kam in der Anstalt nur dreimal (bei 2 Javanen und 1 Indo-Europäer) und ausserhalb derselben einmal (Indo-Europäer) zur Beobachtung. Überhaupt ist diese Psychosenform in den tropischen Ländern eine ausserordentlich seltene Erscheinung, wofür Brero als Beweis die Angaben verschiedener Autoren (Munot, Nieven, Manning, Grieves u. a.) anführt.

Weiter beleuchtet der Verf. in seiner Abhandlung noch einzelne Eigentümlichkeiten an den Bewohnern des malaiischen Archipels, die ihr Nervenleben betreffen (Schamanismus, Amok). *Dr. Buschan-Stettin.*

358. E. T. Hamy: Les races malaïques et américaines. L'Anthropologie. 1896. Bd. VII, S. 129.

In dieser seiner Eröffnungsrede für den anthropologischen Unterricht im Museum fasst Hamy zusammen, was er im vorigen Jahre über den

malaiischen und den amerikanischen Stamm gesprochen hat. Zuvor aber bespricht er noch die Insel- und Halbinselbewohner (Japaner, Koreaner, Formosaner u. s. w.), welche den Übergang von den wahren Mongolen zu den Malaien bilden.

Unter den Koreanern und Japanern (vergl. Centralblatt für Anthrop. 1896, S. 53) trifft man zwar echte Mongolen an, aber auch solche, die mehr den südlichen Inselbewohnern gleichen, nämlich den Tagalen von Luzon. Von 50 Japanern waren nur 2 hyperbrachycephal, d. h. mongoloid; die 48 übrigen gehörten zweien verschiedenen Typen an, nämlich einem hypobrachycephalen (Index max. 82) und einem dolichocephalen (Ind. max. 74). Die Formosaner endlich scheinen einerseits den Malaien von Singapore, andererseits den Igorotten von Nordluzon ähnlich zu sein.

Die Malaiischen Völkerschaften zerfallen in die Indonesier, Malaien und Polynesier. Die ersteren bilden einen langen Streifen zwischen Formosa und Malakka bis zu den Papuainseln hin. Die Hauptmasse bewohnt Sumatra, Borneo, Celebes und die Philippinen. Die am besten charakterisierten Zweige dieser Rasse sind die Battak von Sumatra, die Dajak von Borneo, die Tagal und die Igorotten von Luzon. Die Battak sind klein (1,60 m), hypodolichocephal (78,7 beim Lebenden); ihr Nasalindex beträgt 90,5; die Kopfhöhe ist $7\frac{1}{2}$ mal in der Körperhöhe enthalten.

Auf Java findet man ähnliche ethnische Einflüsse vor, aber sie sind zum Teil durch das echte malaiische Element zurückgedrängt worden. Die Malaien haben auch nach Celebes, den Molukken, Neu-Guinea u. s. w. mächtige Kolonien abgesandt; besonders auf Madura findet man ihren Typus am reinsten vertreten. Ihre Körperhöhe beträgt nur 1,57 m; ihr Kopf ist kurz (Index 80,4) und ihr Gesicht öfters prognath. Man trifft auch die Malaien in Borneo an den Meeresufern an; auf den Philippinen bilden die Bicol von Albay und die Bisaya von Panay den Übergang von Malaien zu Indonesiern. Die Antimerina von Madagaskar endlich unterscheiden sich von den echten Malaien nicht durch wichtige Eigenschaften.

Die dritte malaiische Gruppe wird von den Bewohnern Polynesiens gebildet. Sie sind fast alle von sehr hohem Wuchse und dolichocephal (Hawai 75,5; Taiti 74; Neu-Seeland 73,2). Die Westpolynesier haben einen kürzeren Kopf (80), wodurch sie mehr den Malaien ähneln, von denen sie sich jedoch durch mehrere wichtige Merkmale unterscheiden.

Man findet also innerhalb der malaiischen, sowie der mongolischen Völkergruppe eine Reihe somatischer und kraniometrischer Merkmale, welche allmählich ineinander übergehen und von den Bewohnern Maduras bis zum Neu-Seeländer hinführen. Die Verwandtschaft aller dieser Völker lässt sich übrigens auch linguistisch nachweisen. Nach Hamy wäre der Meerbusen von Sawai auf der Nordküste von Ceram der Ausgangspunkt für einen grossen Teil der polynesischen Völkerschaften.

Die Amerikaner müssen ebenfalls dem gelben Stamme angereiht werden. Aber, wie unter den malaiischen Völkerschaften, so findet man auch unter ihnen sehr verschiedene Typen: zuerst einen rein brachycephalen, der von den grossen Seen Nordamerikas bis zur Landenge von Tehuantepec reichte. Dieses sind die Mound-builders, die Cliff-dwellers, die alten und jetzigen Pueblos, endlich die alten Mexikaner.

In Centralamerika findet man eine zweite kurzköpfige Gruppe (Yunca und Yucatèques), aber mit sehr verschiedenen physischen Merkmalen, und eine dritte in Südamerika, welche die Puelches, einen Theil der Pampas- und Patagonienbewohner und alle Araukaner umfasst.

Dagegen waren die alten Pampasbewohner (Tehuelches) langköpfig, wie durch die berühmten Lagoa-Santa-Schädel bewiesen ist. Vom Sumiduro-Gebirge aus ist diese alte Rasse nach allen Richtungen ausgestrahlt; sie wird heute noch durch die Botokuden, die Paraguayos, die Alakulif u. s. w. vertreten. Die Brachycephalen haben sich erst sehr spät diesen südlichen Langköpfen beigemischt und sie zum grossen Teil vernichtet.

In Nordamerika wurde die anfängliche Brachycephalie in derselben Weise durch die Einwanderung der langköpfigen Rothäute, Chichimèken, Azteken u. s. w. vernichtet. Heute trifft man bei den Indianern Nordamerikas eine Menge mittlerer Indices an, die auf eine Mischung zwischen den einwandernden Langköpfen und den weggetriebenen Kurzköpfen hinweisen. Diese Anschauung wird noch durch folgende Thatsache bestätigt: Referent*) hat 14 nordamerikanische Rothäute (Sioux) untersucht. Ihr Kopfindex war äusserst verschiedenartig und variirte ganz allmählich von 76 bis 86,4. *Dr. L. Laloy-Paris.*

3. Urgeschichte.

a. Allgemeines.

359. S. Reinach: La sculpture en Europe avant les influences greco-romaines. L'Anthropologie 1894. Bd. V, S. 15, 173 und 288; 1895. Bd. VI, S. 18, 292, 549 und 662; 1896. Bd. VII. S. 168.

In dieser ziemlich umfangreichen Abhandlung giebt Verf. eine Geschichte der Bildhauerkunst in Europa vor der Zeit des griechisch-römischen Einflusses und erörtert die wichtigsten Fragen, die sich daran knüpfen. Seine Arbeit ist voll neuer und interessanter Anschauungen und macht dem Verf. grosse Ehre. Eine grosse Menge prähistorischer Gegenstände findet sich in ihr abgebildet (442 Abbildungen). Seine Argumente führen ihn zu dem Schluss, dass die älteste europäische Kunst weder aus Egypten, noch aus Babylonien stammt, sondern einheimisch ist. Er hat ferner

---

*) Deniker et Laloy: Les races exotiques à l'Exposition Universelle de 1889. L'Anthropologie. Bd. I. 1890. S. 541.

gezeigt, wie das einfachste Verzierungs-Motiv sich nach und nach weiter entwickelt und sich schliesslich zu den schönsten menschlichen oder thierischen Darstellungen erhebt. *Dr. L. Laloy-Paris.*

b. Funde.

a. Grossbritannien und Irland.

360. William Turner: On human and animal remains found in caves at Oban, Argyllshire. Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. 1895. Vol. XXIX, S. 410—438. Mit 8 Figuren.

Aus den vier Höhlen, die in den Felswänden über der Stadt Oban (Südwest-Schottland) bis jetzt aufgefunden und exploriert wurden, hat Verf. die allerdings nicht sehr vollständigen menschlichen und tierischen Reste untersucht und auf das genaueste beschrieben. Sämtliche Höhlen sind natürliche, von der Meeresbrandung ausgearbeitet; sie gehören, wie die Fundgegenstände beweisen, der neolithischen Periode an und wurden sowohl als Wohnstätten, als auch als Begräbnisplätze benutzt.

Der Schädel der sog. Mackay-Höhle ist mesocephal (L.Br.-Ind. = 77,8), die tibia ausgesprochen platyknem (Ind. = 63,6 und 65,6), ohne Retroversion des Kopfes, aber mit sekundärer Gelenkfazette am vorderen Rand der unteren Artikulationsfläche und entsprechender Astragalfazette. Das Femur zeigt einen hohen Grad von Platymerie (Index = 58,8 und 56,4), und Verf. nimmt jetzt mit Manouvrier, entgegen seiner früheren, wie Ref. glaubt, richtigeren Auffassung (vergl. Journal of Anatomy and Physiology XXI, S. 488) an, dass diese Bildung durch die intensive Muskelaktion beim Gehen und Jagen auf bergigem Terrain hervorgerufen wurde.

Aus der sog. Distillery-Höhle sind besonders nennenswert ein Modellierspatel und ein Bohrer, beide aus Knochen und von feiner Arbeit (Fig. 3 und 4, S. 420). Die beiden besterhaltenen Schädel stammen aus der Mac Arthur-Höhle, von denen der eine, sicher männliche, die bei den heutigen Schotten seltene absolute grösste Länge von 205 mm erreicht, ausgesprochen dolichocephal (L.B.-Ind. = 70,2) und kryptozyg ist. Die Kiefer sind orthognath. Eine Berechnung der Körpergrösse nach Manouvriers Tabellen ergab 165,4 mm, ein Maass, das beträchtlich hinter der mittleren Grösse der heutigen Bewohner Grossbritanniens zurückbleibt.

Genau datieren lassen sich die Reste nicht; aber es unterliegt keinem Zweifel, dass sie einer Periode angehören, die der Invasion der Römer voranging. *Dr. Rud. Martin-Zürich.*

361. Robert Munro: A sketch of lake-dwelling research. Proceed. of the Roy. Soc. of Edinburgh. 1895. Vol. XX, S. 385.

Ein interessanter historischer Überblick über die Pfahlbautenforschung. Verf. schildert, in welcher Reihenfolge man in den einzelnen Ländern

Europas Kenntnis von vorhandenen Pfahlbauten erlangt hat, führt unter kurzer Schilderung der einschlägigen Verhältnisse die bedeutendsten derselben mit Namen auf und beschäftigt sich etwas eingehender mit den „Crannogs“ der britischen Inseln. *Dr. Buschan-Stettin.*

β. Die nordischen Länder.

362. O. Nicolaissen: Undersögelser og udgravninger i Tromsö amt 1894. Jahresbericht des Altertumsvereins Norwegens für 1894. Bergen 1896. S. 1—8. (Auch unter dem Titel „Foreningen til norske Fortidsmindesmerkers Bevaring. Aarsberetning for 1894. Kristiania 1895“ erschienen.)

Der Verfasser, Kustos des nördlichsten Altertumsmuseums der Welt in Tromsö, hat seit mehreren Jahren weite Gebiete des nördlichsten Norwegens emsig durchstreift, um die spärlichen Altertümer aufzunehmen und zu studieren. Diesmal hat er 18 prähistorische Hügel in Bjarkö (unter dem 69. Grade nördl. Br.!) ausgegraben. Zwei Funde gehören der Wikingerzeit an, ein dritter reicht um mehrere Jahrhunderte weiter zurück. Bei letzterem handelt es sich um ein Skelett in einer 2,50 m langen Grabkammer, dem eine Pfeilspitze, ein Messer, Gürtelbeschläge, ein Kamm mit Futteral (wie Lindenschmit, Handbuch Fig, 253, aber viel einfacher), Pinzette und Ohrlöffel etc. beigegeben waren. *G. Gustafson-Bergen.*

363. N. Nicolaysen: Udgravninger paa Björke. Jahresbericht des norweg. Altertumsvereins für 1894. Bergen 1896. S. 91 bis 104.

Der Altmeister der norwegischen Altertumswissenschaft ist noch immer mit dem Spaten im Felde thätig. Er hat diesmal 31 Hügel geöffnet. Die Gräber waren oft im Boden ausgehöhlt. Zweimal wurden darin die Nägel eines hölzernen Sarges, einmal ein kleines Boot, das auffallend viel weibliche Beigaben enthielt, aufgedeckt. In zwei Fällen wurden Reste einer Lein- oder Hanfhechel gefunden. Von den Gräbern gehörten 10 dem „älteren“ Eisenalter, 9 dem „jüngeren“ oder der Wikingerzeit an, für 12 war die Zeit unbestimmbar. *G. Gustafson-Bergen.*

364. O. Rygh, K. Rygh, O. Nicolaissen, G. Gustafson: Zuwachs der archäologischen Sammlungen Norwegens im Jahre 1894. Jahresbericht des norweg. Altertumsvereins für 1894. Bergen 1896. S. 105—178.

Als speziell bemerkenswert nenne ich: 4 ziemlich grosse Zierscheiben aus Bernstein (Steinalter, Bergens Museum), eine Speerspitze aus Feuerstein von der bei uns seltenen Länge von 31 cm (Bergen), ein schönes Schwert aus der frühen Bronzezeit (Bergen) und das Fragment eines Keltes, bei Osjordet in Steigen gefunden, d. h. am 68. Gr. N. B., also der nördlichste

bisher bekannte Fund aus dem Bronzealter (Museum Drontheim). Der interessanteste Fund aus dieser Zeit jedoch ist in den Besitz des Museums in Stavanger übergegangen; es sind dies zwei stattliche Rufhörner, aus Bronze gegossen und den bekannten dänischen sehr ähnlich. So weit nördlich hatte man so grossartige Sachen aus so ferner Zeit allerdings nicht erwartet. Aus römischer Zeit hat das Museum der Universität Christiania ein seltenes Schwert erworben, dessen Klinge eine mit Bronze eingelegte Victoria trägt. Die Arbeit ist minderwertig (aus barbarischer Werkstatt hervorgegangen (?)), die Hauptzüge der Figur aber sind echt klassisch; dieselbe ist geflügelt und hält mit der rechten Hand ein Kränzchen hoch, mit der linken einen Palmenzweig; unter ihr stehen die Buchstaben S F. Das nämliche Museum hat einen Grabfund in einem Boote unter flacher Erde zu verzeichnen, der dem bekannten Schiffsfunde aus Wendel (Schweden) nahesteht, jedoch leider schlecht ausgegraben wurde. Bergens Museum bildet eine kleine Urne mit durchlöchertem Bunde ab, die bisher ganz vereinzelt dasteht, und Drontheim berichtet über einen interessanten Wikingerfund mit hölzernem Eimer, Kasserollen aus Bronze etc., Sachen, die aus dieser Zeit her äusserst selten sind. — Die meisten der vorstehend erwähnten Gegenstände sind im Jahresberichte abgebildet.

G. Gustafson-Bergen.

365. N. Nicolaysen: Antikvariske notiser. Jahresbericht des norweg. Altertumsvereins für 1894. Bergen 1896. S. 179—187.

Bei Findal wurden Brandgräber aus vorrömischer Zeit unter ebener Erde gefunden, leider doch zerstört. Der Inhalt war ein recht spärlicher gewesen; ausser einer eisernen Fibula (Mittel-La Tène) bestand er nur aus Urnen und Harzstreifen zur Dichtung von hölzernen Gefässen. Solches Dichtungsharz kommt in norwegischen Gräbern sehr häufig vor. Noch heute wird ein ähnlicher Kitt von alten Frauen aus der Birkenrinde hergestellt, um damit Steinzeug zusammenzukitten; die Rinde wird ein wenig erwärmt und dann gekaut. *G. Gustafson-Bergen.*

366. B. E. Bendixen: Fornlevninger i Söndhordland. Jahresbericht des norwegischen Altertumsvereins für 1894. Bergen 1896. S. 9—90.

Eine topographiseh geordnete Schilderung der Altertümer aus dem Gebiete an der Mündung des Hardangerfjords, die auch die historische Zeit umfasst. Verf. hatte bereits früher den ganzen Bezirk Hardanger beschrieben und bringt nun nach demselben Plane in dieser seiner Fortsetzung sowohl eigene Beobachtungen, als auch ein Resumé des schon vordem Bekannten über alles, was die Vorzeit dieser Gegenden betrifft. Ein Hügel, der ausgegraben wurde, zeichnete sich dadurch aus, dass er nicht weniger als 22 verschiedene Gräber enthielt, wovon 12 in

kleinen Steinkisten bestanden, alle mit Leichenbrand. Leider waren die Beigaben so spärlich, dass die Zeit der Beisetzung sich nicht sicher bestimmen liess. *G. Gustafson-Bergen.*

367. Buchholz: Vorgeschichtliche Überreste auf der Nordspitze von Bornholm. Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. XXVII, S. 698.

Bei der Salomons-Kapelle befinden sich etwa 30 Brandstellen, in denen Buchholz Flintmesser, Nuclei, das Bruchstück einer Flintspeerspitze etc. fand. Die Technik der Thongefässscherben bezeichnet Buchholz als archaïstisch; es soll wohl heissen archaisch, da er einen Scherben mit Schnurornament anführt und die Fundstellen selbst als steinzeitlich bezeichnet.

Dann werden einige, z. T. schon von Vedel publizierte Felsenbilder mit Darstellungen von Schiffen und Rädern behandelt und wegen der Ähnlichkeit der letzteren mit Wendenpfennigen in das 8. bis 11. Jht. p. Ch. gesetzt. (!)

Hierauf folgt die Übersetzung eines Berichtes von Petersen über wahrscheinlich neolithische Gräber im Korsbjerg bei Sandwig mit späteren Nachbestattungen. *Dr. A. Götze-Berlin.*

γ. Deutschland.

368. H. Jentsch: Vorslavische Wohnreste bei Atterwasch, Kr. Guben. Niederlausitzer Mitteilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde. 1896. Bd. IV, Heft 5—6 S. 235—240.

Drei gleichartige Fundstellen in Abständen von je 20 Schritt enthalten eine kesselartige Erdgrube von 1,40—1,60 m Durchmesser und 60 cm Tiefe, die mit etwa 30 grossen und 40 kleineren Steinen ausgelegt und mit Lehm ausgestrichen war. Die in und neben der Grube befindliche, fest zusammengepresste Asche stammt nach der chemischen Analyse (u. a. Kieselsäure 56,90 pCt., Kalk 10,44 pCt.) von einer Gramineenart, von Schilf oder Stroh, also jedenfalls vom Dachmaterial her. Reste des Lehmbewurfs der Wände mit Stabeindrücken lagen über der Feuergrube und ihrer Umgebung; sie waren teils rot gebrannt, teils nur rauchgeschwärzt; diese letzteren bildeten vielleicht den Bewurf der Aussenseite. Die Scherben sprechen für vorslavischen Ursprung. — Beigegeben ist ein Verzeichnis der übrigen in der Niederlausitz gefundenen Wohnreste.

Prof. Dr. Jentsch-Guben.

369. H. Jentsch: Aus dem Gräberfelde bei Gross-Teuplitz, Kreis Sorau. Niederlausitzer Mitteilungen. 1896. Bd. IV, Heft 5—6 S. 241—248.

In einem umfänglichen Urnenfriedhofe auf den Panken sind Gräber mit reichlichem Steinsatz, auch eine Steinkiste mit gleichartigem Inhalt

aufgedeckt worden. Die Gefässe zeigen den Lausitzer Typus, und zwar anscheinend dessen ältere Form in reiner und schlichter Ausprägung mit Ausschluss seltenerer Stücke. Einer Erwähnung einer beim Brande missrathenen, aber gleichwohl als Beigabe verwendeten Tasse wird eine Übersicht ähnlicher verunstalteter Grabeinlagen aus der Niederlausitz und ihrer Nachbarschaft angereiht. Ein Henkeltöpfchen mit Bodenkreuz war allein mit der Öffnung nach unten eingestellt, wohl um das Zeichen zur Geltung zu bringen. Von Metall fand sich eine kräftige Bronzenadel mit doppeltkonisch-keulenförmigem Kopfe. *Prof. Dr. Jentsch-Guben.*

370. H. Jentsch: Der Rundwall bei Trebitz, Kr. Lübben. Niederlausitzer Mitteilungen. 1896. Bd. IV, Heft 5—6 S. 249.

Bis 1845 sehr wohl erhalten, ist die Anlage, beiläufig die 100. ihrer Art in der Niederlausitz, gleich der Mehrzahl derartiger Erdwerke dieser Landschaft in den folgenden Jahren abgetragen worden. Von Eisen wurden Messer, Speerspitzen, Sporen und Nägel gefunden.

Prof. Dr. Jentsch-Guben.

371. A. Goetze: Hügelgräber bei Leddin, Kr. West-Priegnitz. Nachr. über deutsche Altertumsfunde. 1895. Bd. VI, Heft 5, S. 74 m. 2 Fig.

Im Steinkranz eines der bei Leddin nicht seltenen Grabhügel, der leider nicht systematisch untersucht ist, fanden sich Urnen und Bronzen in 2 Grabkammern. Bemerkenswert ist ein Gefäss in Form einer ovalen Bratpfanne mit horizontalen Furchen am rauhen untern Teil, zu dem ein glatter Deckel aus feinerem Thon gehört, und neben einem (in 2 Schichten?) gegossenen Bronzerasiermesser mit S-förmigem Griff, sowie einer Pinzette mit drei flachen Buckeln das seltenste Stück des Fundes (jetzt im Museum für Völkerkunde in Berlin): ein 27,7 cm langes Bronzemesser, dessen geschweifte Klinge vier vertiefte Ornamentlinien enthält, während der vierfach gegliederte Griff am Ende ein Loch zwischen 2 gabelartigen Vorsprüngen zeigt und dadurch einem aufgesperrten Tierrachen gleicht. Die Heimat dieser Messerform hat Naue in der Westschweiz gesucht; hier werden nun die 7 aus Mittel- und Norddeutschland bekannten Funde zusammengestellt, von denen 2 in der Priegnitz und 2 in Mecklenburg die nördlichsten sind. Nach Skandinavien scheint diese Form nicht vorgedrungen zu sein (ist aber nicht Montelius, antiqu. suéd. 193 doch ganz analog?), sodass bei den nordischen Typen der anderen mitgefundenen Bronzen ein Mischfund der Hallstattzeit vorläge.

Prof. Dr. Walter-Stettin.

372. H. Busse: Fundstücke aus dem Kreise Beeskow-Storkow. Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellsch. 1896. Bd. XXVIII, S. 126—130.

Mitteilungen über Funde aus dem hallstattzeitlichen Gräberfelde von Wilmersdorf (darunter ein schöner Steinhammer und ein Bronze-Angelhaken), über ein Feuersteinbeil von Kunersdorf und über zwei bereits bekannte Burgwälle bei Görsdorf und in Buckow.

Dr. A. Götze-Berlin.

373. Schmidt: Steinzeitfund auf der Feldmark Mützlitz, Kr. Westhavelland. Verhandl. d. Berliner anthropol. Gesellschaft. 1895. Bd. XXVII, S. 557 (mit 1 Tafel).

Auf einem Gräberfelde der Bronzezeit, aber viel tiefer als die bronzezeitlichen Urnen, wurden an drei Stellen neolithische Thongefässe gefunden, die wahrscheinlich Gräbern angehören, wenn auch im Bericht von Skelettresten nichts erwähnt ist. Eine genauere Bestimmung der Gefässe, welche Verf. nicht giebt, wird durch die beigefügten Abbildungen ermöglicht. Aus diesen ist ersichtlich, dass von den an der ersten Stelle ausgegrabenen Gefässen das eine dem Amphorentypus mit kugeligem Boden angehört. Die zwei Gefässe der zweiten Fundstelle zeigen Verwandtschaft mit spätneolithischen Formen, wie sie z. B. von Molkenberg (Provinz Sachsen) her bekannt sind. Die dritte Fundstelle ist deshalb von grosser Wichtigkeit, weil hier eine Amphora mit kugeligem Boden — ein Typus, dessen genauere Zeitbestimmung bisher nicht möglich war — zusammen mit den zeitlich bestimmten Gefässen von ausgesprochenem Bernburger Typus vorkommt, wonach also die genannten Amphoren in die letzte Periode der jüngeren Steinzeit zu setzen wären..

Dr. A. Götze-Berlin.

374. K. Altrichter: Archäologische Untersuchungen in Brunn, Kreis Ruppin. Verhandl. d. Berliner anthropol. Gesellschaft. 1895. Bd. XXVII, S. 558 (mit Abb.).

a. Der Hügel Knob. Verf. fand Raseneisenerz und slavische Scherben, sowie einen Scherben „mit Schnurornament“.

b. Die Pfarrwiese von Brunn lieferte slavische Scherben, Tierknochen etc.

c. Auf dem Siemer'schen Plan wurde ein Urnengrab in einer Steinpackung aufgedeckt, welches nach den abgebildeten Thongefässen der La Tène-Zeit anzugehören scheint.

Dr. A. Götze-Berlin.

375. G. Tauti: Die Naturbedingungen in ihrer Bedeutung für den Verkehr der Oberlausitz. Inaugural-Dissertation, veröffentlicht vom Verein für Erdkunde zu Leipzig. 1896. 115 Seiten mit einer Karte.

Die dauernde wirtschaftliche und kulturelle Bevorzugung der Oberlausitz als eines Durchgangslandes für den grossen Verkehr hat den Verf.

veranlasst, die natürlichen Verhältnisse des Landes als Grundlage der Verkehrsentwicklung zu untersuchen (S. 3—33): er hebt die centrale Lage der Landschaft im Gesamtorganismus von Europa und die Randlage im Deutschen Reiche hervor, übersieht aber auch nicht, dass sie wegen ihrer geringen Ausdehnung leicht umgangen werden konnte. Nach Besprechung der in den Lagerungsverhältnissen begründeten meridionalen Beziehungen zu Böhmen und zum Ostseegebiet und der latitudinaren zu Sachsen und Thüringen, wie zu Schlesien und Polen wird erwogen, inwieweit die natürlichen Formen des Bodens als Voraussetzungen der Verbindung auch wirklich mit historischem Inhalt gefüllt sind. Die erste Periode bildet die vorgeschichtliche Zeit (S. 36—54). Für den Nachweis südlichen, nicht südöstlichen Imports werden Funde der Hallstattzeit, namentlich auch aus der Niederlausitz angeführt, deren Einführung auf der Neissestrasse in die Oberlausitz und deren nördliches Hinterland wahrscheinlich oder wenigstens nicht ausgeschlossen ist. Dass Bernsteinfunde nicht für den Durchgang der baltisch - adriatischen Handelsverbindung durch die genannten Landschaften sprechen, hebt der Verf. S. 49 selbst hervor. Als Zeugnis vorgeschichtlichen Verkehrs mit dem Osten wird der Hacksilberfund von Moschwitz (nach 950), und mit dem Westen der Strom der Regermanisation geltend gemacht, der sich von Franken, Thüringen, selbst vom Niederrhein her ins Meissner Land und die Lausitz, sowie über Schlesien ergoss. Sehr eingehend und von zwingender Beweiskraft sind die Untersuchungen über die geschichtlichen Perioden bis zur Gegenwart.

Prof. Dr. Jentsch-Guben.

376. **Hirt: Metallgeräte von den Bronze- und von den La Tène-Feldern des I. Jerichow'schen Kreises, Provinz Sachsen.** Nachr. über deutsche Altertumskunde. 1895. Bd. VI, S. 77 mit 27 Figuren.

Im genannten Kreise kommen Bronzen aus Skelettgräbern und Urnenfeldern, sowie Einzelfunde vor. Zu ersteren gehören hohle, geriefelte Beinringe, 1 massiver Ring, 1 Messer; aus Urnen stammen Schwertspitze, Wendelring, Halsring mit Stollen, Armspiralen; ein Flachcelt ist Einzelfund — über mitabgebildete Radnadel, Spiralnadel, kragenförmigen Halsschmuck fehlen Angaben. Die La Tène-Funde, hauptsächlich von Schermen, werden in Burg aufbewahrt und enthalten mittlere La Tène-Fibeln, eine im Mainzer Centralmuseum restaurierte eiserne Bandfibel, eiserne und bronzene Platten mit Kettchen, Ohrring, Nadeln mit Doppelspiralen, löffelartigen und massiven Köpfen. *Prof. Dr. Walter-Stettin.*

377. **A. Voss: Exkursion von Gesellschaftsmitgliedern nach Schlieben.** Verhandl. d. Berliner anthropol. Gesellsch. 1895. Bd. XXVII, S. 477.

Der bekannte Schliebener Burgwall aus vorslavischer Zeit, dessen Benutzung auch in späterer Zeit durch das Vorkommen slavischer Scherben erwiesen wird, ist eins der grössten und besterhaltenen Denkmale dieser Art (Durchm. 160×100 m, Inhalt der Innenfläche ca. 1 ha).

Seine ursprüngliche Anlage als Sumpfburg ist nicht mehr zu erkennen, da die ihn früher umgebende und Schutz gewährende sumpfige Niederung in trockene Felder umgewandelt worden ist.

Dr. A. Götze-Berlin.

378. Zschiesche: Ein Tierkopf an einem Thongefäss aus einer alten Ansiedelung bei Erfurt. Verhandl. d. Berliner anthropol. Gesellschaft. 1895. Bd. XXVII, S. 697.

Ein tierisches (oder menschliches?) Gesicht mit einem schneckenförmig gebogenen Horn — das zweite ist abgebrochen — ist auf die Aussenwand eines Thongefässes modelliert. Das Stück gehört, wie sich Ref. selbst überzeugte, der Bandkeramik an. Es gewinnt dadurch besonderes Interesse, dass die Neigung zu plastischen Darstellungen, wie sie in Butmir, der südöstlichen Station der Bandkeramik, zu Tage tritt, durch diesen Fund auch für das nördliche Grenzgebiet dieser Kultur konstatiert wird. Im Anschluss hieran führt Voss einen ganz ähnlichen Fund aus der Nähe von Prag an, welcher als verbindende Etappe zwischen Thüringen und Bosnien gelten kann. *Dr. A. Götze-Berlin.*

379. A. Götze: Thüringer Wallburgen. Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft. 1896. Bd. XXVIII, S. 115—119.

I. Über die Martinskirche bei Hetschburg (Sachsen-Weimar), einen Brandwall, werden zu dem Berichte des Herrn Dr. Falk (Berl. Verh. 1895, Oktober) mehrere ergänzende und berichtigende Angaben gemacht.

II. Die Himmelsburg bei Mellingen (Sachsen-Weimar), ebenfalls ein Brandwall, ist wegen seiner Beziehungen zur germanischen Mythologie wichtig. Ihr Name ist derselbe wie derjenige von Heimdalls Burg in der Edda. Gleichwie von letzterer die Brücke Bifröst, so geht von ersterer eine sagenhafte lederne Brücke aus, und wie Heimdalls Burg gewissermaassen der feste Brückenkopf für Wallhalla ist, so versperrt die Himmelsburg bei Mellingen den Zugang zu einem höher gelegenen Hügelgräberfelde der Hallstattzeit.

III. und IV. Es folgen Mitteilungen über zwei neue Wallburgen auf dem Sonnenberge bei Stadt-Sulza und über der Lutherkanzel bei Jena.

Dr. A. Götze-Berlin.

380. A. Götze: Eine Feuerstein-Werkstätte in Thüringen. Verhandl. d. Berliner anthropolog. Gesellschaft. 1896. Bd. XXVIII, S. 119—122.

Die erste Feuerstein-Werkstätte in Thüringen wurde bei der Alteburg bei Arnstadt, einer durch einen Doppelwall befestigten Anlage entdeckt. Dieselbe lieferte ausser einer Unmenge von Abfallsplittern schöne Pfeilspitzen der verschiedensten Typen, Messer, Schaber, Bohrer und halbfertige Geräte; die spezifisch nordischen Formen fehlen hier jedoch. Sie gehört der jüngeren Steinzeit an, wie die ebenfalls dort gefundenen charakteristischen Steinhaken und schuhleistenförmigen Steingeräte beweisen. Ausserdem fand man auf der Alteburg La Tène-Sachen, z. B. mehrere Bronzefibeln der mittleren La Tène-Form. *Dr. A. Götze-Berlin.*

381. E. Falk: Der Schlackenwall auf der Martinskirche (Thüringen). Verh. der Berliner anthropol. Gesellschaft. 1895. Bd.. XXVII, S. 571.

Der schon früher bekannte und besprochene Brandwall wird in nicht ganz richtiger Weise beschrieben; auch die beigefügte Planskizze ist nicht korrekt. *Dr. A. Götze-Berlin.*

382. H. Engert u. O. Ebert: Einiges vom Pfaffenstein. Über Berg und Thal. 1896. Bd. XIX, Nr. 215 u. 217.

Während die Höhen des sächsischen Elbsandsteingebirges bisher als ein für die Vorgeschichtsforschung unfruchtbares Gebiet angesehen werden mussten, haben zufällige Funde am Berggasthaus auf dem Pfaffenstein in der sächsischen Schweiz gezeigt, dass einzelne jener Höhen bereits in früher, vorgeschichtlicher Zeit bewohnt waren. In ca. $^3/_4$ Meter Tiefe wurden in einer Kulturschicht Reste einer vorgeschichtlichen Ansiedelung mit viel Holzkohlen, Mahlsteinen und Bruchstücken von Gefässen des Lausitzer Typus aufgedeckt. *Dr. J. Deichmüller-Dresden.*

383. Rud. Virchow: Osteologische Funde aus der Bilsteiner Höhle. Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthropol. 1895. Bd. XXVII, S. 680—682.

Nehring: Tierknochen aus der Bilsteiner (Warsteiner) Höhle. Ebendas. S. 683.

In der schon oft besprochenen Höhle wurde wieder eine grosse Zahl zerbrochener Knochen gesammelt, von welchen Virchow die menschlichen Gebeine untersucht hat. Etwas genauer liessen sich von einem Riesen stammende Knochenstücke mit sehr breiter Rinde bestimmen, ferner die Gebisse von zwei hochbejahrten Personen und im Gegensatz zu diesen Knochen, die lange der Verwesung ausgesetzt waren, aber noch nichts Fossiles an sich haben, die einer späteren Zeit angehörenden Überreste eines Kindes. Ausserdem fand sich ein grosses Stirnbein, das Virchow einem Cephalonen zuschreibt. Aus anderen Knochenstücken konnte eine geräumige weibliche Hirnkapsel zusammengefügt werden, die im Verhältnis

zu ihrer Länge mittelbreit und etwas niedrig ist, sowie platte Auflagerungen auf der hinteren Wand der Gehörgänge zeigt. Zu diesem Schädel scheint ein Teil von einem ausgemacht platyknemischen Schienbein zu gehören. Von zwei Unterkiefern hat der vielleicht von einem Riesen stammende, schwerere, ein dreieckiges, der zartere ein deutlich vorspringendes Kinn. — Aus der Art der Zertrümmerung der Knochen schliesst Virchow mehr auf frühere Durchwühlungen der Höhle, als auf Kannibalismus. Auch jetzt könne man noch nicht die Zeit bestimmen, der die vielen in dieser Höhle gefundenen Menschenknochen angehören.

Nach Nehring rühren alle an dieser Stelle gesammelten Tierknochen mit Ausnahme des Beckens eines Dachses und des Mittelfussknochens eines Boviden von Haustieren her, besonders von jungen Schweinen und von Pferden. *Dr. Mies-Köln.*

384. M. Bach: Fundchronik vom Jahre 1895. Fundbericht aus Schwaben. 1895. Bd. III, S. 1.

Die vorliegende Zusammenstellung führt aus der Steinzeit 4, aus der Metallzeit 25 Funde auf, von denen vier Bronzen aus den Pfahlbauten im Bodensee abgebildet sind. Von den 17 Nummern aus römischer Zeit werden eingehender behandelt die Ausgrabungen auf der römischen Station am Schänzle bei Röthenberg, um die Frage, ob hier ein römisches Lager oder nur ein Posten bestanden, der Lösung näher zu führen. Die Merovingerzeit ist durch 10, zumeist Grab-Funde vertreten.

Dr. J. Deichmüller-Dresden.

385. E. Wagner u. K. Baumann: Altertumsfunde im Grossherzogtum Baden. Fundber. aus Schwaben. 1895. Bd. III, S. 15.

Zusammenstellung der im Jahre 1895 den Grossherzogl. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe und den Vereinigten Sammlungen des Grossherzogl. Hofantiquariums und des Altertumsvereins in Mannheim zugegangenen Altertümer aus vorrömischer, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit. *Dr. J. Deichmüller-Dresden.*

386. H. von Hölder: Neuere Skelettfunde aus vorrömischen Grabhügeln. Fundber. aus Schwaben. 1895. Bd. III, S. 31.

In einem Nachtrag zu der im II. Jahrg. der Fundber. aus Schwaben veröffentlichten Abhandlung (vergl. Centralbl. f. Anthrop. I. Jahrg. S. 36) werden hier weitere sechs Schädel aus Grabhügeln des Degenfeldes und von Nehren, OA. Tübingen, beschrieben, von denen fünf den Typus der Schädel der alemannischen Reihengräber tragen.

Dr. J. Deichmüller-Dresden.

387. Eberhard Fraas: Die Beilsteinhöhle auf dem Heuberg bei Spaichingen. Fundber. aus Schwaben. 1895. Bd. III, S. 18.

Das reichhaltige Fundmaterial, welches aus der Beilsteinhöhle zutage gefördert und von E. Fraas eingehend untersucht worden ist, hat ergeben, dass diese Höhle, wie fast alle übrigen der Alb, schon zur Diluvialzeit von Tieren und vielleicht auch vom Menschen bewohnt war, wie die Reste von Ursus spelaeus, Gulo spelaeus (von diesem das bisher kaum noch bekannte Milchgebiss!), Rhinoceros tichorrhinus und ein, seinem Alter nach nicht ganz sicheres Feuersteinmesser bezeugen. Später, in der älteren Grabhügelzeit, hausten in der Höhle Menschen, welche ausser intensiven Brandschichten eine Menge Gefässscherben und Küchenabfälle von Hirsch, Rind, Schaf, Ziege und Reh hinterliessen. Der jüngsten, doch wohl immer noch prähistorischen Zeit gehören die im hinteren Teile der Höhle gefundenen zahlreichen Reste des Ursus arctos an, deren massenhaftes Vorkommen hier um so interessanter ist, als der braune Bär in den anderen Höhlen der Alb zu den grossen Seltenheiten gehört. Drei der Beschreibung beigefügte Skizzen geben ein Bild von dem Bau der Höhle und von der Lage der Fundschichten in derselben. *Dr. J. Deichmüller-Dresden.*

388. K. Schips: Über neue Gräberfunde, u. a. bei Neuses OA. Mergentheim. Fundber. aus Schwaben. 1895. Bd. III, S. 37.

Die nördlich von Neuses am Abhange des Neusesser Thals gelegenen Grabhügel sind durch die fortschreitende Kultur zumeist vernichtet; nur ein noch ziemlich wohl erhaltener Hügel ergab Brandschichten mit Leichenbrand, Bruchstücke von Thongefässen und Perlen von Gagat, während Metallbeigaben bisher fehlen. Für eine sichere Altersbestimmung dürften die beschriebenen Funde kaum genügen. Verf. weist ferner auf das Vorkommen von Hochäckern und wohl auch von Reihengräbern in der Nachbarschaft von Neuses hin. *Dr. J. Deichmüller-Dresden.*

389. Bürger: Römisches von der Ulmer Alb. II. Mit Plan und Zeichn. von Weizsäcker. Fundber. aus Schwaben. 1895. Bd. III, S. 45.

Enthält Mitteilungen über die Untersuchung der römischen Villen und Niederlassungen im hailen Winkel und auf den Steinhäuslen bei Langenau und über Spuren einer Römerbrücke nahe ersterem Orte.

Dr. J. Deichmüller-Dresden.

390. E. Paulus: Wo liegt Arae Flaviae? Fundber. aus Schwaben. 1895. Bd. III, S. 60.

Verf. berichtet über die von ihm im Jahre 1887 auf der Altstadt bei Unter-Iflingen zwischen Rottweil und Rottenburg, dem alten Arae Flaviae, angestellten Ausgrabungen, durch welche eines der grössten und am besten erhaltenen römischen Kastelle des Landes erschlossen wurde, dessen Wich-

tigkeit sich aus der Lage an der Kreuzung von zwei grossen Römerstrassen ergiebt. Verf. weist darauf hin, welchen Wert die vollständige Aufdeckung dieser Befestigung für die Aufhellung der sog. Peutingerstrasse und für die Limes-Forschung überhaupt haben würde, und giebt einen Überblick über die Limes- und Strassenlinien mit ihren Befestigungen unter Hinweis auf Orte, an denen seines Erachtens noch Limes-Kastelle zu suchen sind.

Dr. J. Deichmüller-Dresden.

391. W. Nestle: Zur Geschichte des Decumatenlandes. Württemberg. Vierteljahrshefte. 1895. N. F. Jahrg. IV, S. 203.

Verf. zeigt, wie seit der Gründung der römischen Militärstation anstelle des heutigen Rottweil i. J. 74 das Neckarland allmählich besetzt und in die Grenze des römischen Reiches einbezogen wurde, so dass beim Regierungsantritt des Antoninus Pius die vierfache Verteidigungslinie des Landes: Rätisch-obergermanischer Limes, Neckar-Mumlinglinie, Schwarzwald-Odenwald und Rheinlinie vollendet war. *Dr. J. Deichmüller-Dresden.*

392. A. Bonnet: Sieben Tafeln mit Darstellungen neolithischer Funde vom Michelsberg bei Untergrombach, Amt Bruchsal. 1896. Karlsruhe, Selbstverlag. — Bericht hierzu in Karlsruher Zeitung 1896, Nr. 218.

Seitdem man begonnen hat, die meist unscheinbaren und zerbrochenen Funde aus Heerdgruben nicht nur zu beachten, sondern auch zu publizieren, kommen allerlei interessante Dinge zum Vorschein. So ist es der Fall mit den von Bonnet im Frühjahre 1896 ausgegrabenen Gegenständen, die sich auf 7 Tafeln abgebildet finden. Es handelt sich um runde Vertiefungen im Boden, die eine Ausbeute an einer grösseren Zahl von Thongefässen und Scherben, von Knochen, Geweihstücken und Steinwerkzeugen ergaben. Die keramischen Reste stimmen vollkommen mit denjenigen der Alpensee-Pfahlbauten, insbesondere derer vom Bodensee überein. Man sieht hier die typischen schlanken Becher mit spitzem Boden und weit ausladendem Rande, ferner die tiefen Näpfe mit anfangs steil ansteigenden, dann weit ausladenden Seitenwänden, Töpfe mit Grubenornament unterm Rand, auch das Bruchstück eines grossen bauchigen Gefässes mit abgesetztem Hals und einer Reihe horizontal durchbohrter Ansätze auf der Schulter. Die Funde sind sicher neolithisch. Bezüglich der Fundumstände ist zu bemerken, dass z. T. Herdgruben vorliegen, wie aus den vorhandenen Hüttenbewurfstücken zur Genüge hervorgeht. In zwei Gruben wurden indessen bisher auch menschliche Skelettreste aufgedeckt. Jedenfalls ist es von Wichtigkeit, zu erfahren, dass typische Pfahlbautenformen auch in Landansiedelungen und in Gräbern, und zwar in einer ziemlichen Entfernung vom Bodensee vorkommen. Beiläufig sei noch bemerkt, dass sich auf dem Michelsberge eine Wallfahrtskirche befindet. *Dr. A. Götze-Berlin.*

δ. Österreich-Ungarn.

393. R. von Weinzierl: Einiges über Steinhämmer mit Rillen in Böhmen. Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. Bd. XXVII, S. 689.

394. Lehmann-Nitsche: Ein Serpentinbeil mit Schaftungsrillen von Ober-Johnsdorf, Schlesien. Ebendas. S. 691.

395. Zschiesche: Steinwerkzeuge mit Schaftungsrillen aus Thüringen. Ebendas. S. 693.

Nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf diese eigentümlichen Beilformen, welche man früher für verschleppte amerikanische Stücke hielt, gelenkt ist, wird deren häufiges Vorkommen in den verschiedensten Teilen Europas mehr und mehr bestätigt. Obige Mitteilungen bringen wieder viel Material nach dieser Richtung; v. Weinzierl giebt ausserdem Nachricht von einem in Böhmen gefundenen Feuersteinbeil, wahrscheinlich nordischer Herkunft, sowie von einem Steinhammer, der statt der umlaufenden Rille mit zwei umlaufenden, stark erhobenen Wülsten ausgestattet ist. (Fundort Vokovic bei Prag.) *Dr. A. Götze-Berlin.*

396. Makowsky: Muschelschmuck von Kromau und urgeschichtliche Artefakte. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. Bd. XXVII, S. 760.

Makowsky macht Mitteilung über Gräberfunde, die schon i. J. 1882 gehoben wurden. Interessant sind 2 Armbänder mit Spuren gelblicher Bemalung und Perlen, die aus einer wahrscheinlich im roten Meere heimischen Spondylusart gearbeitet sind.

Im Anschluss hieran weist Virchow auf einen ganz analogen Fund von Bernburg hin, bei dem auch ein ganz gleiches, bombenförmiges Gefäss wie bei Kromau mit denselben seltenen Ornamenten gefunden wurde. (Die Form und die Ornamente sind übrigens nicht so selten; sie sind typisch für die jetzt von Thüringen bis nach Siebenbürgen und Bosnien hin konstatierte neolithische Bandkeramik.) *Dr. A. Götze-Berlin.*

397. M. Hörnes: „Die Blasen“ an den Pferdemäulern der Ciste von Moritzing. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1896. Bd. XXVIII. S. 112—114.

Hörnes hält an seiner Deutung der blasenförmigen Figuren, die aus den Pferdemäulern heraushängen, als Zubehör des Zaumzeuges fest. Indem er ganz richtig anerkennt, dass diese Bommeln dem Pferde nicht vorn zum Maule heraushängen konnten, wie es allerdings nach den Zeichnungen den Anschein hat, lässt er sie zu beiden Seiten der Stange herabhängen.

Dr. A. Götze-Berlin.

398. Fiala: Neue Ausgrabungen auf dem Glasinać und in Sauskimost. Verhandl. d. Berl. anthropol. Gesellsch. 1895. Bd. XXVII, S. 795.

Fiala giebt eine kurze Notiz über seine Ausgrabungsresultate. Am Glasinać fand er in einem Tumulus u. a. vier bronzene Trinkschalen. Bei Sauskimost wurden 140 Flachgräber, meist mit Skeletten, geöffnet. Die der jüngeren Hallstattzeit angehörenden Funde schliessen sich an kroatische und krainische Funde an. *Dr. A. Götze-Berlin.*

399. O. Helm: Chemische Zusammensetzung einiger Metall-legierungen aus der altdakischen Fundstätte von Tordosch in Siebenbürgen. Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. Bd. XXVII, S. 619.

Von sechs analysierten Metallstücken besitzen zwei einen mehr als gewöhnlichen Antimongehalt und zeigen so eine gewisse Übereinstimmung mit westpreussischen Bronzen. Helm sieht hierin eine Bestätigung der Ansicht, dass die westpreussische Bernsteinküste wahrscheinlich vermittelst der Weichsel in direkter Verbindung mit den südlichen Kulturländern gestanden hat. Ein kleines Idol bestand aus Zink (Zink 87,52, Blei 11,41, Eisen 1,07). Die Mischung ist nach Helm ein Beweis dafür, dass das Stück nicht etwa eine moderne Fälschung ist, sondern dass hier ein nach alter primitiver Methode gewonnenes Rohzink vorliegt. Bei den sonstigen Übereinstimmungen zwischen den Altertümern von Tordosch und Troja ist es bemerkenswert, dass Strabo über ein in der Troas geübtes metallurgisches Verfahren berichtet, welches auf die Bekanntschaft mit Zink hinweist.

Dr. A. Götze-Berlin.

400. O. Helm: Chemische Untersuchung vorgeschichtlicher Metall-Legierungen aus Siebenbürgen und Westpreussen. Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1895. Bd. XXVII, S. 762.

Die siebenbürgischen Bronzen stammen von der vorrömischen Bevölkerung Dakiens her; drei sind dem Giessereifunde von Ispánlaka entnommen, drei andere wurden an der Stelle von Wohnstätten bei Csáklya gefunden. Es sind meist Antimon-Bronzen, wie sie auch mehrfach in Westpreussen vorkommen. Sie bestätigen somit die schon früher von Helm ausgesprochene Vermutung, dass gewisse westpreussische Metallfunde aus Siebenbürgen auf der Weichselstrasse nach dem Norden gekommen sind.

Die Analysen von westpreussischen Fundstücken der römischen Kaiserzeit ergaben eine Zinnbronze mit Bleigehalt und einige Zinkbronzen. Interessant ist die Zusammensetzung eines der letzten Heidenzeit angehörenden Schläfenringes aus Skelettgräbern bei Neustadt: 53,36 Blei, 46,64 Zinn.

Dr. A. Götze-Berlin.

ε. Frankreich.

401. Ed. Piette: Hiatus et lacune. — Vestiges de la période de transition dans la grotte du Mas-d'Azil. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 235.

Piette hat sich seit dem Jahre 1871 angelegen sein lassen, die Statigraphie in den Grotten der Madeleine-Periode in den Pyrenäen zu erforschen, um der Berechtigung des vielfach umstrittenen Hiatus zwischen diesem Zeitabschnitte und dem des polierten Steines auf den Grund zu kommen. Zu Mas-d'Azil ist es ihm endlich geglückt, zwei Ablagerungen einer Übergangsperiode aufzudecken, die eine unter einem hochgelegenen Felsenschlupf zur rechten des Einganges der Grotte, die andere auf dem linken Ufer des Arisebaches in der Grotte selbst an der Stelle, wo derselbe in diese eindringt.

Unterhalb der Kulturschicht aus der Zeit des geglätteten Steins stiess Piette zunächst auf eine 0,60 m starke Ablage, die folgende Einschlüsse enthielt: Aschenreste mit vielen Überresten der Helix nemoralis L., Knochenstücke vom Cervus elaphus, Eber, Rind, Ziege, runde Schaber aus Flint, feine bearbeitete Werkzeuge in Form von Messerklingen, Kratzer, Meissel, Klingen (tranchets) aus poliertem Stein, einige Werkzeuge vom Madeleine-Typus, Pfriemen und Glätter aus Knochen, Haselnüsse, Nüsse, Eicheln, Ahornfrüchte, Kastanienreste, Pflaumen-, Kirschen-, Schlehen-, Weissdornfrüchte. — Darunter lag eine ziemlich ebensodicke (0,65 m) rotschwarze Schicht; dieselbe setzte sich folgendermaassen zusammen: aus Aschen-, Kohlenresten, Anhäufungen von Eisenperoxyd, grossen Steinen, Flinten vom Madeleine-Typus, abgerundeten kleinen Schabern, sehr fein bearbeiteten Werkzeugen in Messerklingenform, durchbohrten Eckzähnen vom Hirsch, zahlreichen Sticheln, Glättern, flachen ovalären Harpunen aus Hirschgeweih, kleinen länglichen flachen Steinen, die durch Aneinanderreiben zu Meisseln oder Messer umgewandelt waren, rot bemalten Kieseln in grosser Menge, Knochen des Cervus elaphus (3 Varietäten), der Ziege, des Steinbocks, der Gemse, des Urstiers, Pferdes, gemeinen Bären, Ebers, Dachses, der wilden Katze, des Bibers, verschiedener Vögel, der Forelle, des Hechtes, Karpfen und Frosches; ferner aus Nüssen, Pflaumen-, Schlehen-, Kirschen-, Weissdornsteinen, Getreide, Spreu und menschlichen Skelettteilen, die von Eisenocker gerötet und mittelst Flintwerkzeuge ihres Fleisches beraubt worden waren (Rillen). In beiden Schichten fehlten polierte Steinteile und Knochen vom Renntier. — An einzelnen Stellen waren dieselben zum Teil durch die Fluten des Arise weggespült worden.

Unterhalb derselben stiess Piette dann auf eine Reihe von Schichten, die der Epoque elapho-tarandienne, dem Ende der Renntierzeit, angehören.

Die Menge von Fischknochen, das Vorkommen von Biberknochen und von Fischereigerät spricht dafür, dass zur Zeit der Zwischenschichten in

dem Thale des Arise und vielleicht auch in der Grotte selbst Tümpel oder Lachen existierten; die Menge von Eberknochen, sowie die Anwesenheit von Froschknochen weisen darauf hin, dass die Umgegend oder überhaupt das dortige Terrain sumpfig war, und das Vorkommen der Helix nemorosa lässt darauf schliessen, dass zur Zeit der Ablagerung der oberen Übergangsschicht das Klima feucht war. Seitdem ist diese Spezies aus dieser Gegend verschwunden; zur Zeit des geschliffenen Steins fehlt sie bereits, wo sie wie heutzutage durch Helix hortensis vertreten wird. Bereits zur neolithischen Zeit muss also das Klima viel weniger feucht gewesen sein. Die Ursache mag darin zu suchen sein, dass die Fluten des Arise, die sich ehemals (zur Zeit der Übergangsperiode) 13—14 m über dem mittleren gegenwärtigen Niveau erhoben, damals zurückzugehen begannen. Damals fingen auch die Wälder sich zu bilden an. Beweis ist die Menge von Holzkohlenresten, die in den oberen Schichten der Übergangsperiode noch zunimmt. Zur Zeit der „gemalten Kiesel" ist die Asche noch ziemlich schwarz, zur Zeit der „Schnecken" fast grau oder weiss. In jener waren die Bewohner von Mas-d'Azil vorwiegend Fleischfresser, in dieser bevorzugten sie Konchylien und Vegetabilien als Kost.

Von besonderem Interesse sind die mit Eisenocker bemalten flachen, eiförmigen Kiesel. Ihre Farbe, die in grossen Kammmuscheln, natürlichen Näpfchen der Steine etc. angerührt wurde, ist manchmal recht dick aufgetragen, widersteht oft dem Abwaschen und scheint mittelst eines Harzes oder Fettes fixiert worden zu sein. Die Zeichnungen sind recht mannigfaltig. Zumeist kommen parallellaufende Bänder, demnächst in einer Reihe gestellte oder sich berührende Kreise (manchmal auf einem Steinchen 9—10 Bänder oder Kreise), ferner einfache und doppelte Kreuze, Kreise mit Punkten im Centrum, parallele Kurven, Wellen- und Schlangenlinien, Zeichen in Form eines V, E, O, U, M oder J, geflügelte Pfeile u. a. m. vor. Manche dieser Zeichen erinnern an solche an den Dolmen.

Der von Piette als formation élepho-tarandienne bezeichnete Zeitabschnitt — charakteristisch sind für ihn Harpunen aus Renntiergeweih, Nadeln, Pfeile mit schiefer Basis (à base en biseau), grosse Glätter aus Hirschhorn, Flinte vom Madeleine-Typus, jedoch unter diesem auch schon kleine, abgerundete Schaber und Werkzeuge in Messerschneidenform — lässt deutlich 5 Kulturschichten erkennen, die voneinander durch Schlamm- und Geröllschichten geschieden sind. Fünf Mal waren demnach die Bewohner der Grotte wegen der Überschwemmungen gezwungen, ihre Wohnstätte zu verlassen und sich höher, unter dem Felsenschlupf, anzusiedeln. Diese Periode entspricht einer langen Epoche, während deren die zunehmende Feuchtigkeit des Klimas das Renntier darunter sehr leiden liess und es allmählich zum Schwinden brachte. Denn dasselbe wird in den oberen Schichten mehr und mehr seltener.

Zum Schluss entwickelt Piette seine Ansicht über die Einteilung der fraglichen Zeitabschnitte. Er unterscheidet:

I. Formation magdalénienne:
1. étage hippiquien = Arudien (nach der Grotte Arudy),
2. cervidien = Gourdanien (Grotte Gourdan):
   a. assise rangiférienne,
   b. assise élapho-tarandienne.

II. Formation néolithique:
1. Période de transition;
   a. assise à galets coloriés,
   b. assise à escargots;
2. Période à haches en pierre poli.

Piette zählt demnach die Übergangsperiode schon zur neolithischen Zeit.

Dr. Buschan-Stettin.

402. Octave Vauvillé: Quelques ateliers néolithiques de la Dordogne où l'on trouve la feuille dite de laurier. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 465.

Vauvillé führt einige Fundorte an, wo mitten unter Gegenständen der rein neolithischen Periode auch solche von der für die Solutré-Periode charakteristischen Lorbeerblattform vorkommen. Dieselben zeichnen sich durch die dickere Form, die Anzeichen einer Glättung, sowie durch die im allgemeinen weniger sorgfältig ausgeführte Bearbeitung vor den archaistischen Lorbeerblattspitzen von Solutré aus.

In der Diskussion zieht G. de Mortillet die neolithische Herkunft dieser Stücke stark in Zweifel. *Dr. Buschan-Stettin.*

403. Paul Raymond: 1. Gisements moustériens dans le Gard. 2. Continuation de l'exploration de l'Aven de Ronze. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 663.

1. Gegenüber der Behauptung einiger Paläontologen, dass in dem Departement Le Gard der paläolithische Mensch zur mittleren Quaternärzeit (Moustier-Epoche) noch nicht gelebt habe, führt Raymond aus, dass man bisher an drei Stellen, zu Salazac, in der Gemeinde Foissac und zu Aiguèze Messer- und Pfeilspitzen gefunden hat, die die typische Form der Moustier-Epoche besitzen. Hiernach dürfte die Existenz des quaternären Menschen (mittlere Epoche) für diesen Teil von Languedoc erwiesen sein.

2. Weiter berichtet Raymond über eine neolithische Niederlassung zu Ronze. Unter den Fundsachen kommen merkwürdigerweise auch lorbeerblattfömige Pfeilspitzen vom Solutré-Typus vor, eine Erscheinung, die Vauvillé bereits anderwärts (vergl. vorstehendes Referat) beobachtet hat.

Dr. Buschan-Stettin.

404. Octave Vauvillé: 1. L'un des ateliers néolithiques de Mercin (Aisne). 2. Sépulture dite gauloise de l'époque marnienne sur Mercin. 3. Observations sur la dénomination de l'époque gauloise dite Beuvraysienne. Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 725.

1. Neolithische Werkstätte auf einem kleinen Hügel zu Mercin (Canton Soissons).

2. Unter einer 80 cm langen und 55 cm breiten Sandsteinplatte, die von 39 kleineren Steinen umgeben war, stiess man auf ein gleichfalls mit Steinen ausgekleidetes Grab der gallischen Periode (Länge 1,70 m). In ihm lagen ein Skelett und 2 ineinander gesetzte Gefässe, die von einem dritten, flachen überdeckt wurden. Zu den Füssen des Leichnams lagen 2 bronzene Ringe; seine Armknochen steckten in je einem Armband; am Kopfe fand man einen schönen, schraubenartig gewundenen Torques. Die beiden ineinander gesetzten Gefässe zeigten das für die gallischen, sogenannten Marnischen Grabstätten charakteristische Ornament. Die Drehscheibe scheint bei der Herstellung derselben nicht in Anwendung gekommen zu sein. Ein Vergleich dieser keramischen Reste aus Mercin, sowie der mit ihnen identischen aus den gallischen Grabstättcn des Marne- und Aisne-Gebiets mit denen aus der gallischen Feste zu Pommiers lässt deutliche Unterschiede erkennen. Die ersteren sind trotz ihrer gefälligen Form und Verzierung recht primitiv, die letzteren hingegen ausserordentlich sorgfältig (mittels Drehscheibe) gearbeitet.

3. G. de Mortillet hatte jüngst den Ausgang der gallischen Periode, in der goldene, silberne und bronzene gallische Münzen sehr häufig vorkommen, als période Beuvraysienne (nach den auf dem Berge zu Beuvray gefundenen Gegenständen so benannt) bezeichnet. Vauvillé hat die von hier stammenden, im Musée de la Soc. Éduenne zu Autun befindlichen Funde in Augenschein genommen und sich davon überzeugt, dass dieselben zweien Epochen entstammen, nur zum geringeren Teile dem Ende der gallischen Peride vor der römischen Eroberung, zum grösseren Teile aber der Zeit der römischen Herrschaft (= époque Lugdunienne Mortillets). Demnach scheint der Berg Beuvray erst nach Beginn der römischen Herrschaft als oppidum Aeduorum gegründet worden zu sein, und der Name époche Beuvraysien nicht das zu bezeichnen, was Mortillet im Sinne gehabt hat. Eine Änderung dieser Bezeichnung wäre daher sehr erwünscht.

Dr. Buschan-Stettin.

405. F. Gaillard: Le dolmen du Grah' Niol à Arzon (Morbihan.) Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 672.

Der Dolmen Grah' Niol liegt auf einer Anhöhe in der Gemeinde Arzon Morbihan); von ihm aus geniesst man einen Überblick über eine ganze Reihe megalithischer Denkmäler im Osten der Halbinsel Ruys und auf den

Inseln von Morbihan. Seinen Dimensionen, seiner Konstruktion etc. nach zählt er zu den grössten Bauwerken seiner Art. Der Name Grah' Niol bedeutet „Kampf der Sonne". Ähnliche mit der Sonne zusammenhängende Bezeichnungen, z. B. Men Niol = Sonnenstein, Pen Niol = Sonnenpunkt, finden sich für Dolmen mehrfach in jener Gegend.

Leider hat dieser Bau unter den Zerstörungen früherer Jahrhunderte stark gelitten. Heutzutage existieren von ihm nur noch 3 Tischplatten und 16 Stützpfeiler; die Anzahl der verloren gegangenen Pfeiler schätzt Gaillard auf 16—18. Die innere Länge des Dolmens beträgt augenblicklich, vom ersten Stein des Eingangs bis zum Menhir in der Kammer gemessen 11,40 m. Jedoch bestehen verschiedene Anzeichen dafür, dass der ursprüngliche Eingang noch 2,50 m über dem ersten jetzt vorhandenen Pfeiler hinaus gelegen haben muss. — Der Dolmen setzt sich aus einem Gange und einer Kammer zusammen; ausserdem zweigt sich an dem Ende des Ganges noch eine kleine Nebenkammer ab.

Der Verlust der Stützpfeiler erscheint um so bedauerlicher, als anzunehmen ist, dass sie eingemeisselte Zeichen getragen haben. Auf drei der vorhandenen Pfeiler giebt es noch solche. Die Zeichen zeigen die Form einer arabischen 7, einer Sichel resp. umgestürzten 5, eines U in natürlicher und umgekehrter Stellung, eines Apostrophs, einer eingeknickten resp. mehrerer, zu einander parallel gestellten Linien und eines horizontal liegenden U, darüber ein Komma und darunter eine senkrecht verlaufende Wellenlinie. Die meisten dieser Zeichen finden sich auf den Wänden anderer Dolmen (Dolmen des Marchands zu Locmoriaquer, Mané Karioned zu Carnac) wieder. Zwei kleinere Steine, die zur Füllung zwischen den Stützpfeilern gedient haben, besitzen ausserdem noch je 2 in Relief gearbeitete Äxte. Alle Zeichen sind, wovon man sich deutlich überzeugen kann, nicht durch ein Werkzeug, sondern durch ein härteres Stück Stein eingeritzt worden; auch für die Beildarstellungen trifft dieses zu (zunächst Ziehen der Umrisse mittels Furchen und nachher Fortnehmen des überflüssigen Materials durch Hinwegkratzen).

Der Inhalt des Dolmen bestand in wenigen Flintwerkzeugen (transversaler Pfeilspitze, Schalen, Messerklinge), einem runden Stück Quarz, (Schleuderstein), einer Serpentinperle, acht linsenförmigen Perlen aus Kalaïs (Türkis?), drei, 2 cm langen, dünnen Goldröhrchen von je 1 g Gewicht, drei Dioritäxten, Kohlen- und Aschenresten, sowie zahlreichen Topfscherben. Unter den letzteren lassen sich 6 verschiedene Gefässtypen unterscheiden. Ein Gefäss verdient darunter besonderer Beachtung; es ist dies eine kleine fusslose Schale mit einem durchbohrten Henkelknopf, die an der Innenwand, entsprechend der Stelle des Knopfes, ein kleines Nebengefässchen (Receptaculum) trägt. Gleiche Gefässe hat man bisher in mehreren anderen Dolmen gefunden. Lämpchen dürften es nach Gaillards Ansicht nicht gewesen sein; Gaillard vermutet vielmehr, dass diese Gefässe einen

symbolischen Zweck gehabt haben. Die Ornamentierung der im Dolmen Gran-Niol gefundenen Gefässreste besteht in parallel laufenden horizontalen Linien, auch Bändern, darunter auch punktierten Linien, die sehr sauber und regelmässig ausgeführt erscheinen, in horizontaler Reihe gestellten Kreisen u. ä. m. *Dr. Buschan-Stettin.*

406. Perrier du Carne et L. Manouvrier: Le Dolmen „de la Justice" d'Epône (Seine-et-Oise). Mobilier funéraire et ossements humains. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 273.

Der Dolmen „de la Justice" von Epône ist leider zum Teil schon zerstört. Seit langer Zeit existieren von ihm nur noch 5 Seitenpfeiler auf der rechten, 3 auf der linken Seite und 2 Deckplatten. Seine heutige Länge beträgt 5,30 m; ehemals aber muss sie 11,64 m erreicht haben. Seine Höhe beläuft sich auf circa 1,90, seine Breite auf 1,50 m. Die Seitenwände stecken 1,30 m tief im Boden. Der Dolmen liegt von Nordwest nach Südost orientiert; der Zutritt geschah auf der Nordwestseite.

70 cm unterhalb des Niveaus stiess man zunächst auf ein Bett von flachen Steinen, darunter auf Skelette, dann weiter auf ein zweites Bett aus Steinen und darunter wiederum auf eine Schicht Skelette, schliesslich noch auf eine Lage Steinfliesen, die auf dem quaternären Alluvium auflagen und den Boden des Dolmens bildeten. An 3 Skeletten liess sich erkennen, dass sie mit bis an das Kinn angezogenen Beinen und auf der linken Seite bestattet worden waren. Der Schätzung nach dürfte sich die Anzahl der Beigesetzten auf mindestens 60 belaufen haben.

Am Eingange des Dolmens fand sich eine Herdstätte mit Aschen- und Kohlenüberresten auf der unteren Steinplatte. Die obere Skelettschicht deckte sie vollständig; bei dieser liessen sich keine Herdspuren auffinden. Das Grabmobiliar bestand aus Topfgeschirrresten, Schmucksachen (Rondelles aus Knochen, Bernstein, Thon und Kalkstein), Schabern, Beilen, Klingen, Pfeilspitzen (auch mit querverlaufender Schneide) u. a. m. Demnach zu urteilen gehört der Dolmen zu Epônes der jüngeren Steinzeit an.

Manouvrier hat die Skelettreste mit gewohnter Gründlichkeit zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht. Die Länge der Röhrenknochen spricht dafür, dass die Bevölkerung von Epônes von kleiner Statur gewesen ist. Aus 6 männlichen Röhrenknochen berechnet Manouvrier die mutmaassliche Körperlänge auf 1,606 m, für weibliche auf 1,514 m. Für die neolithischen Bewohner der benachbarten Grabstätte zu Breueil hatte er aus einer grösseren Anzahl Skelette für die Männer (48) eine durchschnittliche Körperlänge von 1,612 m, für die Weiber (22) eine solche von 1,500 m gefunden, ferner für die Männer (49) aus dem ebenfalls benachbarten neolithischen Dolmen zu Mureaux 1,638 m, für die Weiber

(22) ebendaher 1,543 m. Alle die Zahlenwerte zusammen verrechnet, ergeben für die neolithische Bevölkerung in der Gegend von Epônes 1,625 m Körpergrösse (Maximum 1,73, Minimum 1,42) für das männliche, 1,521 m (Maximum 1,59, Minimum 1,39) für das weibliche Geschlecht. Diese Zahlen harmonieren mit den Angaben Rahons, wonach die Körpergrösse der Bewohner Frankreichs in der vorgeschichtlichen Zeit eine etwas höhere gewesen ist, als heutzutage.

Die Röhrenknochen bieten bezüglich ihrer Dicke nichts Auffälliges, aber ihre Muskulatur muss relativ mächtig entwickelt, und die körperliche Anstrengung der Leute dementsprechend eine bedeutende gewesen sein. Diese Thatsache tritt deutlich an den Knochen der Unterextremitäten zu Tage: in der Platymerie, der Pilasterbildung und der Platyknemie. Der mittlere Index der Platymerie (für 47 ausgewachsene Femora) variirt nicht sonderlich nach der Dicke des Oberschenkelknochens (ebensowenig bei denen aus Breueil). Die Platymerie dürfte, wie es scheint, die Regel bei den Neolithikern von Epône und Breueil gewesen sein. Das Gleiche gilt für die Platyknemie. Beide Erscheinungen, sowie das Auftreten von pilasterartigen Vorsprüngen sprechen, wie Manouvrier an anderer Stelle entwickelt hat, für eine enorme Anstrengung der Beinmuskulatur. An der Oberextremität hat die angestrengte Muskelthätigkeit gleichfalls Spuren hinterlassen. Die Äquivalente für Platymerie, Pilasterbildung und Platyknemie bestehen hier: an der Ulna in der häufig sehr starken Krümmung der oberen Partie des Knochens, seiner Verbreiterung und in dem starken Ausgeprägtsein der Muskeleindrücke, an dem Humerus in der ziemlich häufigen Krümmung des oberen Viertels des Knochens, besonders an recht kräftig entwickelten Exemplaren, in dem Vorsprung und der enormen Ausbreitung des V. deltoideum, in dem beträchtlichen Vorspringen der beiden Ränder der Biceps-Rinne — bei einer grossen Anzahl der Oberarmbeine endigt die äussere Crista unten in ein mächtiges, mehr oder weniger breites Tuberculum, das sich häufig mit dem äusseren Aste des V. deltoideum verbindet —, sowie in der ungewöhnlichen Breite und Abplattung der hinteren inneren Fläche des Knochens.

Bei einer ganzen Reihe von Oberarmbeinen besteht eine Perforation der Fossa olecrani. Von 84 Humeri war bei 10 eine Transparenz der Cavitas ohne Durchbohrung vorhanden, bei 3 bestand eine Perforation geringer, bei 11 eine solche mittlerer und bei 5 eine solche hochgradiger Erweiterung. — Am häufigsten fanden sich die schwächsten Knochen durchbohrt.

Eine Anzahl Calcanei, Astragali und Mandibulae hat Manouvrier gleichfalls gemessen und die Messresultate in Gruppen geordnet.

Von den Schädeln waren nur 12 (3 ♂, 9 ♀) der Untersuchung zugänglich. Ich lasse die hauptsächlichsten Indices folgen und füge zum Vergleiche die entsprechenden Zahlen an 4 von Manouvrier gleichfalls ge-

messenen Schädeln aus dem Dolmen zu Dammartin (Seine-et-Oise), Mandhuits (Gem. Guerville) und Dennemont (Gem. Follainville) hinzu.

		Frontal-	Vertikal-	Transval-	Transversal-vertikal-	Frontal-	Nasal-	Orbital-Index.
Dolmen zu Epône Nr. 1		76,3	—	—	66,9	—	—	—
2	♂	74,5	—	—	68,1	—	—	—
3		—	—	—	—	—	53,3	80,0
4		75,8	74,7	98,5	68,1	—	—	—
5		78,0	—	—	—	—	—	—
6		72,4	—	—	67,5	—	—	—
7		78,6	—	—	64,7	62,7	52,3	79,4
8	♀	76,9	—	—	67,1	—	—	—
9		79,5	—	—	67,8	—	46,8	87,8
10		74,0	—	—	—	—	—	
11		77,6	75,4	97,2	70,4	—	—	—
12		74,0	—	—	70,2	—	50,0	79,5
Dolmen zu Dammartin 1	♂	75,5	74,5	98,6	—	—	—	—
2	♀	73,9	75,0	101,4	69,1	65,1	56,5	83,8
Dolmen zu Mandhuits 3	?	77,1	75,4	97,8	65,5	64,8	43,6	86,1
Dolmen zu Dennemont 4	♀	75,0	73,9	98,5	67,8	66,1	50,6	78,4

Wie die Messungen zeigen, scheint die Bevölkerung von Epône ziemlich homogen gewesen zu sein. Jedoch ist die Anzahl der vorliegenden Schädel zu gering, um daraufhin weitergehende Schlüsse zu bauen. Dolichocephalie scheint die Regel gewesen zu sein; auch die Schädel aus den benachbarten Dolmen zu Dammertin etc. waren langköpfig. Manouvrier erinnert aber gleichzeitig daran, dass zu Brueil und Mureaux, gleichfalls benachbarten Orten, Brachycephalen vorkommen.

Von den T-förmigen Verstümmelungen an 3 Schädeln zu Epônes war bereits oben (S. 142) die Rede. Eine Schädelcalotte wies Trepanation (sicherlich am Lebenden ausgeführt) auf dem rechten Parietale auf. Es bedarf keines Hinweise, dass die Skelettfunde von Epônes von grossem Werte für die Paläoethnologie Frankreichs sind.

Dr. Buschan-Stettin.

407. G. de Mortillet: Animal gravé sur une table de Dolmen.
Bull. de la Soc. d' anthr. de Paris. 1895. Bd. VI, S. 231.

Die Unterseite eines Dolmentisches zu Locmariaker (Morbihan), genannt Table des Marchands, trägt zwei Basreliefs, eine gestielte Axt und ein Tier in galoppierender Stellung, das Mortillet als Pferd deutet, Das

Interessanteste an der Darstellung dieses Tieres sind seine senkrechtstehenden, durch 4 Parallelfurchen angedeutete Hinterfüsse, die in hufähnliche Gebilde endigen. Der Rücken, Kopf und ein Teil der Vorderfüsse liegen leider auf einem Stützpfeiler auf und sind so der Besichtigung entzogen.

Für die Mortillet'sche Deutung als Pferd spricht der Umstand, dass der Dolmentisch bereits vor der Auffindung seiner Zeichnung durch Sachverständige im Volksmunde einen auf das Pferd bezüglichen Namen (Dol March'hand, breton. = table cheval allée) führte.

Dr. Buschan-Stettin.

408. J. George u. G. Chauvet: Cachette d'objets en bronce découverte à Vénat, commune de St. Yrieix près Angoulème. Rapports extr. du Bulletin de la Soc. archéol. et histor. de la Charente. Angoulème 1895. 8°. 288 Seiten.

Unter diesem schlichten Titel verbirgt sich ein schönes Werk, das nicht nur eine Aufzählung der zahlreichen Gegenstände des Bronzefundes zu Vénat enthält, sondern auch eine wirkliche Geschichte des Bronzealters bringt.

Auf prächtigen Tafeln finden sich in getreulicher Wiedergabe 264 Gegenstände samt dem Thongefäss, das sie enthielt, photographisch dargestellt: Schaftcelte und Hohlcelte, Degen, die entweder in eine Griffzunge oder in einen Zapfen endigen, Pfeilspitzen mit quer durchbohrter Dille, um sie mittels Nieten zu befestigen, Meissel, Messerklingen, Rasiermesser, Pinzetten, ferner zahlreiche Schmuckgegenstände, massive Armbänder, deren Durchschnitt halbkreisförmig oder auch kreisförmig ist, Armbänder in Bandform, auch solche aus hohlem Schaft, Bronzeperlen, Fingerringe, Ohrringe, Nadeln, Knöpfe, mit auffälliger Geschicklichkeit getriebene Blätter etc. — Verf. verallgemeinert seine Beobachtungen, vergleicht sie mit ähnlichen Entdeckungen aus Frankreich, Europa etc. und erörtert die Schlussfolgerungen, die er sich für berechtigt hält über die Metallurgie jener fernliegenden Zeiten zu maehen. „Die Menschen, die diese Bronzen gegossen haben, waren nicht Ausländer, die sich mit den Erzeugnissen einer fremden Industrie bei uns einfanden, um Handel damit zu treiben; sie gossen sie an Ort und Stelle."

Die verschiedenartigen Bronzeerzeugnisse in Europa haben sicherlich etwas verwandtes an sich, zeigen dabei aber doch für jede Gegend besondere Eigenheiten. — Verf. glaubt nicht an eine Korporation der Giesser, denn die zu Vénat gefundenen Stücke gehören sehr verschiedenen Modellen an, ein Beweis dafür, dass ihre Herstellung der freien Phantasie eines jeden Fabrikanten überlassen war. Kupfer, Zinn und Blei, das sich in den Bronzen in ziemlicher und sicherlich beabsichtigter Menge vorfindet, kamen nicht aus fremden Ländern, sondern wurden aus Minen gewonnen, deren Spuren

sich im Lande selbst oder in den benachbarten Gegenden noch nachweisen lassen. Gold und Eisen waren in jener Zeit nicht mehr unbekannt.

Das Herstellungsverfahren war bereits ziemlich vervollkommnet. Der Guss zeigt drei verschiedene Methoden: den Guss in verlorener Form, durch welchen man sehr fein gezeichnete Verzierungen erzielt, den Guss in Schale und den Guss in Sand.

Nachdem der Verf. eine sehr eingehende Vergleichung dieser Objekte mit denen anderer Länder, auf die wir uns hier nicht einlassen können, angestellt hat, kommt er zu dem Schluss, dass sehr innige Beziehungen zwischen der Bronzekunst in der Schweiz, Savoyen und Italien, weniger wichtige mit der auf den britischen Inseln, in Central-Europa und Skandinavien, noch weniger deutlicher solche mit der in Russland und Sibirien, fast gar keine mit der in den andern Ländern der Welt bestanden haben. „Diese Ähnlichkeit in der Industrie scheint demnach, wenn auch nicht eine vollständig gemeinsame Kultur, so doch wenigstens sehr analoge Gewohnheiten und viel engere Beziehungen anzuzeigen, als man je zwischen den einzelnen Völkern des alten Europa für möglich gehalten hat, Beziehungen, welche der Handel allein nicht erklären zu können scheint.“ Eine vergleichende Tabelle erläutert die Ähnlichkeit zwischen der Industrie von Charente und der anderer Länder. Von einem Import aus dem Orient kann hier keine Rede sein.

Unter der Überschrift „Hypothesen“ endlich entwirft der Verf. eine dem heutigen Standpunkte unseres Wissens angepasste Schilderung dieser letzten Bronzeperiode, welche er mindestens bis ins 10 Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen lässt. *Dr. Papillault-Paris.*

409. Bulletins de la Société Normande d'études préhistoriques. Jahrg. 1894. Band II. Sommiers 1895.

Seite 5—26. Sitzungsbericht über die vom 7. bis 9. April zu Havre abgehaltene Versammlung und eine Studie über die Station am Meeresufer von Havre. Hauptsächlich beschäftigte man sich in den Sitzungen mit den geologischen Schichten (Durchschnitten), und im besonderen mit denen einer bedeutsamen Station unter freiem Himmel, die durch paläolithische Flinte, sowie Knochen von Elephas und Rhinoceros charakterisiert ist und gegenwärtig vom Meere in Beschlag genommen wird.

Man findet hierin einen neuen Beweis für die Veränderungen, die sich seit dem Erscheinen des Menschen an der französischen Meeresküste unaufhörlich vollziehen. Es erscheint die Annahme wenig diskutabel, dass die ersten Menschen ein England gekannt haben, das mit Frankreich in Verbindung stand. Die Trennung der anglo-normanischen Inseln vollzog sich vielleicht später als die römische Eroberung. Seit dem Mittelalter dringt das Meer unaufhaltsam weiter vor, wofür in der oben angegebenen Arbeit verschiedene Beweise aus der historischen Zeit beigebracht werden.

Die geologischen Durchschnitte, die man in Havre studiert hat, gestatten auch auf die Normandie die geologischen Resultate auszudehnen, die Ladrière in dem Departement Somme für die quaternen Ablagerungen gewonnen hat. Auf dem Kongress zu Mons im Jahre 1894 haben belgische Sachverständige gezeigt, dass dieselben Verhältnisse für den Hainaut gelten. Zur Diluvialzeit hat es dort einen Himmelsstrich gegeben, der den gleichen klimatischen Einflüssen unterworfen gewesen ist, und zu dem man auch ein beträchtliches Stück des Rheinbeckens zählen darf.

Seite 45—51. Katalog für die auf der Ausstellung zu Caën ausgestellten Gegenstände.

Seite 65—145. Zusammenstellung der prähistorischen Untersuchungen in der Normandie durch C. Coutil. Ein ausgezeichneter Bericht über alle Orte, die an der prähistorischen Forschung durch Funde betheiligt sind; 9 Tafeln mit den interessantesten Stücken; schliesslich noch 2 nach Materie und Ortsnamen geordnete Verzeichnisse. *F. de Villenoisy-Paris.*

ζ. Italien.

410. Paolo Lioy: Le misteriose barchette della Fontega (Fimon). Atti del R. instituto Veneto di science etc. Vol. VI. Serie VII. 1895. S. 1092 ff.

Paolo Lioy: Ulteriori notizie etc. Ebendas. Vol. VII. Serie VII. 1896. S. 159 ff.

Der Verf., bekannt als Entdecker des steinzeitlichen Pfahlbaus von Fimon bei Vicenza, giebt in den vorliegenden Abhandlungen Mitteilung eines Fundes in einem kleinen See von Fontega, der früher mit dem Sumpfe von Fimon zusammenhing (vergl. über das Allgemeine Bull. di paletnol. ital. 1889 und 1890). Es sind fünf jener rätselhaften bootförmigen „Fallen", gewöhnlich aus Eichenholz, die besonders auch durch ihre weite geographische Verbreitung Interesse verdienen. Von den (eingeschlossen die vorliegend veröffentlichten) 17 Exemplaren stammen 5 aus Oberitalien, 2 aus Irland, 1 aus Wales, 4 aus Norddeutschland (2 aus Mecklenburg, 1 aus Pommern, 1 aus Westpreussen), 5 aus Kärnthen (Laibach). Die Deutung der Stücke ist weit auseinandergegangen: abgesehen von Kuriositäten, so der Auffassung als „welsche Harfen", hat man sie als Torfpressen, Käsepressen, Spielgeräte, Streichbretter angesehen, ganz überwiegend aber sie doch mit der Fischerei in Verbindung gebracht und als Fischbehälter oder Fallen (besonders für Biber oder Fischottern) erklärt. Der letzten Auffassung schliesst sich auch Verf. an. Leider ist keine der 17 „Fallen" unter Umständen gefunden, die eine zeitliche Bestimmung ermöglichen. — Die zweite Abhandlung behandelt in launiger Darstellung ein ergötzliches Quiproquo, zu welchem eine Nachbildung der Laibacher Fallen im zoologischen Museum in Paris Veranlassung gegeben hat.

Dr. Beltz-Schwerin i. M.

η. Afrika.

411. H. W. Seaton-Kerr: Discovery of evidences of the palaeolithic stone-age in Somaliland. Journ. of anthrop. Inst. Bd. XXV, 3. S. 271.

Verf. hat im Somâli-Land Steinwerkzeuge gefunden, die, wenngleich sie bisher nur an beschränkten Stellen zu Tage getreten sind, dennoch zu der Annahme eines Steinzeitalters, das man jedoch nicht voreilig für synchron mit der paläolithischen Epoche in Europa halten darf, im tropischen Afrika berechtigen. *Charles S. Myers-London.*

C. Versammlungs- und Vereins-Berichte.

Die XXVII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Speier vom 3.—5. August 1896.

In der Eröffnungsrede ermahnte Geheimrat Virchow-Berlin zur Vorsicht bei Verwertung der Ergebnisse anthropologischer Forschung und zeigte, welche Fülle von Irrtümern durch Übereifer und Voreiligkeit schon entstanden seien. Die Fülle des vorhandenen Materials verlange Sichtung, und doppelte Vorsicht sei nötig bei Bearbeitung von Problemen, deren Lösung vom Publikum sofort verlangt werde, während an ihnen, ehe es dazu käme, noch emsig gearbeitet werden müsse. Ein Fehler, und zwar ein logischer Grundfehler bei prähistorischen Untersuchungen, sei es z. B., die Anschauungen der historischen Zeit auf die vorhistorische zu übertragen, wovon viele Geschichtsschreiber nicht freizusprechen wären, und seine Ahnenreihe, seinen Wappenpfahl ad infinitum bis in die graueste Urzeit hinauf zu konstruieren. So hielt z. B. v. Hölder schon die Leute der Steinzeit für Germanen, und doch sei gerade der germanische Schädel eins der schwierigsten Probleme anthropologischer Forschung. Man könne nicht jeden modernen Germanenschädel auf ein und denselben Typus zurückführen; allerdings herrschte zur sog. Reihengräberzeit ziemlich ein Typus, aber dieser nun „germanische“ Typus trete erst nach der römischen Invasion auf, und bei den Wanderungen vieler Stämme (z. B. der Semnonen), die sich gar nicht verfolgen liessen, seien die Grundlagen, aus denen der germanische Reihengräberschädel entstanden, gar nicht darzuthun. Reihenartig angeordnete Grabstätten fänden sich nun aber nicht nur im Südwesten, sondern auch im Nordosten Deutschlands, und es war falsch, diese der gleichen Anlage und des gleichen Schädelbaues wegen den Germanen zuzuschreiben, ein Fehler, den er (Virchow) für die Mark Brandenburg und Lissauer für die Weichselgegend begangen habe, der aber durch das Studium der Beigaben aufgedeckt worden sei. Dadurch hätten sich diese Gräber als typisch-slavisch erwiesen; der Schläfenring sei ein sicheres Kriterium für slavischen Ursprung geworden, und nach

den Beigaben lasse sich auch die slavische Einwanderung im 6. Jahrhundert von Osten nach Westen her verfolgen und genau abgrenzen.

Die Schwierigkeit, den Ursprung des germanischen Reihengräberschädels darzulegen, wachse aber noch dadurch, dass vordem alle Überreste durch Leichenbrand völlig zu Grunde gegangen, und es sei unmöglich, auch nur einen Schädel zu rekonstruieren.

Das Verbreitungsgebiet der Reihengräber sei übrigens auch Frankreich und Ungarn, letzteres schon in der Steinzeit (Lengyel); aber doch widerstrebe es den historischen Anschauungen, die ganz arischen dolichocephalen Schädel von Lengyel z. B. für germanisch zu halten. Es sei nun mal nicht jeder dolichocephale Reihengräberschädel germanisch, auch nicht in der Pfalz, und es gäbe überhaupt keinen ausgesprochen germanischen Schädel, eben so wenig wie es nicht einmal einen typischen Judenschädel gäbe; und all die Variationen liessen sich nicht auf einen Typus zurückführen.

Man hüte sich also vor zu weitgehenden Schlüssen, sonst käme man noch auf den Pithecanthropus als Urgermanen zurück. Viel dazu fehlt beinahe nicht, ist er ja schon mit den Schädeln von Spy und Neanderthal in enge Beziehung gebracht worden. Was den Pithecanthropus übrigens des Näheren anbelangt, so ist zunächst die Dubois'sche Bezeichnung „Übergangsform" ein logischer Fehler; was nicht Mensch, ist Tier, also auch jede Übergangsform. Auch der Pithecanthropus sei nach seiner Ansicht weiter nichts als ein hochstehender Affe, dem heutigen Gibbon am ähnlichsten, nur viel grösser, ein Riesengibbon; nach seinen und W. Krauses Untersuchungen sei ein Hylobatesschädel im vergrösserten Maassstabe dem des Pithecanthropus äusserst ähnlich. Aber gerade durch Riesenwachstum, ebenso wie durch blosses Körperwachstum würde die Entfernung vom Menschen immer grösser; ein junger Orang sei z. B. dem Menschen sehr ähnlich, nicht ein alter. Ein weiterer Fehler bei der betr. Frage sei ferner, gelegentliche Variationen, z. B. die weit auseinander stehenden Wurzeln des einen Pithecanthropuszahnes, wie sie hin und wieder auch beim Menschen vorkommen, als Regel hinzustellen.

Nach den üblichen Begrüssungen seitens der staatlichen Behörden (Regierungspräsident von Auer), der Stadt Speier (Adjunkt Serr), des historischen Vereins (Rektor Harster) und des Ärztevereins (Medizinalrat Karsch) gab

Gymnasialrektor Ohlenschlager-Speier einen Überblick über die Vorgeschichte der Pfalz. Während vereinzelt Steinwaffen und werkzeuge ziemlich häufig vorkommen, sind von Gesamtfunden der Steinzeit Redner nur zwei bekannt, von Kirchheim a. d. Eck (sitzendes Skelett mit 2 Gefässen und einem Steinbeil) und von Landau, erst 1896 aufgedeckt (s. den Vortrag von Heuser). — Aus der Bronzezeit sind namentlich Einzelfunde, Palstäbe, Ketten, Schwerter, Dolche, Messer, Ringe, auch Guss-

formen für Messer, Dolchklingen, Pfeilspitzen, Ringe und runde Plättchen, sowie Gusstiegel bekannt, während genaueres über Bronzefunde aus Grabhügeln nicht nachzuweisen ist. Ausserdem giebt es die schönsten italischen Importstücke, z. B. die goldnen Ringe von Böhl, Bodenbach und Dürkheim, der „goldne Hut" von Schifferstadt, etruskische Gefässe, vor allem aber der berühmte Dürkheimer Dreifuss. — Die Hallstattzeit ist in der Pfalz äusserst spärlich vertreten, obgleich sie am rechten Rheinufer recht zahlreiche Fundstücke liefert, zahlreicher als die La Tèneperiode. Redner kennt nur einen Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit mit zwei Armbrustfibeln, einer geraden Nadel mit verdrücktem Kopf und Stücken einer grauschwarzen bauchigen Urne. Dagegen ist die Zahl der La Tènefunde gross, sowohl als Einzelfunde, als auch aus Flach- und Hügelgräbern; namentlich sind Schmuckstücke, Ringe und Halsringe, z. T. von grosser Schönheit, reich vertreten, Waffen nur in sehr geringer Zahl; hervorzuheben wäre die 96 cm lange Schwertscheide von Ludwigshafen. Reichhaltig nach Zahl und Gestalt sind auch die Gefässe dieser Zeit.

Am zahlreichsten sind die römischen Funde; sie beweisen das grosse Übergewicht der römischen Herrschaft gegenüber der früheren Bevölkerung. — Die spätere Zeit der Germanen kennzeichnet sich durch Gräberfelder von reichster Ausstattung in ziemlicher Anzahl.

Redner gab sodann noch einen Überblick über die Entwicklung der antiquarischen Forschung in der Pfalz bis zur Jetztzeit.

In dem wissenschaftlichen Jahresberichte hob Prof. Dr. J. Ranke-München die Festschrift zu Adolf Bastians 70. Geburtstage, daraus besonders Virchows Beitrag: „Rassenbildung und Erblichkeit", sowie das Huxley'sche Werk über den Darwinismus, übersetzt von Privatdozent Dr. Brehm, hervor.

Oberlehrer Weismann-München erstattete den Rechenschaftsbericht (Baarbestand 1372,14 Mark, dazu Jahresbeiträge von 1700 Mitgliedern à 3 Mark = 5100 Mark, Summa 6472,14 Mark).

Am folgenden Tage, den 4. August, sprach Prof. Dr. Haster-Speier nun Gymnasialrektor in Fürth) über die vorrömischen Beziehungen der Pfalz zu Italien. Ausser den Handelswegen von Osten her, die entsprechend dem allgemeinen Völkerzuge von Ost nach West wohl schon in vorhistorischer Zeit bestanden haben und die Donau aufwärts führten, bestand auch ein lebhafter Verkehr mit dem Süden. Der Hauptweg führte die alte Strasse über Massilia die Rhône und Saône aufwärts zum Rhein, und viele Importstücke, nicht nur etruskische, wie der Dürkheimer Dreifuss, sondern auch karthagische, phönizische und griechische lassen, sich in der Pfalz nachweisen, wenn auch einige Autoren (Hörnes) in ihnen Beutestücke gallischer Schaaren aus Oberitalien sehen wollen. Von anderer Seite (v. Duhn) werden derartige Stücke speziell als „Rückfracht massaliotischer Schiffe gegen britisches Zinn" angesprochen. Neben dieser Hauptstrasse

muss aber noch ein zweiter Weg, allerdings mehr für lokalen Verkehr, angenommen werden: die Alpenstrasse über den St. Bernhard den Rhein entlang. Die Ähnlichkeit zwischen manchen Funden aus den Schweizer Pfahlbauten und den oberitalischen Terramaren, aus den Gräberfeldern von Hallstatt und der Romagna legen diese Annahme nahe. Auch die Pfalz hat sicher auch auf diesem Landwege Beziehungen zum Süden gehabt, sodass bereits Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. ein lebhafter Verkehr vom Rhein nach Italien bestanden hat.

Im Anschluss hieran betonte

Mehlis den Landverkehr, der vielleicht schon von der neolithischen Zeit her bestanden hat, entgegen der Ansicht v. Duhns. Die Bronzezeitfunde der Westschweiz seien denen der Pfalz sehr ähnlich, ebenso die Befestigungsarten.

Virchow wollte vor allem auf Form und Zusammensetzung der Objekte geachtet wissen, dann ergebe sich der Handelsweg von selbst. Beispielsweise käme immer dieselbe Form der bronzenen Schnabelkanne von der Pfalz her bis Norddeutschland und Holland vor. Ferner sei die Möglichkeit von Einflüssen von Osten her (Noricum) zu betonen, wobei ein Übersteigen der Alpen nicht nötig sei.

Ohlenschlager schlug darauf vor, grosse Fundverzeichnisse von ganz Deutschland anzulegen, dann würden sich wohl auch in Deutschland selbst mehr Centren als bisher finden lassen. Referent möchte eine praktische Durchführbarkeit dieses Vorschlages sehr in Frage ziehen.

Über Wortaberglauben sprach hierauf Freiherr von Andrian-Werburg-Wien. Wie dem Körper und seinen Teilen besondere Zauberkraft zugeschrieben werde, so auch blossen Worten, Silben und Buchstaben, ein Glauben, der sich bei den verschiedensten Völkern und Religionen nachweisen lasse. Eine besondere Macht habe der Name, der wie Haare und Zähne einen wesentlichen und charakteristischen Bestandteil des Individuums, einen Teil seiner Seele bilde. Wie zwischen Individuum und seinem Bilde bestehe auch zwischen diesem und seinem Namen ein inniger Zusammenhang, sodass der Name zu Zauberwirkungen gegen die betr. Person gebraucht werden kann. Bei manchen Völkern darf er daher seiner mystischen Kraft wegen nicht ausgesprochen werden; bei blosser Kenntnis des Namens kann man auf die betr. Person in gutem und bösem Sinne, auch weit in die Ferne hin, einwirken (Heilungen, Liebeszauber), und die Macht der Geister ist grösser, wenn sie den Namen wissen. Gegen solche schädlichen Einflüsse beständen nun die verschiedensten Schutzvorrichtungen: Heilighaltung des Namens, Vorsicht bei der Namengebung, Namensänderung (die gleichzeitig zur Erhaltung des Selbstbewusstseins, besonders nach vollbrachten Leistungen, diene), Vermeidung der Namen eines Verstorbenen oder jemand nach gewissen Tieren zu nennen etc. Der Wert des Namens werde auch auf die Gottheit, insbesondere die Schutz-

göttheit, übertragen. — Redner belegte durch zahlreiche interessante Beispiele aus der Völkerkunde seine Ausführungen.

Prof. Dr. Furtwängler-München sprach über älteste Germanendarstellungen. Nicht die Trajansäule und der Bogen des Marc Aurel, sondern ein soeben erst musterhaft publiziertes (von G. G. Foćilesko, Wien, Hölder 1895), aber falsch gedeutetes Denkmal von Adamklissi in der Dobrutscha, Rumänien, bisher Tropaeum Trajani genannt, enthalte die ersten Darstellungen der Germanen. Es ist aber kein Denkmal des Sieges Trajans über die Daker, sondern schon zur Augustinischen Zeit entstanden und verherrlicht den Sieg des Crassus über die Bastarner und andere thrakische Völkerschaften, wie Furtwängler in einer Sonderpublikation demnächst ausführlich darthun will. — Die Bastarner, ein deutscher Volksstamm, zogen vor den Cimbern und Teutonen etwa von der oberen Weichsel aus und müssen, um 200 v. Chr. an der unteren Donau erschienen sein. Philipp von Makedonien trat mit ihnen in Unterhandlung betr. eines Feldzuges gegen Rom, weiterhin sein Sohn und Nachfolger Perseus, der jedoch aus Sparsamkeitsrücksichten zu seinem Schaden davon wieder abstand. Die Erfolge des Mithridates gegen Rom beruhen auf ihrer Unterstützung, und auch weiterhin machten sie den Römern viel zu schaffen, bis es Crassus gelang, sie durch List zu besiegen. Die Schilderung dieses Sieges durch Dio Cassius stimmt auffallend mit den Darstellungen auf dem Denkmal überein. Die Bastarner werden hier dargestellt halbnackt, nur mit Hosen bekleidet, mit langen, spitz zugeschnittenen Bärten, das Gesicht trotzig, aber edel und vornehm. Derselbe Typus kehrt auf der Säule des Trajan wieder, der sie als Hilfstruppen gegen die Daker benützte, auch auf dem Bogen des Marc Aurel, wo sie jedoch noch mit einem Rock bekleidet erscheinen.

Dr. med. Köhl-Worms berichtete nun über das neolithische Gräberfeld bei Worms, das er schon in den „Nachr. über deutsche Altertumsf. 1896, Nr. 1" kurz gemeldet habe, und worüber in der von Major von Heyl-Worms gestifteten Festschrift ausführliche Angaben enthalten sind. Aufgedeckt seien bisher 69 Gräber, reihengräberartig von SO nach NW (Kopf) ohne Steinsetzung in einer Tiefe von 0,30—1,50 m angelegt. Die Skelette, in dem kalkhaltigen Sande gut erhalten, liegen ausgestreckt (nur das eines alten Individuums in liegender Hockerstellung), den Kopf nach rechts geneigt. Die Beigaben sind denen vom Hinkelstein sehr ähnlich, nur viel reichhaltiger; zahlreich sind die Gefässe, z. T. bei der Bestattung absichtlich zerbrochen und in Scherben mit beigegeben, sämtlich ohne Henkel, entweder roh geformt und unverziert oder zart, dünnwandig, z. T. sehr schön verziert, auch mit Rötel oder Eisenocker rot gefärbt; der Boden gewöhnlich kesselförmig. Das schraffierte Dreieck (Wolfszahn) ist das häufigste Ornament. Von grösseren Steingeräten erscheinen 3 Formen, die durchbohrte Axt, der schuhleistenförmige Meissel

und das kleine flache undurchbohrte Beil, von kleineren Werkzeugen aus (importiertem) Feuerstein Messer, Schaber und Knollen zum Feuerschlagen. Pfeilspitzen fehlen. Mitunter finden sich paarige Wetz- oder Schleifsteine, sehr häufig sind in Frauengräbern kleinere plattenförmige Handmühlen, Schmucksachen aus Stein, Knochen, Muscheln, Tierzähnen, Fossilien, seltener flache Armringe aus Serpentin und fossilem Hirschgeweih. Auch roter und gelber Eisenocker, sowie Rötel fanden sich in Stücken vor. — Köhl setzt dieses Grabfeld wegen der Art der Bestattung in das Ende der Steinzeit, in das 3. Jahrtausend v. Chr., vielleicht in den Beginn desselben.

Im Anschluss hieran machte Prof. Dr. Ranke-München auf die Eichelbacher Funde des Herrn von Haxthausen aufmerksam.

Geheimrat Virchow-Berlin teilte der Versammlung mit, dass der Schlossberg von Burg im Spreewalde, der Sage nach das Schloss der Wendenkönige, einem Bahnbau zum Opfer fallen solle. Es wurde einstimmig dagegen protestiert und die nötigen Schritte eingeleitet.

Hauptmann a. D. Seyler-München verbreitete sich über die Anlage des rätischen Limes von strategischen Gesichtspunkten aus. Redner hatte den Limes zu diesem Zwecke bereist. An der Hand von Karten demonstrierte er, wie seine Richtung durch das Vorgelände bestimmt werde. Von vorgeschobenen Punkten konnte Thal und Fluss bewacht werden; jedenfalls war er eher zur schnellen Übermittelung von Nachrichten als zur Verteidigung bestimmt und ist wohl auch nicht lange benutzt worden.

Anschliessend hieran machte Ohlenschlager Mitteilungen über seine eigenen Limesuntersuchungen, Er konnte 3 parallele Linien, ausser der mittleren, dem eigentlichen Grenzwall, nach vorne zu noch vorgeschobene Schanzen, nach rückwärts zu Castra konstatieren, vielleicht deshalb angelegt, weil die Römer auch gegen die rückwärtige Front zn kämpfen hatten. Möglich ist, dass letztere die ursprüngliche Anlage vorstellen. Redner zeigte des weiteren die strategischen Gesichtspunkte der Castra, die das eigentliche Lager darstellen, während im Limes und den vorliegenden Schanzen nur Plätze für Feldwachen resp. Vorposten zu erblicken wären.

Zum Schluss sprach Gymnasiallehrer Dr. Mehlis-Neustadt a. H. über spätrömische Befestigungen im Haardtgebirge. Nach einem historischen Überblick schilderte er speziell die Befestigungsanlage auf dem Donnersberge, die grösste der Pfalz, von 6000 m Umfang und 102 ha Flächenraum. Nach drei Richtungen hin ist der Zugang durch Türme gedeckt. Nach dem zahlreichen Vorkommen von Regenbogenschüsseln kann man schliessen, dass sie zuerst in der Haupt-Latènezeit benützt werden sei; die zweite Benutzung falle in die Zeit der Konstantiner. Die klassische Form des römischen Kastells war aufgegeben, vielleicht infolge Entnationalisierung des römischen Heeres zur Zeit Konstantins, da die fremden Truppen nach ihrer alten, heimischen Art die Wälle anlegten.

Der dritte und letzte Tag brachte folgende Vorträge:

Hofrat Hagen-Homburg (Pfalz), der sich von 1893—1895 in Neu-Guinea als Arzt aufgehalten, schilderte die Papuas von der Astrolabebai in ihren Sitten und Gebräuchen. Während die Bewohner des Bismarckarchipels den Australiern, die Salomonsinsulaner den afrikanischen Negern sehr nahe stehen, bildeten die Papuas von Neu-Guinea, die man wieder in Küsten- und Bergbewohner einteilen könne, eine Rasseninsel. Schon stark von der Kultur beleckt seien sie von der Steinzeit direkt zum Eisen übergegangen. Redner zeigt das letzte daselbst angefertigte Steinbeil in voller Schäftung, sowie mit eisernen Werkzeugen hergestellte Gegenstände, einen Kelch etc. Speziell erwähnt er den Völkergeruch, der jedenfalls durch Einschmieren des Körpers mit fettiger Ockerfarbe (zum Schutz gegen den Geruch) sehr modifiziert werde. — Die Sprache der Papuas zeige sehr verschiedene Dialekte und sei mit ihnen im Aussterben begriffen. — Nach einer höchst interessanten Schilderung der Gebräuche bei Geburt, Mannbarwerdung, Liebeswerben, Heirat, Tod etc., gab Redner noch einige somatisch-anthropologische Notizen: auf Kaiser-Wilhelmsland beträgt die Körpergrösse der Männer 1,628 m, der Längenbreitenindex des Kopfes 78,8; auf dem Bismarckarchipel die Körpergrösse der Männer 1,617 m, der Frauen 1,541 m, der Längenbreitenindex des Kopfes ohne Rücksicht auf das Geschlecht 79,5; die Salomonsinsulaner sind 1,618 m gross, ihr Längenbreitenindex ist 78. — Mitunter findet sich auch schwache Brachycephalie.

Näheres wird in einem demnächst mit Unterstützung der Berliner Akademie erscheinenden Werke Hagens enthalten sein, das u. a. gegen 150 von ihm selbst aufgenommene Photographieen der Papuas und ihrer Nachbarstämme bringen wird.

Ranke besprach im Anschluss hieran den Antrag Bumiller, betr. eines allgemeinen Instruktionsschemas; Bartels wollte aus praktischen Rücksichten hauptsächlich spezielle Fragen aufgestellt haben. Auf Vorschlag von Virchow wurde die Sache einer Kommission überwiesen.

Prof. Dr. Ranke-München schilderte hierauf den fossilen Menschen auf Grund des grossen paläontologischen Werkes v. Zittels. Mit dem durch Absinken der Jahrestemperatur bedingten Eintreten der Eiszeit wurden einige der einheimischen Tiere ganz vernichtet, andere zurückgedrängt. Dafür fand ein Vorstoss kälteliebender centralasiatischer Tiere statt, und es liegt der Gedanke nahe, dass der Mensch, der sich erst im Diluvium nachweisen lässt, mit ihnen von Osten hergekommen sei. Was seine Verbreitung anlangt, so zeige er in Asien, Europa, Nordafrika, Nord- und Südamerika denselben Typus analog der Fauna und Flora dieser Gebiete, die zur Tertiärzeit wesentlich gleich ist, zur Diluvialzeit aber schon zwischen Nord- und Südamerika einerseits, Asien und Afrika andererseits infolge Lockerung des Zusammenhanges Differenzen aufweist. Auch das

ursprünglich einheitliche Bild des paläontologischen Menschen habe sich durch Völkerverschiebungen verändert und nach beiden Extremen hin ausgestaltet, sei aber im wesentlichen dasselbe geblieben. — Der Typus dieser einen paläontologischen Ursache sei eurycephal (Gehirnschädel im Verhältnis zum Gesichtsschädel gross, Gesichtsschädel relativ klein), die Haut gelb, das Haar grob, die Schädelbasis stark geknickt, der dritte Molar rudimentär.

Ausserdem müsse man aber noch eine zweite Urrasse annehmen, wenn auch deren fossile Reste noch nicht aufzufinden seien. Ihr Typus sei stenocephal (Gehirnschädel relativ klein, Gesichtsschädel relativ gross), die Haut schwarz, das Haar fein, Schädelbasis weniger geknickt, der dritte Molar nicht rudimentär. Auch für sie sei als Stammsitz Asien anzunehmen, und es liegt nahe, beide Urrassen von einer gemeinsamen Wurzel ausgehen zu lassen. Beim Vergleiche untereinander stände aber die zweite schwarze Urrasse dieser gemeinsamen Wurzel jedenfalls sehr nahe und zeige nur geringe Abweichungen.

Hauptmann a. D. Heuser - Speier sprach ausführlicher über den neolithischen Fund von Landau, den zweiten bisher aus der Pfalz bekannten Gesamtfund, den Ohlenschlager bereits in seinem Vortrage erwähnt hatte. Gelegentlich einer Grabung auf dem Hofe der Zwölfmorgen - Kaserne in Landau im Laufe dieses Sommers stiess man in einer Tiefe von nur $^1/_2$ m (da das wellige Gelände abgetreten) auf eine Anzahl Schabwerkzeuge und Pfriemen aus Hirsch- und Rehknochen und Geweihen, Scherben mit Fingerdruckornamenten, andere Scherben grauschwarz, rauh, sowie Bruchstücke von geschweiften Bechern, glatt, plump und ohne Verzierung. Auch Miesmuscheln fanden sich vor. — Der Fund gelangte nach München in die prähistorische Sammlung des Staates.

Anknüpfend an den gleichzeitig zu München tagenden Psychologenkongress und den internationalen kriminal-anthropologischen Kongress zu Genf untersuchte Geheimrat Virchow - Berlin „einige Punkte der Kriminalanthropologie“; er beleuchtete hierbei die Grundlagen der Lehre Lombrosos. Zunächst kämen nicht alle, nur die eingefangenen Verbrecher zur statistischen Berechnung, die ganz abgesehen davon über ein für so weitgehende Schlüsse viel zu geringes Material verfüge. — Besonderheiten des Schädels, die nach Lombroso den Verbrecher charakterisieren, kämen recht häufig bei Naturvölkern vor, und denselben Fehler wie Gall, von der Oberfläche des Schädels auf den Inhalt zu schliessen, begehe auch Lombroso, nur umgekehrt und für pathologische Zustände. Seine Einteilung in grosse und kleine Verbrecher sei rein willkürlich, da die Abgrenzung schwer durchzuführen; vor allem aber beachte er nicht, wie schon gesagt, die ethnischen Unterschiede des Schädels. In Betracht kämen ferner die Frage, womit eigentlich das Verbrechen beginne, die individuelle An-

schauung über den Wert des Lebens und Geisteskrankheiten. Auch deren Beginn sei nicht genau bestimmbar. — Unberücksichtigt lasse Lombroso die Ätiologie des Verbrechens, Unmoralität oder Geisteskrankheit. Auch die Kenntnis von den Zwangsvorstellungen und Zwangsbewegungen lasse sich hierauf nicht übertragen; durch ein abnormes Gehirn entstehe wohl eine Erschwerung der normalen Funktionen, aber kein Zwangsverhältnis. Lombrosos ganze Lehre sei eine Karrikatur der Wissenschaft.

Zum Schluss sprach Geheimrat Waldeyer-Berlin über Schwanzbildungen beim Menschen. Redner wundert sich darüber, dass das gelegentliche Vorkommen eines Schwanzes beim Menschen solch Erstaunen hervorrufe; viel schwieriger sei die Frage, warum bei den Affen der Schwanz in Rückbildung begriffen sei. Nach einer Definition des Begriffes Schwanz, die sehr verschieden gegeben werde (Braune, Keibel) und die nach Waldeyer folgende ist: eine Bildung, die Schwanzwirbel enthalte und, ganz von der äusseren Haut umkleidet, sichtbar hervorrage — besprach er die bisher als zwei verschiedene Arten betrachteten echten Schwänze (schwanzähnliche Fettgeschwülste seien auszuschliessen), Wirbelschwänze, welche Wirbel enthielten, und die sog. Schweineschwänze, deren Axe aus einem bindegewebigen Strang nebst Gefässen bestehe. Waldeyer hat nun einen ihm von Sanitätsrat Bartels zur Verfügung gestellten Menschenschwanz genau mikroskopisch untersucht. Dorsal von einer bindegewebigen Axe zogen paarige Nervenstränge, ventral eine Arterie, alles in mächtiges Fettgewebe eingehüllt, das von der äusseren Haut umkleidet war, genau dasselbe Bild, wie es Querschnitte des letzten Endes von Lämmer- und Schweineschwänzen zeigten. Bei einem gleichen in Russland beobachteten Falle liessen sich ausserdem noch lateral, symmetrisch rechts und links von der Arterie Muskelfasern nachweisen, womit die früher gelegentlich beobachteten kleinen Kontraktionen einiger Menschenschwänze ihre Erklärung finden.

Nach diesen Ergebnissen sei daher ein prinzipieller Unterschied zwischen „Wirbel-“ und „Schweine“schwänzen nicht aufrecht zu halten.

(Ein ausführlicher Bericht wird im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Gesellschaft. 1896. Nr. 9—12 zum Abdruck gelangen.)

Als Versammlungsort für den nächstjährigen Kongress wurde Lübeck ausersehen.

Als Festgabe hatte der historische Verein der Pfalz den 20. Jahrgang seiner „Mitteilungen“ (Inhalt: I. Die Terra Sigillata-Gefässe des Speierer Museums, von Prof. Dr. Wilhelm Harster in Speier, S. 1—182. — II. Ein hinterpfälzischer Festkalender. Beitrag zur pfälzischen Volkskunde, von Dr. Lukas Grünenwald, kgl. Gymnasiallehrer in Speier, S. 183—251.

— III. Archäologische Funde aus der Pfalz, von Dr. Christian Mehlis, kgl. Gymnasiallehrer in Neustadt a. H., S. 252—258), Major von Heyl in Worms, der Vorsitzende des dortigen Altertumsvereins, eine von Dr. Köhl verfasste Schrift: „Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung" gespendet,

Am 6. August folgten die Teilnehmer einer Einladung der Stadt Dürkheim (Besichtigung der Heidenmauer, der Klosterruine Limburg, der Sammlung des Dürkheimer Altertumsvereins); am 7. August waren sie von der Stadt Worms geladen (u. a. Eröffnung römischer Gräber dicht bei der Stadt, Besichtigung des Paulusmuseums mit den Gegenständen aus dem neu entdeckten neolithischen Gräberfeld etc.). Beide Städte wetteiferten untereinander und mit Speier um die Palme der Gastlichkeit.

Der Kongress war von 89 Teilnehmern besucht.

Dr. R. Lehmann-Nitsche-Gocanowo.

D. Tagesgeschichte.

Lyon. Die Académie de Lyon hat Professor Dr. Lacassagne in dortiger Stadt zum Mitglied ihrer Abteilung für Wissenschaften ernannt.

Moskau. Im nächsten Jahre 1897 wird vom 7. (19.) bis zum 14. (26.) August der XII. internationale Kongress für Medizin in Moskau stattfinden. Von Seiten des Kongress-Komitees sind bereits Exemplare der Statuten versandt worden.

Der Vorstand der Sektion für Anatomie, Histologie und Anthropologie hat ausserdem ein Schreiben (in russischer Sprache) versandt. In dem Schreiben werden den Fachgenossen eine Anzahl von Fragen vorgelegt, über die auf dem Kongress verhandelt werden soll.

Die betreffenden Fragen werden hier mitgeteilt mit der Bitte, dass die Fachgenossen Kenntnis davon nehmen und so bald als möglich noch andere Fragen und Themata aufstellen möchten, damit die Kongressleiter sich zeitig an nichtrussische und russische Gelehrte wenden können, um sie zu einer Beantwortung der Fragen zu veranlassen.

Sektion für Anatomie.

1. Soll die lateinische anatomische Nomenklatur, die von der anatomischen Gesellschaft ausgearbeitet worden ist, zu einer internationalen gemacht werden?
2. In welcher Weise ist eine einheitliche Nomenklatur in der russischen anatomischen Litteratur durchzuführen?
3. Ist die Polydactylie als Spaltbildung oder als Atavismus aufzufassen?
4. Die Homologie der oberen und unteren Extremität.

Sektion für Anthropologie.

1. Was für Maassregeln sind zu ergreifen, um möglichst genaue Thatsachen über die anthropologischen Typen der russischen, wie der nichtrussischen Bevölkerung Russlands zu gewinnen?
2. Welches sind die vorzüglichsten charakteristischen Eigentümlichkeiten des Mongolenschädels, und bei welchen Volksstämmen sind diese Eigentümlichkeiten am häufigsten zu finden und am deutlichsten zu erkennen?
3. Inwieweit unterscheiden sich die Schädeltypen der gegenwärtigen Bevölkerung Mittel-Russlands von den Schädeltypen der Kurganbevölkerung? Wie ist die etwaige Veränderung der Typen zu erklären?
4. Die Schädeltypen des Prof. Sergi und ihre Bedeutung für die Klassifikation der Schädelformen.
5. Die Anomalien des Skeletts und der äusseren Bedeckungen. Haben einige von ihnen die Bedeutung von Rassenmerkmalen oder können einige von ihnen als atavistische Bildungen gelten?

Gleichzeitig werden die Herren Fachgenossen gebeten, sobald als möglich die Themata mitteilen zu wollen, über welche sie auf dem Kongress in den Sektionssitzungen Vorträge halten oder Mitteilungen machen wollen.

Zur Entgegennahme jeglicher Mitteilung und zur Übermittelung an die Sektionsvorstände in Moskau ist bereit

Dr. W. Stieda, Geheimer Medizinalrat und ord. Professor der Anatomie an der Universität Königsberg i/Pr.

München. Am 25. August d. J. verstarb in Tutzing an krypog. Sepsis (Sektionsbefund) im Alter von 64 Jahren Dr. Nicolaus Rüdinger (geborener Rheinhesse), seit 1855 Docent, seit 1880 ordentlicher Professor für Anatomie an der Universität München. Er war ein bei seinen Schülern beliebter Lehrer und eifriger Forscher auf dem Gebiete der topographischen und descriptiven Anatomie; auch die Anthropologie verdankt ihm manche wertvolle Beobachtung. Der Verstorbene zählte zu den Gründern der Münchener Anthropologischen Gesellschaft. — Das Gehirn, das der Verstorbene der Anatomie vermacht hatte, wog 1465 g.

Paris. Der Verwaltungsrat des Syndicat des médecins de la Seine hat in seiner Sitzung vom 20. Mai die Erhaltung des Gebäudes der alten medizinischen Fakultät in der Rue de la Bucherie und seine Einrichtung zu einem Museum für kriminelle Anthropologie beim Conseil municipal de Paris beantragt. Eine Sammlung zu ähnlichen Zwecken hat bereits Prof. Lacassagne in Lyon zusammengebracht; über sie soll in der nächsten Nummer ein kurzer Bericht folgen.

Sommerfeld. Die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde hielt ihre 12. Jahresversammlung am 6. Juli in Sommerfeld (Niederlausitz) ab. Nach Abwicklung der üblichen Begrüssungsreden hielt zunächst Staatsarchivar Dr. W. Lippert-

Dresden einen Vortrag über „Die politischen Beziehungen der Niederlausitz zu den Nachbarmächten, insbesondere zu den Markgrafen von Brandenburg und Meissen während des Mittelalters"; sodann sprach Dr. Weineck-Lübben über „Knecht Rupprecht und seine Bedeutung", und zum Schluss gab Dr. Behla-Luckau einen Bericht über seine Ausgrabungen in dem Gräberfelde bei Zöllmersdorf, Kr. Luckau (vermutlich 1. Jahrhundert n. Chr.). Die Versammlung war sehr zahlreich besucht.

Stockholm. Das ethnographische Museum in Stockholm ist aus Mangel an einem dem wertvollen Materiale würdigen Lokale in zwei separate Abteilungen getrennt, von denen die Abtheilung II ganz Asien und Alt-Peru umfasst. Als ein Ganzes bildet das Museum einen Annex zu der Vertebraten-Abteilung des zoologischen Reichsmuseums. Der Umstand, dass Hjalmar Stolpe während der Expedition der Fregatte Vanadis um die Erde in 1883—85 den bei weitem grössten Teil des Inhaltes der Abteilung II sammelte, gab Veranlassung, dass deren systematische Aufstellung ihm anvertraut wurde. In der Zeitschrift Ymer hat Stolpe nun neuerdings (Jahrgang 1895/96, S. 132—180) eine kurzgefasste Schilderung der wichtigsten Gegenstände der Sammlung, dann und wann mit ausführlicheren ethnographischen Digressionen, gegeben. Da die Abhandlung zugleich gewissermaassen als ein Führer durch das Museum dienen soll, hat sie ein überwiegend lokales Interesse. — Aus der Einleitung mag nur ausgeführt werden, dass die Abteilung, soweit sie aus Sammlungen des Berichterstatters besteht, mehr als 3000 Nummern aus Vorder-Indien, 300 aus Siam, 1500 von Japan und über 1200 von Alt-Peru aufzuweisen hat. Im ganzen zählen die vom Verfasser während der Vanadis-Expedition zusammengebrachten Sammlungen etwas über 7500 Nummern, von denen ungefähr 1000 von den Inseln des Stillen Ozeans (Nukahiva, Fakalava, Tahiti, Oahu und Jaluit) und etwa über 100 vom Feuerlande und Chile in der Abteilung I (Australien, Amerika und Afrika) sich aufgestellt finden. Wie aus der Abhandlung erhellt, ist die Abteilung II ethnographisch geordnet, was mit der Abteilung I, mit deren Aufstellung Stolpe nie was zu thun gehabt, nicht der Fall ist.

Zürich. Die neubegründete schweizer. Gesellschaft für Volkskunde wird ihre Arbeiten in einem neuen Publikationsorgan, dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde (in vierteljährlichen Heften) veröffentlichen. Jedes Heft wird als ersten Artikel einen grösseren, zusammenhängenden Aufsatz und weiterhin kürzere Abhandlungen und Notizen volkskundlicher Art bringen. Fragen und Antworten, sowie Mitteilungen über die Thätigkeit der Gesellschaft (Versammlungen, Vorträge, Exkursionen, Beitrittserklärungen, Schenkungen etc.) werden sich anschliessen. Auch Abbildungen von Trachten, Häusern etc. etc. sind vorgesehen.

E. Bibliographische Übersicht.

Laufende Litteratur des Jahres 1896.

1. Zeitschriften.

(Inhalt nur soweit angeführt, als es der Richtung des Centralblattes entspricht.)

Archiv f. Anthropologie. Bd. XXIV. H. 1 u. 2. Koganei, Kurze Mitteilung über Untersuchungen an lebenden Aino. Zograff, Über altrussische Schädel aus dem Kreml von Moskau. Iwanowski, Zur Anthropologie der Mongolen. Reber, Vorhistorische Skulpturendenkmäler im Kanton Wallis. Ranke, Muskel- und Nervenvariationen der dorsalen Elemente des Plexus ischiadicus der Primaten. Köhler, Zur Beurteilung der Bildwerke aus altslavischer Zeit.

Correspondenzbl. d. deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrg. XXVII. Nr. 4. A. Hedinger, Anthropologisches von der Balkanhalbinsel (Schluss). G. Kossinna, Welchem Volke gehören die Nauheimer La Tènefunde an? v. Stoltenberg-Luttmersen, Nochmals die Grüfte von Driburg. — Nr. 5. St. Bontscheff, Dolmen im südlichen Bulgarien. C. Mehlis, Die Runeninschrift in der Drachenhöhle bei Dürkheim a. d. Hart. Welcker, Das Profil des menschlichen Schädels mit Röntgen-Strahlen am Lebenden dargestellt. — Nr. 6. N. Kartschenko, Ein von Menschen verzehrtes Mammut. C. Mehlis, Die Runeninschrift etc. (Schluss). Lindemann, Ein polyedrisches Bronzegewicht aus Kleinasien (Bericht). A. v. Törok, Über die Yogis oder sog. Fakire in der Milleniums-Ausstellung zu Budapest. — Nr. 7. W. M. Schmidt, Zum Donarkult in Bayern. Höfler, Zur Tatzelwurm-Sage. R. Behla, Die Mondscheibe in der Volksphantasie. Köhler, Steine mit Fussspuren.

Globus, Bd. LXIX, Nr. 20. Radde, Besuch in Amboika. v. Bülow, Samoanische Sagen. — Nr. 21. E. Seelmann, Das Deutschtum in Artois. H. Meyer, Muschelhügel (Sambaki) und Urnenfeld bei Laguna (Brasilien). — Nr. 22. Radde, Besuch auf Mangkassar. — Nr. 23. Keller, Reisestudien in den Somaliländern III. Edeler, Götzendienerei unter den heutigen Indianern Mexikos. Pleyte, Die Kwakwabank der Buschneger Surinams. Andree, Das Kreiselspielen und seine Verbreitung. Krause, Merkwürdige Sitten der Haussa. Kampffmeyer, Ein alter Bericht über litauische Totengebräuche.

Bd. LXX. Nr. 1. Zum siebzigsten Geburtstage Adolf Bastians. A. Oppel, Die altmexikanischen Mosaiken. — Nr. 2. M. Buchner, Zur Anatomie und Ästhetik bei den Japanern. W. Wolkenhauer, Gerhard Rohlfs †. — Nr. 3, L. Wilser, Die römischen Brandgräber von Reichenhall in Bayern. M. Buchner, Zur Anatomie etc. (Fortsetzung).

Journal of the Anthrop. Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXVI. Nr. 1. August. Robert M. W. Swan, Some notes on ruined temples in Mashonaland. Col. R. G. Woodthorpe, Some accounts of the shans and hill tribes of the states on the Mekong. Walter Weston, Customs and superstitions in the Highlands of central Japan. O. H. Howarth, The asiatic element of the tribes of Southern Mexico. C. V. Creagh, On unusual forms of burial by people of the east coast of Borneo. L. Wray, The cave dwellers of Perak. Basil Hall Chamberlain, A preliminary notice of the Luchuan language. Daniel G. Brinton, On the oldest stone implements in the eastern United States. H. W. Seton-Karr, Collection of stone implements. Sidney H. Ray, Vocabulary and grammatical notes on the language of Makura, Central New Hebrides.

L'Anthropologie Bd. VII. Nr. 2. Hamy, Les races malaiques et americaines. Dumontier, Etude sur l'inscription de Témiya dans l'île de Yezo. Verneau, De la pluralité des types ethniques chez les Negrilles. Reinach, La sculpture en Europe avant les influences grécoromaines.

Mitteil. d. Anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein. Heft 9. C. Brüchmann, Eine Fundstätte der älteren Steinzeit. Kirmis, Die erste Jadeit-Axt in Schleswig-Holstein. Mestorf, Bronzemesser mit figürlichen Darstellungen. Mestorf, Fund arabischer Münzen. Splieth, Ein Kjökkenmödding (Muschelhaufen) aus der Völkerwanderungszeit.

Niederlaus. Mitteilungen. Zeitschr. der Niederlaus. Gesellschaft f. Anthrop. und Altertumskunde. Bd. IV, H. 5—6. Jentsch, Vorslavische Wohnreste bei Atterwasch, Kr. Guben. Jentsch, Aus dem Gräberfelde bei Gr.-Teuplitz, Kr. Sorau. Jentsch, Der Rundwall bei Trebitz, Kr. Lübben.

Revue mens. de l'École d'Anthropologie. Bd. 6. Nr. 6. Manouvrier, Étude des ossements et crânes humains de la sépulture néolithique de Châlons-sur-Marne. — Nr. 7. L. Capitan, Importance des études pathologiques en anthropologie générale. A. Hovelacque et G. Hervé, Étude de 55 crânes de la région des Faucilles (Vosges). Bottin, Sépultures sous tumulus à Canneaux. — Nr. 8. P. G. Mahoudeau, La locomotion bipède et la charactéristique de hominiens. Chipault, L'Oasis d'Ouargla et ses stations préhistoriques (Sahara Algérien). Capitan, Observation sur les silex taillés découverts par le Dr. Chipault autour d'Ouargla.

The American Anthropologist. Vol. IX. Nr. 1. Stetson, The animistic vampire in New England. J. W. Fewkes, A contribution to ethnobotany. — Nr. 2. R. H. Mathews, Australian ground and tree drawnings. W. Mathews, A vigil of the gods — a Navajo ceremony.

— Nr. 3. J. W. Powell, Seven venerable ghosts. W. S. McGee, Expedition to Parapueria and Seriland. — Nr. 4. G. P. Stickney, Indian use of wild rice. D. K. Shute, Racial anatomical pecularities. F. W. Hodge. Pueblo snake ceremonials. — Nr. 5. J. W. Fewkes, The prehistoric culture of Tusagan. D. G. Brinton, Left-handness in North American aboriginal art.

Transactions of the Asiatic Society of Japan. Vol. XXIII. Nr. 1. W. S. Aston, The Önmun-when invented? Maurice Courant, Note sur les différents systèmes d'écriture employés en Corée. D. C. Greene, Tenrikyō; or the teaching of the heavenly reason. Basil Hall Chamberlain, Comparison of the Japanese and the Luchuan languages.

Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft. Bd. XXVIII, Heft 2. G. Joachimsthal, Angeborene Hand-Anomalien.F. v. Luschan, 1. drei trepanierte Schädel von Teneriffa; 2. Schädel mit Narben in der Bregma-Gegend; 3. Defekte des Os tympanicum an künstlich deformierten Schädeln von Peruanern. K. Walcker, Vorkommen der Regenbogen-Schüsselchen in Deutschland. E. Krause, Weisse Einlagen an zwei Stücken der Schliemann-Sammlung. E. Rösler, Archäologische Untersuchungen in Transkaukasien 1894. Dritte Reise nach Dawschanli-Artschadsor, am 2. August 1894. M. Bartels, Holzstücke aus Zimbabye (Maschana-Land) und Nord-Transvaal. M. Bartels, Zwei Zauber-Hölzer der Bavenda in Transvaal. M. Bartels, Lactatio serotina in Java. M. Hörnes, Die „Blasen" an den Pferdemäulern der Ciste von Moritzing. R. Baier, Die Auffindung zweier Goldgefässe in Langendorf. A. Götze, Thüringer Wallburgen. A. Götze, Eine Feuerstein-Werkstätte in Thüringen. A. Körte, Funde aus dem nordwestlichen Phrygien und von Salonik. H. Busse, 1. Bronzen, Steinbeil und Thongefässe von dem Urnenfelde bei Wilmersdorf. 2. Ein Steinbeil aus Feuerstein von Kunersdorf. 3. Der Burgwall oder Räuberberg bei Görsdorf. 4. Der Burgwall in Buckow. A. Treichel, Burgwälle in Ostpommern, F. v. Luschan, Das Hakenkreuz in Afrika. F. v. Luschan, Junger Mann aus dem Stamme der Wayao. R. Virchow, Schädel und Extremitäten-Knochen von Jakoons, Malacca. E. Rösler, Eine archäologische Exkursion nach Dshebrail.

(Wegen Raummangel wird die Veröffentlichung der Einzel-Abhandlungen erst im nächsten Hefte erfolgen.)

Um Einsendung von Separatabdrücken, Abhandlungen etc. an den Herausgeber wird gebeten.

Einsendungen für die Redaktion sind zu richten an den Herausgeber
Dr. Buschan, Stettin, Moltkestrasse 8.

Register.

1. Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten, auf welchen der betreffende Artikel beginnt.)

2. Sachregister.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten, auf welchen der betreffende Artikel beginnt.)

Druck von Grass, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

socialen Daseins sprechen — der maaßgebende sociologische Gesichtspunkt ist selbst bei äußerster Beachtung geographisch-historischer Beziehungen — ich denke hier besonders an Ratzel — unabweisbar. Daraus mag es sich rechtfertigen, wenn ich eben diesem sociologischen Element, das übrigens bezeichnender Weise mehr oder minder auch in den übrigen betheiligten Wissenschaften zur Geltung gekommen ist — man denke nur an die Universalgeschichte oder an die Geographie in ihrer allgemeineren Fassung! — eine eingehende Betrachtung geschenkt habe. Zweitens lag es mir daran, durch eine allseitige Orientirung über die Aufgabe und Stellung, welche der Völkerkunde innerhalb des Kreises anderer Wissenschaften zukommt, die vielfachen Irrthümer und Mißverständnisse, welche von verschiedenen Seiten aus ihr entgegengebracht werden, aus dem Wege zu räumen und eine gerechtere, objectivere Würdigung vorzubereiten. Auch in dieser Beziehung kann nur die geschichtliche Betrachtung das zutreffende Kriterium der Beurtheilung ermöglichen, und schon aus diesem Grunde war jene inductive Analyse unvermeidlich. Gleichfalls in dieser Hinsicht glaubt die vorliegende Darstellung eine beherzigenswerthe Anregung zu geben, indem in der That bislang außer gelegentlichen und verstreuten Bemerkungen keine vollständige Arbeit der Art vorhanden ist. Ganz besonders gilt das der Philosophie, für die eine eingehende, sorgsame Verwerthung des umfangreichen Materials, wie es in unerschöpflicher Fülle die moderne Völkerkunde enthält, mehr als je Noth thut. Nur auf dieser umfassenden Induction kann sich eine allen Stürmen trotzende Philosophie, d. h. eine Erkenntniß unseres Geistes und der Welt aufbauen: eine empirische Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins, nicht eine dialektisch-speculative, liegt in der That in den Archiven der Völkerkunde verborgen, und es kommt nur auf den kundigen Seher und scharfsinnigen Denker an, daraus eine umfassende philosophische Weltanschauung, wie wir sie zur Zeit noch nicht besitzen, herzustellen. Auch in diesem letzten und entscheidenden Sinne möchte die vorliegende Darstellung, deren klaffende Lücken Niemandem klarer sind als dem Verfasser, den ersten hoffnungsvollen Versuch wagen. Wenn endlich die Untersuchung trotz ihres streng wissenschaftlichen und die neuesten Ergebnisse der Völkerkunde berücksichtigenden Charakters sich an den großen Kreis der Gebildeten wendet, so glaube ich auch in dieser Beziehung nicht irre zu gehen; denn meines Erachtens ist es ein, übrigens in England und Frankreich schon längst überwundenes und nur noch in gewissen gelehrten Schichten bei uns zäh festgehaltenes Vorurtheil, daß wissenschaftliche Gründlichkeit und Genauigkeit sich nicht mit populärer Behandlung vertrage. Auch der Laie wird, wie ich zuversichtlich hoffe, hier Anregung nach den verschiedensten Richtungen finden, falls er nur Interesse und ein gewisses Verständnis für die großen culturhistorischen und ethnologischen Aufgaben der Zeit mitbringt.

Inhaltsverzeichniß.

Centralblatt

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Herausgegeben

von

Dr. phil. et med. G. Buschan.

I. Jahrgang 1896.

Heft 1.

Breslau 1896.
J. U. Kern's Verlag
(Max Müller).

Preis für den Jahrgang von 4 Heften 12 Mk., bei directer Zusendung unter Kreuzband nach Deutschland und Österreich-Ungarn 12 Mk. 40 Pf., nach dem Auslande 12 Mk. 80 Pf.

Inhalt.

Inhalt.


20
25
7

